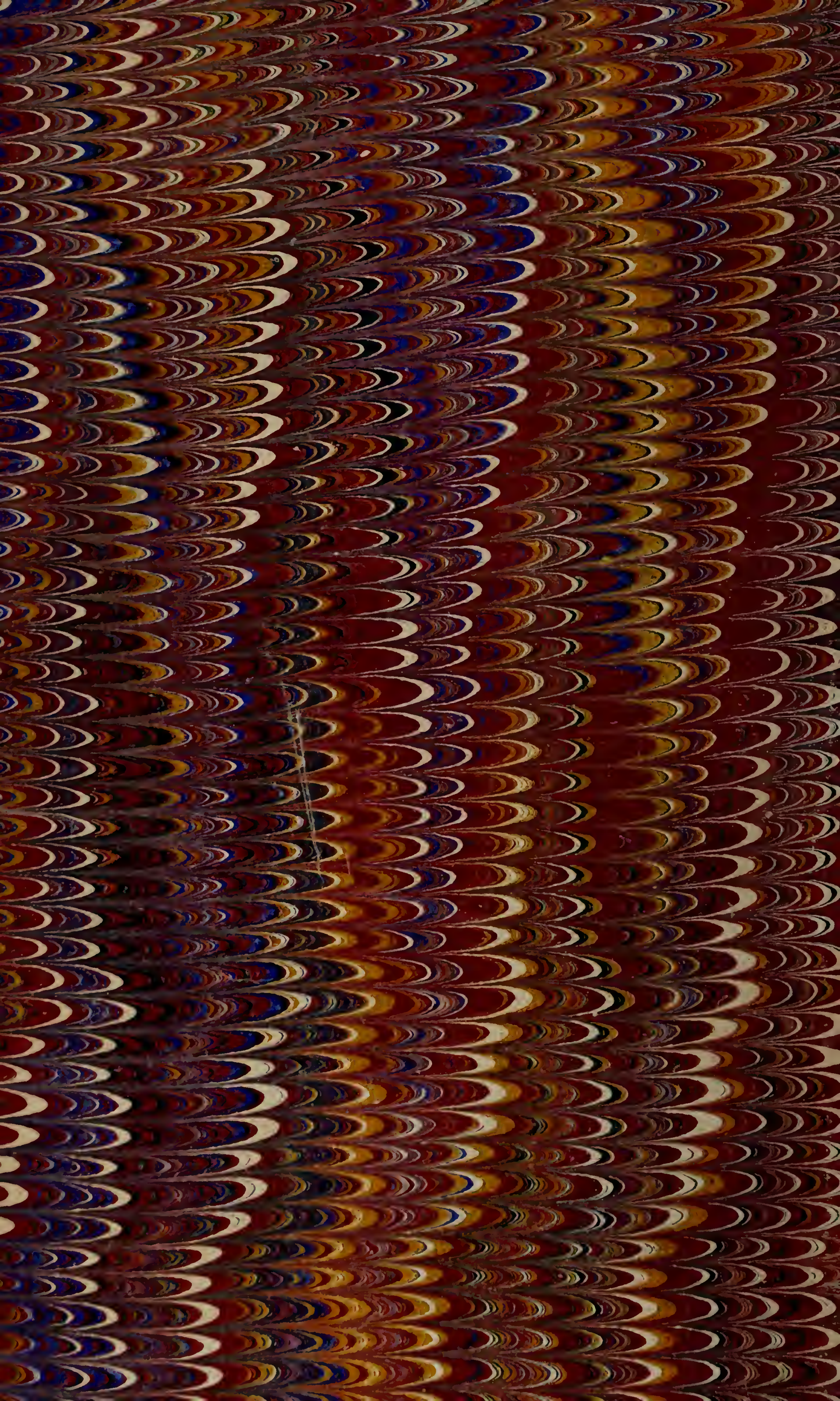

3 1761 03644 3687







Niederlage der Türken bei Wien.

Die

Türken vor Wien

im Jahre 1683.

Ein österreichisches Gedenkbuch

von

Karl Toifel.

Mit einem Anhange, sieben Beilagen und 110 Illustrationen (Karten, Plänen, Porträts, Städteansichten, Schlachtenbildern, Kriegsscenen 2c. 2c.) nach zeitgenössischen Bildern.

Prag: F. Tempsky. 1883. Leipzig: G. Freytag.


LIBRARY
JAN 8 1964
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Verzeichniß

der für das vorliegende Werk benützten Quellen.

(Die bereits im Texte angeführten Quellenwerke sind hier nicht mehr genannt.)

Benaglia Joh. „Ausführliche Reisebeschreibung von Wien nach Konstantinopel des Grafen Albrecht Caprara" rc. 1687.

Bermann Moriz. „Alt- und Neu-Wien". Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebung. 1880.

Birken Sigm. v. „Neuvermehrter Donaustrand" rc. nebst einer kleinen ungarischen und türkischen Chronik und des anno 1663 und 1664 geführten Türkenkrieges. 1684.

Boethius Christ. „Ruhm, belorbeerter Triumph, leuchtender Kriegshelm" rc. rc. Nürnberg 1688.

Camesina A. Ritter v. „Wiens Bedrängniß 1683".

Coyer Abt. „Geschichte des Johann Sobieski, Königs in Polen". 1762.

Eichhorn Joh. Gottf. „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte". 1817.

Fuhrmann P. Math. „Historische Beschreibung von Wien". 1766.

Ghelen G. V. „Relation sur le siége de Vienne assiegée par les Turcs etc". Bruxelles 1684.

Gräffer Fr. „Oesterreichische National-Encyklopädie". 1835.

Hammer Jos. v. „Geschichte des osmanischen Reiches". 1834.

Happel E. G. „Ausführliche Beschreibung der Kriegssachen so anno 1683 zwischen den christlichen alliirten Potentaten und dem türkischen Kaiser fürgefallen sind" rc. 1684.

Hormayr J. v. „Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten". 1823. „Oesterreichischer Plutarch". 1807. Taschenbuch für vaterländische Geschichte.

Kábdebo H. „Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen (1529 und 1683)". 1876.

Krekwitz Georg. „Totius Regni Hungariae etc., das ist richtige Beschreibung des ganzen Königreichs Hungaria" rc. 1686.

Lochner G. W. K. Preisschrift: „Ueber den Antheil Johann III. Sobiesky's, Königs von Polen, und Johann Georg III., Kurfürsten von Sachsen, und ihrer Heere an dem Entsatze von Wien". Nürnberg 1831.

Mencken Dr. Joh. B. „Leben und Thaten Sr. Majestät des römischen Kaisers Leopold I". 1707.

Meynert Dr. Herm. „Geschichte Oesterreichs" ꝛc. 1846.

Raczynski Eduard Graf. „Denkwürdigkeiten des Johann Chrysost. Passek aus den Regierungsjahren der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann III. Sobieski" ꝛc. Breslau 1839.

Röder v. Diersburg, Freiherr. „Des Markgrafen Ludwig W. von Baden Feldzüge wider die Türken". 1839.

Schimmer K. A. „Wiens Belagerungen durch die Türken und ihre Einfälle in Ungarn und Oesterreich". 1845.

Uhlich P. G. „Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens". 1783.

Zeitschrift, militärische. Jahrgang 1813.

Außerdem noch zahlreiche Monographien.

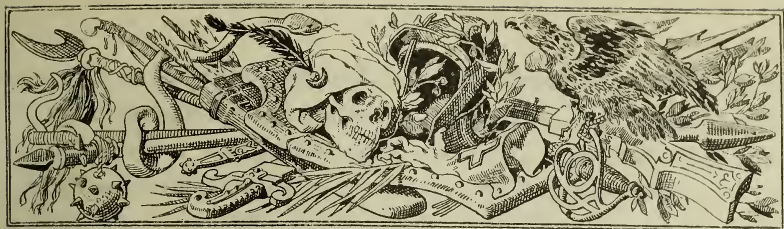
Wien, im Jänner 1883.

Der Verfasser.

Berichtigungen.

Seite	5,	Zeile	10	von	unten	lies	Sitvatorok
„	6,	„	3	„	oben	„	Sitvatoroker
„	13,	„	1	„	unten	„	Szekelyhid
„	14,	„	9, 11, 18	von	oben	lies	Szekelyhid
„	39,	„	14	von	unten	lies	La Grana,
„	72,	„	16	„	unten	„	Etcsed
„	76,	„	14	„	oben	„	Enkel statt Sohn
„	77,	„	9	„	oben	„	Tököli
„	83,	„	9	„	unten	„	Giörffy
„	149,	„	12	„	unten	„	Soliman II.
„	155,	„	15	„	oben	„	Soliman II.
„	159,	„	12	„	oben	„	Soliman II.
„	163,	„	2	„	unten	„	Knynski
„	193,	„	12	„	unten	„	Soliman II.
„	195,	„	11	„	oben	„	d'Orlice
„	195,	„	5	„	unten	„	d'Orlice
„	273,	„	3	„	oben	„	La Grana'schen
„	289,	„	10	„	oben	„	Löbelbastei
„	290,	„	14	„	oben	„	Löbelbastei
„	314,	„	7	„	oben	„	Rimpler
„	402,	„	2	„	oben	einzuschalten	Pfalz vor Neuburg
„	411,	„	2	„	oben	lies	Cressel
„	411,	„	4	„	oben	„	Mied.

Illustration: Wien von Türken belagert ꝛc. ꝛc. im 2. Hefte lies Suttinger.
Ansicht von Wien 1683 im 3. Hefte lies Suttinger.



Erstes Capitel.

Einleitung. — Der Fürstenthron von Siebenbürgen wird durch den Tod Georg II. Rakoczi erledigt; es kommt wegen der Wahl eines Fürsten zwischen Oesterreich und der Türkei zu Zwistigkeiten, die zum Kriege (1663) führen. — Kurze Schilderung der Kriegsereignisse in Ungarn und Siebenbürgen bis zum Winter 1663—1664. — Die bedrängte Lage des Kaisers Leopold I. in diesem Kriege.

In der Geschichte der Kriegsereignisse der neueren Zeit gibt es kaum einen zweiten Moment von so hoher allgemeiner Bedeutung, wie die Vertheidigung Wiens gegen die Türken im Jahre 1683, wie die Zurückwerfung und Besiegung der osmanischen Macht, welche in voller Kraftentfaltung vorgedrungen war, um einen Stoß gegen das Herz der europäischen Civilisation zu führen. Oesterreichische und deutsche Historiker kommen darin überein, den großartigen Widerstand der österreichischen Haupt- und Residenzstadt in jenen Tagen, sowie die siegreiche Entscheidungsschlacht vor den Thoren Wiens als einen herrlichen Kampf um Vaterland und Civilisation zu bezeichnen. Um Vaterland und Civilisation! Also um die höchsten Güter, die der Patriot und der Mensch gegen den Ansturm brutaler Gewalten zu wahren hat! Und dieser Kampf war keineswegs ein Glied in einer langen Kette wechselvoller Kriegsereignisse von gleichmäßiger Bedeutung, sondern ein plötzlich auftauchender Entscheidungskampf, eine Krisis, die auf die Spitze eines großen Momentes gestellt war. Innere und äußere Bedrängnisse hatten diese Krisis herbeigeführt, hatten die Gefahr zu solcher Riesengröße anwachsen lassen, daß nur durch eine heroische Aufraffung aller Kräfte

der österreichische Staat vor einer Katastrophe gerettet wurde, die, wenn vielleicht später auch Deutschland von derselben betroffen worden wäre, den Culturleistungen dieser Länder ein gemeinsames Grab bereitet hätte.

Die aufreibenden Glaubens- und Interessenkämpfe des dreißigjährigen Krieges hatten Mitteleuropa in einem Zustande der Verwüstung zurückgelassen, und wenn auch der westfälische Friede auf vielen Gebieten ruhigere Zustände geschaffen, so war doch in Folge der endlosen Kämpfe mehr als eine Generation verwildert, war wirthschaftlich ein lange nachwirkender Nothstand erzeugt worden, war Glauben und Treue zwischen Fürsten und Volk nachhaltig erschüttert. Ja auf einzelnen Gebieten wogte der Kampf noch fort; Mißtrauen und Gehässigkeit trennte die Protestanten und Katholiken, und der friedliche Boden für den Aufschwung fördernder Culturarbeit war noch lange nicht bereitet. Die innere Schwäche Deutschlands wurde durch das nach der europäischen Hegemonie strebende Frankreich Ludwigs XIV. weidlich ausgenützt. Unermüdlich war man auf dieser Seite bemüht, den deutschen Kaisern durch geschickte Angriffe und Unterstützung aller wie immer gearteter Gegner Demüthigungen und Verlegenheiten zu bereiten. Eben um diese Zeit, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war es, daß die in Europa festgesetzte türkische Macht sich von Neuem consolidirte und mächtig und begehrlich nach dem Norden ausgriff. Die Tendenz zu solcher Ausbreitung hatte niemals gefehlt. Schrecken und Grauen vor der vordringenden Brutalität der Osmanen hatten sich seit zwei Jahrhunderten im südöstlichen Europa eingebürgert und die Tributpflichtigkeit vieler christlicher Fürsten herbeigeführt. Aber der mannhafte Widerstand der Bedrohten und die innere Zerrüttung, die seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts im osmanischen Reiche in Folge einer langen Reihe unfähiger und tyrannischer Herrscher um sich gegriffen hatte, hatten der Eroberungslust und der Begehrlichkeit der Osmanen Zaum und Zügel angelegt. Jetzt war ein anderer, für die kühne auswärtige Politik günstigerer Zustand in der Türkei eingetreten. Der Großwesir Mohamed Köprili, ein Greis von merkwürdiger Thatkraft, riß um die Mitte des Jahrhunderts die ganze Herrschaft an sich und stellte mit unmenschlichen Gewaltmitteln die Ordnung in der Türkei wieder her. Er und sein noch kühner gearteter Sohn stärkten

die Kriegsmacht der Türkei derart, daß der Plan gefaßt werden konnte, über Streifzüge hinauszugehen und an eine durchgreifende Demüthigung der europäischen Mächte zu denken. Nichts Geringeres war im Jahre 1683 geplant. Die Heereswogen der Türkei wälzten sich gegen Nordwest, um in vermeintlich unwiderstehlichem Andrang Mitteleuropa zu überfluthen. Da erst geschah es, daß das übermächtige Gefühl der gemeinsamen Noth gehemmte und verborgene Kräfte ans Licht hervorzog, die Uneinigen im gemeinsamen Hinblick auf eine große Sache verband, das Nationalgefühl, der Eifer der Christenheit und die Begeisterung für die Cultur eine großartige Bewegung hervorrief, an der der Andrang der asiatischen Barbarei ein- für allemal scheitern sollte. Im Mittelpunkte dieser großartigen Bewegung, in der die Cultur, sich gleichsam auf sich selbst besinnend, nach langer Erschlaffung sich zu einer großen Menschheitsthat emporraffte und in der das deutsche Mitteleuropa seine historische Mission siegreich vertheidigte, stand Wien als feste Burg Deutschlands, stand die heldenmüthige Bürgerschaft der furchtbar bedrohten österreichischen Hauptstadt.

Indem wir daran gehen, die ausführliche Geschichte dieses großen historischen Momentes zu schreiben, liegt es uns fern, die mannigfachen traurigen Ereignisse, die diesem Momente vorangehen, irgendwie beschönigen zu wollen. Wir wollen vielmehr schlicht und getreulich berichten und sind überzeugt, daß schließlich der erhebende Eindruck solcher Mittheilung nicht ausbleiben wird. Denn auch hierin liegt die Großartigkeit der darzustellenden historischen Vorgänge, daß mit der Kraft des heroischen Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind zugleich auch die Kraft der Selbstbeherrschung erwachte, kleinere Uebelstände im Angesichte des ungeheuren Uebels vergessen, innere Zerwürfnisse, die aus egoistischen oder particularistischen Motiven hervorgewachsen waren, zu Gunsten eines großen weltgeschichtlichen Momentes überwunden wurden.

Wir wenden, um vor Allem die unmittelbaren Voraussetzungen dieses Momentes kennen zu lernen, unser Augenmerk zunächst auf Ungarn, das seit längster Zeit der Schauplatz der türkischen Kämpfe war.

Der zwanzigjährige König Ludwig II. von Ungarn, Sohn Ladislaus II. und Schwager Kaiser Karl V., verlor an dem unglücklichen 29. August 1526 bei Mohacs Schlacht und Leben gegen den Sultan Soliman II., der, die allgemeine Zerrüttung benützend, mit einem Heere von 200.000 Mann in Ungarn einfiel. Da Ludwig keinen Erben hinterlassen hatte, wurde auf dem ungarischen Reichstage zu Preßburg unter dem Einflusse der verwitweten Königin Maria, Schwester Karl V., der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich als Ferdinand I. zum Könige von Ungarn gewählt, während der ungarische Kronfeldherr Johann von Zapolya, Graf von Zips und Woiwode von Siebenbürgen, welcher durch seine Unthätigkeit die Niederlage bei Mohacs verschuldet hatte, von seinem Anhange in Stuhlweißenburg gleichfalls zum Könige ausgerufen und gekrönt wurde. Erst nach wiederholten Kämpfen gelang es Ferdinand, seinen Gegner aus dem Lande hinauszudrängen. Zapolya suchte nun Schutz bei der Pforte. Sultan Soliman II., genannt der Große, fand diese Gelegenheit zur Dazwischenkunft sehr erwünscht, und unter dem Vorwande, dem vertriebenen König zu seinem Rechte zu verhelfen, marschirte er mit seinem Heere nach Ungarn, in der Hoffnung, aus dieser Angelegenheit für sich Vortheil zu ziehen. Bald war die Hälfte des ungarischen Reiches in seiner Gewalt, Zapolya als Vasall der Pforte unter den drückendsten Bedingungen als König anerkannt und damit zu verhängnißvollen Verwirrungen der Grund gelegt.

Der Ungestüm des siegestrunkenen Großsultans brach sich zwar im Jahre 1529 an den Mauern Wiens, aber Ungarn war größeren Theils für Ferdinand I. verloren. Ein abermaliger Kriegszug Solimans nach Oesterreich scheiterte an dem unvermutheten Widerstande der Stadt Güns im Jahre 1532, und der Rückzug der Türken aus Ungarn glich einer regellosen Flucht. Zapolya, der nun eines mächtigen Schutzes entrieth, schloß im Jänner 1533 mit Ferdinand I. einen einjährigen Waffenstillstand, der mehrmals verlängert wurde, bis am 24. Februar 1538 zu Großwardein ein Friede zu Stande kam. Zapolya behielt den Titel eines Königs von Ungarn mit dem Besitze bis an die Theiß, welcher sammt Siebenbürgen nach seinem Tode an Ferdinand I. fallen sollte; aber er brach den Frieden bald und mitten in neuen treulosen Plänen

wurde er am 22. Juli 1540 zu Mühlenbach bei Stuhlweißenburg vom Tode ereilt. Soliman, unter dessen Schutz sich die Witwe Zapolya's mit ihrem kaum 3 Wochen alten Sohne begab, erklärte Ungarn als ein Paschalik seines Reiches, und seit 1541 residirte in Ofen ein Pascha als Statthalter des Sultans. Zapolya's Waise, Prinz Johann Sigismund, erhielt Siebenbürgen und eine Strecke Landes an der Theiß als zinspflichtiges Fürstenthum.

Umsonst erklärte sich Ferdinand bereit, Ungarn von Soliman gegen Entrichtung eines Tributes zu übernehmen, der Bescheid lautete stets abschlägig; selbst der Waffenstillstand mußte mit großen Opfern erkauft werden. Seit dem Jahre 1545 ging jährlich ein Gesandter an die Pforte mit dem herkömmlichen Geschenk oder der „Verehrung", wie man diese Art Tributleistung in beschönigender Weise zu nennen beliebte. Dieses jährliche Geschenk, das zuerst in 10.000 Dukaten für den Sultan, 3000 für den Großwesir und je 1000 Stück für die anderen drei Wesire bestand, sicherte von Jahr zu Jahr den Waffenstillstand; erst im October 1547, nach beinahe dreijährigen Unterhandlungen, gelang es den Gesandten Karl V. und Ferdinand I., einen Friedensvertrag auf fünf Jahre gegen das Zugeständniß einer jährlichen Verehrung von 30.000 Dukaten zum Abschlusse zu bringen.

Wie früher die Reformation, so hinderte Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts die Spaltung und der Zwist im Hause Habsburg, endlich später der dreißigjährige Religionskrieg die österreichischen Fürsten an einem kräftigen Auftreten gegen die Anmaßungen der Türken.

Im Frieden zu Sivatorak, den Kaiser Mathias am 11. November 1606 auf weitere zwanzig Jahre abschloß, wurde der beiderseitige Besitz Ungarns festgesetzt. Man erhält die beiläufige Grenze, wie sie damals festgesetzt wurde, wenn man sich eine Linie von Carlstadt bis Waitzen und deren Verlängerung bis an die Karpathen gezogen denkt. Das obere Theißgebiet, Kaschau, Tokai 2c., gehörten zum Fürstenthum Siebenbürgen. Ungeachtet des geschlossenen Friedens hörten die Kämpfe an der Grenze niemals auf. Die vorübergehenden Streif- und Raubzüge einzelner türkischer oder tatarischer Horden in das österreichische Ungarn sah man damals nicht für Friedensverletzungen an.

Als im Jahre 1623 Sultan Amurat (Murad) IV. die Regierung antrat, glaubte man allgemein, daß der alte kriegerische Geist der Osmanen wieder erwacht sei und es noch vor Ablauf des Sivatoraker Friedens zu einem Kampfe mit Oesterreich kommen werde, aber schon im März 1627 wurde ein neuer Waffenstillstand durch Kaiser Ferdinand II. abgeschlossen, und — merkwürdig genug — die Türken hielten diesmal die eingegangenen Verträge mit unverbrüchlicher Treue ein! Selbst während des ganzen dreißigjährigen Krieges, in welchem sie Oesterreich in die größte Verlegenheit hätten bringen können, blieb von ihrer Seite die Ruhe gesichert, so leicht es ihnen gewesen wäre, Nutzen aus den verworrenen Verhältnissen zu ziehen. Ließen es doch die Feinde Oesterreichs — an deren Spitze Frankreich stand — nicht an Versuchen fehlen, sie zum Bruche des Waffenstillstandes aufzumuntern! Das christliche Frankreich und die dem Christenthume erbfeindlichen Osmanen waren immer Verbündete, wenn es sich darum handelte, dem Hause Habsburg Verlegenheiten zu bereiten.

Bis über die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus verhielten sich indeß die Osmanen ruhig. Die moralische Kraft im Innern ihres Reiches war eben im Sinken begriffen. Der noch im Kindesalter stehende Mohamed IV. bestieg 1648 den Thron, und die Verwirrung, die er im Reiche vorfand, nahm stetig zu, da seine Mutter und seine Großmutter einander den Einfluß in der Regierung streitig machten, und die zügellosen, stets zum Aufstande geneigten Janitscharen und Spahi sich um die Habe der von ihnen schnell hintereinander gestürzten Großwesire blutig bekämpften. Erst der Thatkraft des 1656 zur Herrschaft gelangten Großwesirs Mohamed Köprili wurde es möglich, durch grausame blutige Mittel die Ruhe im Innern herzustellen und durch einen Krieg das Reich nach außen wieder in seinem Ansehen zu heben.

Die Unruhen in dem kleinen Theile von Ungarn, welcher dem habsburgischen Fürstenhause verblieben war, hatten ihren Ursprung zumeist in Religionsstreitigkeiten, die hauptsächlich von Siebenbürgen geschürt wurden. Oesterreich suchte durch alle möglichen Mittel die Wirrnisse beizulegen, um dem kriegslustigen Nachbar keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben, bis endlich die Besetzung des Fürstenthrons



GIORGIO RAGOZZI PRINCIPE DI TRANSILVANIA &c.
Anno 1659.

Georg II. Rakoczi,

Fürst von Siebenbürgen,

geboren 1629, gestorben 1660.

von Siebenbürgen — der durch den Tod Georg II. Rakoczi erledigt worden war — der Pforte die erwünschte Gelegenheit verschaffte, mit Oesterreich in Conflict zu gerathen.

Siebenbürgen, das ehemalige Herzogthum Transylvanien, hatte seit dem Anfalle an Oesterreich (1526) das Recht, sich seine Woiwoden selbst zu wählen, nur sollten diese Oesterreichs Vasallen sein. Die Woiwoden behaupteten sich in ihrem Besitze aber nur dadurch, daß sie, je nach Umständen wechselnd, sich für Vasallen Oesterreichs oder der Pforte erklärten. Wiederholt — so 1538, 1551 und später — schlossen sie mit Oesterreich Heimfallsverträge, die aber nie vollzogen wurden. Die Fürstenwürde kam im Verlaufe der Zeit an Zapolya, Bathori, Bocskai und Bethlen Gabor. Als der Letztere ohne Erben starb, wurde seine Gemahlin Katharina von Brandenburg als Nachfolgerin gewählt; als aber der von ihr eingesetzte Statthalter, ihr Schwager Stefan Bethlen, sich Uebergriffe gegen die Stände erlaubte, wurde sie von den letzteren abgesetzt und Rakoczi als Georg I. zum Fürsten erwählt.

Dessen Sohn, der mit Zustimmung der Stände im Jahre 1648 als Georg II. in der Regierung folgte, war voll kriegerischen Geistes, kühn in allen Unternehmungen, die er mit und ohne Billigung seines Lehnsherrn gegen die Nachbarländer ausführte. — Mit Genehmigung der Pforte beraubte er im Jahre 1653 den Woiwoden der Moldau, Basilio Lupulo, einzelner Gebietstheile, drang 1655 in die Walachei, schlug den Woiwoden Michael I., eroberte dessen ganzes Lager und machte ihn zu seinem Gefangenen. Durch diese glücklichen Erfolge übermüthig geworden, unterstützte er 1657 ohne Beistimmung der Pforte — in der Hoffnung, den polnischen Thron zu gewinnen — den König Karl Gustav von Schweden in dem Kriege gegen Polen mit 60.000 Mann. Für diese Kühnheit büßte er sehr empfindlich. Seine Unfähigkeit, einen regelmäßigen Krieg zu führen, dann der Umstand, daß der Schwedenkönig, auf einem andern Theile des Kriegsschauplatzes beschäftigt, ihn im Kampfe gegen den kaiserlichen Feldherrn Grafen Raimund Montecuculi nicht unterstützen konnte, endlich die Unzuverlässigkeit seiner Verbündeten, der Moldauer und Kosaken, die im Moment der höchsten Gefahr von ihm abfielen, vereinigten sich zu seinem Verderben. Das von ihm nach Polen

geführte Heer wurde gänzlich vernichtet, und er selbst entkam nur mit Noth, von einigen Getreuen begleitet, in sein Fürstenthum.

Wegen dieses Bündnisses mit den Schweden war nicht allein der Kaiser, sondern auch die Pforte aufgebracht.

Die letztere erklärte den Vasallen, der sich gegen ihren Willen in einen Krieg eingelassen hatte, der Fürstenwürde verlustig, und die Bitten um Verzeihung, die der Entthronte im Juni 1657 durch eine Gesandtschaft an den Großwesir richtete, waren vergeblich. Die Gesandtschaft wurde in das Staatsgefängniß von Constantinopel geworfen und ein neuer Fürst von Siebenbürgen, Franz Redey, an Stelle Georg II. Rakoczi von der Pforte eingesetzt.

Redey war zu schwach, wohl auch zu friedfertig, um gegen den durch einen großen Anhang in Siebenbürgen noch immer sehr mächtigen Rakoczi Stand halten zu können. In kurzer Zeit sah er sich daher gezwungen, das Fürstenthum seinem Gegner zu überlassen. Die Pforte hinwiederum mußte ihr Ansehen zu wahren suchen; sie trug zuerst dem Pascha von Ofen die Vertreibung des Usurpators auf, und als dieser von Rakoczi geschlagen und von dem Sieger das ganze türkische Lager erbeutet wurde, trat der Großwesir Mohamed Köprili, obgleich er diesen Krieg nicht liebte, im Jahre 1658 selbst in die Action ein. Mit einer Armee von 200.000 Mann eröffnete er den Feldzug, und zwar mit solchem Ungestüm, daß, so weit er vordrang, Siebenbürgen und ein Theil des österreichischen Ungarn verwüstet wurde.

Die siebenbürgischen Stände schickten in ihrer Bedrängniß einen der besten Magnaten, den Obergespann der Hunyader Gespannschaft, Achaz Barcsay, von Nagy-Barcsa an den Großwesir ab, und diesem gefiel das Benehmen des Supplicanten so wohl, daß er ihn im nächsten Jahre zum Großwoiwoden des Fürstenthums ernannte, jedoch unter der drückenden Bedingung, daß fortan anstatt des bisherigen Tributs von 16.000 Dukaten 40.000 Dukaten jährlich entrichtet werden sollten. Außerdem mußte Barcsay einen Vertrag eingehen, welcher für die Nation sehr erniedrigend war.

Rakoczi war gegenüber dem neuen, von der Pforte in so ausgiebiger Weise unterstützten Gegner zu schwach und wendete sich nun-



48.

ACHATIO BARCTZAY PRINCIPE DI TRANSILVAnia

Cesare Laurentio Fece 2.577.

Achatz Barcsay von Nagybarcsa,

Fürst von Siebenbürgen,

geboren 1615, ermordet 1661.

mehr um Beistand an den Kaiser und an den Hospodar der Walachei. Vom Kaiser ward er abgewiesen, weil dieser einen Krieg mit der Pforte um jeden Preis vermeiden wollte. Michael, der Hospodar der Walachei dagegen sagte ihm den erbetenen Beistand zu; aber ungeachtet dieser Hilfe war er dem Sidi Achmed, dem Pascha von Ofen, welcher Barcsay unterstützte, nicht gewachsen.

Nach neuen gewaltsamen Anstrengungen und Rüstungen entschloß er sich, den Türken eine Hauptschlacht zu liefern, welche am 22. Mai 1660 am rechten Ufer der Szamos, zwischen Klausenburg und Szamosfalva, furchtbar entbrannte. Rakoczi focht mit seinen 6000 Mann heldenmüthig gegen die Uebermacht und achtete nicht seiner Wunden, bis er, durch einen Hieb in den Kopf niedergestreckt und mit Wunden bedeckt, bewußtlos vom Kampfplatze getragen wurde; sein kleines, aber tapferes Heer wurde umzingelt, der größere Theil niedergemacht, der kleinere auf der Flucht bis Gyula verfolgt.

Rakoczi starb am 9. Juni zu Großwardein an den erhaltenen Wunden. Barcsay besaß nun Siebenbürgen als türkischer Vasall; die Bedingungen, unter welchen er regieren sollte, waren aber hart und erniedrigend, namentlich der Tribut von 40.000 Stück Dukaten eine unerschwingliche Last. Die Stände des Fürstenthums, ihrem neuen Oberhaupte persönlich abgeneigt, empörten sich, und unter österreichischem Einflusse wählten sie im Jänner 1661 Rakoczi's ehemaligen Erzieher und Feldherrn, den Johann Kemeny, zum Fürsten, den aber die Pforte nicht anerkennen wollte.

Barcsay entsagte zwar allen seinen Ansprüchen und erklärte sich sogar bereit, die Wahl Kemeny's bei der Pforte zu vertreten. Nachdem aber bald darauf sich der Verdacht erhob, daß der Erstere im Einverständniß mit den Türken handle, ließ Kemeny denselben auf der Görgönyer Burg gefangen setzen, und als der Verdacht sich steigerte, verurtheilten die Stände Barcsay zum Tode und ließen ihn am 12. Juni 1661 hinrichten.

Die Unterhandlungen Kemeny's mit der Pforte wegen Anerkennung seiner Fürstenwürde zerschlugen sich in der Folge gänzlich. Großwesir Mohamed Köprili erklärte am 21. October 1661 dem kaiserlichen

Residenten Simon Renninger, daß die Pforte eine Einmischung des Kaisers in die siebenbürgische Fürstenwahl niemals dulden, ihre Truppen aus Siebenbürgen dermalen nicht zurückrufen werde, und daß nicht Kemeny, sondern Michael Apafy zum Fürsten bestimmt sei.

Ali Pascha, Statthalter von Silistria, und der Tataren-Khan wurden beauftragt, den Feldzug in Siebenbürgen mit aller Kraft fortzusetzen und Apafy zu unterstützen. Der Auftrag der Pforte wurde mit aller Energie durchgeführt und Siebenbürgen gezwungen, dem neuen Fürsten zu huldigen. Der leichte Sieg riß die türkischen Befehlshaber zu tollem Uebermuthe fort; mordend und brennend ergossen sich die wilden Schaaren über das Land und einen Theil des angrenzenden Ungarn, dessen Bewohner in ihrer Noth den Kaiser um Hilfe baten.

Das unglückliche Land Siebenbürgen hatte nun zwei Fürsten, deren jeder sich an einen mächtigen Schutzherrn lehnte. Die Waffen mußten demnach entscheiden, wem das Land gehören sollte.

Schon früher hatte Kaiser Leopold der Pforte die Erklärung zukommen lassen, daß er jeden Einfall in Siebenbürgen als einen Friedensbruch ansehen werde, und um dieser Erklärung mehr Nachdruck zu geben, wurde bei Komorn eine kaiserliche Armee aufgestellt, welche der Feldmarschall Raimund Graf Montecuculi commandiren sollte. Erst durch wiederholte Bitte des kaiserlichen Hofes war Montecuculi zu bewegen, dieses Commando anzunehmen. Die Geldmittel zur Bestreitung der Heeresbedürfnisse waren nicht allein ungenügend, sondern zumeist auch ungewiß, die Regimenter auf die Hälfte des Sollbestandes geschmolzen und im Allgemeinen schlecht ausgerüstet. Der Oberbefehlshaber wurde durch widersinnige und sich kreuzende Befehle aus Wien, dann durch die feindselige Haltung der Ungarn in seinen Handlungen gehemmt und somit außer Stande gebracht, seine Talente zu verwerthen.

Am gewichtigsten fiel der letzterwähnte Umstand in die Wagschale: der Mangel an ungarischem Beistand, auf den man in Wien so sicher gerechnet hatte. Schon der Empfang an der Landesgrenze ließ keinen Zweifel übrig, welche Unterstützung der kaiserliche Feldherr von den Ungarn zu erwarten habe!



Kaiser Leopold I.

Der Palatin Wesselenyi ergoß sich in Drohungen und Verwünschungen, er meinte: „Der Weg nach Ungarn sei wohl leicht zu finden, aber die Deutschen möchten trachten, daß der Rückweg nicht schwieriger und gefährlicher sei! — Ohne Geld führe man keinen Krieg; die Deutschen, denen es daran fehlte, würden das Land plündern und aussaugen; dafür würde aber auch Jeder, der den feindlichen Säbeln, den Seuchen und anderen Mühseligkeiten entginge, durch das aufgeregte Landvolk umkommen; denn die erzürnten Ungarn werden sich weit lieber den Türken, als ihnen in die Arme werfen."

Von den 10.000 Mann, welche ursprünglich vom Palatin versprochen worden waren, erschienen nicht einmal 200 Berittene, die, als sich der Krieg den Marken Siebenbürgens näherte, auch wieder nach Hause wollten. Ueberdies weigerten sich die Ungarn im Verlaufe des Feldzugs, in den Städten Garnisonen aufzunehmen, und als der Winter heranrückte, der Armee Quartiere zu geben.

Kaschau sollte zu einem Waffenplatze umgeschaffen werden, daher vor allen anderen Städten eine Besatzung aufnehmen. Die Ungarn ließen dies nicht zu, wie sie denn überhaupt aus unzeitiger Besorgniß für alte Vorrechte, aus Eifer für die Wahrung unwichtiger Privilegien das unmittelbar drängende Interesse: die Sicherheit des Reiches und der christlichen Welt, übersahen.

Die Quartiere, hieß es, seien nun einmal mit dem alten Herkommen nicht verträglich, in Kaschau müssen vor Allem für die benachbarten ungarischen Edelleute Wohnungen vorbehalten werden, falls sie sich dahin flüchten wollten; man bäte daher, die Armee lieber aus dem Lande zu führen! Das war der Bescheid, welcher dem kaiserlichen Feldherrn gegeben wurde.

Von unübersteiglichen Hindernissen umgeben, hatte Montecuculi dennoch die Gefahr eines türkischen Einfalles abzuwenden gewußt, mehrere bedeutende Plätze gewonnen, den Kemeny nach Siebenbürgen zurückgeführt, und es fehlte nur noch, daß dieser allseits von den Einwohnern als ihr Fürst anerkannt werde.

Der von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen ernannte und kräftig unterstützte Michael Apafy hatte indeß größeren Anhang, und

Kemeny, welcher mit den kaiserlichen Truppen bis Klausenburg vorgedrungen war, sah sich alsbald wieder genöthigt, nach Ungarn zurückzukehren.

Die Kämpfe zwischen den beiden Rivalen und ihren Anhängern wütheten längere Zeit in dem unglücklichen Lande; besonders die Partei Apafy's, unterstützt durch die Paschas von Silistria und Ofen, verwüstete und verbrannte das Eigenthum Aller, welche dem Apafy nicht huldigen wollten; endlich trat Kemeny ungeachtet des Abrathens seiner getreuen Anhänger, des Gabriel und Paul Haller, Johann und Wolfgang Bethlen, Stefan Petky, Dionys Banffi und Johann Szentpali, seinen letzten unglücklichen Marsch gegen Medgyes (Mediasch), die Residenz Apafy's, an. Letzterer, von Ali Pascha mit 2000 Reitern unterstützt, stand in Schäßburg. Unweit davon, bei Nagy-Szölös, kam es am 23. Jänner 1662 zu einem Treffen, welches für Kemeny unglücklich endete, da er den für seine Verhältnisse günstigen Augenblick, den Angriff vor dem Anrücken des Kutschuk Mohamed zu unternehmen, verpaßt hatte. Während des Rückzugsgefechtes stürzte er vom Pferde und wurde von den Hufen der in Verwirrung gerathenen eigenen Reiterei zertreten.

Aehnlich seinem unglücklichen Vorgänger Rakoczi endete auch er im Kampfe um das Diadem Siebenbürgens gegen die osmanische Macht; sein Fall erweckte noch mehr neue Parteien im Lande, die Zwistigkeiten nahmen zu, während der türkischen Macht dadurch Gelegenheit geboten war, in Siebenbürgen und Ungarn immer weiter um sich zu greifen.

Leider fehlte in Oesterreich die Macht, diesem Vordringen Einhalt zu thun. Der Kaiser war zu einem Kriege gar nicht gerüstet, die vorhandenen militärischen Kräfte in Ungarn reichten nicht aus, den übermüthigen Forderungen der Türken entgegen zu treten, und überdies war keine Hoffnung vorhanden, vom Deutschen Reiche in einem bloßen Hauskriege gegen die Pforte unterstützt zu werden. Im Hinblick auf die dem Feldmarschall Grafen Montecuculi allseits bereiteten Schwierigkeiten war endlich auf eine thatkräftige Unterstützung von Seite der Ungarn selbst kaum zu rechnen; die ungarischen Stände gaben unmuthsvolle Erklärungen über die Willkürlichkeiten der Commandanten in den Festungen, über die Plünderungen und Ausschweifungen der fremden Truppen ab, und die

Protestanten sprachen unumwunden ihr Mißvergnügen über die Unterdrückung der freien Religionsübung aus.

Auf dem am 1. Mai 1662 eröffneten Landtage zu Preßburg erklärte nur ein Theil der Stände seine Bereitwilligkeit zur Hilfe in einem Kriege gegen die Türken. Die Protestanten führten heftige Beschwerde gegen die von den katholischen Magnaten verübten Bedrückungen, verweigerten die Annahme der königlichen Resolution, weil ihnen darin der Titel einer evangelischen Ständeschaft vorenthalten wurde, und entfernten sich endlich ganz von der Berathung. — Ungeachtet dessen endete der Landtag am 19. September 1662 mit dem Beschlusse, den Kaiser bei Ausbruch eines Krieges mit der Pforte — durch die Insurrection und Geldmittel, welche letztere mittelst einer außerordentlichen Steuer aufgebracht werden sollten — zu unterstützen.

Um dieselbe Zeit, im September 1662, schickte Apafy Fürst von Siebenbürgen seinen Vertrauten Johann Dotza an die Pforte mit einer Beschwerde über das annaßende Benehmen des Kutschuk Pascha, der mit 2000 Türken und 18 Fahnen Walachen im Fürstenthume zurückgeblieben war, und erneuerte die Bitte um Herabsetzung des bis zum Unerschwinglichen gesteigerten Tributs und um Rückgabe der gewaltsam abgerissenen Gebietstheile. Die Bemühungen waren jedoch vergebens, denn der Pforte schien der günstige Augenblick gekommen zu sein, um ihren Lieblingsplan: die Verwandlung Siebenbürgens in ein Paschalik, am leichtesten durchzuführen. Trügerisch war die Hoffnung des kaiserlichen Residenten in Constantinopel, des biederen Steiermärkers Hofkriegsrath Simon Renninger, der durch Anwendung seiner diplomatischen Künste den Frieden zu erhalten glaubte und wähnte, daß mit dem Tode Kemeny's die Ursache der Feindseligkeiten ohnehin entfallen sei.

Die unter den Ständen in Ungarn andauernden Mißhelligkeiten ließen es der Pforte räthlich erscheinen, die kriegerische Haltung beizubehalten. Als Renninger die von Wien erhaltenen Documente zur Verlängerung des Waffenstillstandes dem Großwesir vorlegte, stieß sich dieser an der freien Wahl des Fürsten von Siebenbürgen, erklärte letzteres als Erbland der Pforte und verweigerte die Herausgabe von Szekelhid, das der Kaiser beanspruchte. Da man eine Einigung nicht

zu Stande bringen konnte, weil bei den Türken der gute Wille nicht vorhanden war, beschloß die Pforte den Krieg und im März 1663 hielt Mohamed IV. seinen kriegerischen Auszug mit außerordentlichem Pomp.

In Belgrad gelang es den kaiserlichen Bevollmächtigten: dem Baron Goes, dem Hofrath Beris und dem Residenten Simon Renninger, der von Constantinopel mit dem Großwesir ausziehen mußte, nochmals in Unterhandlungen zu treten. Dabei wurde Oesterreich der Vorwurf gemacht, daß es durch den Einfall in Siebenbürgen, durch die Besetzung von Szekelhid und durch den Bau der Festung Serinvar nächst Kanisza den Frieden gebrochen habe; die Pforte forderte das Besatzungsrecht von Szekelhid, Schleifung von Serinvar, und nachdem die Verhandlungen später in Esseg fortgesetzt, dann wieder auf mehrere Wochen unterbrochen worden waren, wurde in der am 28. Juli 1663 zu Ofen wieder aufgenommenen Conferenz des Weiteren der seit Solimans Zeiten übliche Tribut von 30.000 Dukaten und überdies eine Entschädigung von zwei Millionen verlangt, wenn die Pforte vom Kriege absehen solle. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, die sich zur Schleifung der festen Plätze Szekelhid und Serinvar bereit erklärt hatten, baten um Aufschub der Operationen, weil sie in Betreff der weiteren Forderungen nach Wien Bericht erstatten und neue Befehle abwarten müßten.

Ali Pascha, der im Namen des Großwesirs die Verhandlung führte, bewilligte einen Termin von 14 Tagen, erklärte aber ganz entschieden, daß er die Truppenbewegung nicht einstellen, sondern seinen Marsch nach Ujvar (Neuhäusel) fortsetzen werde. Die beiden Festungen hätte Kaiser Leopold, um den Frieden zu erhalten, gerne geopfert, aber die übrigen Forderungen konnte er nicht zugestehen und zog die Fortsetzung des Krieges vor.

Der Feldzug im Sommer 1663 verlief für Leopold höchst unglücklich, dem Großwesir, welcher mit 140.000 Streitern den Krieg eröffnete, konnte der Kaiser nur 40.000 Mann unter dem Oberbefehle des Grafen Montecuculi entgegenstellen, wovon noch 5000 bis 6000 Mann, die als Verstärkung in die wichtigeren Festungen gelegt wurden, abzurechnen sind. Dem Großwesir aber stand sein großes Heer ungeschwächt für die Operationen im Felde zur Verfügung, da Fürst Apafy mit seinem Kriegsvolke die Bewachung und Sicherung der Grenze übernommen hatte.



KIVPRELI MEHEMET PASCIA GRAN VIZIR DELL' IMPE
RIO OTTOMANNO
Anno 1660

Köprili Mohamed Pascha,

Großwesir,

gestorben am 31. October 1661.

Achmed Köprili, nach dem Tode seines Vaters seit 1661 Großwesir, schlug sich in Ungarn allenthalben siegreich, eroberte Gran, bezwang nach einer tapfern Gegenwehr, aber nur mittelst Capitulation, am 24. September 1663 die wichtige Festung Neuhäusel und später noch andere Städte und feste Plätze.

Die Armee, welche im Sommer 1663 dem Kaiser Leopold zur Verfügung stand, zählte, wie gesagt, nicht viel über 40.000 Mann; hievon standen bei Szered am rechten Waaguser 6000 Ungarn unter Befehl des Niclas Palffy, jenseits der Donau bei 20.000 Mann, zumeist Fußvolk, die sich unter Niclas Zrinyi erst sammelten. Von deutschem Kriegsvolke standen 15.000 Mann im Lande, wovon 10.000 als Verstärkung der Besatzungen in Raab, Komorn und Neuhäusel verwendet wurden, mit dem Rest schloß sich der Feldmarschall Montecuculi in Ungarisch-Altenburg ein, um von dort aus die Bewegungen des Feindes zu beobachten.

Nach der Eroberung von Neuhäusel durch die Türken gingen im October 1663 noch Neutra, Lewencz und nach hartnäckigem Widerstande auch Neograd verloren. Freistadtl und Schintau hielten sich tapfer, trotzdem der erstgenannte Ort durch 10 Tage von 10.000 Janitscharen berannt wurde.

Die Besatzungen in den Festungen, die vielen Detachirungen, die Besetzung der Uebergänge an den Grenzflüssen hatten die Armee schon derart geschwächt, daß an ein offensives Vorgehen im Herbste 1663 nicht mehr gedacht werden konnte. Auch die Schläfrigkeit im Ministerium, wie die Uneinigkeit unter den Befehlshabern hatten zur ungünstigen Gestaltung der Situation nicht wenig beigetragen.

Das zahlreiche türkische Heer im Herzen von Ungarn und die Streifzüge der tatarischen Horden, die sich bis nach Mähren erstreckten, ängstigten den Kaiser so sehr, daß er sich im December 1663 entschloß, verschiedene Mächte um Hilfe anzugehen. Graf Strozzi wurde nach Frankreich, Graf von Sinzendorf nach Dänemark, Holland und England, der Graf von Windischgrätz nach Schweden und Baron Schönkirch nach Polen abgesendet, um Unterstützungen zu verlangen. Kaiser Leopold selbst eilte nach Regensburg, um die Reichsversammlung zu einer kräftigeren

Hilfe aufzufordern, welche denn auch unverweilt die bereits in Vorschlag gebrachte Geldunterstützung von 50 Römermonaten bewilligte.*)

Hier muß noch erwähnt werden, daß dies der letzte deutsche Reichstag war, den ein deutscher Kaiser persönlich besuchte; in Zukunft ließen sich die Kaiser durch sogenannte Principal-Commissäre vertreten. Als dann später im Jahre 1683 die Allianz mit den Seemächten zu Stande kam und diese das Geschäft der Geldbeschaffung übernahmen, hörte die Wichtigkeit des Reichstages, dem sonst dieses Geschäft zugemuthet wurde, gänzlich auf.

Außer den Geldmitteln stellte das Reich noch 41.600 Mann zu Fuß und 13.900 Reiter, welche der Markgraf Leopold von Baden dem Kaiser zuführen sollte. Um ihren christlichen Eifer zu beweisen, schickten auch andere Mächte, so Ludwig XIV. von Frankreich 5000, die rheinischen Alliirten 6500, Brandenburg 2000 Mann seinerzeit auf den Kriegsschauplatz. Der Papst spendete 7 Tonnen Gold zum Kriege wider den Halbmond.

Der kaiserliche Gesandte Johann Baron Goes wurde während dieser Ereignisse gegen alles Völkerrecht in Ofen zurückgehalten und sehr schlecht behandelt. Besonders übel erging es ihm und seinem Gefolge, wenn ungünstige Berichte vom Kriegsschauplatze einlangten; dann drohte man ihnen mit „Nasen- und Ohrenabschneiden" und mit der Abführung in das Gefängniß der sieben Thürme nach Constantinopel. Alle möglichen Hindernisse wurden ihnen bei Beschaffung der nothwendigen Lebensbedürfnisse bereitet, obgleich Alles mit barem Gelde bezahlt wurde. Die dem Gesandten zugewiesene Wohnung war ungesund, ungenügend im Raume und nicht wohlanständig. Eine Beschwerde beim

---

*) Römermonate war eine Geldabgabe im ehemaligen Deutschen Reiche, welche die Stände dem Kaiser zu Kriegszwecken leisteten; sie stammte aus den Römerzügen, bei denen jeder Reichsstand den Kaiser mit Mannschaft begleiten mußte, eine Pflichtleistung, welche später in Geld umgewandelt wurde, und zwar wurden für den Reiter 12, für den Fußgänger 4 fl. monatlich geleistet. Nach dieser Norm wurde in außergewöhnlichen Fällen die Reichshilfe in Geld geboten. Nach dem Matrikelgesetze von 1521 betrug ein Römermonat 101.996 fl., eine Summe, die sich später — nach Losreißung deutscher Gebietstheile durch Ludwig XIV. — auf 88.464 fl. verminderte. In besonderen Fällen wurden mehrere solche Römermonate bewilligt.

Kaimakam hatte nur die Folge, daß dem Gesandten ein bedeutend schlechteres Quartier zugewiesen wurde. Als der Baron dieses nicht beziehen wollte, drohte der Kaimakam mit Gefängniß und fügte bei, daß er den Gesandten als solchen nicht mehr anerkenne. Schließlich wurde Baron Goes sammt seinem Gefolge mit Anwendung von roher Gewalt aus seiner bisherigen Wohnung hinausgedrängt.

Diese kleine Episode diene nur zur Beleuchtung des Ansehens, in welchem der Abgesandte des römisch-deutschen Kaisers bei der Pforte stand, wobei übrigens erwähnt werden muß, daß die Bevollmächtigten der anderen christlichen Mächte, z. B. Frankreichs, Polens und Venedigs, sich keiner würdigeren Behandlung zu erfreuen hatten.

Endlich im October 1663 wurde dem Baron Goes eine Audienz gewährt und ein Absageschreiben des Sultans an Kaiser Leopold übergeben; der Großwesir sprach bei dieser Gelegenheit sein Bedauern aus, daß die Jahreszeit schon so weit vorgerückt wäre, „sonst würde er den Baron mit 300.000 Mann begleiten", übrigens werde er im nächsten Frühjahre nach Wien kommen.

Baron Goes kam am 10. November nach Wien, ohne etwas für die Erhaltung des Friedens erreicht zu haben.

Das Herannahen des Winters indeß brachte die Operationen zum Stocken. Im November wurde das Standquartier des Großwesirs von Ofen nach Belgrad verlegt, Kaplan Pascha bezog in Kanizsa, der Tataren-Khan mit seinem Corps in Szegedin, Szombor und Fünfkirchen die Winterquartiere. Hussein Pascha, Statthalter von Ofen, erhielt den Befehl, ein wachsames Auge auf den gefürchteten Banus von Croatien, Graf Niclas Zrinyi, zu richten, der trotz des eingetretenen strengen Winters am Zusammenflusse der Mur und Drave ein Corps von 20.000 Mann vereinigt habe.

Am Schlusse des Jahres 1663 kam eine höchst betrübende Nachricht nach Wien, die mit Hinblick auf den bevorstehenden Feldzug nicht geringe Bestürzung hervorrief. Die Besatzung der Grenzfestung Szekelyhid hatte — angeblich wegen Soldverkürzung — gegen ihren Commandanten Obristlieutenant v. Tieffenthal revoltirt, diesen sammt allen anderen Offizieren gewaltsam aus der Festung entfernt, aus ihrer Mitte zuerst

einen Tambour, dann einen Fourier vom Strozzi'schen Regimente zum Befehlshaber erwählt und sich schließlich den Türken, beziehungsweise dem Fürsten Apafy, der die Festung besetzte, ergeben. Ein gleiches Schicksal erfuhr auch die feste Stadt Klausenburg Anfangs Jänner 1664, indem der Oberst Graf Thun sammt seinen Offizieren von der Mannschaft verjagt wurde und die Stadt mit Einwilligung der Bürgerschaft an Apafy überging.



Wolfgang Julius Graf zu Hohenlohe,

kaiserlicher Feldmarschall und Kriegsrath, General-Lieutenant über die Reichstruppen,

geboren 1622, gestorben 1698.

Zweites Capitel.

Der Kriegszug des Grafen Niclas Zrinyi, Banus von Croatien, nach Essegg. — Resultate dieser Unternehmung. — Die Ereignisse am Kriegsschauplatze bis zum Eintreffen der Alliirten. — Graf Raimund Montecuculi übernimmt den Oberbefehl. — Schlacht bei St. Gotthard. — Friede zu Vasvar.

Die von Kaiser Leopold in Regensburg angesprochene Reichshilfe scheint nicht lange auf sich haben warten lassen; denn schon in der Mitte Jänner 1664 marschirte ein Theil dieser Reichstruppen, welche in der Stärke von 7000 Mann mittlerweile in Steiermark eingetroffen waren, von Pettau nach Ujzriny (Serinvar) ab. Ihr Befehlshaber war Wolfgang Julius Graf zu Hohenlohe, welcher vom Reichstage zu Regensburg den Reichsvölkern als Generallieutenant vorgesetzt worden war.

Die Festung Serinvar, welche vom Banus von Croatien, Grafen Niclas Zrinyi, zum Trotze gegen die türkische Festung Kanizsa, und zum Schutze gegen türkische Einfälle in die Steiermark zunächst dem Einflusse der Mur in die Drave angelegt worden war, hatte ein Vorwerk am linken Murufer, welches als Brückenkopf diente.

Die unter dem Banus versammelten Truppen betrugen einschließlich der aus Pettau eingetroffenen 7000 Reichssoldaten nicht über 25.000 Mann, darunter befanden sich nahe an 9000 ungarische Hußaren und Heiducken, welche von den Grafen Zrinyi, Nadasdy, Eßterhazy und Batthyani aufgeboten und unter den Befehl des letztgenannten Magnaten gestellt waren. Das kleine Zrinyi'sche Corps wendete sich von Serinvar nach Bresnitz, welches schon am zweiten Tage nach der Einschließung capitulirte. Babocza ergab sich am 25. Jänner nach einer viertägigen Berennung. Diese zwei Städte erhielten kaiserliche Fußtruppen als Besatzung.

2*

Zrinyi ging sodann mit der Reiterei voraus gegen Szigetvar, umging indeß diesen Platz, da ihm die Geschütze zur Belagerung fehlten, und drang nach Fünfkirchen vor, wohin der General Graf zu Hohenlohe mit dem Reste des Corps ihm nachfolgte. Auch dort konnte wegen des Mangels an Belagerungsgeschützen der Angriff auf das Schloß, wohin sich die Besatzung der Stadt nach einem hartnäckigen Widerstande zurückgezogen hatte, nicht gleich unternommen werden. Dazu kam ein anderer Umstand. In der eingenommenen Stadt Fünfkirchen und ihren Vororten wurde ein bedeutender Vorrath an Lebensmitteln gefunden, überhaupt sehr ansehnliche Beute gemacht. Die halberfrornen und abgematteten Soldaten nun, denen man mit Rücksicht auf die erlittenen Entbehrungen und Strapazen keinen Zwang auferlegte, genossen so viel von dem in überreicher Fülle vorhandenen Wein, daß sie außer Stande waren, den Feind bei seinem Rückzuge in das Schloß mit entsprechendem Nachdrucke zu verfolgen. Wäre das Letztere geschehen, hätte man sich leicht in den Besitz des Castells setzen können.

Es stand überhaupt übel um die militärische Zucht. Während des Gefechtes verließen viele Truppen, hauptsächlich die Ungarn und Croaten, die ihnen angewiesenen Plätze, um zu plündern, und es trat eine große Zügellosigkeit ein, die, wäre sie vom Feinde benützt worden, dem christlichen Heere zum Verderben gereicht hätte. In der Trunkenheit wurde den Fässern der Boden eingeschlagen, das Mehl verstreut und hin und wieder Feuer angelegt, mit einem Worte so arg gehaust, daß ungeachtet der großen Vorräthe an Lebensmitteln, welche bei einer besseren Vorsorge dem Zrinyi'schen Corps auf drei Monate Unterhalt verschafft hätten, am vierten Tage schon Mangel verspürt wurde.

Später wurden mehrere Angriffe auf das Fünfkirchener Schloß unternommen, die aber ohne Erfolg blieben; mit schwerem Geschütze war auch der Graf Hohenlohe nicht versehen, sondern besaß nur einige leichte Regimentsstücke.

Da es sich bei dem Unternehmen des Grafen Zrinyi hauptsächlich darum handelte, dem bevorstehenden Anmarsche des türkischen Heeres alle erdenklichen Erschwerungen zu bereiten, so blieb Graf Hohenlohe mit einem Theile der Truppen vor Fünfkirchen, während Zrinyi mit seinen Heiducken,

den ungarischen Hußaren und 500 deutschen Reitern nach Essegg marschirte, um die dortige wichtige Brücke zu zerstören, alle Ortschaften und Vorräthe in der Nähe zu verwüsten und die Einwohner des ganzen Landstriches zu vertreiben. Beabsichtigt war dabei, dem Feinde durch die Beseitigung der nöthigen Arbeitskräfte und des Baumaterials die Herstellung der Brücke, und durch die Entziehung aller denkbaren Hilfsmittel den Weitermarsch so viel als möglich zu erschweren.

Ein Umstand darf hier nicht unerwähnt bleiben, welcher auf die damaligen Heeresverhältnisse ein grelles Licht wirft: der freie Wille des Commandanten war durch die Rücksicht, die er auf seine Unterbefehlshaber und seine Mannschaften nehmen mußte, in verderblicher Weise gehemmt. Als das beabsichtigte Unternehmen gegen Essegg unter den Truppen, die diesen Zug mitmachen sollten, bekannt wurde, wollten sich die ungarischen und croatischen Untercommandanten nur in dem Falle dazu bequemen, wenn während ihrer Abwesenheit gegen das Schloß in Fünfkirchen nichts unternommen werde; sie befürchteten nämlich ihrer Beute verlustig zu werden, wenn mittlerweile das Schloß erstürmt oder mittelst Accord eingenommen würde.

In der That mußte sich auf Ansuchen des Grafen Niclas Zrinyi, der General Graf Hohenlohe durch Wort und Handschlag verbindlich machen, mit jeder Unternehmung bis nach der Zurückkunft zu warten, und erst daraufhin konnte Zrinyi seinen Marsch an die Essegger Brücke antreten.

Siklos bei Seite lassend, marschirte er mit einer beispiellosen Schnelligkeit an die Brücke. Die Palanka Darda, welche als Brückenkopf diente, wurde erstürmt, die Janitscharen-Besatzung niedergemacht und die ganze herrliche, 8565 Schritte lange und 17 Schritte breite Brücke am 1. und 2. Februar 1664 verbrannt.

Das Unternehmen war geglückt, ein wichtiges Verbindungsmittel nach Zrinyi's Absicht zerstört; aber der Nutzen war kein nachhaltiger; denn später wurde die Brücke in einem Zeitraume von siebzehn Tagen wieder derart hergestellt, daß sie vom türkischen Heere benutzt werden konnte.

Ueber 500 Dörfer, Weiler, Gehöfte und Mühlen sind während des Streifzuges vom Zrinyi'schen Corps verbrannt, verwüstet und arg

mitgenommen worden, damit der Feind aus all' diesen Ansiedlungen keinen Vortheil ziehen könne.

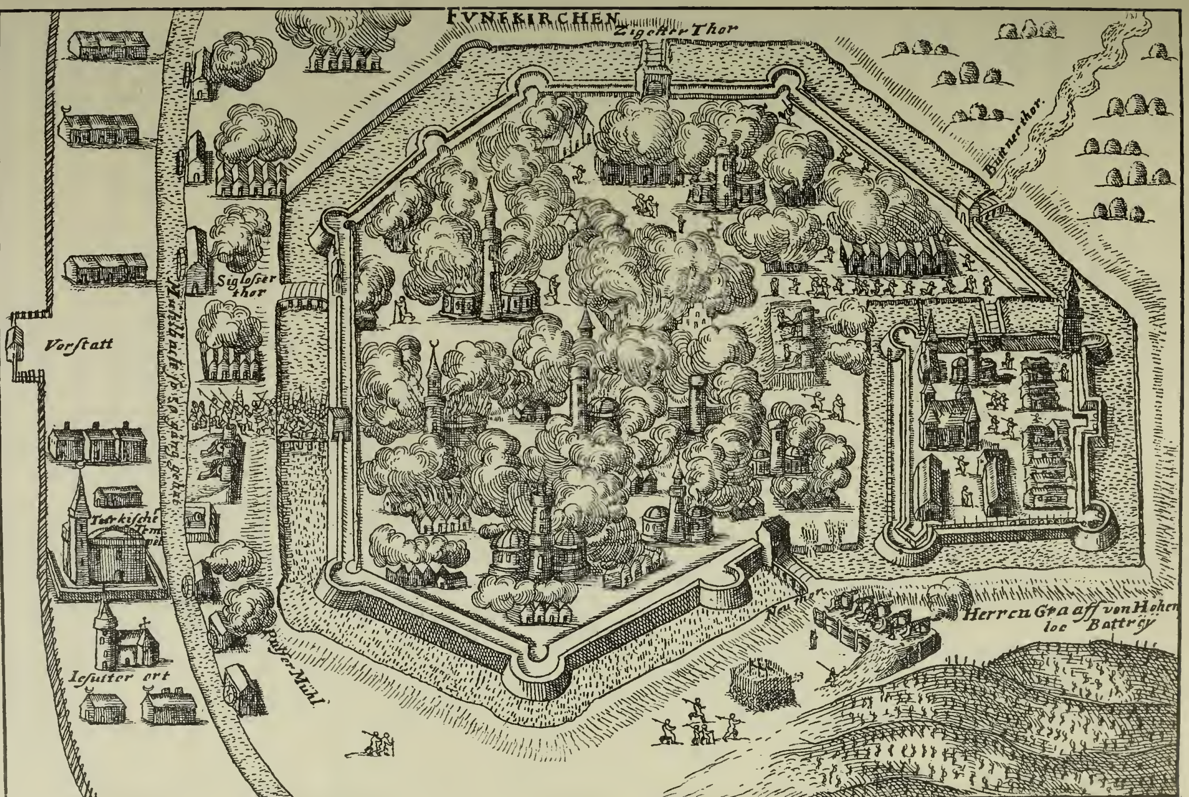
Am 5. Februar kam Graf Zrinyi mit seinen Truppen wieder in Fünfkirchen an, wo inzwischen vom General Grafen Hohenlohe die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, sich durch einen allgemeinen Sturm in den Besitz des Schlosses zu setzen. Ein Zusammenwirken der verschiedenen Befehlshaber mit ihren Contingenten konnte jedoch nicht erzielt werden. Die Gründe, aus welchen schließlich jedes weitere Unternehmen gegen Fünfkirchen als unausführbar erklärt wurde, waren mannigfacher Art; als erstes Hinderniß wurde der Mangel an Belagerungsgeschützen angegeben, welcher den Erfolg allerdings in Frage stellte; dann wurden Mißhelligkeiten befürchtet, welche zwischen den deutschen und ungarischen Truppen entstehen könnten, wenn nach Erstürmung des Platzes die Beute zur Vertheilung gelangen sollte; endlich gab der General v. Fugger die Erklärung ab, daß von den kurbairischen Truppen viele gefallen, viele krank oder verwundet seien, und daß er mithin, bedacht auf die Erhaltung des Restes der ihm anvertrauten Truppen, die Aufhebung der Belagerung und den Rückzug anrathen müsse. Dieser Ansicht schloßen sich endlich auch Graf Zrinyi und andere Befehlshaber an.

Graf Hohenlohe war demnach gezwungen, sich der Meinung der Uebrigen zu fügen, obgleich er von einem gemeinsamen Vorgehen einen ansehnlichen Erfolg erwartet hatte.

Nachdem die Besatzung des Fünfkirchener Schlosses nochmals zur Uebergabe aufgefordert, diese aber, ungeachtet des Anbotes äußerst günstiger Bedingungen, abgelehnt worden war, trat das Corps seinen Rückmarsch an, nicht ohne vorher die Stadt und Vororte in Brand gesteckt zu haben.

Unweit Szigetvar, das unbeachtet blieb, wurde die Arrieregarde des Corps durch etliche Tausende türkischer Reiter angefallen, aber durch die Pfalz-Neuburgischen und Pommer'schen Compagnien zu Pferd herausgehauen — ein Glück für das Gros des Heeres, das in größter Unordnung marschirte.

Am 11. Februar langte man vor Segesd an. Die türkische Besatzung machte Anfangs Miene, sich zu vertheidigen, verlor aber bald den



Fünfkirchen,

berannt und in Brand gesteckt vom General Graf zu Hohenlohe in den ersten Tagen des Monats Februar 1664.

Muth zur Gegenwehr und capitulirte auf Grund gleicher Conditionen wie Babocsa.

Am 15. Februar langte Zrinyi mit den Truppen wieder in Ujzriny (Serinvar) an, nachdem während des Marsches die Besatzungen von Babocsa und Bresnitz von je hundert Musketieren vom Regiment Spick abgelöst und überdies noch durch Heiducken und Hußaren verstärkt worden waren. Schon am 16. Februar ging Graf Hohenlohe mit den Reichsvölkern wieder nach Pettau zurück, und am 17. marschirten auch die übrigen Truppen in ihre Standquartiere ab.

Der Verlauf dieser Expedition war im Allgemeinen günstiger ausgefallen, als man vermuthet hatte. Nach unseren Anschauungen ist es freilich fraglich, ob ein durch die Verbrennung und Verwüstung zahlreicher Ortschaften erreichter Vortheil überhaupt auf die Bezeichnung „Vortheil" Anspruch erheben kann; aber in jener barbarischen Zeit, in der menschliche Gefühle und Rücksichten durch den beiderseitigen wilden Kriegsbrauch zurückgedrängt wurden, in der oft ein Einfall in das Gebiet des Gegners nur zu dem Zwecke geschah, um Alles dasjenige zu zerstören, was dem Feinde Nutzen und Vortheil bieten könnte, mußte es als eine Errungenschaft gelten, daß eine bedeutende, hauptsächlich von Türken bewohnte Stadt, dann mehr als 500 Dörfer, Weiler, Mühlen 2c. 2c. verbrannt, zerstört und verwüstet worden waren. Drei feste Plätze wurden erobert, mit Besatzungen versehen und die türkische Festung Kanizsa gleichsam blockirt, die wichtige Brücke bei Essegg, sowie deren Brückenkopf durch Feuer zerstört, endlich bei 50.000 Stück Nutzthiere (einschließlich der Pferde) und andere werthvolle Beute dem Feinde abgenommen, überdies — was auch nicht zu unterschätzen war — durch einen Streifzug, der über zwanzig Meilen weit ins türkische Gebiet vorgedrungen war, ein nicht geringer Schrecken unter den Feinden verbreitet.

Auf den von Murad, dem Beg von Fünfkirchen, eingesandten Bericht über den Anzug Zrinyi's wider Szigeth hatte der dadurch sehr beunruhigte Großwesir den Mohamed Pascha, der zu Essegg im Winterquartier lag, zum Serdar ernannt, demselben die Paschas von Stuhlweißenburg, von Jenö, den Kaplan Pascha und die Tataren untergeordnet und die Befehle zum eiligsten Marsche erlassen. Der Großwesir selbst

steckte, um den Siegeslauf Zrinyi's einzudämmen, seine Roßschweife zu Belgrad aus und kündigte für den 1. Februar den Ausmarsch, jedoch ohne Gepäck, an und setzte endlich mit 3000 Mann nach Semlin über. Als er aber zu Mitrovic die Nachricht erhielt, daß die Belagerung von Szigeth aufgegeben und der Feind von Szigeth abgezogen sei, kehrte er ins Winterquartier nach Belgrad zurück, nachdem er dem Serdar Mohamed Pascha die Hut von Szigeth, ferner dem Kaplan Pascha, dem Beg von Behke, dem Alibeg von Bosnien, dem Mutesellim von Ofen und den Paschas von Kaposvar und Temesvar die Hut von Fünfkirchen anbefohlen hatte.

Der Winterfeldzug Zrinyi's hatte zu Adrianopel und Constantinopel nicht geringe Bestürzung hervorgerufen, und der Großwesir mußte auf das Eifrigste bestrebt sein, die Folgen dieses Streifzuges, welche auch seine Stellung als Großwesir erschütterten, baldigst vergessen zu machen. Die Beglerbegs von Syrmien und Bosnien erhielten den gemessensten Auftrag, die Brücke von Essegg wieder in brauchbaren Stand zu setzen, und Kibleli Mustafa Pascha, welcher zu Essegg in Besatzung lag, wurde zur Hut derselben befehligt.

Der Frühling war herangekommen, ohne daß auf das vom Großwesir dem Baron Goes mitgegebene Schreiben von Seiten des Fürsten von Lobkowitz eine bestimmte Antwort erfolgt war. So wurden zu Beginn des Frühlings, am 20. März, erneuert die Roßschweife in Belgrad ausgesteckt, und drei Wochen später lagerte das türkische Heer, welches diesmal mit besonderer Anstrengung so vollzählig als möglich gemacht wurde, auf der Ebene bei Semlin; gleichzeitig wurden zu Constantinopel, Adrianopel und im ganzen Reiche die bei Ausbruch eines allgemeinen Krieges vorgeschriebenen öffentlichen Gebete anbefohlen.

Die Roßschweife waren noch auf dem Felde von Semlin ausgesteckt, als von allen Seiten einlaufende Berichte die Beschleunigung des Aufbruches forderten. Der Fürst von Siebenbürgen schickte einen Brief des Capitäns von Szatmar ein, der über die Rüstungen des Kaisers und die Verstärkung seiner Heere durch französische Truppen und andere Verbündete berichtete. Um Neuhäusel zu sichern und das belagerte Neutra zu entsetzen, erhielten Kutschuk Mohamed, Pascha von

Großwardein, Kasimpascha von Jenö, Chalil, Pascha von Erlau, Apafy, Fürst von Siebenbürgen, mit ihren Janitscharen, und der Jali Aga Achmed den Befehl, mit den in den Winterquartieren vertheilten Tataren aufzubrechen.

Unterdessen hatte Feldzeugmeister Graf Ludwig de Souches am 7. Mai 1664 Neutra zur Uebergabe gebracht, den Platz mit 700 deutschen Soldaten unter Oberst Spankau besetzt, den Kutschuk Mohamed Pascha bei Szent-Kereßt (Heiligenkreuz) an der Gran geschlagen und bedrohte nun Lewencz.

Auf Renninger's Antrieb erließ der Großwesir abermals ein aus eigener Feder geflossenes Schreiben an den Hofkriegsraths-Präsidenten, ihm zu melden, daß er zwar noch immer unter bekannten Bedingungen zum Frieden bereit sei, aber nunmehr mit „Heeren gleich Meeren" heranziehe.

Am Tage des Aufbruches von Semlin kam die Unglücksbotschaft, daß Neutra, bezwungen, sich ergeben mußte; in Vukovar lief ein kläglicher Bericht des Hussein, Pascha von Kanizsa, ein, welcher meldete, daß seit Ende April die Festung von Zrinyi, Hohenlohe und General Graf Peter Strozzi belagert und mit Bomben beschossen werde und daher in höchster Gefahr schwebe, wenn nicht schnelle Hilfe erscheine. Am 14. Mai ging der Großwesir über die neu in Stand gesetzte Brücke bei Essegg. An der Brücke von Csonka, zwei Stunden von Szigeth, besprach er sich mit Gurtschi Mohamed Pascha, dem Befehlshaber von Szigeth, über die Verhältnisse bei Kanizsa. In dem zu Szigeth abgehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, die von den kaiserlichen Truppen besetzten Palanken Babocsa und Bresnitz, welche die gerade Straße nach Kanizsa sperren, bei Seite zu lassen, und den beschwerlichen Weg durch die Sümpfe zu nehmen, um Kanizsa zu entsetzen.

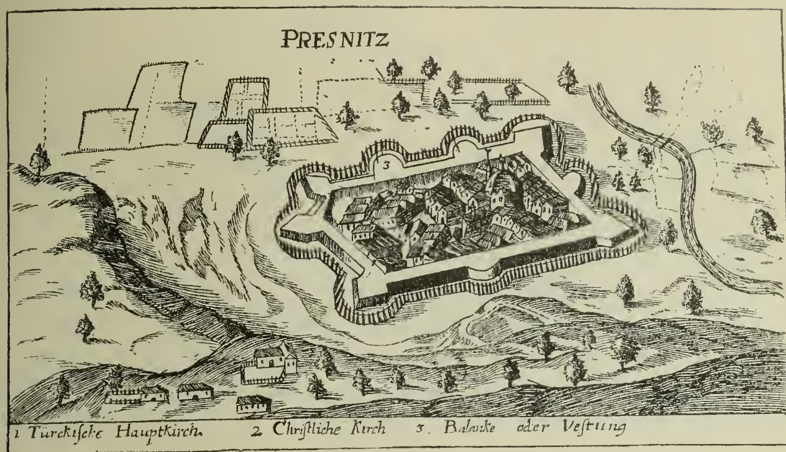
Unterdessen wurde auch im kaiserlichen Lager vor Kanizsa Kriegsrath gehalten und die Aufhebung der Belagerung beschlossen. Dieselbe war am 21. April durch die kaiserlichen, ungarischen und alliirten Reichstruppen unter den Generalen Zrinyi, Hohenlohe und Graf Strozzi begonnen worden, hatte aber bis nun zu keinem günstigen Resultate geführt. Im Gegentheile, der Feind hatte bei dem Ausfall am 23. Mai alle mit vieler Mühe zu Stande gebrachten Belagerungsarbeiten, zu

deren Wiederherstellung mindestens vierzehn Tage erforderlich waren, zerstört.

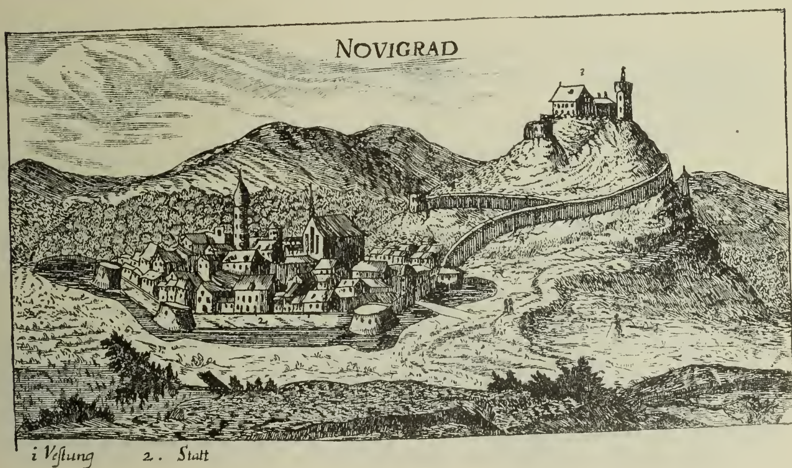
Die Ursachen, warum die Belagerung aufgegeben wurde, waren im Wesentlichen folgende: Erstens war das Belagerungscorps, im Ganzen 12.000 Deutsche, 4000 Ungarn und Croaten zählend, ungenügend, um die Festung vollständig einzuschließen, weshalb die Belagerten mit geringer Mühe ihren Bedarf von außen zuführen konnten. Zweitens litten die Belagerer bereits Mangel an Lebensmitteln, besonders an Brod. Drittens rückte der Großwesir mit bedeutender Uebermacht heran, welche es ihm möglich machte, seine Kräfte zu theilen. Mit einem Theil konnte er das Belagerungscorps von seinem Stützpunkt Neu-Serinvar abschneiden, während ihm kein Hinderniß entgegenstand, mit dem andern Heerestheil nach Steiermark zu gehen und Pettau, Radkersburg, auch Graz und viele andere Orte, welche auf solchen Einfall nicht vorbereitet waren, in seine Gewalt zu bekommen. Endlich war an einen Succurs unter den dermaligen Verhältnissen gar nicht zu denken; zwar sollte General Sparr der Bestimmung gemäß mit 3000 Mann Infanterie, der General Spork mit drei Reiterregimentern sich mit dem Zrinyi'schen Corps vereinigen, aber man hatte leider gar keine Nachricht, wo sich diese Truppen dermalen befänden. Bekannt war dagegen allgemein und mit Sicherheit, daß der Großwesir sich bereits bis auf einen Tagemarsch dem kaiserlichen Lager genähert habe. Auf Grund dieser Verhältnisse zog sich das kaiserliche Heer am letzten Mai 1664 mit dem ganzen Geschütz nach Neu-Serinvar zurück. Die Palanken Babocsa und Bresnitz, von den kaiserlichen Besatzungen verlassen und verbrannt, fielen von selbst in türkische Hände.

Eine Stunde vor Kanizsa, bei der Brücke von Pogany, erhielt der Großwesir am 31. Mai die Freudenkunde von dem Abzuge des kaiserlichen Heeres. Er begab sich allein in die Festung und bekleidete den tapferen Vertheidiger Hussein Pascha mit Zobelpelz und kostbarem Dolch, betheilte die Offiziere mit Kaftanen*) und vertheilte zehn Beutel Geld unter die

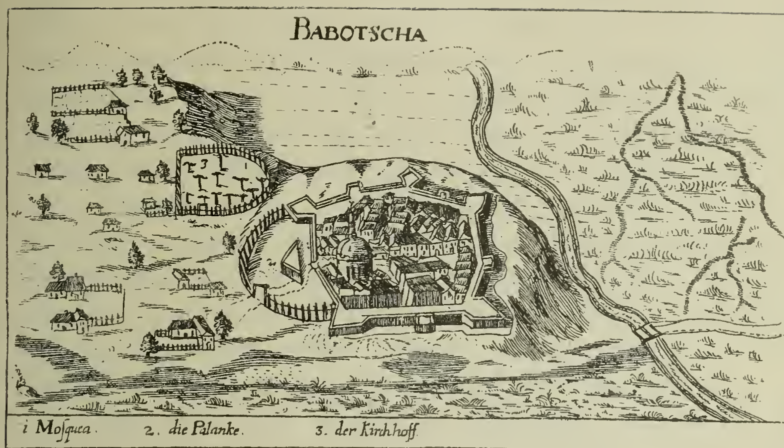
*) Die Betheilung mit einem Pelz oder Kaftan war eine Auszeichnung, ein Ausfluß der Gnade, und wurde zur Aufmunterung, als Belohnung, als Installirung in ein hohes



Bresnitz in Nieder-Ungarn.



Neograd in Ungarn.



Babocsa in Nieder-Ungarn.



Waitzen an der Donau.

verwundete Mannschaft. Ohne Zeitverlust folgte er sodann dem abgezogenen kaiserlichen Heere, welches sich bei Serinvar auf das rechte Ufer der Mur begeben hatte — eine Aufstellung, durch welche dem Großwesir ein dreifacher Vortheil geboten wurde. Er gelangte in den Besitz einer Anhöhe, von wo er Serinvar vortheilhaft beschießen, eines Waldes, worin er vorzügliche Deckung finden konnte, und endlich kam die gute Straße in seine Hände, welche sich zum Angriff am Besten eignete.

Serinvar wurde, zum Schutze gegen die häufigen Streif- und Raubzüge, welche die türkische Besatzung von Kanisza unternahm, vom Grafen Niclas Zrinyi im Jahre 1663 ganz gegen den Willen des Kaisers erbaut, welcher jeden Anlaß zu einer gegründeten Beschwerde von türkischer Seite gern vermeiden wollte, umsomehr, als die Anlegung eines festen Platzes an dieser Stelle laut Vertrag nicht stattfinden durfte.

Diese Feste diente zugleich als Brückenkopf der über die Mur führenden Brücke, war aber so ungünstig situirt, daß sie von einer nahen Anhöhe gänzlich beherrscht wurde. Außer diesem großen Nachtheile, hatte sie noch deren mehrere, nicht weniger wichtige, nämlich: keine Gräben, keinen bedeckten Weg; ferner war das Werk, da die Mauern nicht bis zum Wasser reichten, in beiden Flanken offen, dazu enge und darum nur geeignet, einer kleinen Besatzung Unterkunft zu bieten. Wegen seiner ungünstigen und ungesunden Lage verdiente dieser Platz auch die Bezeichnung „Schafstall“, einen Spottnamen, mit welchem er allgemein bezeichnet wurde.

Seinerzeit, als die Türken in den Unterhandlungen die Schleifung dieser Festung forderten, wurde auch vom Hofkriegsrathe die Demolirung angeordnet. Da aber der Krieg mit der Pforte ungeachtet der Nachgiebigkeit des Kaisers dennoch zum Ausbruche kam, wurde Serinvar trotz seiner schlechten Anlage und Form mit Anwendung aller Hilfsmittel in der Befestigungskunst erweitert und in einen möglichst starken Vertheidigungszustand versetzt.

Amt oder Dankbezeugung für eine Freudenkunde verliehen. Die Farbe und äußere Ausstattung war gesetzlich geregelt, worauf strenge gehalten wurde. Selbst die Gesandten der europäischen Mächte mußten bei Audienzen im Kaftan erscheinen, wenn sie sich nicht ausdrücklich die Erlaubniß erwirkt hatten, ihre Nationaltracht tragen zu dürfen.

Als die Türken vor Neu-Serinvar anlangten, war ihr erstes Unternehmen, die Mur zu überschreiten. 3000 Janitscharen und eben so viele Segbane*) übersetzten den Fluß auf von ihnen selbst gebauten Flößen. Der größte Theil hatte schon auf der Murinsel gelandet und war im Begriffe sich einzugraben, als General Graf Strozzi an der Spitze der Musketiere einen Ueberfall durchführte und die Insel von den Türken säuberte. Ueber 3000 Feinde wurden niedergehauen oder in den Fluß gesprengt. Leider erlitten die kaiserlichen Waffen einen großen Verlust durch den Tod des General Strozzi, welcher von seinen Soldaten allgemein verehrt und geliebt wurde. Nach dem Tode des Strozzi steigerte sich noch die Verwirrung, die ohnedies in der Armee eingerissen war. Die Uneinigkeit zwischen den Befehlshabern Hohenlohe und Zrinyi wirkte auf das Verderblichste und hinderte jede Operation. Die schon lange währende Zerfahrenheit unter den Heerführern veranlaßte endlich den Kaiser, den Feldmarschall Grafen Raimund Montecuculi nach Croatien zu senden und ihn mit der Uebernahme des Oberbefehles zu beauftragen. Montecuculi, welcher den Kaiser und das Vaterland liebte, vergaß alle Kränkungen, welche ihm seine Feinde in Wien bereitet hatten, und gehorchte ohne Widerrede.

Am 15. Juni traf der Feldmarschall im kaiserlichen Lager ein und übernahm den Oberbefehl. Seine erste Sorge war, den Großwesir daran zu hindern, daß derselbe die Mur überschreite. Serinvar, von den Türken heftig beschossen und bestürmt, war nicht mehr zu behaupten. Die kaiserlichen Truppen standen vom Zusammenflusse der Mur und Drau bis gegenüber dem Brückenkopf am rechten Murufer, von hier bis Kottori die verbündeten Reichstruppen unter dem Befehle des Generals Graf zu Hohenlohe, dann von Kottori aufwärts die Heiducken und Hußaren unter Zrinyi, Batthyani und Nadasdy. Die Belagerung ging ihren Gang fort; Ausfälle, die am 22. und 23. Juni

*) Segbane, d. i. Hundewärter, gehörten früher zur Jagdkammer des Sultans und standen 7000 Mann stark unter dem Befehl des Obrist-Jägermeisters. Sie wurden unter Mohamed II. den Janitscharen zugetheilt, um den aufrührerischen Geist derselben zu ersticken, waren ihnen im Range gleich und bildeten als eine eigene Kaste 34 Regimenter oder Kammern.

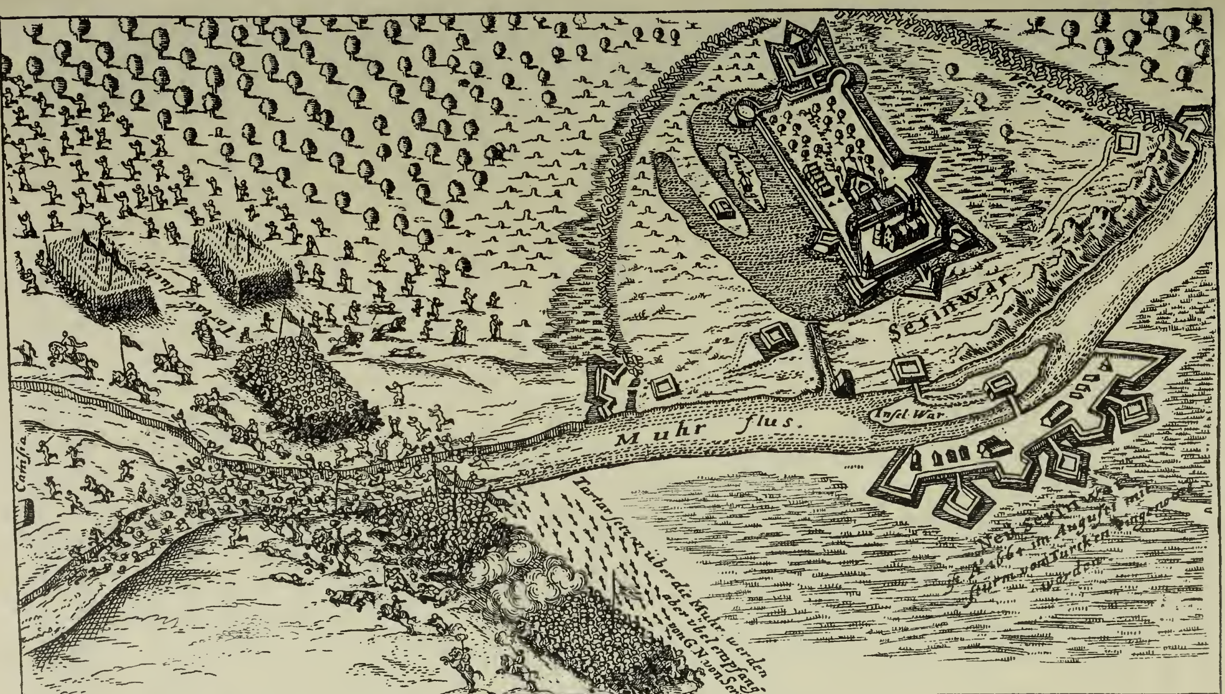


Peter Graf Strozzi,

kaiserlicher Feldmarschall und Diplomat,

geboren 1626,

gefallen im Treffen bei Serinvar im Juni 1664.



Ujzriny (Serinvar) und Sieg von Niclas Grafen Zrinyi über die Türken an der Mur 1664.

unternommen wurden, mißlangen vollkommen, weil das durch den Regen aufgeweichte Erdreich so schlüpfrig war, daß die Ausfallenden die gegenüber liegende Anhöhe, wo die Batterie des Feindes stand, nicht erklimmen konnten. Von einer Seite wurde vorgeschlagen, die türkische Belagerungsarmee zu umgehen und in Rücken und Flanke zu fassen; aber zu diesem Ende hätte die Drave zweimal überschritten und dabei die gute Vertheidigungslinie an der Mur von Truppen entblößt werden müssen. Der Vorschlag wurde daher als zu gefährlich abgelehnt und dagegen beschlossen, die Ankunft der im Anmarsche begriffenen Hilfstruppen der Deutschen unter Markgraf Leopold von Baden und der französischen Brigaden unter des Grafen Coligny Befehl abzuwarten. Ein wüthender Sturm wider die Festung wurde am 29. Juni abgeschlagen, ebenso auch der Versuch, die Mur zu übersetzen, vereitelt. Die Belagerer waren indeß schon so weit mit ihren Laufgräben vorgerückt, daß ihnen das Feuer der Belagerten nicht mehr schaden konnte. Die Palissaden waren verbrannt; die Offiziere Avancourt, Tasso, Butler und Rossi, welche im Brückenkopf commandirten, meldeten, daß sie nicht mehr im Stande seien, sich zu halten, und befürworteten, die Grabenvertheidiger zurückzuziehen, ehe dieselben mit Gewalt vertrieben würden. Montecuculi gab daraufhin den Befehl, den Ravelin, wenn derselbe nicht mehr zu halten sei, zu verlassen, das Holzwerk in Brand zu stecken, die schon gefüllten Minen zu sprengen und sich über die Brücke zurückzuziehen.

Tasso glaubte sich bis zum nächsten Tage noch halten zu können, aber kaum hatte sich Montecuculi entfernt, stürmten die Türken mit solcher Kraft, daß die Vertheidiger in Verwirrung geriethen und, ohne die Festungswerke und die Brücke zu zerstören, eiligst die Flucht ergriffen. Eilfhundert von ihnen wurden niedergemacht oder fanden in den Fluthen der Mur ihren Tod. Serinvar war für die Kaiserlichen verloren. Drei Mörser, sieben große Kanonen und eine Feldschlange, welche dem Sieger in die Hände fielen, wurden nach Kanizsa gebracht und die ganze Festung bis zum 7. Juli vom Grunde aus zerstört und geschleift.

Das nächste Marschziel des Großwesirs war nun Raab. Zum Vereinigungspunkte der während der Belagerung auf dem Kriegsschauplatze

eingetroffenen Paschas von Nikopolis, Awlonia und Ochri wurde Stuhlweißenburg bestimmt und dem Hussein Pascha, Beglerbeg von Silistria, dann Mustafa Pascha, jenem von Meraasch, aufgetragen, die in Essegg zurückgebliebenen 20 Kanonen sammt Munitionspark nach Ofen zu bringen. Den 12. Juli brach der Großwesir von der Mur auf und lagerte Abends bei Kanizsa. Der Befehlshaber von Klein-Komorn, welcher zur Uebergabe aufgefordert wurde, verlangte freien Abzug und noch andere Vortheile, nur der erstere wurde indeß der Besatzung zugestanden. „Habt ihr ja," sagte der Großwesir zu den Unterhändlern, „die Besatzungen von Babocsa und Bresnitz mitten im Winter ohne Erbarmen nackt hinausgejagt, was wollt ihr denn noch weitere Bequemlichkeit fordern?" Der zugestandene freie Abzug wurde aber auch nicht eingehalten, sondern die gesammte Mannschaft beim Auszuge treulos niedergesäbelt. Vier Kanonen, 200 Centner Pulver wurden im Schlosse gefunden und das letztere in die Luft gesprengt.

Egerszeg wurde wegen Unhaltbarkeit des Schlosses von der kaiserlichen Besatzung verlassen und in Brand gesteckt. Ismail Pascha, der Statthalter von Bosnien, der von Balaton nach Egerszeg abgesendet worden war, hatte große Mühe, 9 Kanonen und 30 gefangene Moslemin, welche die Besatzung in der Eile der Flucht vergessen hatte, aus dem Feuer zu retten. Hussein Pascha wurde mit 2 Compagnien berittener Segbane und 1000 Albanesen nach Pölöske beordert, dessen Besatzung, nachdem der Ort selbst schon verbrannt war, sich durch 24 Stunden in der Kirche vertheidigte, bis diese mit allen in derselben befindlichen Vertheidigern verbrannte. Die Palanken von Egervar und Kemendvar beantworteten die erste Aufforderung zur Uebergabe abschlägig, steckten aber dann die weiße Fahne auf, die Besatzungen erhielten freien Abzug. Die Plätze wurden geschleift und gesprengt; Gleiches geschah mit Kapornak, das von den Einwohnern verlassen worden war. Am 27 Juli brach das türkische Heer in Begleitung von Wegweisern von Egervar auf, marschirte geradenwegs an die Raab und schlug gegenüber Körmend sein Lager auf. Der Versuch, hier über die Raab zu gehen, wurde vereitelt; denn Montecuculi, durch die deutschen Reichs- und französischen Hilfstruppen verstärkt, stand schon am entgegengesetzten Ufer und wehrte hier

den Uebergang, wie er früher den Uebergang über die Mur abgewehrt hatte.

Um die Ereignisse, welche sich während der Belagerung Serinvars durch den Großwesier nördlich von der Donau abspielten, einer näheren Beleuchtung zu unterziehen, müssen wir in der Zeit ein wenig zurückgreifen. Feldmarschall Graf de Souches hatte, wie schon früher erwähnt wurde, Neutra in seine Gewalt bekommen, den Kutschuk Pascha bei Szent-Kereßt geschlagen und sich nach Lewencz gewendet. Er beschleunigte den Marsch, um diesen Ort so bald wie möglich einzuschließen und eine Verstärkung der Garnison zu verhindern. Am 12. Juli begann die Beschießung; am selben Tage drangen die tapferen Belagerer, durch eine Bresche stürmend, in die Stadt ein. Der Feind wurde nach tapferer Gegenwehr in das Schloß zurückgeworfen, und schon Abends ergab sich die Besatzung. Mittlerweile lief die Nachricht ein, daß 15.000 Türken gegen Neutra vorrücken und ein anderes feindliches Corps von 16.000 Mann auf Freistadtl losgehe. Graf de Souches, der sich einer solchen Macht gegenüber nicht stark genug fühlte, marschirte über Weißenburg und wollte zwischen der Neutra und Gran bis zur Ankunft von Verstärkungen eine zuwartende Stellung einnehmen. In Lewencz blieb Hauptmann Joachim Nemutza mit einer Abtheilung vom de Mercy'schen Regimente als Besatzung zurück.

Der Pascha von Neuhäusel, welchem an dem Besitz von Lewencz viel gelegen war, verstärkte sich mit den zwischen Neuhäusel und Gran lagernden Moldauern, Walachen und Tataren, zusammen bei 8000 Mann, und rückte mit seinem nun circa 30.000 Mann starken Corps vor die Stadt. Durch zwei Tage wurde dieselbe aus grobem Geschütz beschossen und zweimal der Versuch gemacht, sich mit stürmender Hand in ihren Besitz zu setzen; aber beide Versuche wurden von der tapfern Besatzung vereitelt. Feldmarschall Graf de Souches, dessen Macht nicht mehr als 12.000 Mann betrug, faßte daraufhin den kühnen Entschluß, Lewencz zu entsetzen, und es kam zwei Meilen nördlich von dem Orte am 19. Juli bei Szent-Benedek zu einer Schlacht, in welcher in der That der Pascha von Neuhäusel aufs Haupt geschlagen wurde.

Nach der für die Türken so verhängnißvollen Schlacht von Szent-Benedek war dem siegreichen Vorrücken des Grafen de Souches kein

Widerstand mehr zu leisten. Der General verfolgte die fliehenden Gegner unaufgehalten bis Parkany. Am frühen Morgen des 1. August traf daselbst die Avantgarde unter Oberst Maxwell ein, welche aber in allzugroßem Eifer zu nahe an die feindlichen Vorwerke gerieth und bedeutende Verluste erlitt. Als indeß das Gros unter Commando des Herzogs von Holstein anlangte, wurde eine Batterie erbaut, mit vier Quartierschlangen und zwei Mörsern die Stadt Parkany, mit Feuerkugeln das am andern Donauufer liegende feste Schloß Gran beschossen und ein Ausfall der Janitscharen zurückgewiesen. In der Nacht auf den 2. August wurde die Palanke von den Türken in Brand gesteckt und Parkany geräumt.

Kurz nach diesem Erfolge wurde der Siegeslauf des Grafen de Souches durch neue Entfaltung der erdrückenden feindlichen Uebermacht gehemmt. Der General erhielt sichere Nachricht, daß Ismail Pascha mit 12.000 Türken, dann die zwischen Pest und Waitzen zusammengezogenen Tataren, Moldauer und Walachen in derselben Stärke wider ihn entsendet würden. Auch wußte er, daß es der Besatzung von Gran bei dem großen Vorrathe von Baumaterial, der ihr zur Verfügung stand, wenig Schwierigkeiten machen werde, die zerstörte Schiffbrücke wieder herzustellen. So beschloß er denn, den Rückzug in die frühere Stellung zwischen der Neutra und Gran anzutreten, da ihn ein längeres Verweilen an der Donau mit Gefahren, denen seine Macht absolut nicht gewachsen war, bedrohte. Parkany wurde von den Türken wieder besetzt und neuerlich in Vertheidigungsstand gebracht.

Kehren wir nunmehr zu den Heeresbewegungen des Grafen Montecuculi und des Großwesirs zurück.

Nach dem Falle von Serinvar hatte Graf Montecuculi mit seiner Armee am 16. Juli 1664 bei Neudorf, unweit Radkersburg, die Mur überschritten, um sich mit den im Anmarsche begriffenen deutschen und französischen Hilfstruppen zu vereinigen. Letztere unter dem Commando des Marschalls Conte Coligny kamen aus Italien. Der kaiserliche Feldherr hatte die Absicht, Oesterreich am linken Ufer der Raab gegen einen



Ludwig Ratwich Graf de Souches,

kaiserlicher Feldmarschall,

geboren 1603, gestorben 1683.

türkischen Einfall zu schützen, so wie er früher am rechten Muruser die Steiermark beschirmt hatte.

Ob das türkische Heer seine Marschrichtung gegen die Stadt und Festung Raab oder aufwärts des Flusses gleichen Namens nehmen werde, mußte noch abgewartet werden.

Die Vereinigung mit den deutschen und französischen Auxiliartruppen ging anstandslos vor sich, und am 26. Juli traf, nach Ueberwindung von bedeutenden Marschhindernissen, die Vorhut des Heeres zur rechten Zeit bei Körmend ein, da gleichzeitig auch die Vortruppen des Großwesirs am andern Ufer der Raab anlangten. Ein Versuch der Türken, den Fluß zu überschreiten, wurde von Montecuculi kräftigst abgewehrt, und außer einer Beschießung der Stadt Körmend konnte sich der Gegner keines Erfolges rühmen.

An beiden Ufern der Raab zogen nun die Heere, das türkische am rechten, das alliirte am linken, flußaufwärts, wobei der Großwesir die Absicht verfolgte, den Fluß an geeigneter Stelle zu überschreiten. Sein Heer, dem, beiläufig bemerkt, während des ganzen Zuges der Alaibeg von Kanizsa, ein ungarischer Renegat, Namens Garba, als Wegweiser diente, unternahm auch am 29. Juli bei Csakany einen solchen Versuch, wurde aber von den kaiserlichen Truppen abermals abgewehrt. Zwei Tage später kamen die beiden Heere zum Stehen. Bei Szent-Gotthard sollte sich schon am nächsten Tage jener denkwürdige Kampf entspinnen, in dem der Erbfeind der gesammten Christenheit nach langer Zeit wieder einmal so empfindlich geschlagen wurde, daß durch diesen Sieg eine große Gefahr von Deutschland, namentlich aber von der Reichshauptstadt Wien abgewendet wurde.

Montecuculi traf die Vorbereitungen zur unvermeidlichen Schlacht. Von den Alliirten versprach er sich keine besondere Unterstützung. Die deutschen Kriegsvölker standen im Rufe geringer Disciplin und minderer Gefechtstüchtigkeit. Die Franzosen hinwiederum, denen in Bezug auf Zucht und Haltung alles Lob gebührte, galten aus politischen Gründen für unverlässig. Auf kaiserlicher Seite wurde behauptet, daß Ludwig XIV. mit der Entsendung eines Hilfscorps von 5000 Mann die geheime Absicht verband, die Ungarn gegen den Kaiser zu unterstützen; auch sagte

man, der französische Befehlshaber hätte den Auftrag, sich im Falle einer Schlacht zurückzuziehen. Ein weiterer Besorgniß erregender Uebelstand war der, daß der kaiserliche Feldherr von Wien aus nicht mit den nöthigen Geldmitteln versehen wurde, und daß daher in der Besoldung und Verpflegung der Truppen eine Stockung eintrat. Mit dem vollsten Rechte hatte Montecuculi erwarten und auch verlangen dürfen, daß ihm das nöthige Geld für die Heeresbedürfnisse sicher und im ausgiebigen Maße zukommen werde, da doch für diesen Feldzug von den Reichsständen, von Spanien und dem Papste bedeutende Summen flüssig gemacht worden waren. Aber diese Gelder fanden in Wien für andere, minder wichtige Zwecke ihre Verwendung, während die Armee ungenügend besoldet wurde und drückenden Mangel litt. Unvergleichlich zuversichtlicher war die Stimmung auf türkischer Seite.

Der kaiserliche Resident bei der Pforte, Simon Renninger, und der kaiserliche Dolmetsch Panajotti waren nach türkischem Staatsgebrauche mit dem Großwesir ins Feld gezogen, jener als Gefangener der Janitscharen, dieser frei die Dienste des Pfortendolmetschers verrichtend. Zu Körmend war die Antwort des kaiserlichen Kanzlers, Fürsten von Lobkowitz, auf das von Belgrad aus an denselben erlassene Schreiben eingetroffen. Nach dem Datum desselben schien ein ganzer Monat seit der Absendung verflossen zu sein. Vielleicht war es wirklich auf dem Wege durch die Kriegsereignisse aufgehalten, vielleicht mit Absicht zurückdatirt worden. Während auf der kaiserlichen Seite die Vorbereitungen zur Schlacht getroffen wurden, nahm der Großwesir die zu Körmend angekommene, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Antwort des kaiserlichen Ministers zum Anlasse eines vierten Friedensverhöres mit dem kaiserlichen Residenten. Renninger wurde ins Zelt des Großwesirs berufen, welcher, damit kein Verdacht auf ihn falle, die Obersten des Heeres versammelt hatte, selbst aber in der Versammlung nicht erschien, sondern sich hinter einem Vorhang verborgen hielt. Die Wesire und Beglerbege: die Statthalter von Ofen, Haleb, Bosnien, Damascus, Rumelien und Anatolien, der Aga der Janitscharen und der der Spahi, der Kiajabeg und der Reis Effendi waren die Säulen dieser letzten entscheidenden Berathung. Renninger brachte zunächst die erste Bedingung und letzte Herbei=

lassung des Kaisers, die Schleifung von Szekelyhid und Szent-Job in Vorschlag; als er hierauf die Zurückgabe von Neuhäusel begehrte, fragten die Türken mit lachendem Munde: ob er denn je gehört, daß die Osmanen den Christen gutwillig eine Eroberung zurückgegeben hätten? Als der Resident endlich vorschlug, daß zur Abhaltung der Streifereien an der Waag zwischen Neutra und Gutta eine Festung gebaut werden solle, standen Ismail Pascha von Bosnien und der Janitscharenaga auf, um diesen Vorschlag dem Großwesir vorzutragen. Jetzt erschien dieser selbst in der Versammlung und gab als letzten Entschluß dem Residenten kund: die Zurückgabe Neuhäusels sei eben so unmöglich wie die Schleifung von Szekelyhid und Szent-Job, die Errichtung eines Forts auf dem rechten Ufer der Waag sei nur dann zuläßig, wenn kaiserlicherseits Klein-Komorn und Serinvar nicht wieder aufgebaut werden. In Bezug auf Neutra — falls dasselbe den osmanischen Waffen widerstehen sollte — könne er nichts versprechen. Von einer Erneuerung des Sitvatoroker Friedens wollte er durchaus nichts hören; der zu schließende Friede sollte ein neuer, auf neue Grundlagen des Sieges und der Eroberung basirt sein. So wurde Renninger entlassen; am folgenden Tage (31. Juli) schrieb er seine Berichte, und Abends, zur Zeit, als der Courier nach Wien abgehen sollte, setzte die türkische Vorhut bei Szent-Gotthard über die Raab.

An der Grenze, welche Ungarn von Steiermark scheidet, gegenüber dem Einflusse der kleinen Laufnitz in die Raab, erhebt sich am rechten Ufer der letzteren das Cistercienserkloster Szent-Gotthard. Die Raab durchschneidet das auf beiden Seiten von sanften Anhöhen begrenzte fruchtbare Thal, dessen Breite auf dem linken Ufer, wo die denkwürdige Schlacht geschlagen wurde, nicht mehr als 2000 Schritte beträgt. Eine Stunde oberhalb Szent-Gotthard, am rechten Ufer der Raab, liegt das Dorf Zeming und in der Mitte zwischen diesen beiden, das unansehnliche Windischdorf, gegenüber diesem, auf dem linken Ufer das ansehnliche große Moggersdorf, der Mittelpunkt der Schlacht, welche eigentlich die von Moggersdorf genannt werden sollte.

Die Raab ist hier nur 12—15 Schritte breit, das heißt nur halb so breit als unter dem Zusammenflusse mit der ihr an Wassermenge gleichen

Laufnitz. Zwischen Moggersdorf und Windischdorf krümmt sich die Raab so, daß die einspringende Rundung am rechten Ufer liegt, mithin eine günstige Lage zu einem Uebergange für die Türken bildete.

Auf dem rechten Ufer der Raab stand das osmanische, auf dem linken Ufer das kaiserliche Heer, die Zelte des Großwesirs befanden sich auf den Anhöhen ober Windischdorf, jene der Kaiserlichen gegenüber am Fuße der Anhöhe. Der Ein- und Ausbug der erwähnten Flußkrümmung war die Mitte der einander gegenüber lagernden Heere.

In der Nacht vor der Schlacht kamen zwei türkische Ueberläufer in das kaiserliche Lager und berichteten, daß der Großwesir entschlossen sei, die Raab zu überschreiten und, wenn ihm dieses gelungen, über Neustadt nach Wien zu marschiren.

Die kaiserlichen Truppen nahmen in der Stellung des christlichen Heeres den rechten Flügel ein, die markgräflich badischen, dann die Reichsvölker standen im Centrum, am linken Flügel, gegenüber von Szent-Gotthard standen die Franzosen, vereint mit den übrigen kleinen Contingenten der italienischen Fürsten.

Die im Centrum aufgestellten Reichsvölker, unter Commando des Grafen von Hohenlohe, versahen während der Nacht auf den 1. August den Sicherungsdienst so nachlässig, daß es einer türkischen Abtheilung gelang, in der Flußkrümmung südlich von Moggersdorf, mit Benützung einer Furth, auf das linke Ufer zu übersetzen und sich einzugraben. Am Morgen des 1. August eröffneten 15 Feldgeschütze, welche hinter der Flußkrümmung eingebettet waren, dann mehrere andere auf den Höhen bei Windischdorf aufgepflanzte Stücke ihr Feuer, unter dessen Schutze um 9 Uhr der Großwesir mit starker Macht auf die Furth in der Krümmung losrückte. Ismail Pascha von Bosnien mit 3000 Spahi, welche eben so viele Janitscharen hinter sich im Sattel hatten, übersetzten die Raab. Die Janitscharen verschanzten sich zunächst Moggersdorf. Die Reichstruppen im Mitteltreffen suchten den ersten Anprall der Türken aufzuhalten, nachdem aber das Graf von Waldeck'sche Regiment zu Fuß, sowie das fränkische Regiment des Obersten Pleittner durch einen verstellten Rückzug des Gegners erst in Unordnung gebracht, dann mit großem Verluste geworfen worden war, nahm die Verwirrung stetig zu;



Raimund Graf von Montecuculi,

kaiserlicher General-Lieutenant und Hofkriegsraths-Präsident.

geboren 1608, gestorben 1680.

den Befehlen der Offiziere wurde der Gehorsam versagt; die im Wachsen begriffene Panique theilte sich nicht allein dem übrigen Fußvolke mit, sondern auch die Reiterei wurde mitgerissen und zur Flucht gebracht.

Der Markgraf von Baden=Durlach, der Graf von Waldeck und der Herzog von Holstein waren auf das Eifrigste bemüht, die Truppen zum Stehen zu bringen — doch vergebens; erst als mehrere Flüchtlinge, darunter auch Offiziere, von ihnen eigenhändig niedergemacht wurden, gelang es, mehrere Escadronen wieder in den Kampf zu bringen.

Die Türken waren kaum 100 Schritte vom Lager der Reichstruppen entfernt, hatten Moggersdorf bereits besetzt, und über den Fluß rückten immer neue Truppenmassen in der offenbaren Absicht nach, das Centrum des christlichen Heeres zu sprengen. General Graf von Hohenlohe, welcher an der Berglehne hinter dem Lager seiner Truppen in einem Bauernhofe sein Quartier genommen hatte und wegen Krankheit das Bett hüten mußte, raffte sich im Angesichte der höchsten Gefahr auf, übernahm persönlich das Commando, suchte im Vereine mit Grafen von Waldeck, Freiherrn van der Leyen und anderen Offizieren seine Truppen zu sammeln und erneuerte den Kampf um Moggersdorf. Prinz Karl von Lothringen, welcher mit einem Regimente energisch eingriff und mit eigener Hand den Anführer der Leibwache des Großwesirs niederstreckte, vermochte trotz aller Anstrengung die Gefahr für Moggersdorf nicht abzuwehren, bis endlich Graf Raimund Montecuculi mit den Regimentern Sparr, Tasso, Lothringen und Schneidau den Türken in die Flanke fiel und sie über den Fluß zurückwarf. Moggersdorf wurde genommen und in Brand gesteckt.

Da indessen neue feindliche Heeresmassen über den Fluß setzten, wurde von Montecuculi an den französischen Befehlshaber die Mahnung gerichtet, daß es nunmehr an der Zeit wäre, ihn zu unterstützen. Dies geschah auch sofort, indem Comte Coligny den General Beauveze mit seiner Brigade: dem Gransei'schen und Espaigne'schen Regiment zu Fuß und drei Escadronen absandte, welche von General Grafen Hohenlohe links vor dem Dorfe hinter einem Graben und Gebüsche postirt wurden. Diese Brigade warf sich unverzüglich auf die Spitze der schon gegen das Dorf anrückenden Türken und drängte die letzteren auf ihr Gros zurück.

Dabei wurde sie von den mittlerweile herangerückten französischen Regimentern Tourenne und la Fert kräftigst unterstützt, während gleichzeitig von kaiserlicher Seite das Schneidau'sche Regiment, eine Escadron vom Schmid'schen, dann der Marquis Pio mit seinem, dem Spick'schen, dem la Cron'schen und dem Tasso'schen Regimente zu Fuß rechts vom Dorfe in den Kampf eingriffen, womit die Schlachtordnung wieder hergestellt ward. Als der Großwesir die Truppen des Herzogs von Feuillade heranrücken sah, sagte er: „Wer sind diese Mädchen?" indem er auf die Franzosen mit den gepuderten Perrücken wies; aber die vermeintlichen Mädchen ließen sich durch das schreckliche Allahgeschrei nicht irre machen und schrieen: „Vorwärts! vorwärts! tödtet! tödtet!" und die Janitscharen, welche der Schlacht entkamen, vergaßen Jahre lang nicht das Geschrei: „Allons! allons! tuez! tuez!" und den Namen: Fuladi, d. i. der Stählerne, wie sie den Herzog von Feuillade nannten.

Die mittlerweile gesammelte markgräfliche Reiterei, das fränkische und das bairische Regiment zu Fuß, dann drei französische Escadronen unter Monsieur de Forneau, sowie zwei lüneburgische Escadronen unter Oberst Rauchhaupt standen hinter dem Fußvolke zur Unterstützung. Zwei sechspfündige Geschütze, welche nördlich von Moggersdorf aufgepflanzt waren, verfehlten ihr Ziel ganz und gar, beunruhigten aber die eigene Generalität derart, daß zur Vermeidung eines größeren Unglücks diese Geschütze ihr Feuer einstellen mußten; dagegen bedienten die Türken ihre Geschütze mit größerer Präcision, so daß die Alliirten bedeutende Verluste erlitten.

Die Versuche, welche die Feinde anstellten, die Raab ober- und unterhalb Moggersdorf zu überschreiten, wurden immer kräftiger; die deutsche Reiterei, die diese Uebergänge verhindern wollte, attaquirte wiederholt, aber in einer so lockeren Form, daß sie jedesmal zurückgeworfen wurde. Der General Graf Hohenlohe stellte nun den Antrag, daß ein allgemeiner, in guter Ordnung unternommener Angriff an Stelle des unnützen Hinwartens treten solle, umsomehr, als gegen Mittag die Türken Miene machten, die Flügel anzugreifen. Vier große Reitermassen rückten gegen den rechten, drei andere dem linken Flügel entgegen, zugleich bildeten sich gegenüber dem christlichen Centrum drei gewaltige Reitermassen, um sich auf die verbündeten Reichstruppen zu stürzen.



IOHANN: LIB. BARO Â. SPORCK, SAC:
CÆS: REGIÆꝗ MAI: GEN: CAMPI VICE-
MARESCHALL, EQVITVMꝗ COLONELL.

Johann Graf von Sporck,

kaiserlicher General der Cavallerie,

geboren 1597, gestorben 1681.

Die Generalität hielt nun Kriegsrath, und nach mehreren Widersprüchen, besonders von Seite des französischen Commandanten Comte Coligny, wurde endlich doch einhellig beschlossen, den Feind mit ganzer Kraft anzugehen. Die Gefahr, an beiden Flügeln angegriffen und umfaßt zu werden, wurde immer drohender, indem ein Theil der türkischen Reiterei ungefähr 1500 Schritte oberhalb des Schlachtgemenges schon übersetzt hatte, während ein anderer im Begriffe stand, weiter unten zu übersetzen. Am rechten Flügel des kaiserlichen Heeres warfen sich die Reiterregimenter Montecuculi und Spork, am linken die französische Cavallerie den Osmanen entgegen, während in der Mitte ein vereinigter und rascher Angriff, der von den Generälen in endgiltiger Entscheidung als einziges Mittel des Heils erkannt worden war, ins Werk gesetzt wurde. Sieg oder Tod bedeutete Montecuculi den Heeresführern, Sieg oder Tod gaben diese ihren Untergebenen als Losung weiter. Der tapfere Reitergeneral Johann Freiherr von Spork warf sich in frommer, hochherziger Begeisterung auf den Boden und sprach kniend mit entblößtem Haupte das bekannte Gebet: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens dem Feinde nicht, und du sollst deinen Spaß sehen!“

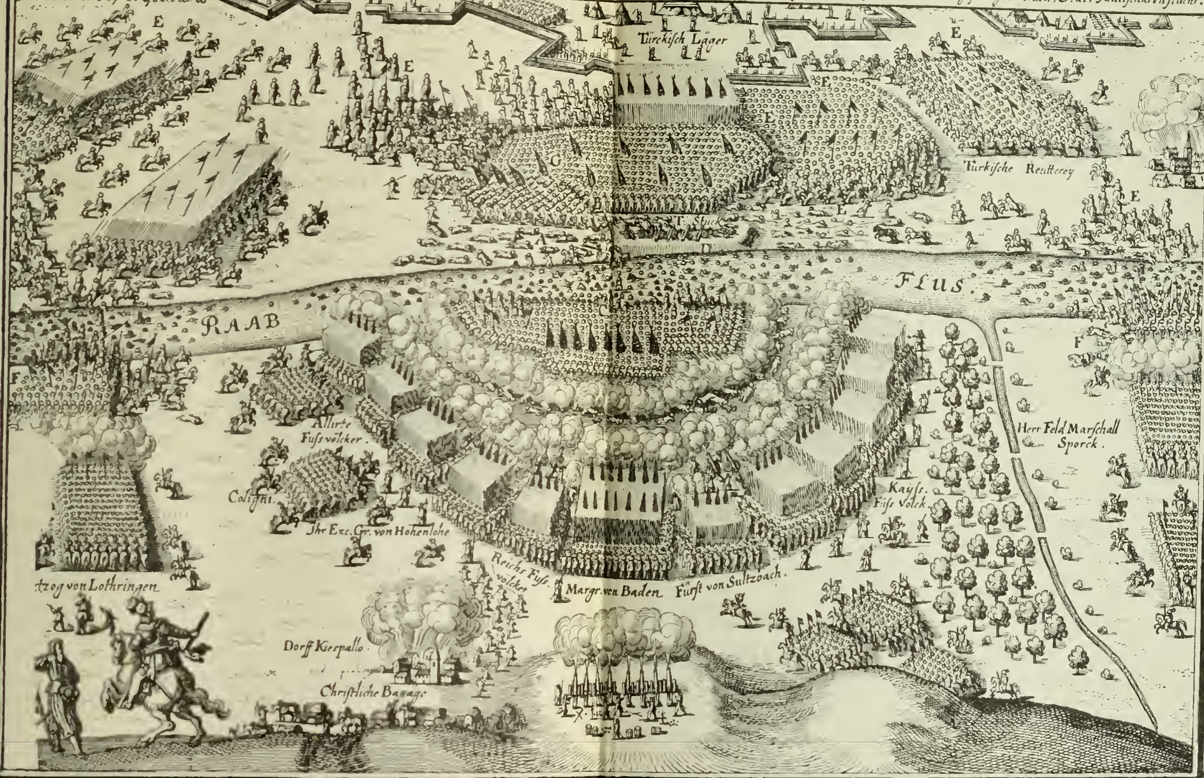
Die neue Ordnung der Schlacht war jetzt folgende: Am rechten Flügel die Regimenter zu Fuß: La Cron, Spick, Pio und Tasso, die in Folge ihrer bisherigen Verluste und anderer Abgänge nur je zwei Bataillone formirten, hinter diesen im zweiten Treffen die Reiterregimenter: Schmid, Schneidau und Rappach, sowie des Feldmarschalls Leibwache zu Pferde.

Im Centrum unter dem Markgrafen von Baden: das württembergische Regiment zu Fuß, ein bairisches Regiment zu Fuß, ersteres commandirt vom Pfalzgrafen von Birkfeld, letzteres vom Obersten Nicolo. Diese beiden Regimenter waren von der Eingangs erwähnten Katastrophe nicht betroffen worden und hatten sich gut gehalten. — Im zweiten Treffen stand ein fränkisches Regiment zu Pferd. Die übrigen alliirten deutschen Reichsvölker, welche per Regiment nur ein Bataillon formiren konnten, hielten Moggersdorf besetzt, von dort ein lebhaftes Musketenfeuer eröffnend; hinter ihnen stand der Oberst Rauchhaupt mit zwei lüneburgischen Reiterschwadronen.

Den linken Flügel unter dem Grafen de Feuillade bildeten die französischen Infanterie-Regimenter Granson, Turenne, la Fert und Espaigne, nebst den Reiterregimentern Beauveze und Forneau, je drei Escadronen stark. Der Reitergeneral Freiherr von Spork wurde schon früher mit zwei Cürassier-Regimentern, Montecuculi und Spork, entsendet, ging über die Raab und griff während der Schlacht am rechten Flügel erfolgreich ein.

Als zum Angriff geblasen wurde, ertönte von Seite der Christen ein allgemeines Schlachtgeschrei, worüber die Türken ganz erstaunt waren, da bisher nur sie selbst mit ihrem Allahgeschrei die Feinde zu überraschen gewohnt waren. Die ganze vereinigte Armee mit vorgenommenen Flügeln warf sich mit Ungestüm auf die Türken, jagte sie in die Krümmung des Flusses, so daß Janitscharen, Spahis und Albanesen in wildester Verwirrung in den Fluß stürzten und Tausende in den Fluthen der Raab ihren Tod fanden. Bis 4 Uhr Nachmittags dauerte das Gemetzel. 30.000 Mann türkische Truppen, welche am rechten Ufer während des Kampfes ruhige Zuschauer geblieben waren, wurden in der Flucht mitgerissen und ließen sogar die große Batterie von 15 Kanonen im Stiche. Um 5 Uhr waren die Osmanen vollständig geschlagen.

Die Freude der Generäle war groß, um so größer, weil von den meisten ein so günstiges Resultat nicht erwartet worden war. Viele der Reichstruppen hatten vor der Schlacht abziehen wollen; überhaupt war die Gesammtmitwirkung an dem entscheidenden Hauptangriffe im Beginne der Schlacht noch sehr zweifelhaft gewesen. Namentlich der französische General von Coligny hatte Bedenken gehegt, die ihm anvertrauten Truppen einer unsicheren Attaque beiwohnen zu lassen, umsomehr, als ihm die Conservation der Truppen von seinem Könige besonders empfohlen worden war. Aber der General Graf Hohenlohe hatte ihm die Ueberzeugung beigebracht, daß sie Beide, wenn der Angriff nicht sofort und mit gesammter Kraft unternommen werde, „den Kopf den folgenden Tag nicht zwischen den Schultern sitzen, sondern in einem türkischen Hafersacke haben werden“; er hatte des Weiteren betont: „es liege sowohl dem Generalissimus, als den übrigen Führern die Conservirung ihrer Truppe, ebenso wie ihm das Wohl der königlich französischen Truppen am Herzen; aber es sei mehr zu hoffen, wenn man den Feind in guter



Schlacht bei Szent-Gotthard an der Raab am 1. August 1664.

Ordnung und resolut angreife, als wenn man den Gedanken an einen Rückzug fasse;*) denn der Feind würde ohne sonderliche Mühe mit seiner leichten Reiterei die Alliirten einholen, zumal die französischen Truppen, die, unbekannt mit Sprache und Weg, sich im Gebirge gänzlich verlieren, daher entweder unmittelbar dem Feinde, oder den nicht freundlich gesinnten Bauern in die Hände fallen müßten. So war der französische General überzeugt worden, daß nur in dem Zusammenwirken aller Kräfte das Heil der Christenheit, die Wohlfahrt und Reputation seiner Truppen, sowie seines Königs Ehre gelegen sei; er fand endlich die Attaque für zweckentsprechend und betheiligte sich mit an dem allgemeinen Angriffe in so tapferer Weise, daß ihm die gebührende Anerkennung nicht versagt werden konnte.

In dem vor der Schlacht abgehaltenen Kriegsrathe war auch die Ansicht zur Sprache gekommen, das Fußvolk sei durch die seit frühem Morgen andauernden Gefechtsfatiguen sehr ermüdet, ein Gelingen des Angriffes daher nicht zu erwarten; es wäre darum besser, die Stellung, die man innehabe, zu behaupten, und dieselbe den Tag über und während der Nacht durch Verschanzungen zu einer festeren Position umzuschaffen.

Gegen diese Ansicht war Hohenlohe mit großem Eifer in folgenden Argumenten aufgetreten: Wenn man den Feind die Nacht über unangefochten in seiner Stellung lasse, sei zu befürchten, daß ihm der Muth wachsen, dagegen bei der eigenen Armee sich die Herzhaftigkeit vermindern werde. Viele seien schon bei helllichtem Tage in leichtfertiger Weise durchgegangen, viele Andere aber, welche ihre Haut gerne salviren möchten, könnten sich unter dem Schutze der Nacht aus dem Staube machen, und für den nächsten Morgen wäre man nicht mehr der Hälfte derer, die jetzt noch vorhanden seien, versichert. Uebrigens sei deutlich zu sehen, daß der Feind sich zu verschanzen beginne; je länger man also warte, desto schwieriger werde es werden, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben, und um so größere Opfer werde der Angriff kosten.

---

*) Bei dem ersten Zusammenstoße der Türken mit den Reichstruppen, welcher für die Letzteren ungünstig ausfiel, wollten einige deutsche Reichscontingente, sowie die Franzosen sich vom Schlachtfelde schon entfernen und hatten zu diesem Zwecke ihre Gepäckswägen schon in Bewegung gesetzt.

Nach vielen Bemühungen und Ueberredungen war es endlich dem Feldmarschall Grafen Montecuculi gelungen, alle Commandanten der Hilfsvölker zur Cooperation zu bringen. Die Armee schlug sich mit Tollkühnheit und Tapferkeit, und nur dem vereinten Wirken war es zu danken, daß sie über den Islam einen der größten und glänzendsten Siege errang.

Der Verlust des Großwesirs war ein ungeheurer, mehr als 16.000 Mann verbluteten auf dem Schlachtfelde oder ertranken in der Raab. Fünfzehn Kanonen und 40 Fahnen waren die Trophäen des Sieges. Der Großwesir war über die Niederlage so sehr ergrimmt, daß er in seiner Wuth mehrere Agas und Offiziere eigenhändig niedermachte, dann, in sein Zelt zurückgekehrt, in ein klägliches Jammern und Weinen ausbrach.

Die Verfolgung des geschlagenen türkischen Heeres wurde nicht in jener nachdrücklichen Weise durchgeführt, wie nach einem so vollständigen Siege zu erwarten gewesen war. Die Uneinigkeit unter den Führern der verschiedenen Reichscontingente, die vor und während der Schlacht sichtbar zu Tage getretene Lockerung der Disciplin, die unsichere Haltung des französischen Hilfscorps, der eigene Verlust, Schwäche und Ermüdung hinderten die Ausnützung des Sieges und gestatteten dem Großwesir, unweit des Schlachtfeldes, ohne die geringste Behelligung von Seiten des alliirten Heeres, sich zu sammeln und durch zwei Tage zu verweilen, worauf er — bloß von einigen kaiserlichen Reiterregimentern, die ihm folgten, beobachtet — den Rückzug nach Stuhlweißenburg antrat.

Am 10. August 1664 wurde zu Eisenburg (Vasvar) zwischen dem kaiserlichen Residenten Renninger und dem Großwesir Achmed Köprili ein Waffenstillstand, und am 26. August jener fatale Friede geschlossen, welchen Kaiser Leopold I. — ungewiß, wie lange der deutsche und ungarische Eifer zu seiner Unterstützung dauern werde, mißtrauisch gegen den französischen Alliirten, der einer Conspiration in Ungarn verdächtig war — mit Freuden annahm.

Schon früher, als Ludwig XIV. seine Unterstützung gegen den Erbfeind mit einem Hilfscorps von 5000 Mann zur Thatsache werden ließ, wurde, wie wir wissen, von kaiserlicher Seite behauptet: „es geschehe

mit dem geheimen Absehen, die Ungarn gegen den Kaiser zu unterstützen, und mit dem geheimen Befehl, sich im Falle einer Schlacht zurückzuziehen".

Die letzterwähnte Behauptung scheint denn auch in der That nicht grundlos gewesen zu sein. Wir ersehen dies aus dem schon geschilderten Benehmen des französischen Befehlshabers während der Schlacht. Wiederholt mußte er um eine Unterstützung gebeten werden; auch waren die Franzosen bereits im Begriffe, das Schlachtfeld zu verlassen, und ihre Betheiligung an der Wiedereroberung von Moggersdorf, sowie später an dem gemeinsamen Angriff auf das türkische Gros geschah zwar mit einer seltenen Bravour und Tapferkeit, aber erst dann, als dem französischen Commandanten nur die Wahl übrig geblieben war, entweder an dem entscheidenden Kampfe mitzuwirken, oder einen Rückzug unter Verhältnissen anzutreten, welche die Vernichtung seines Corps befürchten ließen.

Das Verdienst, daß die Franzosen sich an der Schlacht so ruhmvoll betheiligten und nicht, wie es in ihrer Absicht lag, vorzeitig abmarschirten, ein Beispiel, welches bei den übrigen Auxiliartruppen eine gefährliche Nachwirkung erzielt hätte, gebührt den Bemühungen des Obercommandanten Grafen Montecuculi, sowie der gewinnenden Ueberredungskunst des Grafen von Hohenlohe; ohne diese Einflüsse hätte die kaiserliche Armee, auf sich allein angewiesen, dem gewaltigen Vordringen der Türken keinen Einhalt bieten und den schon damals beabsichtigten Zug nach Wien nicht aufhalten können.

Ungegründet war also die Furcht vor der Unzuverlässigkeit der Franzosen, welche den Kaiser zur Annahme der Friedensbedingungen geneigt machte, keineswegs.

Der Friede, der zu Stande kam, war in der That ein neuer und keine Erneuerung des Sitvatoroker Friedens, von welcher der Großwesir nichts hatte hören wollen. Die Bedingungen, welche zwischen Letzterem und dem kaiserlichen Residenten Renninger festgestellt wurden, waren folgende: 1. Der Friede wird auf zwanzig Jahre geschlossen und soll nach Ablauf dieser Frist verlängert werden. 2. Siebenbürgen soll in den Stand wie vor dreißig Jahren gesetzt werden und wird sowohl von

den kaiserlichen, als auch türkischen Truppen geräumt. 3. Apafy wird vom Kaiser und vom Sultan als Fürst von Siebenbürgen anerkannt und hat, so wie seine Vorgänger, den Tribut an die Pforte zu leisten. 4. Von den zwischen Siebenbürgen und der Theiß liegenden sieben Gespannschaften sollen drei mit Szatmar, Kalo, Karolyi, Nagybanya, Etsed und Tokai dem römischen Kaiser, die anderen vier, einschließlich jener Orte, welche im Jahre 1658 dem Rakoczy abgenommen wurden, den Türken verbleiben. 5. Neograd und Neuhäusel bleiben im Besitze des Sultans, wogegen Szekelyhid dem Kaiser eingeräumt wird, auch steht Letzterem frei, Lewencz, Schintau, Neutra und Gutta zu befestigen und an der Waag zwischen Schintau und Gutta eine neue Festung zu bauen. 6. Die Bewohner des Landes an der Gran, Waag, Neutra bis an die March, dann die freien Heiducken sollen nicht gehalten sein, dem Sultan zu huldigen, und bei höchster Leibesstrafe die Streifzüge von beiden Seiten eingestellt werden. 7. Neu-Serinvar bleibt geschleift; dann sollen 8. von beiden Seiten Großbotschaften mit Geschenken von 200.000 Gulden im Werthe den Frieden bestätigen. Endlich bleiben alle durch diesen Frieden nicht abgeänderten Punkte der früheren Friedensschlüsse in voller Kraft.

Nachdem noch festgesetzt worden war, daß die Feindseligkeiten nicht eingestellt werden sollen, bis die Bestätigung vom Kaiser erfolgt sei, rückte der Großwesir nach Neuhäusel, um, wie es schien, von dort eine Unternehmung nach Neutra auszuführen, als die von Wien abgesandte Bestätigung am 26. September 1664 in seine Hände gelangte, worauf der Rückmarsch der Heere in die Winterquartiere veranlaßt wurde. Renninger, welcher die Vertragsurkunde des von ihm geschlossenen Friedens in feierlicher Audienz übergab, wurde mit Ehrenpelz und einem wohlgezäumten Pferde beschenkt. Die türkische Ratification übergab der Kapidschi Jussuf mit großem Gefolge am 22. October desselben Jahres in Wien.

Sowie der Sieg von Szent-Gotthard das Erstaunen von Europa erregt hatte, in nicht geringerem Maße war dasselbe von dem Friedensschlusse überrascht. Neuhäusel und Großwardein, diese wichtigen Plätze, blieben in den Händen der Türken. Durch den ersteren rückten sie näher

an die deutschen Grenzen, als dies jemals vorher der Fall gewesen war, mit Großwardein erhielten sie einen Platz, aus dem sie in einem späteren Kriege einen festen Stützpunkt für ihre kriegerischen Unternehmungen machen konnten; schließlich wurde Siebenbürgen, welches früher einen vom Kaiser abhängigen Fürsten gehabt hatte, förmlich eine türkische Provinz, und nicht genug, daß Michael Apafy Fürst dieses Landes blieb, zahlte Leopold für ihn auch noch 600.000 Reichsthaler an die Pforte.

Weder die ungarischen Stände, noch die deutschen Reichsfürsten waren durch Gesandte bei den Friedensverhandlungen vertreten gewesen; die Ersteren protestirten förmlich gegen diese Uebergehung, die Letzteren ließen sich vernehmen: „sie werden künftig keine Reichshilfe mehr verwilligen, wenn sie nicht auch bei den Tractaten mit den Türken ihre Gesandten haben dürfen, damit sie wüßten, was vorgehe". Wir haben indeß schon früher die wichtigen Gründe angedeutet, welche den Kaiser bestimmten, den Frieden so rasch und unter ungünstigen Bedingungen zu schließen. Die „Frankfurter Relationen"*) sprechen sich darüber folgendermaßen aus: „Es hat sich wider allen Menschen Vermuthung und Einbildung, durch himmlisches Verhängniß (wie der Zeitungsschreiber im frommen Sinne annahm) bald damit geschikt, das es mit der ganzen Handlung schleinig zu Ende komen, und dieses außerordentliche Friedensgeschäft, bevor man davon kaum etwas zu vernehmen gehabt, ins Werk gerichtet worden." Bestimmter äußerte sich der venetianische Gesandte Sagredo am Wiener Hofe in einem Schreiben an den Senat, worin es heißt, daß der Kaiser bei dem Vasvarer Friedensschlusse den Gedanken ins Auge gefaßt habe, die unruhigen Ungarn durch die Furcht vor den Türken im Zaume zu halten, und indem er den Letzteren zwei wichtige Festungen einräumte, jene desto stärker zu nöthigen, ihre Zuflucht bei Oesterreich zu suchen.

Im Ganzen kann es nicht Wunder nehmen, daß der Kaiser den ihm angebotenen Frieden ohne vieles Zögern annahm. Ja wahrschein-

---

*) Eine Zeitung, welche zu Ende des dreißigjährigen Krieges zu Frankfurt zu erscheinen begann, die erste in Europa, welche alle wichtigen Staatsereignisse sehr genau und richtig schilderte.

lich hätte er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Annahme noch härterer Bedingungen herbeigelassen, um nur den Frieden zu sichern.

Durch den Sieg bei Szent-Gotthard war das Ansehen des Reiches, die Waffenehre des kaiserlichen Heeres und der Alliirten in den Augen von Europa gehoben worden. Beides hätte bei Fortführung des Krieges unter den vorwaltenden ungünstigen Umständen leicht wieder verloren gehen können.

Der Abschluß des Friedens geschah allerdings ohne Zuziehung von Delegirten der deutschen Reichs- und der ungarischen Stände.

Aber diese Uebergehung war durch die drängende Zeit gerechtfertigt. Bei Herzuziehung von weiteren Theilnehmern hätten sich die Verhandlungen, nach damaliger diplomatischer Gewohnheit, in die Länge gezogen. Der Großwesir aber wollte die Feindseligkeiten bis zur Bestätigung des Friedensvertrages von Seiten des Kaisers nicht einstellen, und es hätte nur des geringsten Erfolges der türkischen Waffen bedurft, um den Frieden in Frage zu stellen oder doch nur unter viel härteren Bedingungen möglich zu machen.

Dazu kam, daß die Armee nach der Schlacht an der Raab für weitere Unternehmungen im Felde nicht mehr verwendbar war. Die vielen Actionen seit Beginn des Jahres, darunter der Streifzug nach Fünfkirchen, die Zerstörung der Brücke bei Essegg, die Belagerung von Kanizsa, die Vertheidigung von Serinvar, die fortdauernden aufreibenden Märsche 2c. 2c. vor und nach der Schlacht, der immer wiederkehrende Mangel an Lebensmitteln, Verluste im Gefechte, Krankheiten und Desertionen hatten das Heer in einen höchst bedenklichen Zustand gebracht. Auch die französischen Corps und die anderen Hilfsvölker, denen das ungewohnte Klima hart zusetzte, verloren viele Leute und wurden noch durch das Abziehen jener Freiwilligen, die an keine längere Dienstzeit gebunden waren, geschwächt.

Außerdem griff die Befürchtung um sich, daß bei dem Mangel an Besoldungs- und Verpflegungsmitteln die Besatzungen in den wichtigen Grenzorten sich ähnlicher Mittel bedienen könnten, wie jene zu Szekelyhid und Klausenburg, welche, weil ihnen der gebührende Sold nicht ausbezahlt wurde, die anvertrauten Plätze in die Hände des Feindes übergaben.

Auch mit der zugesagten Reichshilfe hatte es seine eigene Bewandtniß. Im April 1664 hätten die von den Ständen ins Feld zu stellenden Reichscontingente zu Ungarisch-Altenburg eintreffen sollen. Wenige aber erschienen vollständig, manche nur mit der Hälfte, ja sogar mit einem Drittel der nach den Matrikeln zu stellenden Kraft. Die Ergänzungen von Seiten der Stände blieben später gänzlich aus. Zur Entschuldigung führte man die Thatsache an, daß die Leute bei dem ungesunden Klima in Ungarn in einer erschrecklichen Menge absterben, welche es unmöglich mache, den Ersatz zu liefern; die Werbungen geriethen aller Orten ins Stocken, da sowohl Offiziere als Mannschaft keine Lust hätten, sich für Kriegsdienste, die dem sicheren Tode entgegenführten, anwerben zu lassen.

Schließlich haben wir noch Nachricht von einem Kriegsrathe, der im Hauptquartier der Armee selbst abgehalten und in dem erklärt wurde, daß es mit Rücksicht auf die geringe Schlagfertigkeit der Truppen rathsam sei, von weiteren Operationen im laufenden Jahre gänzlich abzusehen. Wenngleich der Tag von Szent-Gotthard ein siegreicher gewesen, so müsse man doch bedenken, daß damals kaum die Hälfte des feindlichen Heeres in die Action eingegriffen habe, während die Verbündeten, ungeachtet ihrer günstigen Stellung, den ganzen Tag mit aller Anstrengung kämpfen mußten, um sich den Sieg zu erringen. Bei einem erneuerten Zusammenstoße im offenen Felde, wo die Vortheile des Terrains beiden Theilen zu Gute kämen und die Türken mit ihrer bedeutenden Uebermacht auftreten könnten, wäre ein solcher Erfolg nicht mehr denkbar.

Alle diese angeführten Gründe erklären zur Genüge, warum der Kaiser Leopold den angebotenen Waffenstillstand mit Freuden annahm und sich auch beeilte, dem Friedensvertrage die Sanction zu ertheilen.

Nach den Bestimmungen des Schlußartikels in diesem Vertrage ging im Mai 1665 der Graf Walther Leslie,*) Herr von Pettau und Neustadtl, Ritter des goldenen Vließes, Geheimrath, Feldmarschall und Generalcommandant der slavonischen Grenze, als Großbotschafter mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge und reichen Geschenken für

*) Leslie war einer der Hauptteilnehmer an der Ermordung Wallenstein's.

den Sultan und die Großen des ottomanischen Reiches nach Constantinopel ab.

Am 30. Mai fand die Auswechslung des kaiserlichen Großbotschafters mit dem türkischen, Mohamed Pascha, unter Intervention des kaiserlichen Commissärs, Feldmarschall Graf de Souches, zu Komorn in feierlicher Weise statt. Den 8. Juni hielt der türkische Gesandte seinen Einzug in Wien, während Graf Leslie erst am 1. August, am Jahrestage der Schlacht von Szent-Gotthard, seinen feierlichen Einzug in Constantinopel halten konnte.

Die zehnmonatliche Thätigkeit des Grafen Leslie als Großbotschafter kostete, einschließlich der übrigen Geschenke, eine Million Gulden.

Ungeachtet der äußerlichen Pracht, mit welcher Leslie und sein glänzendes Gefolge in der Türkei auftrat, blieb die Behandlung, welche der Vertreter des Kaisers erfuhr, ein klägliches, ja beschämendes Schauspiel. Der Gesandte sammt seinen Cavalieren mußte sich stets in türkische Tracht kleiden; bei dem Einzuge in Constantinopel durfte die kaiserliche Standarte nicht entfaltet werden, überhaupt war die Behandlung im Allgemeinen eine so erniedrigende, daß der Großbotschafter sich eher für einen Gefangenen als für den Abgesandten des heiligen römischen Reiches halten mußte. Welche Demüthigung der Kaiser als Sieger damals durch die Behandlung seiner Vertreter ertrug, beweist in charakteristischer Weise eine Barbarei, die an dem kaiserlichen Residenten Simon Renninger verübt wurde. Als dieser nämlich — gelegentlich der Abschiedsaudienz Leslie's beim Sultan — wegen seines hohen Alters und seiner Gicht nicht im Stande war, die vorschriftsmäßige tiefe Verbeugung zu machen, wurde er von den Serailthürhütern ohne viele Umstände niedergedrückt und derart mit dem Kopfe auf die Marmorsteine gestoßen, daß er Löcher an der Stirne davontrug.

So kostspielig die Ambassade war, so gering waren die Errungenschaften derselben. Als das wichtigste Resultat erhielt der Graf Leslie einen Ferman des Großsultans zur Errichtung einer orientalischen Handelscompagnie. Diese fristete eine Zeit lang ihr schwaches Leben und nahm nach einigen Jahren ein klägliches Ende, da die Wiener Kaufleute für die nach der Türkei exportirte Waare zu hohe Preise stellten und das Unter-

nehmen überdies unter der Leitung eines gewissen Fuchs so übel geführt wurde, daß nach einem Berichte aus damaliger Zeit die Bank „einen Kracher“ machte.

Die mit ungeheurem Aufwande von Geld und Mühe ins Werk gesetzte Handelscompagnie verwandelte sich später in eine Compagnie „Ochsenhändler“, bis der 1683 ausgebrochene Krieg auch dieser den Garaus machte.

Wegen der Abtretung oder Schleifung der Festung Neuhäusel waren die Bemühungen des Grafen Leslie vergeblich; ebenso wegen der Befreiung ansehnlicher christlicher Gefangenen (darunter eines Grafen Eßterhazy) ohne Lösegeld. Von ebenso geringem Nutzen war die Vermittlung, beziehungsweise die Unterstützung, welche Graf Leslie dem siebenbürgischen Gesandten Christof Pasko zu Theil werden ließ, der im Namen Apafy's sich um Milderung drückender Uebelstände, namentlich um Herabminderung des jährlichen Tributes von 80.000 Thalern bei der Pforte bemühte.

Außer dem schon erwähnten Ferman zur Errichtung einer Handelscompagnie erreichte Leslie nur noch eine andere Begünstigung, und zwar eine solche, die später bedeutsame Consequenzen hatte, nämlich den Gewaltbrief des Sultans vom 3. December 1665, durch welchen die freie Religionsübung der katholischen Geistlichkeit gestattet wurde und in Folge dessen die Jesuiten, die damals schon im fernen China Terrain gewonnen hatten, nun auch im Divan des Großtürken Posto faßten.

Im Allgemeinen war die Situation nach dem Friedensschlusse eine höchst ungünstige. Trotz des Sieges von Szent-Gotthard war der Uebermuth und die Begehrlichkeit der Türken nicht gemindert, nicht einmal die Macht derselben, Bedrückungen auszuüben, wesentlich geschmälert worden. Eine große Gefahr war momentan abgewendet, aber nicht radical beseitigt. In Oesterreich aber hinderten tiefgreifende innere Zwistigkeiten noch für geraume Zeit jene Aufraffung und Vereinigung der Kräfte, welche für eine entscheidende Besserung der Lage die erste Voraussetzung bildet.

Drittes Capitel.

Aus Anlaß des Friedensschlusses zu Vasvar entsteht in Ungarn Unzufriedenheit. — Die ungarischen Mißvergnügten (Malcontenten). — Die Jesuiten und ihr Einfluß. — Der Nadasdy-Zrinyi'sche Proceß.

Kaiser Leopold hatte sich durch den abgeschlossenen Frieden den Unwillen der Ungarn zugezogen; die Letzteren sahen alle Vortheile, welche sie aus dem Kriege ableiten wollten, plötzlich entschwunden. Das kriegerische, an Freiheit gewohnte, des früheren Kriegsruhmes eingedenke Volk klagte darüber, daß ohne Wissen und Gutheißen der Nation der Friede mit den Türken abgeschlossen worden war. Ohne Zustimmung des Reiches, hieß es in diesen Klagen, hätte eine so wichtige Angelegenheit nicht verhandelt werden sollen, wenn man die Gesetze, auf die der König geschworen, zu halten gesonnen sei. Der Friede sei eben so schmachvoll als nachtheilig. Der gänzlich mißlungene Versuch des siebenbürgischen Gesandten Christof Pasko, eine Verminderung des jährlichen Tributes durchzusetzen, wurde dem bösen Willen der kaiserlichen Regierung zugeschrieben. Die Nation klagte ferner über gekränkte Rechte des Reiches. Die Festungen des Landes seien mit deutschen Garnisonen besetzt, die Commandanten und die ersten Offiziere in den festen Plätzen zumeist Ausländer, welche die im Gesetze begründeten Rechte der Eingebornen nicht verstehen könnten, noch wollten, so daß die Letzteren Kränkungen erleiden müßten. Man beschwerte sich, daß sich die Soldaten alle möglichen Ausschreitungen erlauben, die von den Vorgesetzten geduldet werden; endlich mengten sich noch die Religionsstreitigkeiten hinein. Der neuernannte Erzbischof von Gran, Georg Szeleptsenyi, galt für einen Verfolger der Protestanten,

was zur Folge hatte, daß die protestantische Partei sich enger zusammenschloß. Kurz, die üble Stimmung, welche der Eisenburger Friede hervorrief, wuchs von Tag zu Tag und ließ das Nahen eines ernsten Conflictes erkennen.

Die Ungarn zögerten nicht, sich in gemäßigter, aber dennoch sehr bestimmter Weise nach Wien mit der Bitte zu wenden, man möge sie von dem unerträglichen Uebermuthe der deutschen Soldaten befreien, und ihnen selbst die Vertheidigung ihres Landes überlassen; sie erhielten indeß als Antwort nur den Rath, sie möchten sich die deutschen Besatzungen in ihren Festungen gefallen lassen, da sie sich allein der Türken nicht erwehren könnten. Sie erhoben zwar neuerlich langen Einspruch, mußten aber endlich nachgeben, obgleich sie gegen die „Breithosen", wie sie die deutschen Kriegsknechte zu nennen pflegten, einen recht gründlichen Abscheu hatten. Diese Söldner trugen freilich das Ihre dazu bei, sich durch Ausschreitungen und Erpressungen jeder Art, wie überhaupt durch die maßlose Willkür, mit der sie wie in Feindesland schalteten und walteten, verhaßt zu machen. Die meiste Schuld aber traf die Armeeverwaltung, welche die Truppen ohne die zum Unterhalt nothwendigen Mittel ließ, so daß jene, um sich vor Hunger zu schützen, zu den allerdings verwerflichen Mitteln der „Selbsthilfe" schritten.

Auch andere Ursachen trugen, wie schon angedeutet, zu beiderseitiger Verstimmung bei. Während des letzten Krieges hatte der überaus geringe Beistand, welchen die Ungarn dem Grafen Montecuculi leisteten, in Wien gerechten Unwillen erzeugt, und im Unmuthe faßte man den freilich weder gerechten, noch unter den damaligen Verhältnissen staatsklugen Plan, unbekümmert um die gesetzlichen Rechte und Privilegien, Ungarn zu germanisiren und den Protestantismus auszurotten.

Der Grund aller religiösen und bürgerlichen Rechte der Protestanten in Ungarn datirt sich von dem im Jahre 1606 zwischen Bocskay und dem Erzherzog Mathias in Wien abgeschlossenen Frieden, welchen Kaiser Rudolf — obgleich gezwungen — später doch anzunehmen sich entschloß. Mit der kaiserlichen Urkunde, ausgefertigt zu Linz am 16. September 1645, wurde den Ungarn neuerdings die Religionsfreiheit gewährt; es wurde mit letzterer die uneingeschränkte Ausübung des protestantischen

Gottesdienstes für alle Stände und Volksclassen, die Zurückgabe der den Protestanten weggenommenen Kirchen, Pfarrhäuser und geistlichen Einkünfte und die Wiedereinsetzung der vertriebenen Prediger zugestanden. Leider wurde dieser Friede, wie auch der Wiener Vertrag häufig gebrochen.

Oberungarn, wo die Reformation, wie in Oesterreich selbst und in Böhmen, weit um sich gegriffen hatte, war größtentheils protestantisch, wie es Oesterreich und Böhmen vor der Prager Schlacht am Weißen Berge gewesen waren. Und nie war Oberungarn längs der Karpathen blühender und gewerbefleißiger, als es durch die Einwanderungen der aus Böhmen und Mähren vertriebenen Protestanten wurde. Die Bemühungen der Jesuiten aber gingen unausgesetzt dahin, Ungarn wie Oesterreich und Böhmen wieder katholisch und der heiligen römischen Kirche unterwürfig zu machen. Unter Leopold mächtiger als zur Zeit Ferdinand II., hatten die Jesuiten durch ihre ungestüme Proselytenmacherei den Argwohn und den Unwillen der Akatholischen im höchsten Grade erregt. Sie wußten ihren Umtrieben keine festere und zuverlässigere Basis zu Grunde zu legen, als indem sie dem Kaiser die Ueberzeugung beibrachten, daß die Protestanten allein diejenigen sind, welche dem heilsamen Entwurfe, Ungarn in ein absolut monarchisches Erbreich zu verwandeln, im Wege stehen. Mehrere protestantische Prediger wurden, da sie sich den eifrigsten Bekehrungsversuchen der Jesuiten widersetzten, sogar in Haft genommen. Die Protestanten klagten nun über die Verletzung ihrer wohlerworbenen und verbrieften Rechte, über die Beschränkung in Schule und Kirche und sonstige Kränkungen.

Die Beschwerden wurden vor den Kaiser gebracht. Einige wollte Leopold aus Bigotterie nicht hören, auf andere konnte er nicht eingehen; denn er hätte durch die Zurückziehung seiner deutschen Garnisonen den ungarischen Thron — gegenüber den Reichsständen, die mit dem Vorgehen des kaiserlichen Hauses unzufrieden waren — bloßgestellt. — Eine zur Berathung über die wichtigsten Streitfragen im Jahre 1665 nach Wien einberufene Versammlung der ungarischen Magnaten mußte viel „vom Ausrupfen der ungarischen Hoffartsfedern, vom Anmessen böhmischer Hosen, vom Umtauschen der goldenen und silbernen Knöpfe

in bleierne" hören, ging, ohne die geringsten Zugeständnisse, aber voll Argwohn und Ingrimm nach Hause und machte böses Blut.

Von dieser Zeit an wurden von den Ungarn Pläne geschmiedet, sich zu empören und das deutsche Regiment abzuwerfen. Die Motive dieser Bewegung waren verschiedenartiger Natur. Wenn einerseits nicht geläugnet werden kann, daß der kriegslustige Geist der Ungarn, die Menge unbeschäftigter Leute, der Charakter ihres Adels, die eigenartige Verfassung ihres Reiches, der Haß gegen die Deutschen, endlich die confessionellen Plackereien sehr viel beigetragen haben, die Gemüther einer gewaltsamen Aenderung geneigt zu machen, so muß auf der andern Seite ebenso eingeräumt werden, daß die durch den jüngst abgeschlossenen Frieden den Ungarn garantirte Sicherheit in Wahrheit nicht vorhanden war, daß die von Alters her den Ungarn gebührenden und zugesicherten Rechte von den kaiserlichen Ministern gering geachtet oder gar mit Füßen getreten wurden.

Die Stimmung in Ungarn wurde immer trüber; Unzufriedenheit bemächtigte sich nach und nach aller Gemüther. Um den milden Kaiser, welcher, wie kein zweiter Fürst seiner Zeit, ein weiches, wohlthätiges Herz besaß, Strenge aufzudringen, gebrauchte man das alte jesuitische Hausmittel, alle vierzehn Tage eine neue Verschwörung auf die Bahn zu bringen, die oft nur im Gehirn der ehr- und habsüchtigen Angeber existirte oder auf vorlauten Aeußerungen des Mißvergnügens beruhte, das die Denuncianten selbst täglich zu steigern geschäftig waren.

Eine sehr bedenkliche Stimmung herrschte auf der im Jahre 1667 nach Neusohl einberufenen Versammlung der ungarischen Stände, wo die königlichen Commissäre Rothal und Heister mit einer starken Opposition zu kämpfen hatten. In den geheim gehaltenen Extraversammlungen wurden bittere Klagen über den jüngst abgeschlossenen Frieden laut, weil dieser ohne Zuziehung der Stände abgeschlossen worden und die nationalen Erwartungen unerfüllt geblieben wären. Durch die Ueberlassung der wichtigsten Grenzplätze an die Türken sei das Land den Einfällen und der rohen Willkür mehr als je preisgegeben, umsomehr, als die zur Regelung der Grenze abgesendeten Commissäre gar keine klaren und festen Bestimmungen mitgebracht hätten.

In der That war nur kurze Zeit nach dem Vasvarer Friedensschlusse vergangen, als die türkischen Paschas und Lehensträger Ansprüche an Besitzungen und auf die Ausübung von Herrenrechten auf ungarischem Gebiete erhoben, woraus Streitigkeiten, Klagen, Unordnungen hervorgingen und zuletzt ein ununterbrochener verheerender kleiner Krieg an der Grenze entstand. Dieser gab dann auch den ungarischen Adeligen häufig Gelegenheit zu Befehdungen unter einander, wozu in dem Zustande der Auflösung, in welchen das Königreich immer mehr und mehr verfiel, und in der feindseligen Stellung der Katholischen gegen die evangelischen Glaubensgenossen des Zündstoffes genug vorhanden war.

Weitere Gegenstände des allgemeinen Unwillens und des wachsenden Mißvergnügens waren: das den Privilegien des Königreiches widerstreitende Verbleiben der deutschen Truppen des Kaisers und der Bau der Festung Leopoldstadt an der Waag. Beide Maßregeln hielt man weniger für dahin abzielend, Ungarn gegen die Türken zu schützen, als vielmehr für Unterdrückungsmaßregeln, ein Verdacht, den die Ausschweifungen der unordentlich verpflegten Soldaten zu bestätigen schienen, — nicht minder die drohenden, unvorsichtigen Reden der Befehlshaber, welche letztere sich überdies in die Angelegenheiten der Kirche einmischten und in gewaltthätiger Art die katholische Partei gegen die protestantische unterstützten.

Es kam endlich zu geheimen Zusammenkünften der mißvergnügten Edelleute unter der Leitung des Reichspalatins Franz Wesselenyi. Die Mißvergnügten gliederten sich in drei Parteien, von denen eine jede andere Maßregeln zur Aufrechthaltung der nationalen Rechte in Vorschlag brachte. Eine Partei behauptete: man müsse eine beträchtliche Heeresmacht sammeln, die Siebenbürger als die alten Beschirmer der ungarischen Freiheit zum Beistande auffordern, den König an die Erfüllung seiner Versprechungen mahnen und im äußersten Falle Ungarns Schicksal durch die Waffen entscheiden. Niclas von Zrinyi beantragte, Ungarn und seine Provinzen dem römischen Reiche einzuverleiben, wodurch das Land sowohl gegen die Türken, als auch gegen die Eingriffe des Königs in die Landesrechte besser geschützt sein werde. Die dritte Partei, die zahlreichste, schlug geradenwegs vor, Ungarn solle sich freiwillig der



NICOLAUS,
Comes perpetuus â ZRINIO, etc. S.æ Cæs. Rg. Maj.
â Consiliis Secretioribus, et Regnorum Dalmatiæ, Croatiæ et
Sclavoniæ Banus, Exercitusq; Regni Hungaræ Dux Generalissimus.

Niclas Graf von Zrinyi,

Ban von Croatien.

geboren 1616,
gestorben am 18. November 1664.

Türkei unterwerfen, um dadurch wenigstens einen Theil seiner alten Verfassung zu retten. Dieser Partei traten leider schließlich die obersten Reichswürdenträger Wesselenyi, Nadasdy und Zrinyi, später noch des Letzteren Eidam Franz Rakoczy und der ganze unzufriedene, sowohl katholische, als protestantische Adel bei. Es wurde beschlossen, dem Könige abzusagen, sich und das Land der Oberherrlichkeit und dem Schutze des Sultans zu unterwerfen.

Zum geistigen Oberhaupte der Verschwörung wurde Franz Wesselenyi, zum Kanzler der Graf Nadasdy und zum Geheimschreiber Franz Boer gewählt. Die Kriegführung in Croatien und Niederungarn wurde dem Grafen Zrinyi, jene an der Theiß und in Oberungarn dem jungen Fürsten Rakoczy übertragen; zugleich wurden Apafy, Fürst von Siebenbürgen und der Pascha von Ofen um die Vermittlung bei der Pforte angegangen. Die kräftige Hilfe von türkischer Seite hielten die Mißvergnügten für gesichert, da bald nach dem Vasvarer Friedensschlusse die Pforte den oberungarischen Magnaten Schutzanträge gemacht hatte, die indeß damals nicht angenommen worden waren.

Unterstützungsanträge von Frankreich und von Venedig wurden selbstverständlich mit Freuden ergriffen.

Mathias Balbo, der Gesandte des Fürsten von Siebenbürgen, welcher im Interesse der ungarischen Verschworenen in Constantinopel mit dem ersten Pfortendolmetsch Marco Antonio Panajotti verhandelte, konnte bei dem Großwesir kein Gehör finden, weil die Pforte zu jener Zeit durch den Krieg auf der Insel Candia vollkommen in Anspruch genommen war. Dagegen ergab sich aus diesen Verhandlungen eine andere Wirkung: Panajotti, der zugleich auch kaiserlicher Dolmetsch war, gab dem Residenten Casanova die erste Nachricht von der Mission Balbos, und das Geheimniß der Ungarn war verrathen.

Nach der Beendigung des Krieges auf Candia sandte Apafy einen seiner Vertrauten, Namens Inczedi, mit einem besonderen Dolmetsch zum Großwesir, um diesem die Anträge ohne Panajotti's Vermittlung beizubringen. Inczedi verständigte in geheimer Audienz den Großwesir, der indeß ganz erstaunt die bei dieser Gelegenheit gegen Panajotti vorgebrachte Beschuldigung zurückwies. Letzterer besaß nämlich das vollkommenste

Vertrauen des Großwesirs und vermochte diesen dahinzubringen, daß der siebenbürgische Gesandte abgewiesen wurde mit dem Bedeuten, daß derlei Anträge im vollkommenen Widerspruche zu dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden stehen. Diese Abweisung wiederholte sich, so oft Apafy die Verhandlungen zu Gunsten der Verschworenen in Constantinopel anzubahnen suchte; der Fürst von Siebenbürgen mußte endlich jeden weiteren Vermittlungsversuch in dieser Richtung aufgeben, da er selbst mit der Pforte wegen Herausgabe von neunundvierzig Dörfern, die als zu Jenö gehörend von den Türken beansprucht wurden, in Conflict gerieth. Uebrigens erkaltete sein Eifer für die ungarische Sache, als er von den Versuchen Peter Zrinyi's, ihn von der Herrschaft Siebenbürgens zu verdrängen, erfuhr und Zrinyi's Absicht erkannte, Ungarn der Pforte zwar zinsbar zu machen, aber das Land für sich selbst zu erwerben.

Achmed Köprili, der Großwesir, hielt seinerseits fest an dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Friedensvertrage; ihm gebührt das Verdienst, daß er die mißvergnügten Magnaten, welche ihn um Unterstützung ihrer Sache bestürmten, sich möglichst vom Leibe hielt und im Einvernehmen mit Panajotti die erste Mittheilung von dem Vorhaben der ungarischen Verschworenen nach Wien gelangen ließ.

Die Verschworenen sahen endlich ein, daß sie lediglich auf sich selbst angewiesen waren. In ihrer letzten Versammlung zu Kaschau am 22. Februar 1670 wurde der Aufstand, oder besser gesagt, die Insurrection beschlossen, von dreizehn Gespannschaften die zu stellende Anzahl bewaffneter Mannschaften einberufen und zur Wahl der Truppenführer geschritten.

Der Geschichte dieser Insurrection soll eine kurze, zum Verständniß nothwendige Erklärung vorangeschickt werden. Die Ungarn hatten ein Gesetz, welches, nach dem Vorbilde der englischen Magna charta, im Jahre 1222 vom König Andreas II. aus dem Hause Arpad gegeben, oder diesem vielmehr durch den mächtigen Adel abgerungen worden war. Dieses Gesetz, die goldene Bulle genannt, gewährte den Magnaten ausgedehnte Rechte und Freiheiten und mußte fort und fort von allen Königen in Ungarn, auch von jenen aus dem Hause Habsburg, bei der Krönung beschworen werden.

Artikel XXXI dieser ungarischen Magna charta sagt, daß die Insurrection, das sogenannte „Widerstandsrecht“ den Magnaten zustehe, wenn einer der gekrönten Könige die Landesfreiheiten verletzen sollte. Zu den Freiheiten des Landes gehörte nun auch das Recht, keine fremden Truppen im Reiche zu dulden. Insoweit waren also die Ungarn in ihrem Rechte, wenn sie gegen ausländische Besatzungen in ihren Städten und Festungen Protest einlegten. Eine Verschwörung war daher ihre Insurrection nicht. Nur darin hatten sie Unrecht, nicht erkennen zu wollen, daß sie sich allein der Türken nicht erwehren könnten, zumal da der größere Theil des Reichsadels in dieser Beziehung ganz unthätig blieb und dadurch die Besetzung der Festungen durch deutsche Soldaten zu einer Sache der Nothwendigkeit machte.

Ueberhaupt lag ein großer Widerspruch in den Bestimmungen der ungarischen Constitution, welcher sich am grellsten darin zeigte, daß Oesterreichs Herrscher als apostolischer König das Reich Ungarn schützen und mehren und doch nicht die dazu tauglichen Mittel gebrauchen sollte. Die unzeitige Furcht für alte Vorrechte ließ die Ungarn hohe, dringende Interessen vergessen; ihre Vorurtheile und Leidenschaften verblendeten sie, und sie bedachten nicht, daß Herkommen und Constitution, auch wenn sie noch so alt und ehrwürdig sind, schon darum einer Abänderung bedürfen können, weil sie zu einer ganz andern Zeit, für ganz verschiedene Bedürfnisse entstanden sind, und noch keine menschliche Voraussicht in einer Art und Weise vorgesorgt hat, welche für jede Zeit und für alle Umstände gleich gut gewesen wäre.

Die ungarische goldene Bulle war auch ganz anders als die englische Magna charta, mit der man sie gerne verglich; sie befreite die Magnaten von allen Abgaben. Wer sollte die Lasten des Staates tragen, also auch eine angemessene Kriegsmacht unterhalten? — Die hohen englischen Lords zahlten und zahlten mehr als die Gemeinen von England, die ihrerseits allein die Steuern votirten, die hohen ungarischen Magnaten zahlten Nichts, sie ließen die misera contribuens plebs zahlen, sie pochten auf dieses Vorrecht der Befreiung von allen Abgaben, ein Vorrecht, das offenbar ein Unrecht geworden war, seitdem die Magnaten das Land nicht mehr gegen äußere Feinde schützen konnten.

Das Wiener Cabinet aber machte sich dieses Pochen der Ungarn auf das sogenannte Vorrecht zu nutze; es setzte dem unter den bestehenden Verhältnissen zum Unrecht gewordenen Vorrecht der Ungarn ein anderweitiges Unrecht in der Erklärung entgegen, daß jedweder Widerstand die Ungarn aller ihrer Rechte verlustig machen werde.

Neben den Jesuiten war Niemand thätiger, die Machthaber in Wien zum energischen Vorgehen gegen die Ungarn aufzustacheln, als der französische Botschafter Marquis de Gremonville. Dieser Mann spielte eine höchst zweideutige Rolle. Während er den Hof einerseits zu immer strengeren Maßregeln gegen die Protestanten, zu immer lauteren Kundgebungen für den Umsturz der ungarischen Verfassung zu bewegen suchte, beförderte er andererseits im Geheimen die Verbindung der ungarischen Großen, besonders ihrer Häupter: der mächtigen Grafen Nadasdy, Zrinyi, und Rakoczy. Diese Großen traten durch Gremonville mit dem französischen Hofe in geheime Unterhandlungen. Ludwig XIV. versprach ihnen seinen Beistand; auch mit Venedig, welches gegen Oesterreich ohnehin eifersüchtig und mißgünstig gestimmt war, wurden Verbindungen angeknüpft.

Zum Verständniß der Nadasdy-Zrinyi'schen Verschwörung, die wir nunmehr schildern wollen, ist ein Rückblick in die Vorgeschichte, in die Tage Ferdinand II. und der Gegenreformation erforderlich. Schon zur Zeit Bethlen Gabors, des Fürsten von Siebenbürgen, regten sich die heftigen Agitationen gegen den Protestantismus in Ungarn. Dieser große tapfere Fürst war zum Könige von Ungarn gewählt worden, ließ sich aber dreimal hintereinander — 1622 zu Nikolsburg, 1624 zu Wien und 1626 zu Leutschau — durch diplomatische Künste zu Friedensschlüssen bewegen. Er starb unter bedenklichen Umständen, welche die Annahme einer Vergiftung nicht ganz ausschließen, im Jahre 1629. Damals bereits verfolgten die spanischen Priester hartnäckig und beharrlich den Plan, Ungarn wieder katholisch zu machen. Hormayr hat in den „Anemonen" ein ganz neues Licht über diese geheime Politik verbreitet, indem er das Protokoll einer Staatsrathssitzung vom Jahre 1626 mittheilte. Dieser Sitzung haben unter dem Vorsitze des Kaisers Ferdinand II. der päpstliche Nuntius Mario Fiilionardi, Erzbischof von Avignon, der Familien-

botschafter von Madrid und Florenz Don Inigo Velez de Guevara Conde de Ognate, der Statthalter von Mähren, Erzbischof von Olmütz, Cardinal Franz Graf Dietrichstein, der Generalissimus Herzog von Friedland und dessen Freunde und Verwandte, der Premier Hans Ulrich Fürst von Eggenberg und der Geheime Rath Leonhard Carl Graf von Harrach beigewohnt. Das Actenstück, das damals berathen wurde, der sogenannte „spanische Rathschlag", gab später den Ton an.

Der spanische Botschafter erklärte in jener Sitzung: „daß sein Herr und König mit größter Freude auf eigene Kosten 40.000 Mann auf 40 Jahre stellen wolle, dazu noch die Hälfte Polen mit deren Kosakenschwärmen. Hauptsache sei, die Türken um jeden Preis zu kaufen und sie von Bethlen und den Ungarn abzuwenden. Die Ungarn müsse man fort und fort reizen, die Türken auf sie argwöhnisch machen, und womöglich müsse man um jeden Preis eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit den Türken auszuwirken trachten. Das beste Vorbild sei die spanische Monarchie, welche aus so vielfacher Beschränkung zu unbeschränkter, willkürlicher Herrschaft gelangt sei. — Man solle den ungarischen Barbaren ausländische Gubernatoren setzen, welche ihnen ganz neue Gesetze nach bloßer Willkür geben, welche sie auf tausenderlei Art plagen und drücken müßten, so daß sie gar keine Hilfe dagegen finden könnten. — Wendeten sich die Ungarn deshalb nach Wien, so müsse es heißen: „„Seiner Majestät sei davon nicht das Allergeringste bekannt und Allerhöchstderselben derlei Vorgänge äußerst unangenehm."" — So würden diese Creaturen, die nicht weit über die Nasen hinaus dächten, den Kaiser gar nicht anschuldigen und allen ihren Haß nur gegen die Statthalter wenden können. — Die Statthalter sollten aber, trotz aller Beschwerden und Gefahren, auch nicht ein Haar von dem großen Ziele abweichen. Sie sollten Alles aufbieten, um die Ungarn durch die allerlistigsten Künste wie wahnsinnig zu machen und gegen die Widerstrebenden unerhörte Züchtigung ersinnen; dann würde die nach Freiheit strebende, eines solchen Joches ganz ungewohnte, stolze ungarische Nation zum Aufstande gegen die strengen Gubernatoren schreiten; dieses aber würde dann den letzteren den erwünschten Anlaß geben, ohne alles Urtheil und Recht unmenschliche Strafen und Martern über die Hochverräther zu

verhängen. — Darauf würden die zur Verzweiflung gebrachten Ungarn die Hilfe der Glaubensgenossen und der Nachbarn anrufen, und sodann sei der Weizen des Hochverrathes in seiner schönsten Blüthe und die Zeit gekommen, vor Allem die Häupter der Größten und Besten, die der unumschränkten Herrschaft bisher im Wege gestanden, fallen zu lassen. — Fände dieser dem monarchischen Principe und dem Gotte des Friedens wohlgefällige Entwurf Hindernisse, so werde Spanien zu den versprochenen 40.000 Mann gerne noch 20.000 hinzufügen."

Diese Erklärung unterschrieben der Kaiser und der ganze Staatsrath. Wallenstein und Hieronymus Caraffa der Aeltere, welche als Generale damals (1626) in Ungarn standen, erhielten den Auftrag, „mit größter Sorgsamkeit auf die geringste Volksbewegung, welche daselbst vorkommen sollte, zu lauern. In Bälde finde der große Markt zu Schintau an der Waag statt. Dort solle, wie sich nur die geringste Bewegung zeige, über die ganze Menge hergefallen und nichts verschont werden, was eine Elle hoch, über zwölf Jahre alt und der ungarischen Sprache mächtig sei. — Solche Blutbäder müßten fortdauern, bis die mächtigsten und kühnsten Männer, bis alle möglichen Häupter eines Aufstandes gebeugt, zertreten, vertrieben oder dem Kaiser lebendig überliefert seien. — Es liege nichts daran, daß der Bürgerkrieg durch längere Zeit hindurch jene Länder verwüste; dieselben könnten mit zahmeren, willenlosen Ausländern wieder bevölkert werden, wie denn dieses große Werk mit Hilfe Spaniens bereits in Böhmen, Mähren und Schlesien vollständig geglückt sei".

Diese Schriftstücke kennzeichnen wohl zur Genüge die damalige Regierungspolitik. Wie Ferdinand II., so wurde auch Kaiser Leopold I. zumeist von den Jesuiten geleitet. In die lange Regierungszeit dieser beiden Herrscher aus einem milden, tugendhaften Hause, die persönlich auch selbst mit Recht zu den milden und tugendhaften Regenten gerechnet werden können, fallen Gräuelscenen, die mit jenen Peters des Grausamen, Ludwig XI. oder Christians auf derselben Stufe stehen. Unter diesen für ihre Person sanften und rechtlichen Fürsten wurden die meisten Vergewaltigungen und Grausamkeiten verübt. Die „Staatsraison" beschönigte und rechtfertigte Alles. Die Religion war in

den Ministerconseils jener Zeit fast nie der wahre Beweggrund, aber unzählige Male der Vorwand wilder Staatsstreiche.

Zumal unter Leopold wirkte am Hofe und bei den großen Adelsgeschlechtern Oesterreichs der geisthemmende und geistverdumpfende Jesuiteneinfluß durchgreifend und planvoll. — Eine großartige, in gewissem Sinne bewunderungswürdige Consequenz des ultramontanen Systems kann man den Jesuiten nicht absprechen. Der Orden war, wenn nicht an großen, so doch an ausgezeichneten Männern reich, er war ein Kopf mit tausend Armen; die Väter waren kalt, stolz und kühn in ihren Plänen, beharrlich in der Ausführung derselben. Sie führten alle nur eine Sprache, sie hatten alle nur einen Sinn. Der große Ordenszweck war: „Die Regierung der Welt durch den Katholicismus." Sie machten kein Hehl aus ihrer Meinung, daß es für die Völker am besten wäre, wenn weltliche Herrschaft mit der geistlichen verbunden würde und der Orden diese Weltregierung übernähme. Dem großen Ordenszwecke entsprach die große Ordensstrenge. Alle, die nicht unbedingten Gehorsam „gleich den Leichnamen" leisteten, wurden eingekerkert, sogar eingemauert oder schrecklich verfolgt. Die Jesuiten erreichten mit diesem Systeme vollständig, was sie wollten, die Begründung unbedingten, rein passiven Gehorsams und blinder Unterwerfung. Das Heft des Staates kam in ihre Hände, indem sie sich als Beichtväter am kaiserlichen Hofe und in den großen Adelsgeschlechtern der Monarchie festsetzten. Unter Leopold hielten sich ihrer 250 allein in Wien auf, und diese priesterlichen Staatsmänner waren die feinsten Lenker aller geheimen Händel des Cabinets. In alle Hof- und Familienintriguen wußten sie sich mit größter Gewandtheit einzudrängen. Die „Instructionen" der fürstlichen Beichtväter besagten zwar, daß die Letzteren sich aller Einmischung in die Staats- und Familienangelegenheiten, aller Recommandationen und weitläufigen Correspondenzen enthalten sollten, aber die geheime Weisung lautete: sie möchten, wenn sie auch Einfluß hätten, den Schein desselben meiden und den Gebrauch ihrer Macht mäßigen.

Die Jesuiten waren die heiligen Unterhändler bei den Heiratskuppeleien der Reichen. Sie beuteten durch Erbschleicherei reiche Geschlechter aus, deren Angehörige in ihre Brüderschaft eingetreten waren,

sie waren unternehmende, unermüdliche Proselytenmacher. So erwarben sie unermeßlichen Einfluß und unermeßlichen Reichthum. Am meisten aber setzte die Jesuitenerziehung durch. Die Ordensbrüder erzogen ein Geschlecht, das von früher Jugend an hermetisch von aller übrigen Weltbildung abgesperrt und lebenslänglich in ihren Banden erhalten wurde. Dieses Geschlecht war gleichsam eingesponnen in das feine Netz der Jesuitenbildung. Die Aufgabe war: „die Individualität eines Jeden zu verwischen", und dieses Ziel ward vollständig erreicht. An die Stelle der Individualität trat die beständige Begeisterung des religiösen Heroismus der Selbstüberwindung. Die Jesuitenerziehung bildete vorzugsweise das Gedächtniß und die äußere Form aus auf Kosten des selbstständigen Urtheils und der vorurtheilsfreien unbefangenen Gesinnung. Um ganze Generationen ward ein festbestimmter Kreis zugelassenen Wissens gezogen, der traditionell vom Vater auf den Sohn, von diesem auf den Enkel übertragen wurde, ein Kreis, der nach Maßgabe geringerer Fähigkeiten sich wohl verengern konnte, den aber selbst Talente, die unvermuthet auftauchten, nie überschreiten durften.

Der Unterricht ward in stets gleichmäßiger Weise, durch die gleichen Lehrer und mit den gleichen Lehrmitteln ertheilt, man gab demselben in der äußeren Form einen möglichst präcisen Gang, eine fast militärische Haltung. Begünstigt wurden als mächtige Vehikel: der Wetteifer, die Eitelkeit, die Ostentation, überdies aber auch die größten Sittlichkeitsvergehen, welche geeignet waren, die Schüler durch Fesseln des Geheimnisses zu binden.

Auf Kosten des Denkens und des Erfindens schärften die Jesuiten die Kunst des Memorirens und der Nachahmung und die Dialektik; auf Kosten der Ideen und der sachlichen Kenntnisse cultivirten sie die Sprachen. Nicht geringes Gewicht ward in den Jesuitenschulen auf die theatralische Kunst, auf die Mimik gelegt. Die Schüler wurden dadurch in die Repräsentation eingeführt und fanden Gelegenheit, sich jene feineren Manieren anzueignen, die gegenüber der von Frankreich hereindringenden Weltsitte mit höherem Anstande auftreten konnte, als den Deutschen, die immer in der Form unbehilflich gewesen sind, früher gegeben war. Theologie und Philosophie wurde in den Jesuitenschulen derart gelehrt,

wie sie der alte katholische Absolutismus der päpstlichen Curie und der neue weltliche Absolutismus, der sich über den Trümmern der alten nationalen Verfassungen erhob, brauchen oder dulden konnte.

Die casuistische Moral der Jesuiten, viel schlimmer als die mittelalterliche, scholastische, ist sprichwörtlich geworden; die Moral wurde wie die Mathematik insoweit zugelassen, als sie „dem Ordenszweck" dienen konnte; der freie Geist der Forschung in der Wissenschaft ward dabei radical gelähmt. Das äußere Auftreten der Jesuitenzöglinge zeigte die Geschmacklosigkeit und Unfreiheit der Devotion.

Duldung war dem Orden vollkommen fremd. Ueber jeder Neuerung schwebte das Anathema. Kalt, argwöhnisch, ungesellig und ungastfrei, verwarfen die Jesuiten jede Annahme einer Ergebung auf Capitulation, jede Geneigtheit, einem Ketzer auf halbem Wege entgegenzukommen, jeden Versuch zu einer Union der getrennten Parteien. Ihre Existenz, ihre Bedeutung, ihr Vortheil wurzelte in dem Zwiespalte der katholischen und protestantischen Confession; Vermittlung verwarfen sie; nur mit Kampf oder unbedingter Unterwerfung war ihnen gedient. Trotzdem, daß ihr Ordensgruß mündlich und schriftlich „Pax vobiscum" war, waren sie entschieden die jederzeit zum Streite gerüstete Miliz der römischen Kirche. Die Jesuiten führten den großen und kleinen Krieg gegen alle Nationen, sie suchten die deutsche, die böhmische, die ungarische Sprache zu verdrängen, sie führten ihr Jesuitenlatein in den Schulen ein. An die Stelle der einheimischen Literatur, die an die vaterländischen alten Sagen und an die neuen Großthaten mit Begeisterung mahnte, brachten sie ihre verstümmelten Klassiker und ihre Historien, die nicht mehr eine Geschichte der Völker, sondern nur eine magere Chronik der Dynastien waren und in der nur solche Fürsten gepriesen wurden, die, wie Wilhelm V. von Baiern, Kaiser Ferdinand II. und Leopold I., sich den Zwecken der Jesuiten anbequemt hatten; andere Fürsten wurden vornehm ignorirt oder schnöde mit einigen Worten des Mißfallens abgefertigt.

Seit dem dreißigjährigen Kriege bis auf die Tage des letzten Habsburgers Carl VI. und der Maria Theresia, in der langen Zeit, in der die Censur in ihren Händen lag, erscheint in Oesterreich, in Böhmen, in

Ungarn kein einziger großer literarischer Name, *) kein einziges klassisches Werk, während in den protestantischen Ländern ein Hugo Grotius, Spinoza, Leibniz, Newton, Boerhave und selbst in dem katholischen Frankreich Montesquieu und Bayle sich wie gewaltige Eichen über das unter ihnen wuchernde Gestrüpp erhoben und europäische Berühmtheit erhielten.

Viele der jungen Edelleute aus den ersten Häusern, namentlich jene, welche diplomatische Carriere machen wollten, fanden sich durch den Mangel an höheren Bildungsanstalten in jener Zeit veranlaßt, nach ihrem in den Jesuitenschulen, am Reichshofrath zu Wien oder in der Kanzlei der böhmischen und österreichischen Gesandtschaft absolvirten Cursus — trotz aller Gegenbestrebungen der Jesuiten — doch noch in Wittenberg, in Leipzig, in Helmstädt, vorzüglich aber in Utrecht und Leyden, lauter akatholischen Städten, ihre Studien zu vollenden. Die echte galante Weltbildung mußte gleichergestalt vom österreichischen Adel auch erst in Paris erworben werden.

Erst das Erheben der Benedictiner-Congregation unter Karl VI. in Oesterreich, Baiern und Salzburg that den Jesuiten Abbruch. Von den Benedictinern, welche sich ein wesentliches Verdienst um die Cultur der Länder und Völker erworben haben, ging ein neues wissenschaftliches Streben aus, besonders von den stolzen Stiften zu Melk, Göttweih und Kremsmünster. Der völlige Sturz der Jesuiten erfolgte bekanntlich erst unter Maria Theresia durch den Minister Kaunitz.

Unsere kurze Abschweifung vom Thema — die Charakteristik des übermächtigen Jesuitismus — war gewiß nicht überflüssig für die genetische Darstellung der Ereignisse, die wir schildern wollen. Durch den

---

*) Höchstens wäre der Hamburger Peter Lambeck zu erwähnen (Lambecius), der, nachdem er sich lange in Italien und Frankreich aufgehalten, im Jahre 1662 nach Wien kam und 1680 als kaiserlicher Hofhistoriograph und Director der Hofbibliothek starb. Durch ihn wurden die Wissenschaften in Oesterreich um jene Zeit repräsentirt. Aber auch dieser Mann, der früher Rector in Hamburg gewesen war, verdankte seine Anstellung dem Einflusse der Jesuiten, er war ein Convertit. Lambeck's Nachfolger, Daniel v. Nessel, war gleichfalls ein Convertit, der aus Ostfriesland nach Wien kam, später als Hofbibliothekar in großem Ansehen stand und 1699 starb. Auch die späteren Nachfolger, der Ungar von Kollar † 1783 und Denis † 1800 waren Jesuiten.



Franz Graf von Nadasdy,
geboren 1645,
enthauptet in Wien am 30. April 1671.

Peter Graf von Zrinyi,
geboren 1620,
enthauptet in Wiener-Neustadt am 30. April 1671.

Johann Erasmus Graf von Tattenbach,
geboren 1631,
enthauptet in Graz am 21. November 1671.

Franz Christof Graf Frangepan,
geboren 1643,
enthauptet in Wiener-Neustadt am 30. April 1671.

jesuitischen Einfluß kam ja eben in das System der Regierung eine größere Strenge und ein allzu sichtbares Mißtrauen gegen die protestantische Religionspartei, welche allmälig in Ungarn zu Extremen, zu den unseligen Verbindungen und Verschwörungen, endlich zu den gefährlichen Bewerbungen um französischen und türkischen Schutz führte, durch welche zuletzt eine schreckliche Katastrophe unvermeidlich wurde.

Franz von Wesselenyi, die beiden Grafen Niclas und Peter Zrinyi, Fürst Rakoczy, die Grafen Nadasdy, Frangepane und Tököli waren die Männer, welche zu jener Zeit die Macht in Ungarn in Händen hatten und zunächst in die Bewegung hineingezogen wurden, die der bereits erwähnte principielle Conflict hervorrief. Wesselenyi und Tököli kann man als wirklich patriotische und makellose Charaktere bezeichnen, während die Anderen die Bewegung nur dazu benützten, um dem Wiener Cabinete zuerst Verlegenheiten zu bereiten, dadurch demselben zu imponiren, und sich schließlich die Nachgiebigkeit von demselben so theuer als möglich bezahlen zu lassen. Nadasdy war unter diesen der Schlimmste und gerade ihn traf auch der härteste Schlag von dem vermeinten hohen Alliirten, denn dieser letztere opferte den reichen Magnaten, um, wie einst bei dem Falle Wallenstein's in Böhmen, eine neue, sichere Schaar von Anhängern auch in Ungarn zu gewinnen.

An der Spitze der Verschwörung stand Franz Wesselenyi, der heldenkühne Palatin, nach dem Könige der erste Würdenträger des Reiches, aus einem der ältesten ungarischen Adelsgeschlechter, welches seinen Ursprung aus der Zeit des heiligen Stefan datirt, dessen Vertreter schon im fünfzehnten Jahrhundert die Würde eines Reichspalatins bekleidete und mit dem neugestifteten burgundischen goldenen Vließ ausgezeichnet worden war. Wesselenyi, ein im Kampfe gegen die Türken bewährter Held, war reich, lebenslustig und von mächtigem Einflusse. Seine Gemahlin, die geistreiche, ehrgeizige, muthige, aber üppige Marie Szetsi, die später mit dem Secretär ihres Mannes, Franz Nagy von Leszenye, eine Liebschaft unterhielt, für ihren Leichtsinn aber schwer bestraft wurde, nahm einen Hauptantheil an der Verschwörung, die gegen Oesterreich vorbereitet wurde und die, weil sie sich auf das urkundlich nachweisbare Recht der Insurrection stützte, den eigentlichen Namen einer Verschwörung von sich weisen durfte.

Bevor diese sogenannte Verschwörung zum Ausbruche kam, starb Wesselenyi 1667 unvermuthet und in voller Manneskraft auf seinem Felsenschlosse Murany am Schleichfieber, welches ihn, als er von der bedenklichen Versammlung zu Neusohl heimgekehrt war, überfallen hatte. Durch seinen Tod kam die Leitung der Verschwörung in die Hände gemeiner Ehrgeiziger von weit geringerer Popularität, von kaum mittelmäßigen Eigenschaften, die ohne Energie des Charakters, ohne einen wohldurchdachten Plan handelten. Wesselenyi's Plan war dahin gegangen, Ungarn in ein reines Wahlreich umzugestalten, für den Anfang unter türkischem und französischem Schutze, aber womöglich in enger Verbindung mit Polen zur seinerzeitigen Verjagung der Osmanen aus Ungarn und Europa.

Der zweite Hauptführer der Bewegung, Niclas Graf Zrinyi,*) Banus von Croatien, Ritter des goldenen Vließes, welcher, wie wir bereits mitgetheilt, an dem Winterfeldzug 1663 rühmlichen Antheil genommen hatte, unterlag auch, gleichfalls vor Ausbruch der Revolution, einem eigenthümlichen Mißgeschicke.

Niclas Zrinyi stand wegen seines heldenmüthigen Charakters bei Ludwig XIV. von Frankreich, bei Philipp IV. von Spanien, beim deutschen Reichstage in großem Ansehen, bei Kaiser Leopold I. in besonderer Gunst und Gnade und hatte auch beim Hofe in Wien gute Verbindungen. Dem Leben dieses kühnen und einflußreichen Mannes wurde ein jähes Ende bereitet. Gegen Ende des Jahres 1664 ward er in der Nähe seines Schlosses Csakaturn auf der Murinsel todt aufgefunden. Es hieß damals, ein angeschossener Eber hätte ihn zerrissen, aber an seiner Leiche wurde außer einer Schußwunde im Kopfe keine Verletzung bemerkt, und damit war der Beweis geliefert, daß der einflußreiche Mann durch Meuchelmord beseitigt worden war. Man beschuldigte einen seiner Pagen als Mörder und den Grafen Nadasdy, dem Zrinyi ein unliebsamer Rival gewesen war, als Anstifter des Meuchelmordes.

Peter Zrinyi, ein Bruder des Gemordeten, folgte diesem in der Würde eines Banus von Croatien. Dieser Zrinyi war es hauptsächlich,

*) Urenkel jenes Zrinyi, welcher ungefähr ein Jahrhundert früher zu Sziget im Kampfe gegen den großen Suleiman 1566 gefallen war.

nach dem man später die Rebellion benannte und auf dem die Beschuldigung lastet, daß er sich mit Croatien unter tributären türkischen Schutz begeben wollte. Seiner Gemahlin, der leidenschaftlichen, prachtliebenden Anna Katharina, einer gebornen Frangepane, und der Palatina Maria Wesselenyi wurde ein Hauptantheil an dem gefährlichen Unternehmen beigemessen.

Mit Peter Zrinyi fiel auch dessen Schwager Franz Christof Frangepane,*) Markgraf im Küstenlande, der letzte männliche Sprosse aus jenem altrömischen Patricierhause, welches einst Conradin, den letzten der Hohenstaufen, dem Tode überliefert hatte. Er war ein adelsstolzer, heftiger, in Italien gebildeter Jüngling, erhitzt von den großen Rückerinnerungen an griechische und römische Freiheit, und den Deutschen Feind, weil er einmal von deutschen Offizieren beleidigt worden war. Frangepane warb Truppen, rüstete Schiffe aus und stand in Verbindung mit dem gegen Oesterreich feindlich gesinnten Venedig. Er gewann auch die Uskoken und Griechen Croatiens für seinen Plan.

Ein weiterer Hauptheilnehmer an der Verschwörung war Graf Franz III. Nadasdy-Fogaras, dessen Familie 1625 in den Grafenstand erhoben worden war. Er war oberster Kronrichter von Ungarn, Geheimrath und wurde ob seines kolossalen Vermögens „der Krösus von Ungarn" genannt. Wie Niclas Zrinyi, neigte er früher entschieden zu Oesterreich; er wollte durch Oesterreich steigen, aber auch die Vortheile, die ihm von der gegnerischen Seite zugänglich waren und in Aussicht standen, nicht aufgeben; dafür ließ ihn Oesterreich einen schweren Fall thun.

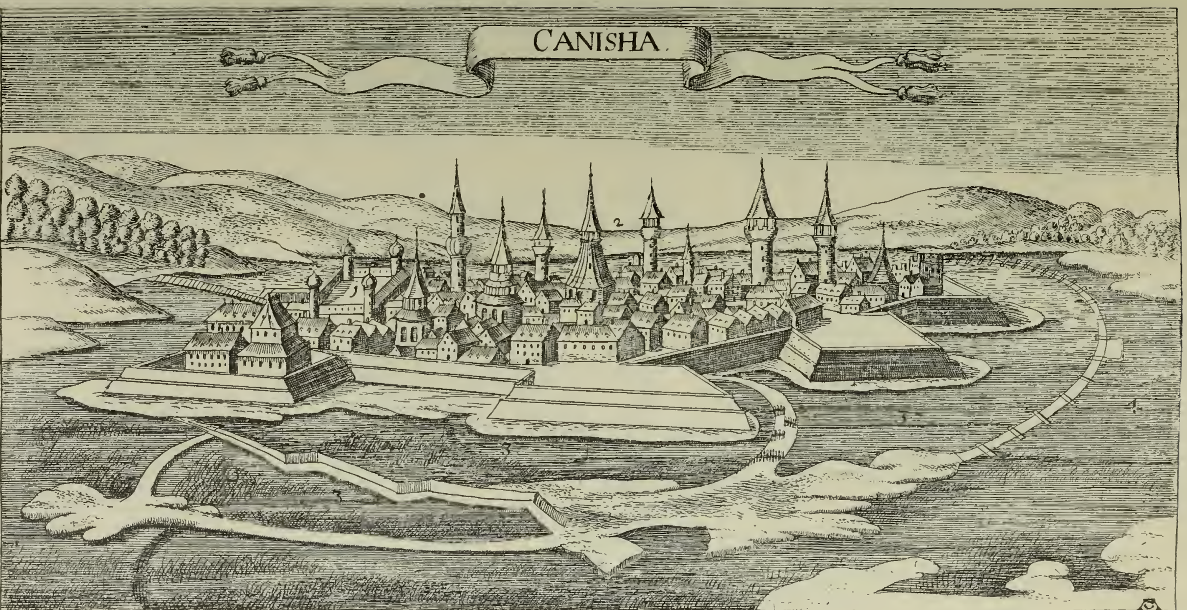
Der Schwiegersohn des Peter Zrinyi, Fürst Franz Rakoczy, der Sohn und beziehungsweise Enkel der beiden ehemaligen Fürsten von Siebenbürgen, Georg I. und Georg II., welcher auch unter die Männer der großen ungarischen Verschwörung zählte, kam frei weg. — Er war eine unbedeutende Persönlichkeit, leichtsinnig, weibisch, bald reformirt,

*) Auch Frankopan, d. i. Franz der Herr, genannt; die Familie war schon seit 1193 im Besitze der Modruser Gespannschaft, erhielt im Jahre 1223 das Comitat Vinodal, wodurch die Frangepane Herren des gesammten Küstenstriches am Quanerobusen wurden.

bald katholisch, lüstern nach immer neuen Verwicklungen, denen er nicht gewachsen war; er wiegte sich in der Hoffnung, Fürst von Siebenbürgen zu werden, wie sein Schwiegervater Fürst von Ungarn. Uebrigens hatte er, so wie Wesselenyi und Zrinyi, beim Wiener Hofe gute Verbindungen. Seiner Mutter, die aus dem alten polnischen Geschlechte der Bathory stammte und mit dem Kaiserhause verwandt war, gelang es, in Verbindung mit den Patres Societatis Jesu zu erwirken, daß er ungeachtet seiner Betheiligung an der Verschwörung dem Processe entging. Seine Gemahlin, die herrische Helene, heiratete nachher in zweiter Ehe den berühmten Emerich Tököli.

Der reinste und edelste Charakter unter den mächtigen Magnaten, die sich zur Insurrection verbündeten, war Stefan Tököli. Dieser und dessen Sohn Emerich waren unter allen Grafen des österreichischen Oberungarns die furchtbarsten, weil sie ungemein reich waren, eine bevorzugte Stellung einnahmen und diese Oesterreich gegenüber mit Erfolg zu betonen wußten. Der junge Tököli, schön und geistvoll, verliebt und ehrgeizig, gelangte nachmals durch seine abenteuerlichen Unternehmungen und Schicksale zu unseliger Berühmtheit. Er floh später aus dem von General Heister belagerten Schlosse Arva nach Siebenbürgen und versuchte von dort aus die Thätigkeit der Türken anzufeuern, die sich indeß ebensowenig geneigt zeigten, aus der Bewegung Vortheil zu ziehen, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Endlich nahm der Statthalter von Steiermark, der reiche Johann Erasmus Graf von Tattenbach, 37 Jahre alt, ein Mann von phantastischem Ehrgeize, aber beschränktem Verstande — durch seine Gemahlin Justine, eine geborene Gräfin Forgacs, mit Nadasdy und vielen anderen Häuptern der ungarischen Mißvergnügten verwandt — einen bedeutenden Antheil an der Verschwörung. Er wurde die leichte Beute der schimmernden Beredsamkeit Zrinyi's und der glühenden Selbsttäuschung Frangepane's, welcher ihm die Grafschaft Cilli, sogar die ganze Steiermark als Preis für den Beitritt in Aussicht stellte. Er verpflichtete sich, aus seinen eigenen Bauern, Holzknechten und Bergknappen einige Tausende zu bewaffnen, die ihm in seiner Eigenschaft als Statthalter von Wien aus zukommenden Befehle an die Verschwornen zur Darnachachtung



1. Das Schlos. 2. die Stadt; 3 der grosse Morast. 4. die Seite gegen Serin War.

Zu finden bei Iacob Koppmayer.

Stadt und Festung Kanizsa in Ungarn.



Belagerung von Kanizsa in der Zeit vom 30. April bis 2. Juni 1664.

weiter gelangen zu lassen, sich des Schloßberges zu versichern und Graz den Mißvergnügten und ihren Verbündeten, den Türken, auszuliefern. Zu diesem Zwecke beabsichtigte Tattenbach in der Nacht vom 28. März 1670 sich mit fünf Rüstwagen nach Graz zu begeben, unter dem Vorwande, daß er wegen der Zrinyi'schen Unruhen seine bessere Habe in Sicherheit bringen wolle; auf der Thorbrücke sollte ein Wagenrad brechen, dadurch eine Stockung entstehen und das Aufziehen der Zugbrücke verhindert werden. Diesen Moment sollten die in den fünf Rüstwagen verborgenen Janitscharen benützen, um die Thorwache niederzumachen, während gleichzeitig die in der Nähe bereitgehaltenen Schaaren Zrinyi's über die Brücke und durch die geöffneten Thore in die Stadt eindringen sollten.

Tattenbach ging an die Grenze von Croatien, um diesen Plan mit Zrinyi, welcher in Gemeinschaft mit Nadasdy einige Tausend Reiter ansammelte und dort die von den Paschas von Bosnien und Kanizsa versprochenen Hilfsvölker erwarten wollte, nochmals zu besprechen und zur schleunigen Action aufzumuntern, wurde aber, als er nach Graz zurückkehrte, auf Grund eines von Wien eingetroffenen hohen Befehles verhaftet und auf dem Schloßberge in Verwahrung genommen. Bei einer Untersuchung seines Palastes fand man Waffenvorrath für 6000 Mann. Er fiel später durch Henkershand; seine Güter, sowie die durch Erbschaft von seinem Oheim an ihn gelangte reichsunmittelbare Grafschaft Reinstein bei Blankenburg im Harz wurden confiscirt. Der Kaiser schenkte die letztere dem Kurfürsten von Brandenburg, wofür dieser ein Truppencorps von 4000 Mann zur Verfügung stellte.

Tattenbach hatte ganz zuversichtlich geglaubt, daß sein Plan gelingen müsse. Er hatte einen seiner Kammerdiener in das Geheimniß eingeweiht, denselben Diener aber in unbesonnenem Zorne wegen eines geringen Vergehens verhaften und der peinlichen Frage überliefern lassen. Während nun der Graf an der croatischen Grenze in Csakaturn mit Zrinyi und Nadasdy verhandelte, verrieth dieser Diener aus Rache das Geheimniß an die während der Abwesenheit des Statthalters amtirenden Stellvertreter Grafen Christian Saurau und Hans Christof Breuner, welche nach Wien berichteten. Dorthin gelangte überdies gleichzeitig auch

aus Tersato, einer Besitzung der Frangepane in Croatien, eine Mittheilung über das Complot.

Im Frühjahre 1670 erhielten die Truppen in Böhmen den Befehl, an die Waag, die in Schlesien nach Troppau, jene in Steiermark, Kärnten und Krain nach Croatien zu marschiren. Die nach letzterer Provinz entsendeten Truppen commandirte Herzog Karl von Lothringen. Es waren 18.000 Mann, darunter 6000 Ungarn, welche von den treu gebliebenen Magnaten ins Feld gestellt wurden. Zu den letzteren gehörten in erster Linie: die Eßterhazy, die Erdödy, die Zichy, die Palffy, die Forgacs, von denen die beiden Letzteren schon von Kaiser Max II. in den österreichischen Herrenstand aufgenommen waren. Sämmtliche Familien zählen noch jetzt zu den reichsten in Ungarn, was sie nur Oesterreich zu verdanken haben.

Auf die Nachricht von dem Anmarsche der 6000 Mann königlicher Truppen unter dem General Grafen Spantkau wurden Zrinyi und Frangepane von dem größten Theile ihrer Schaaren verlassen und flüchteten, da auch die beiden Paschas von Kanizsa und Bosnien keine Hilfstruppen sandten, mit 2000 Morlaken in das feste Schloß Csakaturn, von wo aus sie Versicherungen ihrer Treue an den König sandten und ihre bisherigen Unternehmungen als Sicherungsmaßregeln gegen die Türken auslegten. Peter Zrinyi wollte gerne Frieden mit dem Kaiser machen. Er schickte zuerst einen Trompeter mit einem Schreiben an die kaiserlichen Räthe in Wien, sandte dann durch einen vertrauten Geistlichen einen Handbrief an den Kaiser und entbot endlich seinen ältesten siebzehnjährigen Sohn, um die kaiserliche Gnade zu erbitten, „mit carta blanca, um sich nach Ihrer kaiserlichen Majestät Belieben wegen künftig zu leistender Treue zu reversiren“. Er stellte (wie er es auch später während seiner Haft that) die von ihm geführten Unterhandlungen mit den Türken als zum Scheine angeknüpft hin und wollte auf diesem Wege nur den Feind ausgeholt haben. Feindliche Absichten gegen den Kaiser behauptete er nie im Sinne gehabt zu haben.

Die Truppen unter Spantkau rückten vor Csakaturn und begannen es zu beschießen. Fürst Lobkowitz, der allmächtige Minister in Wien, bot Zrinyi großmüthig Amnestie an, machte ihm Hoffnung auf Verzeihung

und bewog ihn, sich persönlich nach Wien zu begeben. Nun übergab Zrinyi sein Schloß seiner Gemahlin, der später durch die sicheren Inzichten aus Murany schwer compromittirten Anna Katharina. Er selbst ging freiwillig mit seinem Schwager Frangepane nach Wien, um sich dem Kaiser unmittelbar zu stellen. Als die Beiden am 18. April 1670 im Wirthshause „zum Schwan" angelangt waren, schickte der Hof gegen Abend zu ihnen und kündigte ihnen Arrest an; Zrinyi ward dem Oberstlieutenant der Stadtguardia, Frangepane dem Obristwachtmeister übergeben; aus den Quartieren dieser Offiziere wurden sie aber später durch den Grafen Heinrich von Mansfeld nach Neustadt überführt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht. Ihre „Kleinodien und Silbergeschirre in großer Anzahl" wurden aus Croatien nach Wien befördert. Der gefangene Zrinyi mahnte seinen Eidam Rakoczy von allen weiteren meuterischen Unternehmungen ab; dieser floh denn auch zu seiner Mutter, welche, wie wir wissen, durch ihre alten Freunde, die Jesuiten, Gnade für ihn auswirkte.

Während Spankau in Niederungarn und Croatien die Schlösser und Herrschaften des Zrinyi und des Frangepane besetzte, führten Johann von Sporck, Herzog Karl von Lothringen, Gottfried von Heister und Herzog Johann Adolf von Holstein-Plön 10.000 Mann nach Oberungarn, um gegen die Aufständischen mit Energie vorzugehen. Den Verschworenen, welche sogleich die Waffen niederlegten, wurde mittelst Edict Gnade und Verzeihung zugesichert.

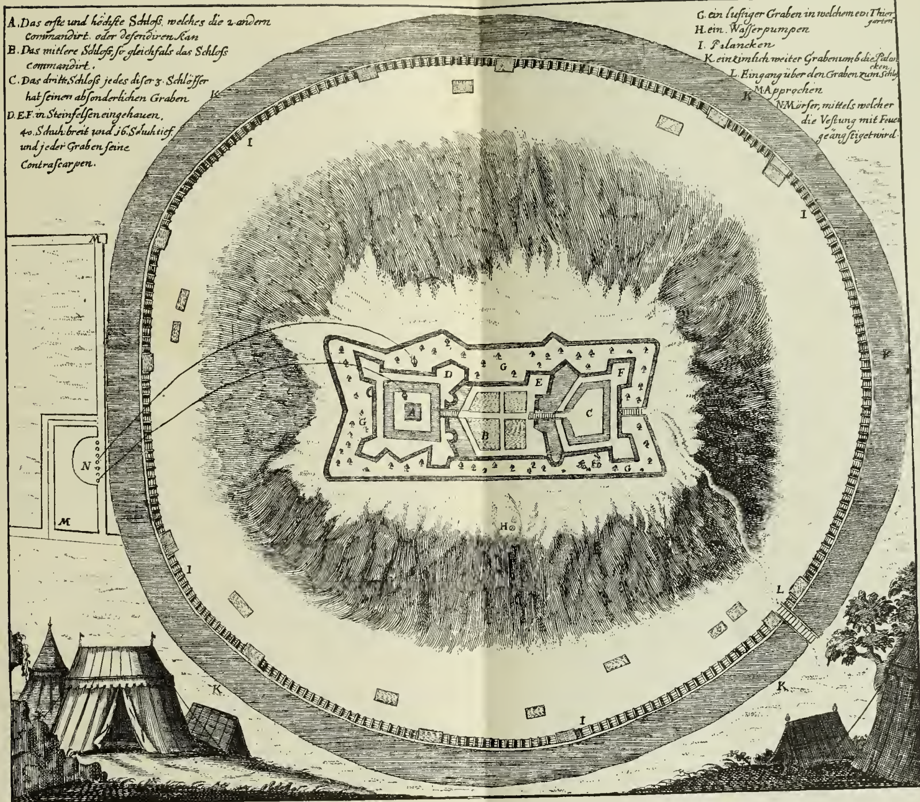
Männlich und tapfer vertheidigte sich Stefan Tököli auf seinem in den Karpathen nahe der Grenze von Schlesien romantisch gelegenen Bergschlosse Arva gegen General Gottfried von Heister, eine der wildesten Kriegsgurgeln der damaligen Zeit, ein in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges Emporgekommener, der baronisirt wurde und später das Obercommando in Ungarn führte. Dieser General Heister war es, der die Tage Basta's und Belgiojoso's unter Kaiser Rudolf II. hier mit all' ihren Schrecken wieder zurückführte. Tököli weigerte sich durchaus gegen Heister, „einige kaiserliche Völker in seine festen Schlösser, so gegen die Moldau, Wallachei und Polen liegen, einzunehmen, mit dem Vermelden, daß er kein Rebelle, sondern allzeit ein getreuer Vasall Ihrer kaiserlichen

Majestät und der Krone Ungarns gewesen; die Freiheit aber sei er zu handhaben resolvirt, wie er denn in seinen Herrschaften alle Pässe verhauen, auch seine Unterthanen, Wildschützen und Morlaken, aufbieten lasse".

Tököli starb nach langer Krankheit in dem belagerten Arva noch im Jahre 1670; die deutsche Besatzung dieser Bergfestung capitulirte, und Tököli's kostbare Mobilien, in Gold, Silbergeschmeide, Kleinodien, Teppichen und Zelten bestehend, wurden auf sechs Wagen nebst dreizehn schönen Pferden nach Wien gebracht und der kaiserlichen Hofkammer überliefert. Der junge Graf Emerich Tököli entkam, wie bereits erwähnt wurde, auf ein anderes festes Schloß. — Er trat später an die Spitze der Insurrection und bereitete dem Kaiser, der 1673 mit Ludwig XIV. in den ersten Krieg verwickelt wurde, ernste Verlegenheiten, zumal Frankreich Geld und Ingenieure von Polen hereinbrachte, und zu jener Zeit auch die Türken, als die treuen Alliirten Frankreichs, eine ganz andere Haltung gegen die Ungarn einnahmen.

Dem Franz Rakoczy, dem Schwiegersohne des Grafen Peter Zrinyi, ward von Heister im Namen des Kaisers Generalpardon bewilligt unter der Bedingung, daß er „seinem Versprechen" gemäß in seine Hauptfestungen Munkacs und Sarospatak, dann in die Sumpffestung Ecsed bei Szathmar kaiserliche Truppen aufnehmen und verpflegen und „so möglich" die Acten der Conspiration liefern solle. Die Vermittlung übernahm Rakoczy's Mutter. Dieselbe versprach 400.000 Gulden, Getreide und Munition an den Hof zu zahlen und hat, wie die Acten besagen, „die Patres Societatis Jesu über und über mit Goldstaub eingepudert". — Die Frankfurter Relationen berichten, wie „Herrn General Sporck's Excellenz von der verwitweten Fürstin Rakoczy zu Munkacs stattlich tractiret und mit einem schönen türkischen Pferd sammt einem dazugehörigen kostbaren, auf etliche Tausend Gulden geschätzten Zeug beschenkt worden".

Der begnadigte Rakoczy ließ als Zeichen aufrichtiger Ergebenheit gegen den Kaiser auf seinen Gütern allgemein verlautbaren, daß jeder seiner Unterthanen, der die Waffen nicht sogleich niederlegte und sich an dem Aufstande direct oder indirect betheiligte, der Strafe des Ohren- und Naseabschneidens, eventuell auch der Todesstrafe verfallen würde.



Grundriß der Festung Munkacs in Ober-Ungarn.

Herzog Karl von Lothringen belagerte das Felsenschloß Murany, welches Maria Szetsi, die Witwe Wesselenyi's, vertheidigte. Die kriegerische Frau mußte sich nach kurzer Gegenwehr im August 1670 gegen Bedingungen ergeben. In dem Keller des Schlosses wurde ein ganzes Faß voll Acten aus dem Nachlasse des verstorbenen Palatins gefunden; die Regierung in Wien erhielt durch diesen Fund die wichtigsten schriftlichen Beweise über den ganzen Umfang der Verschwörung. Diese Papiere compromittirten mehr als siebzig Adelsgeschlechter und verurtheilten halb Ungarn, wenn Insurrection und Conspiration für gleichbedeutend genommen wurden. Die Witwe Wesselenyi's, die in Folge der Capitulation von Murany in Gefangenschaft gerieth, blieb lange Jahre — gleich der Anna Katharina Zrinyi, gebornen Frangepane, nebst anderen Frauen und Töchtern aus den ersten ungarischen Familien — in strenger, aber anständiger Haft, abwechselnd in der Burg zu Wiener-Neustadt oder in den Frauenklöstern St. Lorenz, Himmelspforten und Königskloster in Wien. Die unglückliche Frau erhielt von dem ungeheuren Vermögen, das confiscirt wurde, monatlich 100 Thaler — ihre unschuldigen Kinder verloren Alles. — Ihr Loos hätte sich, da ihr Hauptantheil an der Verschwörung klar und offen vorlag, gewiß noch schlimmer gestaltet, wenn nicht der edle Herzog von Lothringen es als Ehrensache betrachtet hätte, daß die bei der Capitulation eingegangenen Bedingungen nicht gebrochen wurden. Leider wurde bei anderen Gelegenheiten nicht gleich ehrlich zu Werke gegangen.

Der große Familienschatz der Wesselenyi, welcher in dem Franziskanerkloster zu Kremnitz verborgen war und von dem ehemaligen Schloßcaplan zu Murany, Pater Johann Schaumburg, später Franziskanerprediger in Oedenburg, verrathen wurde, verfiel dem kaiserlichen Fiscus.

Die zu Murany gefundenen Papiere compromittirten selbst solche Männer, welche zu den bisherigen Rathgebern am kaiserlichen Hofe gehörten, darunter den Grafen Nadasdy, obersten Kronrichter, den reichsten Magnaten, dessen Schatzkammer auf dem Schlosse zu Pottendorf allein baare vier Millionen aufzuweisen hatte. Er war ein gelehrter Staatsmann, seine Gesetzeserläuterungen, sein „Mausoleum der ungarischen Könige"

sind Proben großer Gelehrsamkeit. Dem Kaiser war er als strenger Katholik und eifriger Diener des Hofes lange Zeit treu gewesen; aber die Kränkung, daß er nach dem Tode Wesselenyi's nicht Palatin wurde, erfüllte ihn später mit Rachegefühl. Seine Thätigkeit als Mitglied der Verschwörung war die niedrigste und dabei von der gefährlichsten Art; er trieb die Verschworenen immer mehr zu entscheidenden Schritten, behorchte dagegen in Leopolds geheimen Rathe, was der Hof von den Absichten der Ungarn wisse und was er zu thun im Sinne habe.

Weder das Heil des Vaterlandes, noch dessen Verfassung, noch das Interesse des Königs, sondern einzig und allein der verletzte unersättliche persönliche Ehrgeiz war die Triebfeder seiner Handlungen. Er wollte sich den Mißvergnügten und dem Hofe zugleich nützlich machen, und hätte seine Freunde wahrscheinlich verrathen, wenn er am Ziele seiner Wünsche angelangt wäre. Als schon die Häupter der Verschwörung gefangen waren, war Nadasdy noch immer Mitglied einer außerordentlichen Commission, bis endlich die in Murany erbeuteten Acten auch über ihn das wahre Licht verbreiteten.

Ein halbes Jahr nach der Verhaftung Zrinyi's und Frangepane's, am 6. September 1670, in der Nacht wurde er in seinem Schlosse zu Pottendorf durch einen Oberstlieutenant, der an der Spitze von 300 Mann des Heister'schen Regiments eindrang, verhaftet. Man brachte ihn sofort nach Wien und hielt ihn dort im Landhause *) gefangen. Außer einem Pagen durfte Niemand in sein Gefängniß. In Wien war die öffentliche Meinung, er habe sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und in einer „kläglichen Supplication seine begangenen großen Fehler angezogen".

Sobald Nadasdy ins Gefängniß gebracht war, ertheilte der Kaiser den Befehl, ihn aus der österreichischen Adelsmatrikel auszuschließen. Am 11. September ging ein kaiserlicher Kammerfiscal nach Pottendorf, um die Schriften Nadasdy's in Beschlag zu nehmen und alle seine österreichischen Güter zu sequestriren. Die umfangreiche Correspondenz, welche sich

*) Im sogenannten grünen Stübel, dem standesgemäßen Gefängniß für Herren aus dem Ritterstande.

in Pottendorf vorfand, wurde dem Hofkanzler Johann Paul Hocher als Präsidenten der eingesetzten Untersuchungscommission eingehändigt; gleichzeitig rückten kaiserliche Truppen in die Nadasdy'schen festen Plätze und Schlösser ein. Acht schwer beladene Wagen mit „der vornehmsten Substanz" des Nadasdy'schen Hausrathes, Geld und Kleinodien wurden nach Wien an die Hofkammer abgeliefert.

Nach dem Gutachten des am Wiener Hofe sehr angesehenen spanischen Gesandten, des Marquis de los Balbesos, welcher so mächtig war, daß sich alle Minister nach seinem Rathe richteten, wurde ein Specialgericht in Wien eingesetzt, unter dessen Mitgliedern sich kein Ungar befand. Vergebens erklärten die Gespannschaften, daß sowohl die Verhaftung der drei ungarischen Grafen, als auch die Verhandlung ihrer Sache durch einen auswärtigen Gerichtshof eine Verletzung des Rechtes und des Herkommens sei. — Der halspeinliche Proceß wurde verhängt, und Fürst Lobkowitz war leidenschaftlich genug, die demüthigen Bittschriften Zrinyi's, Frangepane's und Nadasdy's an den Kaiser zu unterschlagen. Nadasdy behauptete in einer seiner Bittschriften, daß „die jüngst aufgefangenen, an den Großwesir in Adrianopel gerichteten Briefe nicht von ihm gestellt und geschrieben, sondern es sei Solches von seinen Mißgönnern geschehen, um ihn hiedurch desto mehr zu unterdrücken".

Die zu Wien eingesetzte außerordentliche Commission bestand aus Richtern von beiden Religionstheilen — ein Ungar war, wie gesagt, nicht darunter.

Beisitzer waren:

1. Johann Paul Hocher als Präsident. Dieser Mann wirkte am fluchwürdigsten in den Geschäften Ungarns, das er in Blut zu ersäufen trachtete. Aus der Advocatenreihe emporgekommen, war dieser Parvenü, der alle Processe mit einer seltenen Verschlagenheit gewann, schon in seiner Heimat Tirol zu einem überwiegenden Ansehen gelangt. Als Tirol 1665 an Kaiser Leopold kam, zog ihn der Hof, bereits früher auf ihn aufmerksam gemacht, an sich. Er ward österreichischer Vicekanzler, nach dem Tode des Grafen Johann Joachim von Sinzendorf 1667 oberster Kanzler, Baron und eines der gewaltigsten Werkzeuge des Hofabsolutismus. In der Stellung eines obersten Hofkanzlers wußte

er sich durch 16 Jahre — treu den Jesuiten und den Spaniern — zu halten. Als Feind der Ungarn trachtete er sogar eine Verbindung mit den Türken zu bewirken. — Er war mit seinem tyrannischen Plane so recht der eigentliche Urheber der späteren großen Rebellion, die Emerich Tököli anfing. — Denn weder die französischen Emissäre, noch Apafy Fürst von Siebenbürgen, noch Tököli selbst hätten dasjenige durchführen können, was sie thatsächlich vollbrachten, wenn nur einigermaßen menschlich regiert worden wäre. Hocher starb vor der türkischen Belagerung am 1. März 1683 im Zenithe seines verderblichen Thuns und Wirkens.

2. Gottlieb Graf von Windischgrätz, der später Reichs-Vicekanzler wurde.

3. Johann Freiherr von Hörwart.

4. Caspar Zdenko Freiherr von Kaplier und Sulewitz, ein Böhme, Sohn des 1621 in Prag enthaupteten achtzigjährigen böhmischen Obrist-Landschreibers Caspar Kaplier, der Erbauer des Schlosses Milleschau bei Teplitz. Er starb 1686 als Feldmarschall.

5. Joachim Graf von Windhaag.

6. Julius Friedrich Freiherr Bucellini, niederösterreichischer Regierungsrath, später oberster Hofkanzler an der Stelle Hocher's.

7. Franz Friedrich Adler.

8. Gustav Brüning.

9. Christof Abele, geheimer Secretär und später Hofkammer-Präsident.

10. Johann Leopold von Löwenthurm.

11. Johann Thomas Molitor.

12. Johann Jakob Krumbach.

Die letzterwähnten zwei Beisitzer waren Doctoren der Rechte und Kriegsgerichts-Schultheiße zu Wien.

Außer dem Specialgerichte in Wien wurde ein solches zu Preßburg und Leutschau, letzteres unter dem Präsidium eines Deutschen, des Grafen Rothal, aufgestellt. In diesen Commissionen saßen zwar Ungarn, aber zum Theile solche, welche die Angeber gemacht hatten. Der Kaiser war geneigt, Milde zu üben, aber Lobkowitz und die in Wien allmächtige spanisch-jesuitische Partei rieth zur Strenge und zu energischem Vor-

gehen. Neue Verhaftungen und Gütereinziehungen erfolgten. Franz Nagy von Leszenye, welcher, wie bereits erwähnt, die Witwe Wesselenyi's verrathen und verkauft hatte, mußte den aufgefundenen Briefwechsel der Verschworenen entziffern, wurde durch die Folter zu Geständnissen gezwungen und unter der Begründung, daß er das Geheimniß nicht früh genug entdeckt habe, enthauptet.

Zwei der bedeutenden Männer der Verschwörung starben fast zu gleicher Zeit, Franz Graf Csaky, Generalcapitän von Oberungarn, und der von General Heister in Arva belagerte Stefan Tököli. Die Tochter des Letzteren mußte als Gefangene der Maria Szetsi in Wien Gesellschaft leisten; sein Sohn Emerich und die übrigen Häupter der Verschwörung hatten sich noch zur rechten Zeit geflüchtet: Stefan Bocskay und Franz Ipsan in die Marmaros, Gabriel Kende, Ladislaw Giulaffy, Paul Tsernel, Wolfgang Fabian, Paul Wesselenyi, Stefan Petroczy, Niclas Forgacs nach Siebenbürgen, wo sie Apafy gastlich aufnahm und in ihrem Interesse Fühlung mit Wien suchte, nachdem alle bei der Pforte gemachten Bitten um Unterstützung keine Gewährung gefunden hatten. Schon im Beginne des Jahres 1670 war der Haushofmeister des Grafen Zrinyi, Franz Bukovaczki, als Abgeordneter mit dem Antrage nach Constantinopel gekommen, daß croatische und oberungarische Magnaten gerne 60.000 Thaler jährlichen Tributes zahlen möchten, „um sich von der Tyrannei der Deutschen und der Jesuiten zu befreien". Der Sultan und der Großwesir wiesen diese Anträge zurück. Im Juni desselben Jahres war Bukovaczki zum zweiten Male von Zrinyi über Serajevo an die Pforte entsendet worden, wo Balo, siebenbürgischer Resident, die erneuerten Anträge unterstützte. Aber der Großwesir, der dem Apafy zürnte, weil dieser ohne seinen Befehl dem Sultan die Anträge der ungarischen Magnaten zusandte, fertigte diese Abgesandten hart ab. Als endlich bald darauf der siebenbürgische Gesandte Rhedei mit Klagen über die Einfälle der Türken von Varad und Jenö nach Constantinopel kam, wurde auch dieser schlecht empfangen. Nach diesen mißlungenen Versuchen konnten die Verschworenen wohl ersehen, daß es der Pforte Ernst war, die eingegangenen Verträge zu halten, was in erster Linie dem rechtlichen Charakter des Großwesirs zugeschrieben werden muß.

Das erste Verhör mit Nadasdy fand am 13. October 1670 in der Wohnung des Hofkanzlers Hocher vor der Commission statt. Nadasdy wurde gleich darauf ernstlich krank. Angesichts seiner Aufregung befürchtete man, er werde sich vergiften. Man ließ ihm deshalb die Speisen aus der kaiserlichen Hofküche bringen und überwachte ihn streng.

Der Gang des Processes, bei dem nach der damaligen Gepflogenheit die Oeffentlichkeit gänzlich ausgeschlossen blieb, erregte die Aufmerksamkeit von halb Europa. Die „Frankfurter Relationen" vom Jahre 1670, welche über alle staatlichen und sonstigen wichtigen Ereignisse hinlänglich informirt waren, schreiben Folgendes:

„Dieweilen auch Ihre kais. Majestät in Erfahrung gebracht, welchergestalt des Grafen von Serin und Frangepani Anhänger sich hie und wieder beklaget, wie mit denselben nicht der Billigkeit gemäß verfahren würde, als haben Allerhöchstgedachte I. k. Maj. sich dahin erklärt, daß deren Proceß öffentlich gemacht und Alles dahin gerichtet werde, daß es sowohl vor Gott als vor der ehrbaren Welt zu verantworten sein möchte. Zu solchem Ende nun ist solche hochansehnliche Commission angesetzt worden." Nach Aufzählung der Namen heißt es: „Weiters ist hierbei dem kais. Rath und Niederösterr. Kammer-Procuratori Herrn Georg Freyen, beider Rechte Doctor anbefohlen, alle Acta fleißig zu durchsehen und seine Klagen sowohl schrift- als mündlich einzubringen, welches auch am 8. November Nachmittag im Beisein obbemelter Herrn zum ersten Mal geschehen und bis nach sechs Uhren darüber zu Rath gegangen worden. Wer aber hingegen der beiden Grafen Stelle vertreten und ihr Vorsprecher sein werde, davon wird vielleicht hiernächst zu vernehmen sein."

Weiters heißt es: „Hat der Graf von Serin an Ihre k. Maj. geschrieben und allerunterthänigst gebeten, man wolle doch dermalen einst mit ihm, seiner Verwirkung halber fortfahren, denn er sonst in einem so langwierigen Arrest verschmachten müsse. Von demselben hatte man aus der Neustadt Nachricht erhalten, daß er etliche Klafter tief unter der Erde gegraben und davon gewollt; es ihn aber eine Dienstmagd gesehen und solches offenbaret und darauf er sobald noch stärker, als vorhin nie geschehen, verwahrt worden."

Den Gefangenen wurden die zwei berühmtesten Wiener Advocaten, Johann Eylers und Adam Ignaz Strelle, zu Vertheidigern beigegeben.

Die aus den Specialgerichten hervorgegangenen Acten wurden „informationsweise“ an das Reichskammergericht in Speier und an die Universitäten zu Ingolstadt, Tübingen und Leipzig versendet; diese Körperschaften erkannten selbstverständlich gegen die Angeklagten, die des criminis Sacrae Majestatis perduellonis beschuldigt waren, auf die für Majestätsverbrechen vorgeschriebenen Strafen, nämlich: auf Confiscation des Vermögens, Infamie (auch der Kinder), ferner laut hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung Kaiser Caroli V.: auf Handabhauen und Hängen, auf Zwicken mit glühenden Zangen, Riemen aus der Haut schneiden, 2c. 2c. Leopolds geheimer Rath sprach auf Verlust der rechten Hand und des Kopfes, welchen Spruch der Kaiser in einfache Enthauptung nebst Entadelung und Verlust aller Güter umwandelte.

In diesem Processe glaubte man sich über alle Rechtsformen hinwegsetzen zu dürfen. Die Zeugen wurden den Angeklagten nie gegenübergestellt, ja ihnen nicht einmal genannt. Kamen in diesem Blutgerichte principielle Meinungsverschiedenheiten vor, so zeigte sich die ganze giftige, scheinheilige Jesuitendialektik. In allem Ernste geschah Umfrage darüber: ist man schuldig und ist es rathsam, den Mitwisser und Theilnehmer eines Verbrechens zu begnadigen, wenn er zwar nicht nur bereut, sondern auch die Folgen möglichst verhindert hat, aber einen zahlreichen Anhang, große Eigenschaften und gegründete Berühmtheit besitzt? — Nach heftiger Debatte ward die Frage durch Stimmenmehrheit verneint und das Princip festgestellt: eher könne man weit Schuldigere von geringen Gaben und Mitteln begnadigen, als Einen, der seiner unruhigen Nation wieder als Hort oder Sammelpunkt dienen könnte. Von einigen Commissionsmitgliedern wurde die Confrontirung der Angeklagten mit den Zeugen beantragt. Dieser Antrag drang nicht durch, wohl aber die von anderer Seite befürwortete Meinung, daß in einem Hochverrathsprocesse die Stellung von Zeugen gänzlich unnöthig sei. Als dagegen Berufungen auf die gesunde Vernunft und das Naturrecht, das doch in keinem Falle den Angeklagten entzogen werden könne, stattfanden, verschanzte sich die Mehrheit hinter die Behauptung: „das Naturrecht sei niemalen in Ungarn angenommen worden“. (So heißt es in den von Hormeyr mitgetheilten Auszügen der Leutschauer, Preßburger und Wienerisch-Neustädter Acten,

die von den rechtswidrigen ausländischen Richtern rechtswidrig in ausländische Archive verschleppt worden waren und lange für verloren galten, bis sie 1823—1824 in einem Haufen von Papieren, der als Maculatur eingestampft werden sollte, wieder aufgefunden wurden.)

In Folge der Unterwerfung des jungen Fürsten Rakoczy schienen die Unruhen in Ungarn sich mäßigen zu wollen, obgleich die Erbitterung im Lande wegen der durch die Truppen begangenen Verwüstungen und Gewaltthaten andauerte. Eine Deputation, welche nach Wien abgeschickt wurde, machte dem Kaiser die Vorstellung, daß die Ungarn mit aller Treue und Unterthänigkeit zugethan bleiben, sprach aber die Bitte aus, Seine Majestät möge nicht gestatten, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen zugleich gestraft, und daß ungarische Städte und Güter der Willkür der fremden Soldaten überliefert werden. „Wenn einige Landsleute sich versündiget haben, so sollen sie nach dem Gesetze vor Gericht citirt werden; daß man aber die getreuen Unterthanen mit den Abtrünnigen gleichmäßig behandle, das sei der bekannten Güte und Gerechtigkeit Seiner kaiserlichen Majestät schnurstracks entgegen."

Diese Vorstellungen, so gegründeter Natur sie waren, verfingen nicht im Geringsten am kaiserlichen Hofe, im Gegentheile, die Armee in Ungarn wurde durch Truppen aus Böhmen verstärkt. Dadurch wurden nicht nur die Ungarn, sondern auch die Türken im höchsten Grade allarmirt. Letztere versammelten bei Kanizsa und Temesvar größere Truppenmassen und ließen in Wien anfragen, aus welcher Ursache mitten im Frieden so viel Kriegsvolk an der Grenze bereit gehalten werde. — Auch die Paschas von Neuhäusel und Erlau setzten sich in der Meinung, es sei ein neuer Krieg in Aussicht, in Bereitschaft, versicherten aber zugleich, daß sie vom Großsultan die gemessensten Befehle erhalten hätten, sich in die Angelegenheiten der Ungarn in keiner Weise einzumengen und nichts zu unternehmen, was gegen den Friedensvertrag sei. Dem türkischen Abgesandten wurde bedeutet, daß dem kaiserlichen General nur die Ordre zugekommen sei, den Aufstand der rebellischen Unterthanen, welche die Waffen gegen den Kaiser ergriffen hatten, zu unterdrücken, daß aber weder die türkische Grenze überschritten, noch sonst etwas unternommen werden solle, was auf einen Bruch der Verträge hindeuten

könnte. Die Pforte ertheilte auch dem Fürsten Apafy von Siebenbürgen, sowie dem Hospodaren der Moldau und Wallachei die gemessensten Befehle, in keinerlei Weise die Sache der rebellischen Ungarn zu unterstützen; Ersterer mußte sogar auf Befehl der Pforte mehreren Insurgenten, die sich nach Siebenbürgen geflüchtet hatten, die Köpfe abschlagen lassen. Auch verfolgten die Paschas viele Insurgenten bis auf deren eigenes Gebiet und lieferten sie dann aus.

Erwähnt muß noch werden, daß gleich nach der Verhaftung der drei Grafen eine Versammlung der Verschworenen zu Leutschau sich dahin aussprach, daß nach den bestehenden Gesetzen im Königreiche Ungarn alle Personen des Adels, welche des Hochverrathes beschuldigt sind, sich vor einem Gerichtshofe, bestehend aus dem Palatin und Deputirten des Reiches, zu verantworten haben. Demgemäß wurde von der erwähnten Versammlung die Forderung erhoben, daß man bald einen Tag bestimmen möge, damit der Gerichtshof seine Amtshandlung beginnen könne.

Außerdem erlaubten sich die Versammelten noch die Vorstellung zu machen, „daß es eines von den Fundamentalgesetzen ihres Landes sei, das Amt eines Palatins allsobald nach geschehener Vacanz wieder besetzt zu haben, und weil nun dieses Amt geraume Zeit vacant gewesen sei, so wären alle diejenigen Acten, welche inmitten gemacht worden sind, für null und nichtig zu halten".

In seiner angebornen Güte war Kaiser Leopold anfänglich geneigt, die Freiheiten seiner Unterthanen nicht zu schmälern und ihren Wünschen gerecht zu werden, aber seine Minister widerriethen ihm eindringlichst und führten aus, daß eine Bewilligung der Forderungen den Muth der Malcontenten nur erhöhen könne, wodurch der Aufstand an Umfang zunehmen würde. Dann wäre es gegen alle Staatsraison, den Proceß gegen die drei Grafen Leuten anzuvertrauen, welche in den Aufruhr selbst mitverwickelt gewesen seien; übrigens hätten die Ungarn alle ihre Rechte und Privilegien verwirkt, weil sie bei den Türken, die doch die abgesagten Feinde des Kaisers und der ganzen Christenheit seien, Hilfe gesucht hätten; schließlich wären die Grafen Zrinyi und Nadasdy wirklich in Seiner kaiserlichen Majestät Diensten, der Erstere als Banus von Croatien, der Andere als geheimer Rathspräsident, und könnten mithin keineswegs der Jurisdiction des Kaisers entzogen werden.

Am 30. April 1671 erfolgte die Hinrichtung des Grafen Nadasdy in Wien, und an demselben Tage zur selben Stunde auch jene des Grafen Zrinyi und seines Schwagers Frangepane zu Wiener-Neustadt.

In der Nacht vor der Execution, um 10 Uhr, wurde an Nadasdy bezüglich seines österreichischen Güterbesitzes die schimpfliche Ausstoßung aus dem niederösterreichischen Herrenstande im Landhause vollzogen. Ueber diesen Act ist Folgendes zu lesen: „Hat der Herr Landaufbieter eine Rede gethan, und ihn Anfangs darin allezeit einen Grafen und Herren genannt, nachmals aber letztlich gemeldet: „„Das ist er gewesen nunmehr aber nimmermehr; sondern Du Verräther ꝛc. ꝛc. Du bist und bleibst entsetzt deines Namens, Ehre, Würden und sämmtlicher Güter, sammt deiner ganzen Familie!““ Nadasdy, entsetzt über diesen Schimpf, entgegnete in lateinischer Sprache: „Nehmet hin Leben, Ehre und Güter, aber den Kindern lasset ihren ehrlichen Namen.“ Es blieb indeß bei der Erklärung des Gerichtes. Die hinterlassenen eilf Söhne durften sich nicht mehr Grafen Nadasdy nennen. Sie hießen von jener Zeit an: Herren von Kreutz; erst nach vielen Jahren wurden sie wieder in den Besitz ihres Namens und eines Theiles des väterlichen Vermögens eingesetzt. *)

Nachdem Nadasdy's Name aus dem Landschaftsbuche gestrichen war, wurde er fürs Erste von dem Landmarschall zur Landstube hinaus, zweitens von einem Landschaftsbedienten die Stiege hinab- und drittens von dem Landaufbieter zum hinteren Thore des Landhauses hinausgestoßen, worauf er zwischen 11 und 12 Uhr Nachts unter Bedeckung von 250 Musketieren in das Rathhaus geführt und dort dem Stadtrichter Johann Moser zur weiteren Amtshandlung übergeben wurde.

Die Strafe des „Handabhauens“, auf die im Urtheile miterkannt war, hatte Kaiser Leopold erst am Richttage mittelst eines Decretes aus Laxenburg erlassen. Die Verwendung des Papstes aber, welche

*) Von Nadasdy's Söhnen machten sich drei einen berühmten Namen:

1. Ladislaus widmete sich dem geistlichen Stande und erreichte als Bischof von Csanad einen ehrenvollen Platz unter den Prälaten des Landes.

2. Thomas ward Obergespann von Sümegh, später als Kronhüter einer der ersten Würdenträger des Reiches.

3. Franz wurde General und Feldmarschall, ein ruhmreicher Führer der kaiserlichen Truppen.



Hinrichtung des Franz Grafen von Nadasdy am 30. April 1671 im Rathhause zu Wien.

Zeichen-Erklärung.

A Der Altar. *B* Pater Raphael, Beichtvater. *C* Der Dolmetsch Meninsky de Mesquieu. *D* Der türkische Tschausch Hadschi Ibrahim. *E* Graf Nadasdy. *F* Scharfrichter Michael Langmann. *G* Der Page Franz Giorffy. *H* Ofen im Zimmer. *J* Thür im Zimmer. *K* Der Stadtrichter Johann Moser mit den Beisitzern.

von vornehmen Herren aus Ungarn erwirkt worden war, um dem reichen Manne das Leben zu erhalten, blieb unbeachtet, ebenso die Bitte des Verurtheilten, in ein Kloster gehen zu dürfen.

An dem zur Execution bestimmten Morgen waren alle Thore der Stadt gesperrt, die Kaufmannsläden und Gewölbe geschlossen, die Bürgerschaft stand unter Waffen, die Stadtguardia war in Bereitschaft, die zunächst zum Rathhause führenden Straßen und Gassen waren mit Ketten abgesperrt. Pio's Regiment zu Fuß und die Heister'schen Dragoner standen abtheilungsweise auf dem Judenplatze, am Hof und auf dem Neuen Markt, am Lugeck und beim Schwibbogen zunächst der Universität; zahlreiche Patrouillen durchstreiften die Straßen der Stadt.

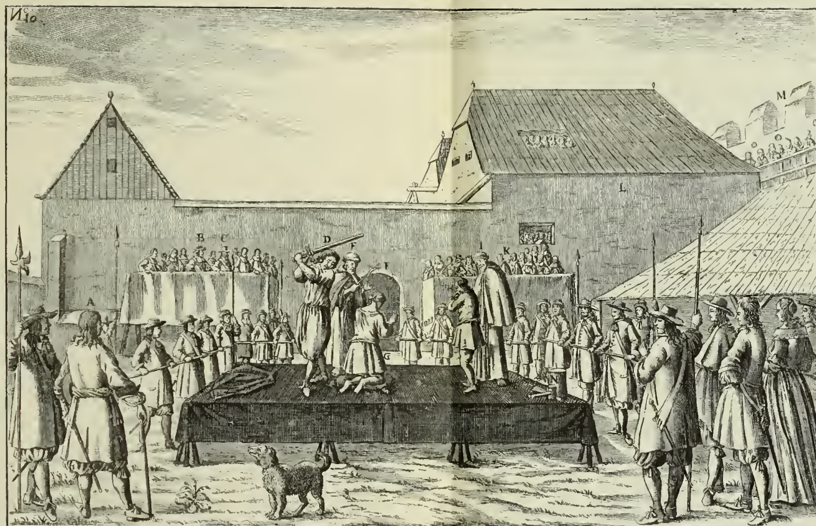
Nachdem Graf Nadasdy am 30. April früh die Generalbeichte abgelegt, die Absolution empfangen und sich von Allen verabschiedet hatte, wurde er, begleitet vom Priester und von Wachen umgeben, in die Bürgerstube des Rathhauses geführt. Die im Jahre 1455 von Meister Lorenz erbaute Bürgerstube*) war ein großer Saal, der durch drei vergitterte Fenster Licht erhielt und dessen Decke inmitten der Stube von einem viereckigen Pfeiler gestützt wurde. Ein kleiner Altar, ein mächtiger großer Ofen und langgedehnte Schränke waren darin die auffallendsten Gegenstände. Außer dem Stadtrichter Moser mit dem Gerichtsassessorium und einigen Cavalieren war nur noch der in Wien anwesende türkische Tschausch mit einem Dolmetsch zugegen. Auf einem schwarzen Teppiche stand ein mit schwarzem Tuche überzogener Lehnstuhl; auf diesen setzte sich Nadasdy, hörte noch einmal das Urtheil, laut welchem ihm das Abhauen der rechten Hand nachgesehen war, ließ sich von seinem Lieblingspagen Franz Gorffy den Rock aufknöpfen, die Haare ordnen und die Augen verbinden, und bei dem siebenten Rufe „Jesus Maria" hieb ihm der Wiener Scharfrichter Michael Langmann

---

*) In dieser Bürgerstube war Jahre hindurch das städtische Archiv und in letzterer Zeit eine Abtheilung des Conscriptionsamtes untergebracht. Als im Sommer 1881, bei Gelegenheit der Uebersiedlung dieses Amtes in das neue Rathhaus, ein alter Schrank von der Wand entfernt wurde, kam eine Marmortafel, in der Wand eingemauert, zum Vorscheine, welche eine auf die von uns geschilderte Hinrichtung bezughabende Schrift enthielt.

auf einen Streich den Kopf ab. Der Rumpf wurde von drei Vermummten sogleich in die bereitgehaltene Truhe gelegt. Später wurde derselbe nebst dem unangehefteten Kopfe, dessen Augen offen standen, und dem blutgetränkten Dolman auf der schwarz behangenen „Rathhausbrücke", von wo man Urtheile zu verkünden und Ansprachen zu halten pflegte, dem Volke zur Schau ausgestellt. Abends wurde die Leiche zur Beisetzung zu den Augustinern auf die Landstraße getragen. Von da brachte man dieselbe nach einiger Zeit in die Familiengruft nach Lockenhaus in Ungarn und setzte sie dort in einem Marmorsarge bei. Der Stuhl, auf welchem Nadasdy bei der Hinrichtung saß, sowie das Richtschwert werden im städtischen Museum aufbewahrt.

Nadasdy's Güter in Ungarn, sowie der Besitzstand in Niederösterreich mit dem Hauptschlosse Pottendorf, welche insgesammt einen Werth von vier Millionen — für die damalige Zeit ein colossales Vermögen — repräsentirten, wurden vom Kaiser confiscirt. Pottendorf gelangte später in das Eigenthum des Grafen Raimund Montecuculi. So männlich und gefaßt Graf Nadasdy dem Tode entgegenging, nachdem seine eigenen Bemühungen und die seiner Freunde um Begnadigung fruchtlos geblieben waren, so erbärmlich benahm sich Frangepane bei der Execution. Mit Zittern und Beben, mit heißen Thränen bat er um Barmherzigkeit, um Verwandlung der Todesstrafe in eine andere, welcher Art sie immer sein möge. Er und Zrinyi starben erst auf den zweiten Streich, weswegen der Scharfrichter „in Eisen und Banden geschlagen wurde, um, ob solches vorsätzlich oder ungefähr (durch das ungeberdige Benehmen des Delinquenten) geschehen, examinirt zu werden". Beide Grafen hofften bis zum letzten Momente, daß ihnen der Kaiser das Leben schenken werde. Frangepane ermahnte noch zuletzt alle Umstehenden, daß „sie sich an seinem Exempel spiegeln, dem Kaiser treu bleiben und sich vor dem verfluchten Ehrgeize, welcher ihn in dieses Elend gestürzt, hüten möchten". Die Leichname der Enthaupteten wurden auf dem Friedhofe der Michaelscapelle in Neustadt begraben, der Grabstein aber später in die Wand der Kathedralkirche eingefügt. Die lateinische Inschrift lautet zu deutsch: „Hier unter diesem Hügel ruhen Graf Peter Zrinyi, Ban von Croatien, und Markgraf Franz Frangepane, der Letzte seines Stammes, die, weil



Hinrichtung des Peter Grafen von Zrinyi am 30. April 1671 in Wiener-Neustadt.

Zeichen-Erklärung.

A Hauptmann v. d. Ehr vom Pio'schen Regimente. *B* Herr v. Abele, kaiserlicher Commissär. *C* Regimentsrath Molitor, neben ihm verschiedene Cavaliere. *D* Scharfrichter Niclas Mohr. *E* Pater Guardian. *F* Thor, welches zum andern Hof im Zeughause führt. *G* Graf Zrinyi. *H* Sein Page Tarrody. *I* Pater Socius Guardian. *K* Das kais. Stadtgericht. *L* Das innere Zeughaus. *M* Die Ringmauer der Stadt. *N* Block und Hacke zum Abhauen der Hand.

ein Blinder den andern führte, Beide in diese Grube stürzten. Lernt ihr Menschen aus unserem Geschick Gott und dem Fürsten die Treue bewahren. Im Jahre des Heiles 1671 am 30. April um die neunte Stunde. Des Ehrgeizes Ziel ist das Grab." — Auch die Söhne Zrinyi's durften sich nur „von Gade" nennen; doch wurde auch ihnen später durch des Kaisers Milde der Name und ein Theil der Güter zurückgegeben.

Mit der Verurtheilung des Grafen Tattenbach verzog es sich bis zum November, weil die Richter verschiedener Meinung waren; einige verurtheilten ihn zum Tode, andere zu lebenslänglichem Gefängnisse, noch andere versuchten seine Schuldlosigkeit darzuthun. Endlich einigte man sich über ein Urtheil gleich dem über die übrigen Verschworenen verhängten. Der geheime Referendarius Baron von Abele ging von Wien nach Graz, um „besagtem Grafen das Urtheil, nämlich mit dem Schwerte von Leben zum Tode gebracht zu werden, anzukündigen und die Execution vornehmen zu lassen". In einem zeitgenössischen Berichte heißt es, daß Tattenbach nach Ankündigung des Urtheils sogleich in die Fraisen oder eine andere schwere Krankheit verfiel und derart ermattete, daß er bei der Ematrikulirung aus der Landtafel nicht zugegen sein konnte und im Rathhause die Stiegen hinaufgetragen werden mußte. Er bat so inständig darum, nicht enthauptet, sondern erschossen zu werden, daß man sich entschloß, eine eigene Staffete deswegen nach Wien zu spediren. Als aber der Kaiser es bei dem gefällten Urtheile verbleiben ließ, ergab er sich endlich gutwillig darein und bat, seinen zwölfjährigen Sohn noch einmal zu ihm zu lassen. Am 21. November 1671 wurde er im Rathhause gleich seinen Complicen „mit Schenkung der rechten Hand" hingerichtet, wobei ihm drei Streiche gegeben werden mußten. In der Nacht vor der Execution hatte er mehrere Bogen voll geschrieben und gebeten, dieselben verschlossen an Ihre kaiserliche Majestät gelangen zu lassen. In diesem Schreiben sollen alle Rebellen aufgezeichnet und darunter etliche genannt gewesen sein, von deren Betheiligung am Aufstande man nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte. Die Anzeige soll verschiedene Rathssitzungen zur Folge gehabt haben.

Das Schicksal der Vorgenannten theilten noch Einige; Andere büßten mit Güterverlust und Zwangsarbeit. Das Vermögen der Gerichteten,

welches confiscirt wurde, war ungeheuer groß. Nicht uninteressant sind die brieflichen Auslassungen Leopolds an den Familiengesandten in Spanien, Grafen Pötting, welche Majlath in seiner österreichischen Geschichte mitgetheilt hat. Leopold schreibt über die Zrinyi'sche Angelegenheit am 26. März 1670: „Muß mich diesmals der Kürze bedienen, denn ich bin ganz voll Negotien, absonderlich, da sich in Ungarn und Croatien große Unruhen hervorthun, wie ich auch nächstens ausführlich communiciren werde. Indessen bastare questo aviso,*) daß der Graf Peter von Zerin, dessen praedecessores olim tam fideles fuerunt,**) so weit kommen, daß er den Türken gehuldiget und sich durch sie pro principe Croatiae et alariarum partium***) declariren lassen. Videntur somnia! Sunt verissima, et ego ipse non crederem nisi cum meo periculo viderem. †) Ich hoffe aber, Gott werde mir beistehen und will sie schon ad mores bringen und auf die Finger klopfen, daß die Köpf wegspringen sollen. Proxime plura ††) — sonsten wir alle wohl auf, allein ich bin gar launig über obbemerkte croatische Schelmenstücke."

Am 22. Mai 1670 schreibt der Kaiser weiter, daß er schon den Entschluß gefaßt habe, die Verfassung in Ungarn zu ändern: „Die hungarischen Sachen seien in guter statu, ich will mich aber der Occasion bedienen und in Hungaria die Sachen anderst einrichten."

Leopold hielt Nadasdy für den Haupturheber; es dürfte auch nicht schwer gewesen sein, darzustellen, daß der Crösus von Ungarn tief in der Schuld sei. Am 10. September 1670, also vier Tage nach der Festsetzung Nadasdy's, schreibt er: „Weillen ich genötiget worden, aus vielen Ursachen mich des, principalis autor licet valde secretus (des freilich sehr geheimen Haupturhebers) dieser ungarischen Unruhen, mich des Grafen Nadasdy, so Judex Curiae und geheimber Rath ist, Person zu versichern, also habe durch 200 Pferd ihn auf seinem Guth heben, allhero

---

*) genüge es an der Nachricht

**) dessen Vorfahren einst so treu gewesen sind

***) zum Fürsten Croatiens und der dazu gehörigen Gebiete

†) Es scheinen Träume zu sein; aber es ist wahr und ich selbst hätte es nicht geglaubt, hätte ich's nicht mit Gefahr erlebt.

††) Nächstens mehr

führen und aufs Landhaus setzen lassen, jetzo wird man weiter sehen, was zu thuen ist, und weillen dies gewiß überall große Raydos (spanisch: Geschrei) machen wird, so habe ich es auch erinnern wollen, damit ihr data occasione der Königin und Ministris davon communication geben könnet. Gewiß ist es, daß er origo omnis mali (der Ursprung alles Uebels); wie hat er uns alle betrogen, indem man fast das meiste Capital auf ihn gemacht hat!"

Am 22. April 1670, kurz vor der Execution, schreibt Leopold nochmals: „Die ungarischen Sachen geben sich gar schön und ist man mit den Processen criminali contra Nadasdy, Zerin und Frangepan auch schon an ein Orth kommen, und obwollen ich sonsten nicht gar bös bin, so muß ich es dießmal per forza sein, und möchte es sich wohl schiken, daß man bei nächster ordinari (Post) etwas von gestürzten Köpfen hören möchte." — Die Mehrheit der Häupter der ungarischen Verschwörer gelangte in die Hände der kaiserlichen Regierung, zumeist in Folge von Verrath und gemeinster Angeberei. Zweifellos waren die Gewaltgriffe, die sich österreichische Minister in Ungarn erlaubten, Thaten von spanisch-jesuitischer Willkür, aber sie finden, wenn man gerecht und billig urtheilen will, ihre gründliche Erklärung, wenn auch keineswegs ihre Entschuldigung, in der perfiden Dienstbeflissenheit, mit welcher ein Theil des Adels in Ungarn zu jener Praxis die Hände bot, indem er, um Fortune zu machen, vor dem Verrathe an den Nächsten nicht zurückschreckte. Es fehlte nicht an Beispielen gegenseitiger Denunciation. Wenn freche Emporkömmlinge aus der untersten Schreiberkaste, wie Hocher und Andere, vom Anmessen böhmischer Hosen für die Ungarn sprechen konnten und, wie diese Ungarn arm und gering gemacht werden müßten, so findet dies seine Erklärung nur darin, daß es Herren aus dem ersten Adel waren, die sich nur zu willig dazu brauchen ließen, ihre Landsleute arm zu machen und „ihnen böhmische Hosen anzumessen".

Was in Ungarn reich war, war auch verdächtig, wurde verhaftet und mußte sterben. Die Güter wurden confiscirt, die Denuncianten und Mörder theilten die Beute unter einander. Das Entsetzlichste an dem ganzen Verfahren war, daß keineswegs der Grad der Theilnahme an dem großen Aufstande auch den Grad der Strafe entschied, sondern

daß dieser letztere vorzüglich von persönlicher Ungunst oder Gunst, von Religionsverhältnissen, vor Allem aber vom Reichthume abhing. Die damaligen Notabilitäten, welche sich „correct" hielten, nährten eben eine Liebhaberei für gewisse Herrschaften, Paläste, Lusthäuser und Pferde. Die Vorgänge in Böhmen und Oesterreich waren zu verlockend gewesen. Gerade wie es in Böhmen ein halbes Jahrhundert vorher hauptsächlich die bodenlose Schlechtigkeit der Aristokratenwirthschaft gewesen war, welche die kaiserlichen Waffen siegen und eine unumschränkte Herrschaft möglich gemacht hatte, wie in Polen ein ganzes Jahrhundert nachher vor Allem dieselbe bodenlose Schlechtigkeit der Aristokratenwirthschaft die Theilung und zuletzt den Untergang des Reiches herbeiführte — ganz so standen die Sachen damals in Ungarn; auch dieses Land sollte nur ein himmlisches Reich für den Adel und seine Privilegien sein, es sollte auch da, wie in Böhmen und Polen der Fall war, nur Herren geben und Knechte.

Die Macht, welche ein ungarischer Gutsherr auszuüben berechtigt war, sowie die Erschwerung der Bürden, welche er nach Willkür gegen die Bauern eintreten lassen konnte, erhellt am besten aus den Verpflichtungen, unter welchen die Bauern seufzten. Jeder Bauer mußte seinem Grundherrn in einem Jahre 52 Robotttage mit seinem Zugvieh, oder wenn er kein solches beistellen konnte, 104 Tage leisten, von jedem Erträgniß seiner Felder und seiner Heerden den neunten Theil dem Gutsbesitzer überlassen. Hatte er ein eigenes Haus, so mußte er dennoch dafür seiner Herrschaft jährlich einen Zins im Betrage von einem Silbergulden bezahlen, weil der aus seinem Schornstein aufsteigende Rauch die Luft, welche der Gutsbesitzer als sein alleiniges Eigenthum betrachtete, verunreinigte. Wollte der Bauer das Recht erlangen, das dürre Holz in den herrschaftlichen Waldungen sammeln zu dürfen, so mußte er eine Klafter Holz fällen und an einen oft zwei bis drei Meilen entfernten ihm angewiesenen Ort verführen. Die Bauern waren verpflichtet, Wege und Brücken im guten Stande zu erhalten, und wenn der Gutsherr irgend eine Reise unternahm, ihm die nothwendigen Pferde zum Vorspann zu stellen; endlich fielen auch alle, sowohl im Frieden als im Kriege zu bezahlenden Steuern auf den Bauern allein, weil in jenen Zeiten der Edelmann noch von jeder Steuerleistung befreit war.



Hinrichtung des Franz Grafen Frangepan am 30. April 1671 in Wiener-Neustadt.

Zeichen-Erklärung.

A Die Ringmauer der Stadt. *B* Das Lusthaus auf der Mauer. *C* Der Brunnen. *D* Graf Frangepan. *E* Sein Page Venero. *F* Scharfrichter Niclas Mohr. *G* Pater Guardian. *H* Kapuzinerkirche. *I* Hauptmann v. d. Ehr. *K* Pater Socius Guardian. *L* Block und Hacke zum Abhauen der Hand. *M* Der Leichnam des Grafen Zrinyi unter einem schwarzen Tuche.

Viertes Capitel.

Strengere Regierungsmaßregeln in Ungarn. — Unterdrückung der Protestanten. — Bürgerkrieg in Ungarn. — Französische Umtriebe und Unterstützung der ungarischen Insurrection. — Graf Emerich Tököli. — Ueber das Wesen der Aufständischen und ihre Kampfweise. — Die „gehuldigten" Bauern. — Die sogenannten Grenzhußaren. — Behandlung der Gefangenen. — Das Raubwesen an der Grenze.

Zur Zeit, als der Proceß wider die Häupter der ungarischen Verschwörung seinem blutigen Abschlusse nahe war, ließ der Kaiser den Adel und die Deputirten von Ober- und Niederungarn zu dem nach Preßburg einberufenen Reichstage einladen. Die meisten Deputirten erklärten im Vorhinein, daß sie sich an einer Zusammenkunft nicht betheiligen können, noch wollen, welche darauf abzielt, ihre alten Privilegien aufzuheben und ihr Land in dasselbe Verhältniß wie die anderen Erblande zu versetzen. Andere Mitglieder des Adels und Abgeordnete machten ihr Erscheinen von der Bedingung abhängig, daß ihnen früher sichere Schutzbriefe und Abolitions-Patente für ihre Mitwirkung an den letzten Unruhen ausgefertigt würden. Da letztere Bedingung abgeschlagen wurde, erschien bei dem am 4. und später am 13. Februar durch die kaiserlichen Commissäre eröffneten Landtage nicht einer von den entbotenen Deputirten aus Oberungarn, worauf der Kaiser folgende Declaration ergehen ließ:

„Leopold, durch Gottes Gnaden römischer Kaiser 2c. Kund und zu wissen sei hiermit jedermänniglich, nachdem Wir die Rebellion in Unserem Königreich Ungarn glücklich gedämpfet und diejenigen undankbaren Personen dem Rechte gemäß bestraffet, welche die vornehmsten Häupter dieses Aufstandes gewesen, deren Wohlthaten, womit Wir sie überhäufet, vergessen, Eid und Treue gebrochen und viele von dem Adel, Städten

und allen Ständen dieses Königreiches zur Ergreiffung ihrer Partei verführet, auch fremde Potentaten zur Hilfe gerufen, eine Armee auf die Beine gebracht, sich unserer Macht und Herrschaft zu widersetzen, folglich Tokai, wo Wir eine Garnison gehabt, belagert und eine grosse Anzal unserer Soldaten niedergemacht, die Convoy, welche wir zur Verstärkung Zatmar abgeschickt, aufgehoben, die Armee, die Wir zur Unterdrückung der Troublen ins Land geschickt, angegriffen, unterschiedene verbotene Zusammenkünfte zu großem Nachtheile unserer Authorität angestellet, dadurch unsere Unterthanen in Unruhe gesetzt, die Türken herein geloket, unsern königlichen Schatz geplündert, Mähren, Oesterreich und Steiermark durchstreifet, und sogar wider unser Leib und Leben heillose Anschläge formirt worden, welche doch durch die Vorsehung des allmächtigen Gottes zerstöret worden, und demnach allerdings die uns obliegende Pflicht erfordert, die Sicherheit des Volkes, welches Gott uns anvertrauet, bestmöglichst zu befördern: Als haben wir, bevoraus damit in Zukunft die Christenheit und in sonderheit Ungarn dergleichen Unordnung nicht mehr mögen unterworfen sein, aus unser beiwohnenden Gewalt und kaiserlichen Macht und Ansehen eine richtige Eintheilung der Quartier vor unsere Militz gemacht, und einem jeden Lande eine gewisse Anzal Soldaten zu unterhalten assigniret, auch eine gewisse Ordonanz publiziret, darnach sich die Soldaten zu halten, damit Niemand bei solcher Einquartirung über die Gebühr beschweret werde. Ist also unser ernstliches Begehren, daß alle die, welche dieser unser Befel angeht, ohne einzige Entschuldigung, Vorwand oder Verzögerung, sich derjenigen Gewalt, welche Gott uns über sie verliehen und die wir bishero durch unsere Waffen zu behaupten genötiget worden, und noch ferner zu behaupten gesonnen sein, in der Güte zu unterwerfen. In Entstehung dessen werden wir uns bemüßiget finden, unsere bishero gebrauchte Gelindigkeit, in eine billigmäßige Ernsthaftigkeit zu verwandeln, und da wir durch Unrecht, Gewalt und Aufruhr nochmals zum Zorne gereitzet würden, auch wider unsere Natur denenjenigen, welche unsere Gütigkeit mißbrauchen werden, die Wirkung von unserem rechtmäßigen Zorne und Eifer nachdrücklich empfinden lassen. Sign. Wien, den 21. März 1671."

Gleichzeitig mit dieser kaiserlichen Erklärung kamen auch schon die angedrohten strengen Maßregeln, welche Schuldige und Unschuldige gleichmäßig trafen, in Anwendung.

Die in Aussicht gestellte Milde des Kaisers war leider nirgends zu finden. Das ganze Land mußte dafür büßen, daß es der Herd des Aufruhrs der Unzufriedenen gewesen war. Die strafende Hand traf Alle ohne Ausnahme. Die Würden des Palatins von Ungarn und des Banus von Croatien blieben unbesetzt; alle Festungen wurden von deutschen Truppen unter deutschen Befehlshabern bewacht, das kaiserliche Heer in Ungarn auf 30.000 Mann gebracht und für dessen Erhaltung eine Lieferung von Getreide, dann eine außerordentliche Geldcontribution ausgeschrieben, die unentgeltliche Ernährung der einquartirten Soldaten, die unentgeltliche Arbeitsleistung bei den Festungsbauten, endlich eine neue Auflage bei Fleisch, Bier, Wein und Branntwein eingeführt, mit einem Worte: Ungarn nach dem Gesetze des Siegers beherrscht; nur die Bauern wurden gegen die Bedrückungen ihrer Gutsherren in Schutz genommen.

Vergebens machten wahre Patrioten, denen das Unglück ihrer Landsleute zu Herzen ging, die Erzbischöfe Szeleptsenyi und Szechenyi, die dringendsten Vorstellungen daß die Verschwörung nur das Werk einiger Magnaten gewesen sei, daß daher dieser Vorfall nicht zum Umsturze der beschworenen Verfassung berechtige, daß der Unschuldige nicht gleich dem Schuldigen bestraft werden könne und solle. Alle diese Vorstellungen fanden keine Berücksichtigung; bei Kaiser Leopold I. war der Einfluß der Jesuiten und des Barons Hocher, der im Vereine mit den Jesuiten auf seinem hohen Posten verderblich wirkte, schon zu fest gewurzelt.

Nachdem die vorzüglichsten Häupter der Verschwörung gefallen waren, glaubte man, daß nun die Zeit gekommen sei, über die bereits erwähnten Gewaltmaßregeln hinauszugehen und allen Ernstes zur Ausrottung des verhaßten Protestantismus zu schreiten. Ungarn sollte (gleichwie Böhmen und Oesterreich) wieder katholisch und der heiligen römischen Kirche unterwürfig gemacht werden. Dabei richtete man sein Augenmerk besonders auf Oberungarn, wo die Reformation schon solche Fortschritte gemacht hatte, daß es größtentheils protestantisch war.

Die Umgebung des Kaisers hielt es für zeitgemäß, zur fortgesetzten planmäßigen Strenge zu rathen. Aber selbst wenn man dazumal den Zeitpunkt für gekommen hielt, in Ungarn dasjenige zu vollführen, was vor 200 Jahren Ludwig XI. in Frankreich, Heinrich VIII. in England und Ferdinand der Katholische in Spanien vollbracht hatten, so hätte man doch auch in der Ausführung und in der Wahl der Mittel jenen klugen und beharrlichen Fürsten folgen, nie und nimmer aber die Gewalt in die Hände eines Mannes wie Caspar von Ampringen legen sollen, der mit furchtbarer Härte und Grausamkeit verfuhr. Dieser Hochmeister des deutschen Ritterordens wurde, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, zum Statthalter in Ungarn ernannt. Zwei Secretäre und sechs Räthe, die nach Belieben vom Kaiser gewechselt werden konnten, bildeten mit dem Großmeister an der Spitze die neue Regierung, welche am 23. März 1673 in Preßburg ihre Thätigkeit aufnahm. Ampringen, von Geburt ein Ungar, war ein rauher, unbilliger Herr, welcher selbst da, wo er mit Güte handeln konnte, die Gewalt vorzog, und welcher ebensowenig dem Vorwurfe des Eigennutzes, als dem noch schmählicheren Verdachte entging, daß er mitunter Verschwörungen und Gefahren erdichtete, um nur unentbehrlich zu erscheinen und seinen fanatischen Freunden in Wien Recht geben zu können.

Der Aufstand, der trotz der Beseitigung seiner vorzüglichsten Häupter noch nicht unterdrückt war, wurde durch die unzeitigen Verfolgungen, welche katholische Eiferer sich jetzt gegen die protestantischen Ungarn erlaubten, aufs Neue genährt. Das Mißvergnügen wuchs, und die nach Siebenbürgen geflüchteten Theilnehmer der Verschwörung schöpften daraus neue Hoffnungen für den Erfolg ihrer Sache.

Nach den Bestimmungen der neuen Landesregierung mußten die protestantischen Ungarn ihre Gotteshäuser den Katholiken einräumen. In Preßburg weigerten sie sich anfangs, dies zu thun, und versammelten sich in und vor den Bethäusern in der Absicht, ihre Rechte zu vertheidigen; als ihnen aber die Weisung zukam, daß man vom Schloßberge aus mit Kanonen unter sie feuern werde, wenn sie sich dem Befehle widersetzen und die Kirchen nicht ausliefern, gaben sie jeden Widerstand



Hinrichtung des Peter Grafen von Zrinyi am 30. April 1671 in Wiener-Neustadt.

Zeichen-Erklärung.

A Hauptmann v. d. Ehr vom Pio'schen Regimente. *B* Herr v. Abele, kaiserlicher Commissär. *C* Regimentsrath Molitor, neben ihm verschiedene Cavaliere. *D* Scharfrichter Niclas Mohr. *E* Pater Guardian. *F* Thor, welches zum andern Hof im Zeughause führt. *G* Graf Zrinyi. *H* Sein Page Tarrody. *I* Pater Socius Guardian. *K* Das kais. Stadtgericht. *L* Das innere Zeughaus. *M* Die Ringmauer der Stadt. *N* Block und Hacke zum Abhauen der Hand.

auf. Die Folge davon war, daß die protestantischen Familien auswanderten.

Protestantische Bürgermeister und Stadträthe mußten in allen Orten zurücktreten. Man ordnete eine Neuwahl an, aus der nur Katholiken hervorgehen durften. In Kaschau widersetzte sich die Stadtbehörde dieser Anordnung; der Bürgermeister und die Stadträthe wurden aber so lange auf der Hauptwache in Arrest behalten, bis ein katholischer Stadtrath gewählt worden war. Wer nur im Geringsten Miene machte, sich den drückenden Bedingungen nicht zu unterwerfen, wurde verhaftet und im gelindesten Falle mit einer Einquartirung von drei bis fünf Soldaten belegt. Von den Protestanten sicherte sich nur derjenige, der katholisch wurde, das Leben und den größten Theil des Eigenthums; auf eine gewisse Summe indeß, die an die Hofkammer gezahlt werden mußte, wurde er trotz der Bekehrung eingeschätzt. Das confiscirte Vermögen der Verurtheilten war ungeheuer groß. Um die auf den Gütern haftenden Schulden von dem nun „königlich" gewordenen Besitzthume zu tilgen, berief man die Gläubiger, und als diese ihre Forderungen angemeldet hatten, erklärte man den Concurs.

Am Schlimmsten erging es den protestantischen Kirchen- und Schulmännern; sie wurden vorgeladen und verhalten, Reverse zu unterschreiben, in welchen sie erklären mußten, ihr Kirchen- und Lehramt nicht weiter auszuüben. Diejenigen, welche sich weigerten, eine solche Erklärung abzugeben, wurden verhaftet, verbannt oder auf die Galeere geschickt, wenn sie nicht gar zum Tode verurtheilt wurden. Zweihundertfünfzig lutherische Prediger wurden 1674 zu einer Berathung einberufen, ohne allen Grund einer Verschwörung beschuldigt und festgenommen. Sie verschwanden zumeist in den Kerkern Böhmens. Achtunddreißig jener unglücklichen Geistlichen kamen als Galeerensklaven nach Neapel, wohin sie per Kopf um fünfzig Kronen verkauft worden waren.

Der tapfere holländische Admiral Ruyter befreite später die meisten dieser armen Prädicanten, und der in Wien accreditirte holländische Gesandte Hamel Bruyninx gab ein Buch heraus, worin er diese unmenschliche Regierungsmaßregel der schärfsten Kritik unterzog. Die Grausamkeiten, die man verübte, um den Gegner gefügiger zu machen, welche

aber gerade das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung, nämlich die größte Erbitterung zur Folge hatten, waren übrigens auf beiden Seiten gleich empörend. Auch die Protestanten behandelten die in ihre Hände gefallenen katholischen Priester in unmenschlicher Weise. Unter anderen wurden einmal zweiundzwanzig katholische Priester, die von den Protestanten gefangen worden waren, gräßlich verstümmelt und sodann ohne Erbarmen niedergesäbelt.

Die blutige Herrschaft der Jesuiten stand nun in voller Blüthe. Durch die harten und verfassungswidrigen Maßregeln wurden die Ungarn, ob nun Katholiken oder Protestanten, erneuert zum Widerstande aufgestachelt. Der furchtbare Bürgerkrieg, der bei Weitem größere Gräuel im Gefolge hatte, als in den Türkenkriegen jemals vorgekommen sind, war entflammt.

Von Siebenbürgen wurden erneuert Ansprüche auf die Grafschaft Szathmar und andere Besitzungen erhoben, welche der ehemalige Fürst Rakoczy II. unrechtmäßig, weil ohne Zustimmung der Landstände, dem Kaiser abgetreten hatte. Die Türken erhoben Klage über Klage gegen die sich häufig wiederholenden Gebietsverletzungen von Seite der kaiserlichen Truppen, welche die Malcontenten bis auf türkisches Gebiet verfolgten und dort allerlei Unfug sich erlaubten. Die Führer der Mißvergnügten, welche Schutz in Siebenbürgen gefunden hatten, benützten die allgemeine Aufregung im Lande, und Fürst Michael Apafy, der, selbst ein eifriger Protestant, über die Bedrückung seiner Glaubensgenossen erbittert war, leistete den Unternehmungen der Flüchtlinge in jeder Beziehung Vorschub. Hiedurch ermuthigt, führten die geächteten Ungarn Stefan Petroczy, Mathias Szuchay, Pal Szepessy und Gabor Kende ihre durch beutegieriges Gesindel verstärkten Schaaren aus Siebenbürgen in die Marmaros, wodurch im August 1672 der Bürgerkrieg aufs Neue entbrannte.

Die Heiducken*) schlossen sich trotz der Abmahnungen von türkischer Seite dem Aufstande an, und das Heer der Empörer erreichte in un-

*) Mit den Heiducken hatte es folgendes Bewandtniß: Als im Beginne des sechzehnten Jahrhundert Siebenbürgen und Ungarn von Bürgerkriegen beunruhigt



MICHAEL APAFI
Princeps Transyluaniæ, Partium Regni Hungariæ Dominus et Siculorum Comes.

Michael I. Apafy von Apa-Nagyfalu,

Fürst von Siebenbürgen,

geboren 1632, gestorben 1690.



glaublich kurzer Zeit die Stärke von 12.000 Mann. General Paris von Spantkau, der im nördlichen Theile Ungarns den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen führte, erklärte die Häupter der Rebellen vogelfrei und setzte Preise auf ihre Köpfe aus; aber bald darauf wurde er von den Aufständischen geschlagen und Kaschau von denselben eingenommen. Die Ungarn hätten noch größere Vortheile errungen, wenn ihre Unternehmungen planvoller angelegt gewesen und mit größerer Einheit in der Oberleitung durchgeführt worden wären.

Ihre thatsächlich ungeschickte Kriegführung führte es herbei, daß das Heer der Aufständischen, unter dem Befehle des Michael Teleki von Szek, des Ministers und Feldherrn Apafy's, bei dem Dorfe Vasvari eine empfindliche Niederlage erlitt. Ungeachtet dieser Schlappe fanden sich Anhänger genug, welche die Verluste im Heere ersetzten und letzteres noch verstärkten. Die verlockende Aussicht, daß moldauische, wallachische, sogar auch türkische Hilfsvölker zur Unterstützung im Anzuge seien, veranlaßte Viele, die Waffen zu ergreifen. Mit frischen Kräften konnte der Kampf wieder aufgenommen werden; die Städte und Flecken: Bartfeld, Zeben, Saros, Käßmarkt und Eperies wurden erobert und bei letzterer Stadt der tapfere, aber grausame General Wolfgang Friedrich Kopp von den Aufständischen geschlagen.

Die protestantischen Kirchen und Schulen wurden in den genannten Orten wieder hergestellt, die Jesuiten und Franziskaner in Eperies unmenschlich mißhandelt und verjagt, dann Streifzüge in die Gespannschaften Beregh, Unghvar und Zemplin unternommen. Erst im Herbste 1673 gelang es den kaiserlichen Truppen unter Führung der Generale Spantkau und Kopp, die Ungarn bei Györke und dann bei Nyir-beltek, wo der größte Theil des aufständischen Heeres zersprengt und aufgerieben wurde, empfindlich zu schlagen.

---

wurde, sah man sich genöthigt, die sogenannten Mezeihadak, eine Art stehender Landtruppen, die schon Mathias Corvinus errichtet haben soll, in den beunruhigten Gegenden zum Kriegsdienste zu unterhalten und zu vermehren. Da diese Truppen auch gegen die Türken gute Dienste leisteten und keine fixen Wohnorte hatten, so wies ihnen der siebenbürgische Fürst Stefan Bocskay einen eigenen District mit den Flecken: Böszörmeny, Nanasz, Dorog-Hatthaz, Szoboszlo, Vamos-perts und vier Prädien zu. Sie bekamen ihre eigene Verfassung, einen eigenen Capitän und zugleich Adelsrechte.

Nachdem die Sache der Rebellen nun eine üble Wendung genommen hatte, wurde mit der größten Strenge, ja mit einem wüthenden Wetteifer der Grausamkeit das „Katholischmachen" aufs Neue begonnen.

Durch solche Grausamkeiten gelang es indeß nicht einmal, die katholischen Ungarn auf die Seite der kaiserlichen Regierung zu bringen; in Religionsangelegenheiten machten freilich Protestanten und Katholiken einander gutwillig keine Concessionen. Namentlich die Katholiken erwiesen sich, so oft sie die Oberhand hatten, ungemein hartnäckig und unduldsam. Trotzdem aber hielten sie es für nothwendig, in dem Streite um die Erhaltung der Freiheiten und Privilegien des ungarischen Volkes sich des Vaterlandes nachdrücklichst anzunehmen. Die Frage, ob Protestant, ob Katholik, trat als Nebensache zurück gegen die Einsicht, daß Alle in der Beschirmung der Verfassung fest zusammenstehen müssen, wenn diese vor dem Umsturze bewahrt werden solle. Die Ungarn gaben zu, daß sie dem Kaiser Unterthänigkeit und Treue schuldig seien, der Kaiser sei aber ihr erwählter König, dem sie den Eid der Treue und des Gehorsams nur unter der Bedingung geschworen haben, daß ihre alten Rechte und Privilegien beschützt werden; da aber alle Rechte und das ganze Gebäude einer gesetzmäßigen Regierung über den Haufen geworfen waren, hielten sie sich nicht länger an ihren Eid gebunden; dieser, meinten sie, könne erst dann wieder in Kraft treten, wenn an die Stelle des verhaßten Statthalters und seiner Räthe wiederum ein Palatin eingesetzt und der verfassungsmäßige, ordentliche Reichstag wieder einberufen werde.

Die Religionsverwandten von beiden Parteien erklärten, ihre heiligen Rechte mit Leib und Leben vertheidigen zu wollen. Wenn auch ihre ins Feld gestellten Kräfte dermalen vernichtet würden, so würden Andere sich zusammenfinden, welche den Kampf gegen die Unterdrücker neu aufnehmen könnten.

Vorläufig freilich schien die Bewegung nicht allzuviel Aussicht zu haben. Apafy sagte sich nach der Niederlage von Nyir-beltek von der Sache der Mißvergnügten los; auch die von der Pforte unter dem strengsten Geheimnisse dem ungarischen Abgesandten Szepessy zugesagte Unterstützung wurde durch den zwischen der Pforte und Polen ausgebrochenen Krieg vereitelt.

Durch den Tod des wegen seiner Grausamkeiten und Erpressungen verhaßten Generals Spankau und die Beseitigung des harten und strengen Ministers Wenzel von Lobkowitz, der 1674 seines Amtes entsetzt und vom kaiserlichen Hofe verbannt wurde, trat sogar eine leichte Beschwichtigung der Gemüther ein. Aber an Stelle Spankau's übernahm ein nicht minder strenger Mann, Graf Karl Strassoldo, im Jahre 1675 das Commando, und die ersten Schritte dieses Befehlshabers riefen alsbald neue, schwere Kämpfe hervor. Strassoldo nahm zu Beginn des Jahres 1676 durch Ueberfall die Stadt Debreczin, wohin sich viele Mißvergnügte, welche unter dem Namen „Kuruzzen" *) türkischen Schutz genossen, retirirt hatten um dort ihren Raub aufzuhäufen. Die Pforte, aufgehetzt durch die übertriebene Schilderung des Abgesandten Paul Szepessy, erklärte den Ueberfall von Debreczin als einen Friedensbruch, und Strassoldo mußte den Ort wieder räumen.

Obgleich die Pforte dem äußeren Anscheine nach den mit Oesterreich abgeschlossenen zwanzigjährigen Waffenstillstand aufrecht zu halten bemüht war, obgleich besonders der Großwesir Achmed Köprili weder den Wühlereien französischer Unterhändler gegen die Deutschen (1673), noch den Bemühungen der ungarischen Abgesandten um Unterstützung eingehende Aufmerksamkeit schenkte, so glaubten die Malcontenten dennoch aus den Vorgängen an der croatischen Grenze entnehmen zu können, daß den Türken nicht mehr viel daran gelegen sei, Conflicte, die etwa als Friedensbruch angesehen werden könnten, zu vermeiden. So hatten die Türken im März 1676 von Podgorze mit 30 Fahnen einen Streifzug unternommen und an der österreichischen Grenze bei Kosteinicza, Nusoka, Zoboka, Dubicza und Gradisca großen Schaden angerichtet, ohne daß hiefür ein Ersatz geleistet worden war; die natürliche Folge war ein Angriff der Karlstädter auf die türkische Palanka Vihics gewesen. Diese Nachricht hinwiederum hatte böses Blut in Constantinopel gemacht. Der Kaimakam hatte den kaiserlichen Adler von dem Waarenhaus der orientalischen Handelscompagnie herunterreißen lassen und verboten, daß derselbe künftighin wieder aufgesteckt werde.

*) Wahrscheinlich von dem türkischen „Kurutschi", d. i. alte gediente Krieger, Veteranen, hergeleitet.

Auch sonst war Zündstoff durch verschiedene Zwistigkeiten gegeben. Der Wesir Ali Pascha, Statthalter von Ofen, sandte wiederholt Tschausche, bald um sich wegen erhobener Beschwerden zu entschuldigen oder selbst Beschwerden anzubringen.

Auf die Klage Oesterreichs, daß der Beglerbeg von Neuhäusel dem österreichischen Befehlshaber von Neutra mehrere hundert Prügel habe geben lassen, wurde einfach geantwortet: daß dem Beglerbeg solche Grausamkeiten verwiesen worden seien!

Die Malcontenten wurden durch diese Zwischenfälle animirt und begannen mit neuen Kräften, unter dem abermaligen Oberbefehle des Michael Teleki, ihre Operationen gegen die kaiserlichen Truppen aufzunehmen. Sie erhofften diesmal größere Erfolge, da Kaiser Leopold durch den Krieg mit Frankreich — der erst im Jahre 1679 mit dem Friedensschlusse zu Nimwegen ein vorläufiges Ende finden sollte — am Rheine beschäftigt, mithin verhindert war, größere Truppenmassen auf dem Kriegsschauplatze in Ungarn zu verwenden. Unterhandlungen, welche der Wiener Hof durch den Fürsten Apafy mit den Aufständischen anzuknüpfen versuchte, scheiterten an der Erklärung von 5000 mißvergnügten Ungarn, welche ihre Waffen nicht eher niederlegen wollten, bis die alte Reichsverfassung in ihrem ganzen Umfange hergestellt, ein Palatin ernannt und die fremden Truppen aus dem Lande entfernt seien.

So kam es denn zu neuerlichen Kämpfen.

Im Frühjahre 1676 wurde Oberst Collalto, der mit einem Regiment in Szathmar stand, überfallen. Drei seiner Compagnien wurden fast vollständig vernichtet, und überdies verlor er sein ganzes Gepäck im Werthe von 10.000 Thalern. Bei Kalo wurde das Schmied'sche Regiment von circa 4000 Ungarn angegriffen und mit einem Verluste von 300 Mann geschlagen. Im Juli plünderten und verheerten die Malcontenten, die sich in Haufen von 500—1500 Mann ansammelten, alle um Szathmar gelegenen Dörfer und Weiler und schlugen ein Regiment Croaten unter dem Befehle des Grafen Palffy, nebst einem aus Szathmar entgegengeschickten Detachement in die Flucht.

Eine andere Partei in Oberungarn führte Streifzüge in noch größerem Maßstabe aus, plünderte und zerstörte viele Ortschaften und

massacrirte die Einwohner, welche sich ihren Unternehmungen nicht anschließen wollten.

General Strassoldo, welchem nur geringe Streitkräfte zu Gebote standen, konnte gegen die Aufständischen nichts mehr ausrichten und wurde sogar mehrmals, als er gegen sie im offenen Felde auftreten wollte, in die Flucht geschlagen.

Das feste Schloß Balok wurde von einer Schaar Aufständischer überrumpelt, die Stadt Neutra an einem Markttage, da viele Kaufleute versammelt waren, überfallen und geplündert.

Die Streitkräfte der Malcontenten erreichten zu Beginn des Jahres 1677 eine bedenkliche Höhe. Die Kuruzzen, die sich bisher, als unter türkischem Schutze stehend, der Bewegung ferne gehalten hatten, machten nun die Forderungen der Ungarn auch zu den ihrigen und schlossen sich den Aufständischen an.

Auch Fürst Apafy erklärte sich jetzt wieder für die Sache der Rebellen, wodurch deren Muth gehoben und deren materielle Kraft gesteigert wurde.

Graf Strassoldo, der keine Erfolge aufzuweisen hatte, wurde seines Commandos enthoben und an dessen Stelle der energische rücksichtslose und rauhe General Kopp mit dem Commando in Oberungarn betraut.

Frankreich benützte den Bürgerkrieg in Ungarn dazu, um die feindliche Gesinnung gegen das Haus Oesterreich in empfindlicher Weise zu bethätigen.

Die kaiserlichen Truppen begegneten unter den sogenannten Rebellen bereits einer Anzahl Franzosen, die, wenn sie in Gefangenschaft geriethen, als Spione behandelt wurden.

Bei den im Gefechte gefallenen Ungarn fand man französisches Geld; auch war es erwiesen, daß der französische Gesandte am Warschauer Hofe, Marquis de Bethune, ein Schwager des Königs Johann Sobieski von Polen, den Malcontenten Geld über Geld, Schießbedarf und Proviant schickte.

Ueberhaupt hatte Ludwig XIV. seit dem Entstehen der ungarischen Wirren fortwährend die Hand im Spiele. Während er in Frankreich

die Protestanten verfolgen und verjagen ließ, unterstützte er dieselben gegen den Kaiser Leopold.

Dem Ehrgeize unzufriedener Magnaten gab er durch falsche Vorspiegelungen immer neue Nahrung und schürte derart den Aufstand, unbekümmert um das Elend, welches er dadurch über Ungarn heraufbeschwor. Er bezweckte damit, den Kaiser in seinem eigenen Lande unausgesetzt zu beschäftigen, um dann ungehindert am Rheine weiter rauben zu können. Ohne Unterlaß gingen die französischen Machinationen dahin, die Macht Oesterreichs zu untergraben und aus dessen Unglück einen Vortheil zu ziehen.

Alle Bemühungen Ludwigs, die Türken in den unsauberen Handel zu ziehen, scheiterten, so lange der ehrliche Wesir Achmed Köprili das Ruder der Regierung führte. Als aber der Großwesir — dem friedfertige Neigungen angeboren waren — starb und dessen Schwager, der kriegerische Kara Mustapha, Ende October 1676 im Amte folgte, fand Ludwig XIV. auch in der Türkei ein willfähriges Entgegenkommen. Zunächst wurden mit den Aufständischen förmliche Verträge abgeschlossen und ihr Gesandter Caspar Szandor vom Könige wie der Botschafter einer anderen Macht empfangen.

Durch seinen Vertreter am Warschauer Hofe, den Marquis de Bethune, ließ Ludwig 6000 Polen anwerben und sendete sie unter Führung des Grafen Forval nach Siebenbürgen, besoldete noch 7000—8000 Ungarn und gab ihnen als Chef den kriegserfahrenen Grafen Christof d'Allandy-Boham, indem er gleichzeitig versicherte, daß er es an Geld und Mannschaften nie werde fehlen lassen. Die Franzosen welche die Verstärkungen nach Ungarn geführt hatten und die Leitung der ungarischen Angelegenheiten übernahmen, vermittelten die Verbindung der Malcontenten mit dem französischen Cabinete und verfügten über die in Paris flüssig gemachten Gelder.

Als später auch die Türken eine feindliche Haltung gegen den Kaiser annahmen und die Insurgenten mit einem Corps unterstützten, unterhielt der Graf d'Allandy-Boham die Correspondenz der Rebellen mit der französischen Regierung in verrätherischer, das Völkerrecht verletzender Weise. Das französische Cabinet schickte die Briefe und Wechsel

für die ungarischen Rebellen unter der Adresse der französischen Gesandtschaft nach Wien; von dort aus gelangten sie an Allandy und durch diesen an die Ungarn.

Als dann die Letzteren im Jahre 1678 bedeutende Vortheile über die kaiserlichen Truppen errangen und sich der Bergstädte Schemnitz und Kremnitz bemächtigt hatten, ließ der saubere Graf, als wollte er der Nachwelt ein Erinnerungszeichen an das frevelhafte Spiel seines Herrn hinterlassen, Dukaten mit dem Bildnisse Ludwig XIV. und der Umschrift „Beschützer der Ungarn" prägen. In demselben Jahre ließ der Franzose Forval öffentlich in Ungarn Werbepatente verbreiten, und zwar, wie es hieß, als: „Extraordinärer Abgesandter an den Großmächtigen Fürsten von Siebenbürgen und an die fürstlich-hungarische Gemeinschaft, die für ihr Vaterland und die Freiheit streiten zu Dienst des allerchristlichsten Königs." Wie der spanische Rathschlag in schlauer Weise vorausgesehen hatte, warfen sich die unzufriedenen Ungarn den Franzosen in die Arme.

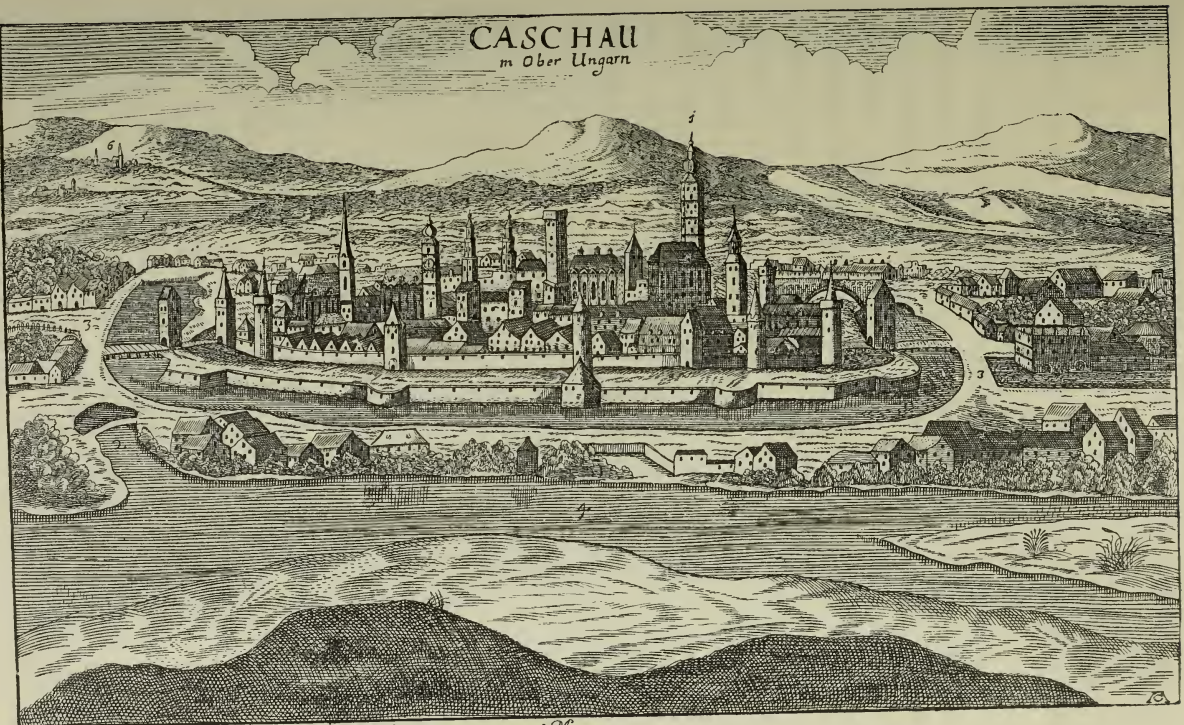
Jene Ungarn und Polen, die sich in Folge der Kriegsereignisse auf türkisches Gebiet flüchteten, fanden jetzt wieder Schutz und Aufnahme. Die Paschas verweigerten die Auslieferung mit der Entschuldigung, daß die Flüchtigen für ihr eigenes baares Geld leben, dem Lande keine Ungelegenheiten bereiten und denselben mithin der Aufenthalt nicht verweigert werden könne. Daraus ist deutlich zu ersehen, daß die unter dem früheren Großwesir aufrecht erhaltene Neutralität bereits ins Wanken gerieth und der französische, mit Geld unterstützte Einfluß beim neuen Großwesir festen Fuß gewann.

Der siebenbürgische Graf Michael Teleki führte anfänglich den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte der Insurgenten; unter ihm befehligte Graf Paul Wesselenyi, ein Bruder des verstorbenen Palatins, und der in der Blüthe männlichen Alters stehende eifrige Graf Emerich Tököli. Dem Letzteren gelang es bald, den Teleki von der Oberleitung zu verdrängen. Als Wesselenyi bald darauf starb, ging der kühne Tököli ganz selbstständig vor und erhob zum zweiten Male (1678) die Fahne der Generalinsurrection — vertrauend auf die Unterstützung der Franzosen, die bereits zur Thatsache geworden war, und auf die Einfälle der Türken, die in Aussicht standen.

Tököli zog durch die Unghvarer in die Zempliner Gespannschaft, eroberte die festen Schlösser: Terebes, Ujhely, Tarczal, Zombor und Szerencs, in der Aba=Ujvarer Gespannschaft: Boldokkö, Göncz, Mihle, Szeplak und Enyinczke, und bedrängte Kaschau.

Der Kaiser sah bald ein, daß seine verfügbare Militärmacht ungenügend war, um den Ungarn für längere Zeit im offenen Felde ausgiebigen Widerstand zu leisten. Er suchte seine Ohnmacht dadurch zu bemänteln, daß er ein die Vermittlung und Beschwichtigung anbahnendes Manifest erließ. Generalpardon, Wiedererstattung der confiscirten Güter, freie Religionsübung und Gleichberechtigung der Katholiken und Protestanten zur Erlangung von Hofämtern und öffentlichen Bedienstungen wurden verheißen unter der Bedingung, daß die Insurgenten binnen drei Monaten die Waffen niederlegten und den Gehorsam angelobten. Ein nach Preßburg einzuberufender Reichstag sollte die Wünsche der Nation mit dem Rechte der Krone in Einklang bringen. Tököli schickte dem Kaiser daraufhin eine ganze Liste von Beschwerden und weitgehenden Forderungen, von deren meisten vorauszusehen war, daß man in Wien auf dieselben nicht eingehen werde.

Der Kaiser verwies dieselben indeß zur Behandlung an den nächstfolgenden Reichstag; zugleich erhielten die vornehmsten Malcontenten Pässe zum ungehinderten Besuche des Reichstages. Außerdem wurden die Mißvergnügten verständigt, daß die Würde des Palatins wieder besetzt, daß alles dasjenige, was die Ungarn durch die Schärfe des Schwertes erzwingen wollten, in der Güte besprochen und Erfüllung der Wünsche zugestanden werden solle. Allein die von beiden Seiten genährten Hoffnungen auf eine mögliche Verständigung wurden durch gehässigen Eifer der kaiserlichen Bevollmächtigten während der Reichstagsverhandlungen vernichtet. Besonders der tyrannische protestantenfeindliche Kanzler Baron Hocher, der weder von Großmuth, noch von Billigkeit, noch von wahrer Staatsklugheit einen Begriff hatte, brachte es durch seine Vorwürfe und Beschuldigungen leider dahin, daß die Ungarn — an ihrer Spitze die Grafen Palffy und Harkanyi — die Verhandlungen abbrachen, indem sie bedeuteten, daß im Angesichte so absichtlich ausgesprochener Beschimpfung und Beleidigung der Nation jede weitere Unterhandlung unmöglich sei.


CASCHAU
in Ober Ungarn
1 Hauptkirch 2. Bach 3. Vorstätt. 4. Tarox fl. 5. Hernath fl. 6. Muran.
bey Jacob Koppm

Kaschau.

Hocher war ein tüchtiger Rechtsfreund, Blutrichter und gelehrter Professor, aber auf seinem hohen Posten um so verderblicher, als er es sich zur eigensten Aufgabe gemacht hatte, dem Kaiser Leopold, dem die zarteste Scheu vor allem Unrecht angeboren war, Vorschläge, die der Laune und dem rechthaberischen Uebermuth der herrschenden Partei entsprangen, als im ewigen Rechte begründet darzustellen.

Der Krieg währte unterdessen fort. — Der zum Obercommandanten in Ungarn ernannte Feldmarschall Graf Leslie entsetzte Kaschau. Das von den Insurgenten belagerte Eperies widerstand den Angriffen. Tököli theilte seine gesammte Macht in zwei Corps, deren eines unter Teleki's Befehl auf dem Wege durch die Saroser Gespannschaft in die Gespannschaften Zips, Arva und Lipta entsendet wurde, und deren anderes er selbst durch die Gespannschaften Torna, Borsod, Gömör, Hont, Bars und Sohl führte. Teleki drängte Leslie's Abtheilungen zurück, bezwang die Gespannschaft Arva und besetzte Lietava und Rosenberg. Das Tököli'sche Corps eroberte Torna, Szendrö, Putnak, Schloß Murany, Karpfen, Alt- und Neusohl, Kremnitz und gewann eine große Anzahl schwerer Geschütze, an welchen es bis nun Mangel gelitten hatte.

Die eroberten Bergstädte mit ihren Gold- und Silbergruben boten dem Tököli überdies die zum Kriegführen unbedingt nothwendigen Geldmittel in ziemlich reichem Ausmaße. Die Streifzüge der aufständischen Ungarn erstreckten sich des Weiteren sogar bis Mähren, beunruhigten die Landeshauptstadt Brünn und verursachten in den österreichischen Erblanden eine so große Bestürzung, daß vieles Volk die offenen Flecken und Dörfer verließ, um hinter den Mauern Wiens Schutz zu suchen.

Die Kaiserlichen, durch Aushebung frischer Truppen verstärkt, griffen Tököli und den Franzosen Boham, der sich mit ihm vereinigt hatte, am 2. November 1678 zwischen Heiligenkreuz und Trezelhay an. Es entspann sich eine heiße Schlacht, welche von früh Morgens bis Nachmittags 3 Uhr währte und mit einem ziemlich geordneten Rückzuge der Malcontenten nach Altsohl endete. — Ein mittlerweile von 20 ungarischen Escadronen versuchter Einfall durch die Gebirgspässe nach Mähren scheiterte an dem tapfern Widerstande des kaiserlichen Obersten Reuter.

Der Erzbischof von Gran, Szeleptsenyi, versuchte neuerdings eine Vermittlung. Die bereits erwähnten Forderungen Tököli's: Wiederherstellung der alten Reichsverfassung und des Palatinates, Einsetzung der Protestanten in den Besitz ihrer Rechte und Kirchen, Ausweisung gewisser Ordensmänner aus dem Lande, allgemeine Amnestie nebst hinreichender Bürgschaft für alle Forderungen, — kamen auf einer Versammlung zu Oedenburg neuerdings zur Sprache, desgleichen die Versicherung, daß Tököli und die Seinigen mit Leib und Seele zu Gebote stünden, wenn ihren Beschwerden gerechte Abhilfe und Verzeihung alles Geschehenen zugestanden würde. Leider scheiterten auch diesmal die Verhandlungen, theils an den hohen Forderungen und dem Uebermuthe der Aufständischen, theils an dem Mangel von Mäßigung auf Seiten der königlichen Commissäre.

Unterdessen war der Friedenscongreß zu Nimwegen beendigt worden, wo die versammelten Botschafter und Bevollmächtigten einerseits von Frankreich, andererseits von dem vielköpfigen Deutschland, von Oesterreich, Spanien ꝛc. Monate lang darüber gestritten hatten, welchen Gesandten der Titel Excellenz gebühre, in welchen Sprachen die Minister reden und schreiben sollten, wie in den engen Gassen die Wagen einander auszuweichen hätten, wie man in den Conferenzsaal eintreten, und in welcher Ordnung man während der Conferenzen am Tische sitzen solle. — Nachdem dieser Friede endlich am 6. Februar zum Abschlusse gekommen war, sendete Ludwig XIV. seinem Bevollmächtigten in Ungarn, dem Marquis Boham, den Befehl zu, sich dort unthätig zu verhalten. Dieser unterließ daraufhin in der That die Betheiligung an der operativen Thätigkeit im Felde, fuhr aber fort, die Mißvergnügten durch Geld und Rathschläge zu unterstützen. Die Empörung erhielt sich in ziemlich ungeschwächter Kraft, und der Kampf schwankte ohne Erfolg für die eine oder andere Partei unentschieden hin und her.

Die Unterhandlungen aber wurden von beiden Seiten fortgesetzt — auch während der Kampf mit unerhörter Grausamkeit fortwüthete. Nur selten geriethen diese Unterhandlungen ins Stocken, so im Sommer 1679. Um diese Zeit hoffte man in Wien durch die in Folge des Nimweger Friedensschlusses disponibel gewordenen Truppen am Rheine auch ohne

weitere Zugeständnisse der ungarischen Insurrection Herr werden zu können.

Die am Hofe zu Wien den Ton angebende spanisch-jesuitische Partei fühlte sich freier, wollte von den früher gestellten Propositionen nichts mehr wissen, überhaupt eine weitere Fortsetzung der Unterhandlungen nur dann zugestehen, wenn Tököli alle in seinen Diensten stehenden fremden Truppen entlasse.

Nachdem überdies erklärt worden war, daß den Protestanten nicht gestattet sein solle, in den ungarischen Städten Kirchen und Bethäuser zu besitzen, daß der Religionsdienst dieser Confession nur in den Dörfern ausgeübt werden dürfe, daß endlich das Amt eines Palatins nicht mehr besetzt werden, sondern die Regierung des Königreiches einem vom Kaiser zu ernennenden Vicekönig oder Statthalter übertragen werden solle, wurde von den aufständischen Ungarn der Waffenstillstand, der ohnedies nur dem Namen nach bestand, gekündigt, jede Unterhandlung abgebrochen und gleichzeitig von Tököli ein eigener Reichstag nach Kolosvar einberufen, wo die Mittel berathen und beschaffen werden sollten, mit denen der Krieg am besten fortzuführen sei.

Daß der kleine Krieg in Ungarn auch während eines Waffenstillstandes ungehindert seinen Fortgang nahm, wurde bereits an anderer Stelle erwähnt. Streifzüge auf das Gebiet des Nachbars geschahen sogar im tiefsten Frieden, und zwar zum Zwecke der Plünderung, um den darbenden, schlecht verpflegten Truppen zeitweise die Gelegenheit zu verschaffen, für ihren Lebensunterhalt sorgen zu können. Solche Gewaltthätigkeiten wurden weder als Friedens-, noch Waffenstillstandsbruch angesehen, vielmehr als ein Mittel zur Beruhigung der leicht erregbaren und beutelustigen Soldatesca betrachtet, man könnte sogar sagen für erlaubt gehalten.

Wir nehmen hier Anlaß, den Fortgang der pragmatischen Darstellung für eine kurze Weile zu unterbrechen und in die politisch-socialen Verhältnisse des Landes, dessen innere Wirren wir schildern, einen tieferen Einblick zu thun. Es ist wichtig für uns, das eigentliche Wesen der Insurgenten, deren Unternehmungen zu der türkischen Invasion und zu dem zweiten Erscheinen der Osmanen vor Wien in so enger Beziehung stehen, im Kerne kennen zu lernen. Wir bedienen uns zu diesem Zwecke

der Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, die wir mit rein stylistischen Veränderungen wiedergeben.

„Die Ungarn,“ berichtet unser Gewährsmann aus jener Zeit, „sind ein zum Kriege geneigtes Volk, in diesem geübt durch die mehrere Jahrhunderte andauernden Kämpfe mit den Türken. Alle ihre Mienen und Anschläge haben ein kriegerisches Aussehen, daher geht es ihnen nach dem Sprichworte: „„Wer gerne tanzt dem ist leicht gepfiffen.““ Das Wesen der großen Nadasdy-Zrinyi'schen Verschwörung lebte zum größten Theile in Ungarn fort, obgleich die angesehensten Häupter derselben gefallen waren. Der junge, mit vielen geistigen Fähigkeiten ausgestattete Graf Emerich Tököli fand mit seinen tollkühnen Ideen allerwärts Anklang. Die sogenannten Grenzhußaren, die, im Kampfe mit den Türken und Tataren aufgewachsen, ihr ganzes Leben in kriegerischer Thätigkeit verbrachten, waren die Ersten, welche Tököli als ihren Führer anerkannten. Der Krieg gab vor Allem Hoffnung auf reiche Beute, und nebenbei hoffte man die alten Rechte der Nation nicht nur zu vergrößern, sondern sich vielleicht auch gänzlich von Wien unabhängig zu machen. Man glaubte von den Türken eher die Realisirung der eigentlichen Pläne erwarten zu können als von den christlichen Nachbarn. Wenigen der Malcontenten war es im Grunde um die Religion und Unabhängigkeit zu thun, den meisten darum, die Mitbürger, die nicht unter ihrer Fahne dienen wollten, zu brandschatzen. Der größere Theil der Tököli'schen Schaaren war ein zusammengelaufenes, herrenloses Gesindel, worin auch Mörder, Diebe und Schufte zu finden waren.

„Deutsche, Böhmen, Mährer, Schlesier und Polen dienten unter ihnen, weder um Sold, noch um der Religion, noch der Freiheit Willen, sondern um sich vom Blute und Schweiße der armen Einwohner zu erhalten. Wehe dem Bauer, wenn er ein gutes Pferd hatte; trotz seiner größten Sorge wurde es ihm von den Buschkleppern gestohlen. — Wenn der Herr mit seinem Knechte sich nicht vergleichen konnte, ging Letzterer zu den Rebellen, verrieth seines Herrn Schätze, die er im Hause verborgen oder in der Erde vergraben hatte, ja mitunter nahm ein solcher im Vereine mit seinen Raubgesellen nicht nur das Eigenthum seines Herrn, sondern auch diesen mit sich, um ihn auf türkische Manier

so lange zu prügeln, bis derselbe sich loskaufte oder elendiglich zu Grunde ging.

„Diese Schelme gingen mit den Christen und ihren Landsleuten viel unmenschlicher um als die Türken; sie raubten die Kinder und verkauften sie an die Türken. Auch während eines Waffenstillstandes feierten diese Raubvögel nicht, obgleich sie von Tököli und den anderen Häuptern abgemahnt wurden.

„Abtheilungen kaiserlicher Truppen, die im festen Glauben an die Unverletzbarkeit der Waffenstillstands-Bedingungen weniger wachsam waren, wurden von den Rebellen häufig überfallen und niedergemacht, worauf die Letzteren sich mit dem Raube eiligst davonmachten. Da dann die Kaiserlichen bei der nächsten Gelegenheit an den Räuberbanden blutige Revanche nahmen, so erwuchs daraus der bedauernswerthe Zustand, daß ungeachtet der zeitweilig abgeschlossenen Waffenstillstands-Verträge das gegenseitige Rauben und Morden seinen Fortgang nahm, und zwar zumeist auf Kosten der friedfertigen Staatsbürger.

„Die auf den Raubzügen gemachte Beute wurde zumeist entweder nach Siebenbürgen oder auf türkischen Boden in Sicherheit gebracht, zu welchem Ende die Bauern ihre Wagen geben mußten.

„Mit Gepäck beladen sich die Aufständischen nicht, weder Reiter, noch Fußtruppen (Tolpatschen genannt), daher sie viel beweglicher sind als der schwer gerüstete kaiserliche Reiter oder Fußsoldat; sie verstehen auch trefflich, aus der größeren Beweglichkeit, aus dem plötzlichen Erscheinen und Verschwinden Nutzen zu ziehen.

„Selten traten sie zum Kampfe in großen Massen auf, weil ihnen zu dieser Art Kriegführung das Verständniß und die geeigneten Führer fehlten; nur bei Heiligenkreuz waren sie bei 16.000 Mann, die größte Anzahl, welche je vereinigt eine Schlacht mit den kaiserlichen Truppen annahm, und die denn auch vollständig geschlagen wurde. In stärkeren Haufen als zu 2000—3000 Mann sah man sie später nie mehr vereinigt. Dagegen führen sie den kleinen Krieg mit ihren Schaaren von 200—300 Mann auf eine sehr findige und listige Weise und halten die ganze kaiserliche Macht in Ungarn in Athem. Durch ihr Erscheinen in der Minderzahl verleiten sie die Kaiserlichen zur Verfolgung, wodurch

diese gelockert, in einen Hinterhalt gelockt und dann den auflauernden Tolpatschen oder Janitscharen überliefert werden. Ihr Vortheil liegt vor Allem in der Schnellfüßigkeit: selbst ihre Fußgänger können es mit den deutschen Reiterpferden ganz getrost im Wettlaufe aufnehmen. Im Allgemeinen ist die Kampfweise der Ungarn von jener der Türken nicht unterschieden: sie gehen auf die Deutschen mit großer Furie und heftigem Geschrei in dichten, jedoch regellosen Haufen los; mit dem Säbel im Munde und hochgeschwungener Lanze oder Keule trachten sie die fest geschlossenen Schwadronen oder Bataillone zu trennen; wenn es letzteren gelingt, sie mit einer richtig gezielten Salve zu empfangen, so gehen sie mit derselben Furie und demselben Geschrei wieder zurück und wiederholen ihre Angriffe mehrere Male; hält die Truppe diese Attaquen aus, ohne daß die Massen gelockert werden können, so verschwinden sie respectvoll, um eine andere, günstigere Gelegenheit abzuwarten. Wehe aber, wenn sich die Deutschen trennen lassen! Dann gibt es eine blutige Arbeit! Die Schrecken einer solchen empfanden einige deutsche Regimenter, welche sich durch das gräßliche Geschrei und den ihnen fremden Anblick verwirren ließen und ihr Heil in der Flucht suchten. Gegen eine solche Schwadron oder ein solches Bataillon bedienen sich die Barbaren ihrer Säbel und Keulen mit furchtbarem Nachdrucke; auch wenn sich die Verfolgten zur Wehre setzen, ist an ein glückliches Entkommen nicht zu denken, denn sie werden von den Türken und Rebellen allseitig umschwärmt.

„Die Dragoner sind den Aufständischen höchst verdrießlich, denn diese haben gegen den furiösen Angriff eine eigene Weise der Abwehr erdacht; ob zu Roß oder zu Fuß bleiben sie in ihrer Ordnung fest geschlossen; wenn die Türken oder Rebellen nahe an sie kommen, geben sie mit zwei Gliedern Feuer und stecken alsobald darauf ihre ellbogenlangen Stilete in die Röhre, um an diesen die Feinde den ersten Sturm ablaufen zu lassen.“

Der Zeitgenosse erzählt weiter: „Ich habe observiret, daß eine Salve unter sie geschehen von drei Compagnien zugleich, und daß man keinen Einzigen fallen gesehen, bis sie in die Flucht gerathen waren und alle auseinanderstoben; dann fielen häufig die Getroffenen herunter,

denn vorher hatten sie sich zu dicht zusammengehalten, ausgenommen etwa, daß ein Pferd tödlich verwundet worden war.

„Der Infanterie trauten sie nicht leicht, sondern umkreisten dieselbe mit ihren Pferden wie die Katze den warmen Brei; sie äußerten übrigens, man könne bei einem solchen nackten deutschen Musketier nichts als den bloßen Kopf erbeuten. Oft unterstand sich ein ganz kleiner Trupp, die im Marsche befindliche kaiserliche Armee im Rücken anzufallen; sobald sich aber etliche Dragoner, welche gewöhnlich den Nachtrab bildeten, da sie mit langen Flinten versehen waren, gegen sie wendeten, suchten die Angreifer, auf die Schnelligkeit der Pferde vertrauend, das Weite, um gelegentlich die Neckerei aufs Neue zu beginnen.

„Was die Unterbefehlshaber Tököli's anlangt, sind einige als tapfere, vornehme und höchst ansehnliche Herren zu bezeichnen, z. B. Szemsey, Harsanyi, Soheida, Petnihazy; dagegen befinden sich unter ihnen auch Personen von höchst zweifelhaftem Charakter, darunter ein gewisser Josa, welcher früher katholischer Dorfgeistlicher war, seine Gesinnung häufig änderte und in der Grafschaft Zips bald den Rebellen, bald den Kaiserlichen diente. Dieser sogenannte „„Kuhpater““ führte den Bauern alles Vieh vom Hause weg und verkaufte es an die Beraubten zurück, um nach einiger Zeit den sonderbaren Handel von Neuem zu beginnen. Ein ehemaliger Schäfer, „„Bachus““ genannt, ein bekannter Räuber und Mörder, commandirte 1000 Fußsoldaten („„Tolpatschen““), mit denen er ein großes Unwesen trieb. Ein planvolles Zusammenwirken gibt es nicht; in regellosen Haufen von 200—300 Mann, wovon kaum 50 ordentlich bewaffnet, die übrigen blos mit einem Säbel, einer Pistole allein, sogar auch nur mit einem tüchtigen Prügel ausgerüstet sind, ziehen sie in den Wäldern und Gebirgen herum, Freunden und Feinden Schaden zufügend. Dies tolle Treiben aber währt nur im Sommer und so lange die Witterung günstig ist; im Winter lösen sich die Haufen auf, der eine Theil retirirt auf türkisches Gebiet, der andere verkriecht sich in die Hütten zu den Weibern. Verschiedene Male begannen diese Plünderer beim Herannahen des Winters um einen Waffenstillstand anzusuchen und Friedensverhandlungen ins Werk zu setzen, aber nur zum Scheine; denn beim Eintreten des Frühlings kamen die Verhandlungen wieder ins Stocken

und der Krieg begann mit frischen Kräften. Wenn auch Tököli sammt dem ihn umgebenden Anhange von Edelleuten geneigt wäre, Frieden zu machen, so gestattete es der Pöbel nicht, welcher, durch den lang andauernden Bürgerkrieg all' seiner Habe beraubt, auf die Unruhen seine einzige Hoffnung setzt. Dieser zu erstaunlich großer Anzahl angewachsene Pöbel wünscht, daß die innere Ruhe im Lande nicht hergestellt werde, weil er sonst die Hoffnung verliert, sich durch den Raub auf Kosten der Mitbürger bereichern zu können.

„Es hätte überhaupt einen schweren Stand mit dem Frieden; denn wenn die alten Freiheiten und freie Religionsübung wieder erlangt werden sollten, so müßten alle Kirchen und Güter, die von den Katholischen in Besitz genommen wurden, wieder herausgegeben werden und mehrere hundert Geistliche das Land verlassen. Ferner: wenn es auch zwischen Ihro kaiserlichen Majestät und dem Lande zu einem Ausgleiche käme, so wäre im Lande selbst weder Ruhe, noch Frieden hergestellt. Vater und Sohn, Bruder und Bruder haben einander die größten Unbilden zugefügt. Oft um geringen Anlasses willen wurde der schwerste Schaden bereitet. Korn und Habseligkeiten, die nach Landessitte in der Erde vergraben waren, wurden geraubt, Haus und Hof niedergebrannt. Zumeist wurden diese Räubereien und Verheerungen den „„Kurutzen““ zugeschrieben. Tököli hat derlei Schandthaten nicht nur nicht befohlen, sondern war eifrigst bemüht, dieselben zu verhindern, und ließ sogar jeden derartigen Missethäter, der in seine Hände gerieth, hinrichten. Diejenigen Kurutzen, die in seiner Nähe waren, zeichneten sich durch gute Disciplin aus. Dies waren aber freilich sehr wenige Truppen, da er die zügellosen Banden in seiner Nähe nicht duldete. Wenn er ein wichtiges Unternehmen plante und die im Gebirge zerstreuten Abtheilungen zusammenberief, erschienen in der Regel sehr wenige, die meisten befanden sich auf Streifzügen, die sich eine Zeit lang bis nach Mähren und Schlesien erstreckten und in diesen Ländern große Bestürzung hervorriefen.“

Der Zeitgenosse versichert, „daß er lieber den Tod erleiden, als in die Gefangenschaft dieser Horden gerathen möchte. Jeder Versuch der deutschen Fußknechte, sich durch die Flucht zu retten, war im Kampfe mit diesen behenden Schaaren vergeblich; mit Vogelschnelligkeit sind sie hinterher

und säbeln die Köpfe der Flüchtenden herab; oder sie wissen den Busikan mit solcher Geschicklichkeit zu handhaben, daß der Getroffene das Aufstehen vergißt und den Martern, welche die Verfolger über ihn verhängen, verfallen ist. Auch dann, wenn sie „„Quartier anbieten““, ist man des Lebens nicht sicher.

„Es sind Fälle vorgekommen, daß kaiserliche Soldaten in Mühlen, Dörfern oder Weingärten von den Kurutzen gefangen genommen, mit guten Worten tractirt wurden und das Leben zugesichert erhielten, doch geschah dies nur, um sich die nahen Wachen, die sonst leicht aufmerksam werden konnten, vom Leibe zu halten. Kaum waren die rohen Gesellen mit ihren Gefangenen aus dem Bereiche der Vorposten, so wurden die Unglücklichen nackt ausgezogen und auf eine kannibalische Weise gemartert. In dieser Beziehung handeln die Türken viel ehrlicher gegen ihre Gefangenen; solche allem Kriegsgebrauch zuwiderlaufende grausame Mißhandlungen, wie sie von den Rebellen verübt werden, kommen bei den Türken nicht vor.

Ein schreckliches Beispiel von Grausamkeit, das der Berichterstatter erlebt hat, ist das folgende: „Einem kaiserlichen Reiter wurden Arme und Beine mit eisernen Keulen zerschlagen; dann wurde er an einem niederen Baume bei den Füßen aufgehängt, sodann ein Feuer um ihn angezündet, welches derart angelegt war, daß zuerst die Füße verbrannten und dann erst der Oberleib und Kopf Feuer fingen. Die Truppen, welche in geringer Entfernung vorbeimarschirten und das gräßliche Schauspiel ansehen konnten, waren entsetzt über diese Missethat. Auf die junge, erst kürzlich angeworbene Mannschaft machte es einen entsetzlichen Eindruck, als dem Unglücklichen, dem nicht mehr zu helfen war, von einem Croaten, der seine gräßlichen Leiden beenden wollte, der Kopf zerschmettert wurde.

„In keinem Lande hat der Bürgerkrieg mehr Leute gekostet und der Boden mehr Menschenblut getrunken, als in Ungarn während der zehnjährigen Unruhen. Im ganzen Königreich ist keine Stadt, kein Flecken und kein Dorf, wo nicht Blut geflossen wäre. Dieses schöne Land befindet sich in einem erbärmlichen Zustande wie nie zuvor; zu der Kriegsfurie gesellte sich in den Jahren 1678—1680 die Pest, welche viele Flecken und Dörfer gänzlich verödete.

„Ebensosehr von den inneren Unruhen, wie von den Einfällen der Türken, die im ersten Anprall Haus und Hof niederzubrennen pflegten, bedroht, mußten sich die armen Einwohner stets zur Flucht bereit halten, wenn sie nur das nackte Leben retten wollten. In solcher Noth pflegen sie ihre Getreidevorräthe, sowie andere Habseligkeiten, die nicht täglich gebraucht werden, zu vergraben. Zu diesem Zwecke bedienen sie sich großer birnförmiger Erdgruben, welche innen ausgemauert und mit Stroh gefüttert werden. Diese Löcher können 400—500 Scheffel Getreide fassen und werden an solchen Orten angelegt, wo sie am wenigsten vermuthet und entdeckt werden, z. B. an Landstraßen, Feldwegen, wo die Pferde darüber hinwegziehen, oder auf Aeckern, wo darüberweg gepflügt und angebaut wird.

„Viele solche Vorrathskammern wurden von den deutschen Soldaten aufgefunden. An dem Zustande des Inhaltes war zu erkennen, daß der Vorrath schon viele Jahre — vielleicht noch von den Zeiten der Neuhäusler Belagerung, das ist seit dem Jahre 1663 oder noch von früher her — im Schooße der Erde ruhte. Das Getreide hatte zwar einen leichten Modergeruch, war aber noch genießbar.

„Viele der unter der Erde vergrabenen Schätze kamen durch Verrath in die Hände der Feinde. Wenn ein Knecht auf einem Edelhofe oder Bauerngute seiner Herrschaft überdrüssig wurde oder nicht nach Gebühr behandelt zu sein glaubte, so entlief er bei Nacht und Nebel und führte aus Rache oder Gewinnsucht die Räuber zu den ihm bekannten heimlichen Fundorten; daß es bei solchen Raubzügen nicht ohne Kampf, Mord und Brandlegung ablief, ist selbstverständlich."

Um die Zustände der armen ungarischen Bevölkerung an der türkischen Grenze, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts unsäglich viel zu leiden hatte, näher zu beleuchten, lassen wir hier einige bezeichnende Notizen folgen.

Unter „gehuldigten Ungarn" verstand man zu jener Zeit die Bewohner der Grenze, welche sich den Türken dienstmäßig unterworfen hatten und Abgaben leisten mußten. Die Bewohner des Flachlandes, welche sich der räuberischen Einfälle der Türken nicht erwehren konnten, sicherten ihr Leben und ihren Besitz nur dadurch, daß sie sich freiwillig

zu einer Abgabe herbeiließen und die türkische Herrschaft anerkannten. Die Bewohner von befestigten Ortschaften, von Grenzhäusern oder solchen Dörfern, die durch umliegende Sümpfe oder Moräste gegen einen plötzlichen Ueberfall geschützt waren, leisteten in der Regel den Huldigungstribut nicht, daher sie den räuberischen Einfällen häufiger ausgesetzt waren. Die Türken erschienen entweder in so großer Zahl, daß ihnen die Grenzsoldaten nicht gewachsen waren, oder sie drangen, durch Verräther geführt, auf geheimen Schleichwegen zur Nachtzeit ein, überfielen die Plätze und nahmen die Bauern, sowie deren Weiber und Kinder gefangen. Letztere wurden von den Unholden an den Sattel gebunden, wie der Jäger die Hasen bindet. Personen, welche nicht in die Gefangenschaft geführt werden konnten, weil sie zu alt, krank oder krüppelhaft waren, wurden unbarmherzig niedergemacht. Am schlimmsten erging es den Bewohnern an der Grenze von Mähren und Schlesien, da diese Grenzen sehr schwierig zu überwachen waren. Die Gefangenen aus jenen Gegenden wurden in die schrecklichen Gefängnisse von Neuhäusel geworfen und so lange in unmenschlicher Weise mißhandelt, bis sie sich durch schweres Lösegeld befreit hatten; aber auch dann waren ihre Leiden nicht beendet; oft waren sie durch die erlittenen Mißhandlungen zu Krüppeln geworden — in den weitaus meisten Fällen aber sicherlich zu Bettlern, da das hohe Lösegeld das gesammte Hab und Gut von ganzen Familien verschlungen hatte. Die sogenannten „ungehuldigten Ungarn" hatten sich ganz eigenartige Schlupfwinkel zu ihrer Bergung zurecht gemacht. Jeder Hauswirth hatte in der Schlafstube — gewöhnlich unter dem Tische — eine Art von Stollen gegraben, welcher zu einem mehrere Klafter langen Gange führte. An dem Ende dieses Ganges befanden sich kleine Kammern, wohin sich die Familie bei eintretender Gefahr flüchten konnte. Sobald nun von den Grenzhäusern, Kirchthürmen, hohen Bäumen oder Anhöhen, wo Tag und Nacht Wachen aufgestellt waren, die Annäherung der Feinde signalisirt wurde, verkroch sich Alles in diese Erdlöcher, bis die Gefahr vorüber war.

Die „gehuldigten" Bauern führten ein weniger unglückliches Dasein, denn wenn sie die ihnen auferlegte Contribution an Geld, Holz, Hafer und Heu an den Grenzpascha (zumeist nach Neuhäusel) eingeliefert hatten,

waren sie vor weiteren Bedrückungen und Plackereien verschont, konnten sogar mit einem vom Pascha in Neuhäusel ausgestellten Passe bis nach Constantinopel reisen und im Lande Handel treiben. Während der Reise in der Türkei wurde das Tragen von Waffen, mit Ausnahme des Säbels, gestattet, die Edelleute durften aber nur einen Sporn tragen; das galt für ein Zeichen des schuldigen Gehorsams.

Wenn die Türken auf ihren Streifzügen in ein „gehuldigtes" Dorf kamen, so fügten sie den Leuten kein Leid zu und benahmen sich viel rücksichtsvoller als die Deutschen und Ungarn; sie forderten höchstens ein Stück Brod, einen Trunk Wasser, dann Heu für ihre Pferde. Die Bauern sagten daher, daß sie lieber hundert Türken, als zehn Deutsche oder Ungarn im Dorfe sehen wollen, denn die Letzteren fressen und saufen übermäßig, nehmen das, was sie nicht verzehren können, mit, ungeachtet, daß die Bauern dem römisch-deutschen Kaiser als rechtmäßige Unterthanen die Abgaben zahlten.

Wenn die „gehuldigten" Bauern, durch Truppenzüge oder aus anderen Ursachen verarmt, den Türken die Auflage nicht zahlen konnten, so wurde ihnen eine Frist gestellt; wenn sie sich bis zum festgesetzten Termine dann saumselig erwiesen, sandte ihnen der Pascha durch einen Gefangenen einen Brief, worin die Strafe des Verzuges entweder durch Säbel, Spieß oder Buzikan angezeigt war.

In einem solchen Falle mußte der Richter oder Schultheiß sein Amt thun oder gewärtig sein, ins Gefängniß geworfen zu werden, wo er gleich den „Ungehuldigten" so lange mißhandelt wurde, bis er die rückständige Steuer erlegt hatte. In jedem „gehuldigten" Dorfe waren zwei Richter oder Schulzen, deren einer für den römischen Kaiser, der andere für den Türken die Contribution einsammelte; die Beiden dienten zwei Herren, standen sich dabei aber nicht schlecht, wenn sie sich gut vertrugen und ihren Vortheil im Auge behielten.

Der Chronist, aus dessen Mittheilungen wir diese Daten schöpfen, sagt weiter: „Die absolut türkische Bevölkerung steht in eben so großer Gefahr als die „„ungehuldigten"" Ungarn auf christlicher Seite, denn die Hußaren und Heiducken fallen in das türkische Gebiet, um zu plündern und zu rauben, so wie es die Türken bei unseren Glaubensgenossen zu thun pflegen. Die in den un-



Lewencz (Leva) in Ungarn.

garischen Grenzfestungen wohnenden Reiter (Hußaren) und Fußgänger (Heiducken) werden zum Theile vom Kaiser besoldet; diejenigen aber, welche sich freie Grenzhußaren nennen lassen, machen sich durch Beute bei dem Erbfeinde selbst bezahlt. Gegen einen andern Feind ziehen sie nicht gerne ins Feld, was übrigens auch bei den Besoldeten der Fall ist. Wenn sie zu Hause sind, nähren sie sich zumeist durch den Ackerbau; ihre Waffen aber sind stets bei der Hand, ihre Pferde stets gesattelt; sobald Alarm geschossen wird, ist Jeder sogleich zur Hand, um dem Feinde entgegenzuziehen. Sie sind gut montirt und besitzen gute Pferde von schneller Gangart; die Hußaren pflegen zwei Pferde mit sich zu führen, damit sie die Gefangenen oder Beutestücke leichter in Sicherheit bringen können. Ihre Streifzüge in das türkische Gebiet werden bis auf 50 Meilen Entfernung ausgedehnt. Begonnen werden dieselben zumeist in der Nacht, damit die „„gehuldigten““ Bauern keine Kunde von der Richtung bekommen. Die Letzteren befanden sich in einer bedauernswerthen Lage; das „„lebendig Gespießtwerden““ drohte ihnen von der einen Partei oder von der andern, je nachdem sie die Raubzüge verriethen oder die Anzeige unterließen. Während des Tages hielten sie sich in den Wäldern auf, des Nachts zogen sie weiter ins Land hinein; stießen sie da auf eine stärkere türkische Abtheilung, so setzte es einen harten Kampf; in Feindesland war auf Unterstützung nicht zu rechnen, und so mußten sie denn um ihre Köpfe fechten, zumal die Türken Alles aufboten, die ins Netz gefallenen Zugvögel nicht loszulassen. Die Sieger nahmen die Köpfe der Erschlagenen mit und steckten sie in ihren Festungen auf die Palissaden oder eigens zu diesem Zwecke aufgerichtete Pflöcke. Desgleichen verfuhren die Türken mit den Christen.

Zu Lewencz wurde zu jener Zeit nebst anderer Beute auch der Kopf eines vornehmen Türken eingebracht und bei dem inneren Thore, nahe einem Schilderhäuschen, auf eine Palissade gesteckt; die Frau des erschlagenen Türken sandte einen gefangenen Christen nach einigen Tagen mit dem Anbote von 500 Dukaten für die Auslieferung des Kopfes, die jedoch von den Ungarn verweigert wurde; nicht lange darauf wurden 100 Thaler gesendet mit der Bitte, daß über dem Türkenkopfe ein kleines Dach angebracht werde, was denn auch sofort geschah. Kurze Zeit darauf war der Kopf gestohlen; er war der Frau gegen eine gute

Belohnung überbracht worden. — Die Türken und die Ungarn wußten ihre Säbel mit einer solchen Kraft und Geschicklichkeit zu führen, daß sie mit einem von links nach rechts geführten Streiche den Kopf wie eine Rübe wegputzten.“ Der Zeitgenosse sah es mit an, wie ein Rebelle mit solchem Hiebe einem kaiserlichen Kürassier den Kopf derart abschlug, daß der letztere sammt der eisernen Sturmhaube herabflog und auf dem Boden „fortkugelte“. Dem Rebellen soll dieser Hieb nicht einmal schwer angekommen sein.

Unser Gewährsmann berichtet des Weiteren wörtlich über die ungarischen Hußaren und Heiducken:

„So wie die Grenzhußaren ihre Raubzüge unternehmen, ebenso machen es auch die Heiducken, welche oft besonders werthvolle Beute heimbringen. Unterstützt durch Hecken, Gestrüpp u. dgl., halten sie ihre Streifungen verborgen, um dann die Türken zu überrumpeln. An Lebensmitteln nehmen sie genug mit, um während der Anwesenheit im Feindeslande auszulangen. Bewaffnet sind sie mit einem gezogenen Feuerrohr, aus dem sie Kugeln von der Größe einer Erbse schießen, und mit Säbel oder Pallasch. Die Hußaren dagegen führen Pistolen und Carabiner mit deutschen Schlössern; letztere sind an der Mündung so weit, daß sie mit vielen Kugeln auf einmal geladen werden können. Die Pistolen sind lang, mitunter gezogen und haben eine Anlage, die treffsichere Schüsse ermöglicht. Nebst den Säbeln führen sie am Sattel einen Pallasch, an der rechten Seite unter dem Beine einen Panzerstecher mit sich, der etwa drei Ellen lang, mit einer dreieckigen, zum Theile daumenbreiten Klinge versehen ist und selbst durch den Panzer in die Brust eindringen kann. Etliche führen auch derartige Lanzen, die aus Tannenholz gefertigt, vorne mit einer langen stählernen Spitze und beim Handgriff mit einem großen Knopfe versehen sind. Im Allgemeinen sind die Grenzhußaren gleichartig ausgerüstet, leicht gekleidet und von sauberem Ansehen; gewöhnlich tragen sie auf der linken Schulter eine Wolfshaut mit Klauen und Zähnen. Die Hände sind mit eisernen Handtartschen bis zum Ellbogen verwahrt; etliche haben auch Panzerhemden und Panzerhauben, meistentheils führen sie geraubte türkische Fahnen mit sich; ihre musikalischen Instrumente sind Schalmeien und Dulcianen (?),

während die Heiducken Trommeln haben. Jeder ungarische Soldat zu Pferd und zu Fuß hat einen starken Riemen oder Strick an der Seite, der dazu dient, die Gefangenen zu binden; etwelche haben an diesem Riemen einen Stahl befestigt, an dem sie die Säbel schärfen.

„Die bei einem Streif- oder Raubzuge gewonnene Beute wird nach der Rückkehr, einschließlich der Gefangenen, zu Markte gebracht und den Meistbietenden überlassen. Wer einen gefangenen Türken kauft, läßt denselben an eine eiserne Kette schmieden, die fünfzehn oder mehr Pfunde schwer ist. Dann forscht er bei den anderen Gefangenen aus, ob der gekaufte Türke vermögend sei und wie viel er besitze. Gewöhnlich verleugnet der Gefangene in der Hoffnung, dadurch ein geringeres Lösegeld zu erzielen, sein Vermögen, was ihm indeß nur Prügel einbringt. Manche freilich lassen sich lieber halb todt schlagen, bevor sie über ihren Vermögensstand eine Auskunft geben. Der Gefangene wird bei diesen Nachforschungen einer Art Folter ausgesetzt; man wirft ihn auf den Rücken und bindet ihn mit beiden Füßen an eine Stange, welche von zwei anderen gefangenen Türken in die Höhe gehalten wird; der Kaufherr oder dessen Knecht mißt dem Unglücklichen mit einem armdicken Prügel 200—300 kräftige Hiebe in langen Pausen auf die Fußsohlen, so daß dem Opfer die Schuhe sammt den Nägeln von den Zehen wegspringen; auf diese Art wird das Geständniß des Vermögens erzwungen und Mancher sogar dazu gebracht, mehr, als er besitzt, als Lösegeld zu versprechen. Uebersteigt das Lösegeld den Besitz, so muß der Pflichtige den Rest erbetteln oder ausborgen. Sobald nämlich die Summe der Ranzionirung ermittelt ist, müssen sich die Gefangenen berathen und einen aus ihrer Mitte erwählen, den sie nach Hause schicken, um die Loskaufssumme für sich und die Mitgefangenen zu holen. Die anderen bleiben so lange in Verwahrung, bis die ausbedungene Summe für sie und den Abgesandten erlegt ist. Bis in die entferntesten Provinzen des großen türkischen Reiches müssen diese Delegirten reisen, um das Geld zusammenzubringen; nicht selten müssen sie sich dasselbe erbetteln. Mitunter bleiben sie Jahr und Tag aus; aber sie kommen fast immer zurück, entweder mit der bestimmten Summe oder doch mit einem Theile derselben, in den seltensten Fällen werden sie wortbrüchig.

. In Lewencz hat es sich ereignet, daß von vier gefangenen Türken einer nach Hause gesendet wurde und innerhalb der gegebenen Frist nicht zurückkehrte; die übrigen wurden durch Prügel zu dem Versprechen gezwungen, den Schaden zu ersetzen, und ein zweiter abgesendet, welcher den ersten suchen und das Geld verschaffen sollte. Nach langem Suchen gelang es diesem zweiten Abgesandten, den Meineidigen zu finden; der Letztere wurde gebunden, sogar unter türkischer Bedeckung von der Obrigkeit nach Lewencz eingeliefert und den übrigen Gefangenen zur Bestrafung übergeben. Diese nagelten ihn mit dem linken Ohrläppchen an die Gefängnißthüre fest und übergossen ihn mit einem Kübel voll Unflath; außerdem erhielt er seine wohlgezählten 300 Hiebe auf die Fußsohlen und Waden und mußte überdies noch die Reisekosten ersetzen. Die Türken erzählten, daß ein solcher Fall von Wortbrüchigkeit bei ihnen selten vorkomme und der Betreffende in seiner Heimat als Meineidiger von Jedermann verachtet werde."

Der Zeitgenosse schaltet hier die Mittheilung eines Falles ein, der die Zustände besonders grell beleuchtet. Er berichtet nämlich, daß sogar ein Geistlicher sich mit derartigem Menschenhandel befaßte. „Ein katholischer Priester von Szent-Benedikt hatte einen Türken um 600 Reichsthaler an sich gebracht, welcher Mißhandlungen aller Art erlitt und erst gegen den Erlag von 6000 Reichsthalern und nachdem er obendrein Tabak, Leder und seltene Münzen versprochen hatte, loskommen konnte.

„In gleicher Art wie die gefangenen Türken," fährt der Chronist fort, „wurden auch die gefangenen Ungarn tractirt; nur die Deutschen haben, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, unter den Schlägen und anderweitigen Erpressungsmaßregeln nicht so viel zu leiden, weil die Türken wissen, daß deren Vaterland weit entfernt, demnach eine Ranzionirung nicht leicht möglich ist. Jedoch war über diese Armen ein noch schwereres Los verhängt: sie mußten Zeit ihres Lebens schwere Sklavendienste verrichten.

„Das Auswechseln der Gefangenen, welches im ordentlichen Kriege üblich ist, kommt in diesen Kämpfen äußerst selten vor.

„Wenn ein gefangener Türke oder Ungar ausreißt und zu entkommen trachtet, jedoch wieder gefaßt wird, so wird er nicht schlechter

behandelt als vorher, überhaupt in keiner Weise gestraft; beide Parteien halten es für erlaubt, daß ein Gefangener seine Freiheit sucht, wie er nur immer vermag; strengere Bewachung und Verwahrung ist die einzige Folge des verunglückten Fluchtversuchs."

Der Zeitgenosse erzählt ferner, wie mit den Abtrünnigen, welche zum Islam übergehen und die man „Präbeken" nennt, verfahren wird: „Die Türken nehmen solche Ueberläufer sehr gerne auf; dieselben müssen sich aber sofort beschneiden, sich die Haare abrasiren lassen, den christlichen Glauben und die christliche Gemeinschaft abschwören und das Gelöbniß leisten, Zeit ihres Lebens der Christen ärgste Feinde zu sein; schließlich werden ihnen an Händen und Füßen die Nägel beschnitten, dann werden sie gebadet und gewaschen und in türkische Tracht gekleidet.

„Zunächst den Grenzen ist übrigens die Tracht der Ungarn jener der Türken beinahe gleich. Gleich ihren Gegnern haben auch die Ungarn kahlgeschorene Köpfe, nur vorne und zu beiden Seiten der Schläfen lange Haarbüschel, während die Türken einen langen Schopf am Hinterhaupte tragen. Mancher Deutsche ist durch diese gleiche Tracht getäuscht worden und in der Meinung, Ungarn zu begegnen, den Türken in die Hände gefallen — ein Irrthum, den er mit Leben oder Freiheit bezahlen mußte.

„Wenn nun die Präbeken türkisch gemacht sind, müssen sie, um eine Probe ihrer Geschicklichkeit abzulegen, einen Raubzug mitmachen; sie pflegen die größten Schelme zu sein, da sie die Kenntniß der Verhältnisse auf gegnerischer Seite ausnützen. Bei einem Zusammenstoße müssen diese Ueberläufer ganz desperat fechten, denn wenn sie gefangen werden, geht es ihnen besonders schlecht. Die Türken stellen es deshalb diesen Genossen allein frei, bei einem Rencontre ihr Heil in der Flucht zu suchen, und man theilt ihnen sogar zu diesem Zwecke die besten Pferde zu. Im Kampfe ist das Erscheinen dieser Leute auf Effect berechnet. Sie gehen darauf aus, die Pferde der Gegner zu erschrecken und dadurch eine Unordnung in die festgeschlossenen Reihen zu bringen. Zu diesem Zwecke pflegen sie auf ihrem Rücken und am Sattel vor dem Oberschenkel Adlerflügel oder solche von anderen größeren Vögeln anzubringen. Durch die Schnelligkeit der Bewegung oder bei starkem Winde gerathen diese

Flügel in starke Bewegung, bieten einen unheimlichen Anblick und rufen ein erschreckendes Geräusch hervor, das schon manche festgeschlossene Schwadron in Verwirrung brachte.

„Wehe dem Ueberläufer, wenn er wieder in die Hände der Christen geräth! Spießung bei lebendigem Leibe ist die Strafe, welche die Ungarn zumeist über solche Verräther verhängen. Der Gefangene wird auf den Bauch geworfen, in seine Hosen am Gesäß ein Loch geschnitten, sodann ein armdicker, am Ende zugespitzter Holzpfahl am Hintertheil angesetzt, an jedem Beine wird ein Strick befestigt, mit dem der Spieß angezogen wird, bis dessen Spitze bei der Schulter, beim Kinn oder durch den Hals beim Munde herausdringt. Wenn nicht gleichmäßig angezogen wird und der Pfahl in Folge dessen bei den Rippen herauskommt, wird der Pfahl zurückgezogen und die Marter beginnt von vorne. Ist die Spießung richtig vor sich gegangen, so wird der Pfahl in die Erde gesteckt, so daß der Gemarterte, mit dem Angesichte nach Sonnenaufgang gewendet, noch einige Stunden lebt. Einer, der am frühen Morgen gespießt wurde, sprach noch bei Sonnenuntergang mit den Umstehenden, verlangte zu trinken und bedauerte sein Mißgeschick, indem er bemerkte, er sei bei den Türken auf dem besten Wege gewesen, ein reicher Mann zu werden. Derselbe Mann griff auch mit beiden Händen über den Kopf, als wollte er den Spieß fassen und dadurch die Lage verbessern. Außer der Strafe des Spießens kommt auch noch die folgende vor: der Verurtheilte wird an einen Spieß gebunden und bei einem nicht allzustarken Feuer gebraten. Dieser gräßliche Tod trifft insbesondere Jene, welche zu den Türken übergegangen, dann zurückgekehrt waren, Gnade gefunden hatten und endlich aufs Neue zum Feinde entliefen.

„Sehr selten ereignet sich der Fall, daß ein Türke zu den Christen übergeht. Auf Seite der Letzteren wird einem solchen Ueberläufer auch gar kein Vertrauen entgegengebracht, denn die Erfahrung lehrt, daß diese Kerle zumeist zum Zwecke des Spionirens herüberkommen. Geschieht es, daß ein Türke in der That übergeht und später in die Gewalt der Seinen kommt, dann geht es diesem eben so schlecht wie einem Präbeken bei den Ungarn.

„Sehr grausame Foltern und Strafen hat auch der Pferde- und Ochsendieb zu erleiden. Ein um dieser Vergehen willen Verurtheilter wird gewöhnlich an eine hölzerne Leiter gebunden, dann werden ihm brennende Lichter an die Achselhöhlen gehalten oder es wird ihm eine glühende Radschiene an die Brust gelegt. Obgleich der Arme in Folge dieser Procedur dem Tode ohnehin nahe ist, wird er sodann noch an den Galgen gehängt."

Wir haben diese zahlreichen Details aus dem Berichte des Zeitgenossen hier wiedergegeben, weil sie charakteristisch sind und ein anschauliches Bild der verwilderten Zustände gewähren.

All' die geschilderten Vorgänge wiederholten sich unausgesetzt, mitten im tiefsten Frieden, ohne daß von irgend einer Seite über Verletzung der abgeschlossenen Verträge Klage geführt worden wäre. Eine solche ward nur dann erhoben, wenn ein Streifzug mit ganzen Schwadronen unternommen oder gar Kanonen beim Angriffe benützt wurden. Traten solche Fälle ein, dann wurden wohl Beschwerden erhoben, aber die Wirkung war gleich Null. Von türkischer Seite wurden Tschausche entsendet, um Klage zu führen. Diese Boten beeilten sich, die üblichen Geschenke einzuheimsen, und zogen dann ab, um die besten Versicherungen bezüglich der strengen Handhabung der Verträge nach Hause zu bringen. Beschwerdeführungen, die durch den kaiserlichen Residenten in Constantinopel angebracht wurden, fanden entweder gar kein Gehör oder riefen nur die Erklärung hervor, daß von türkischer Seite nichts unternommen werde, was als Bruch der Friedenstractate gelten könnte, wenn die Ungarn keine Veranlassung dazu geben.

Nur wenige Jahre nach dem Frieden zu Vasvar wurde von Ungarn und Türken strenge nach den getroffenen Vereinbarungen gehandelt. Eine kurze Zeit hindurch ward Frieden gehalten. Man tauschte bei Begegnungen im freien Felde freundliche Grüße aus und Einer ließ den Andern gewähren. Aber bald war den unruhigen Ungarn diese Unthätigkeit unbequem. Die anstachelnde Unzufriedenheit der Magnaten, der kriegerische Geist, die verlockende Nähe des Erbfeindes und die günstige Gelegenheit, sich den nöthigen Lebensunterhalt mit dem Säbel in der Faust leichter als durch friedliche Arbeit, durch Feldbau und

Gewerbe zu verschaffen, brachten es dahin, daß nach kurzer Frist die alten wilden Zustände eintraten. Den reisenden Türken wurde wiederum aufgelauert, die Ueberfallenen wurden erschossen und die Beute fiel den Siegern anheim. Dadurch wurde natürlich bei den Türken die Neigung erweckt, bei nächster Gelegenheit blutige Revanche zu nehmen. In sehr seltenen Fällen wurden derartige Zwistigkeiten durch Abgeordnete der schuldigen Parteien beigelegt. Aber das waren eben nur Episoden inmitten der andauernden blutigen Händel. Im Großen und Ganzen walteten die geschilderten Zustände an der ganzen Grenze vor und änderten sich auch dann nicht, als im Innern des Landes der Bürgerkrieg ausbrach und das ganze Reich furchtbar erschütterte.

Fünftes Capitel.

Die Verhandlungen der kaiserlichen Regierung mit den Mißvergnügten. — Dem Kaiser erscheint die Gefahr, welche von den Türken droht, minder gefährlich als jene von Frankreich. — Das Verhältniß zu diesem und den übrigen Mächten. — Unterhandlungen des Kaisers mit der Pforte wegen Verlängerung des Friedens. — Tököli und sein Anhang erhoffen von den Türken mehr Achtung ihrer Freiheiten als von den Deutschen und begeben sich unter den Schutz der Pforte. — Sie schließen mit der Pforte einen Vertrag. — Tököli's Ernennung zum Könige. — Beziehungen Frankreichs zu Ungarn.

Zu dem sehr bedenklichen ungarischen Aufstande, welcher von Tag zu Tag an Umfang und Kraft zunahm, kam im Jahre 1679 das große Unglück, daß die Pest nach Ungarn und von dort nach Oesterreich eingeschleppt wurde; diese furchtbare Seuche brach auch in Wien aus. Alles, was sich retten konnte, verließ die Stadt und die Vorstädte und flüchtete aufs Land, um der schrecklichen Krankheit, welche binnen 24 Stunden den Tod mit sich brachte, zu entgehen.

Es liegt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe, über die Schrecken der Pest eingehender zu berichten. Wir erwähnen nur, daß in dieser furchtbaren Zeit nicht allein Handel und Wandel, sondern auch die Regierungsgeschäfte in bedenkliche Stockung geriethen.

Der Kaiser Leopold verließ am 9. August 1679 mit seiner Familie und dem Hofstaate Wien. Er ging nach dem Wallfahrtsorte Maria-Zell um göttlichen Schutz und Hilfe zu erflehen, und verfügte sich sodann nach Prag, wo einstweilen die Residenz aufgeschlagen wurde. Auch in Prag war das Verbleiben nicht lange möglich, denn auch dort brach die Seuche aus. Der Kaiser suchte endlich mit seiner Familie und dem Hofstaate Zuflucht in Linz.

Es ist leicht begreiflich, daß unter dem Eindrucke der Furcht vor der schrecklichen Epidemie den Verhandlungen mit den aufständischen Ungarn eine geringere Aufmerksamkeit von Seite der kaiserlichen Regierung gewidmet wurde. Der kaiserliche Statthalter von Ungarn, Johann Caspar von Ampringen, verließ auch am 1. September Preßburg und kehrte in seine Residenz Mergentheim in Franken zurück; als Großmeister des deutschen Ritterordens führte er dort ein milderes Regiment als in Ungarn, wo übrigens seine grausame Strenge nicht im Stande gewesen war, die aufgeregten Gemüther zum Gehorsam zu bringen.

Die Befehlshaber der kaiserlichen Truppen in Ungarn, wie Heister, de Souches, Spantkau, Leslie der Jüngere und Strassoldo, konnten überhaupt allesammt wenig gegen Tököli ausrichten; theils ließen sie sich abberufen, theils wurden sie wie Graf Strassoldo entlassen. Im Jahre 1680 erhielt der General Graf Aeneas Sylvius Caprara den Oberbefehl. Es geschah dies zur Zeit, als Ludwig XIV. — kurz nach dem Nimwegener Friedensschlusse — mit seinen famosen Reunionen im Elsaß hervorgetreten war, um ein Jahr darauf mitten im Frieden sich Straßburg zu nehmen. Die Besitzeseinverleibungen, die unter dem scheinbaren Rechtstitel Reunionskammern*) in Deutschland und in den Niederlanden stattfanden, waren offenbare Rechtsverletzungen von Seite des Königs. Es drohte ein neuer Friedensbruch zwischen dem Reiche und Frankreich. Mit Frankreich aber war nun auch die Türkei eng verbunden, denn es war dem unermüdeten Bestreben der französischen Emissäre, die durch die ungarischen Malcontenten unterstützt wurden, gelungen, die Aufmerksamkeit der Pforte auf die günstige Gelegenheit zur Schwächung oder Darniederwerfung Oesterreichs zu lenken. Allgemein hielt man es für wahrscheinlich, daß, wenn nicht früher, gewiß im kommenden Jahre Deutschland und Oesterreich nicht allein den Franzosen, sondern auch den Türken mit den Waffen werde Stand halten müssen.

---

*) „Reunionskammern" hießen die von Ludwig XIV. eingesetzten Commissionen zu Metz, Breisach und Besancon, welche die Ansprüche zu untersuchen hatten, die der König auf die durch den Nimwegener Frieden 1679 an Spanien und Deutschland abgetretenen Ländertheile erhob. Bei der Schwäche Spaniens und des deutschen Reiches behauptete Ludwig viele Besitzungen, die er 1680—1697 reunirt hatte.



Aeneas Sylvius Graf von Caprara,

kaiserlicher Feldmarschall,

geboren 1631, gestorben 1701.

Als das gegen Frankreich gerichtete Bündniß zwischen dem Kaiser, dem deutschen Reiche, Spanien und den Niederlanden durch das schleichende, aber sicher wirkende Gift der Einzelinteressen aufgelöst war — das sich vornehmlich in Folge des Nimwegener Friedens entwickelt hatte — wurde Frankreichs übermüthiges Wesen mit jedem Tage drückender. Um die kleinen alternden und uneinigen Staaten, die Frankreich umgaben, das Uebergewicht recht eindringlich fühlen zu lassen, suchte Ludwig XIV. aus irgendwelchen veralteten Besitztiteln aus der Vorzeit Rechte abzuleiten. Unter solchen Vorwänden wollte er verschiedene Ländereien, die einst zum Elsaß, dann zu den drei Bisthümern: Metz, Toul und Verdun gehört hatten, an sich reißen. Aus diesen höchst sonderbaren Ansprüchen entsprang noch die viel sonderbarere Art und Weise, wie Ludwig XIV. die ersten Fürsten Europas, die angesehensten Häupter des deutschen Reichsadels als seine Vasallen vor die „Reunionskammern" zu Metz 2c. citirte, so z. B. den König von Spanien wegen einiger Enclaven der Niederlande, den König von Schweden wegen Zweibrücken, den Fürsten von Würtemberg wegen Mömpelgard, jenen von Baden wegen Spanheim und fast den ganzen unmittelbaren Reichsadel zwischen dem Rhein und der Mosel. Um sich von der Verfahrungsart dieser Kammern einen Begriff zu machen, genügt die Erwähnung, daß sie das reiche Kloster Weißenburg aus dem Grunde Frankreich zusprachen, weil es vor circa 1000 Jahren der Merovinger König Dagobert gestiftet, ferner daß das kleine Städtchen Germersheim dem Kurfürsten von der Pfalz abgesprochen wurde, weil es in ältester Zeit einmal dem Kloster Weißenburg gehört hatte. Beschwerden über diese Willkür beantwortete Ludwig mit neuen rücksichtslosen Bedrückungen.

Die Mitglieder des Rathscollegiums der freien Reichsstadt Straßburg, dieser wichtigen Vormauer Deutschlands, wurden durch verschiedene Mittel, die Habsüchtigen durch Geld, die Ehrgeizigen durch Würden und Ordensbänder, die Furchtsamen durch die Androhung eines Bombardements gefügig gemacht. Mitten im Frieden, ohne daß ein Schuß fiel, wurde diese Stadt am 30. September 1681 vom französischen General Montclas besetzt. An demselben Tage, an dem Straßburg vom deutschen Mutterlande losgerissen wurde, ließ Ludwig auch die Festung

Casale besetzen, von der aus die spanische Herrschaft in Mailand unmittelbar bedroht werden konnte. Auch das noch wichtigere Luxemburg schloß er ein, um sich in das spanische Belgien am unteren Rheine, in die geistlichen Kurlande Thür und Thor mit Gewalt zu öffnen. All' dies führte Ludwig im tiefsten Frieden durch, unter der fortgesetzten Betheuerung, daß er für die Erhaltung des Friedens sorge, und mit dem Ausdruck der freundschaftlichsten Gesinnungen für das deutsche Reich.

Um jene Zeit erhielt Kaiser Leopold I. auch die Nachricht, daß der Kurfürst von Brandenburg seine Blicke nach Schweden gerichtet habe, im Verein mit Dänemark, vielleicht auch mit Polen einen Angriff auf Pommern plane, und um sich für diesen Zweck den Rücken frei zu halten, mit Frankreich ein Bündniß geschlossen habe. Von Ludwig XV. hieß es, daß er den festen Entschluß gefaßt habe, den Dauphin zum römischen Kaiser erwählen zu lassen, und bis zur Ausführung dieser Absicht den Reunionen kein Ende setzen werde.

So vereinigte sich Alles zur äußersten Bedrängniß: die furchtbare Pest, die kritische Lage in Ungarn, die Furcht vor einem neuen Kriege mit den Franzosen und dem mit ihnen alliirten Erbfeinde, den Türken. In dieser verzweiflungsvollen Lage — einer ähnlichen, wie sie einst Kaiser Ferdinand II. bedrückt hatte — bewahrte Leopold I. im Bewußtsein seiner gerechten Sache seinen Muth.

In einem zu Wien versammelten Reichsrathe wurde die kritische Lage Oesterreichs in eingehende Erwägung gezogen. Man besprach insbesondere die Gefahr, welche von der Pforte her drohte. Aber man war auf maßgebender Seite geneigt, eben diese Gefahr für die weniger bedrohliche zu halten. Verschiedene Mächte, meinte man, Persien, der Czar von Moskau, der König von Polen und vielleicht auch das durch den candiotischen Krieg aufgeschreckte Venedig könnten die Osmanen nöthigen, viel mehr an die Vertheidigung ihrer ausgedehnten Grenzen als an Offensivunternehmungen zu denken.

Dagegen drohte Frankreich durch seine siegreichen Waffen und durch die Entzweiung der Reichsfürsten mit größerer Gefahr als der Türke, gegen den man, wenn auch nicht in der That, so doch in der Gesinnung geeinigt sei. Von Frankreich her befürchtete man die gefähr-

lichsten Angriffe auf die Ehre und Sicherheit Deutschlands und Oesterreichs. Kaiser Leopold rüstete ein Heer von 40.000 Mann; ebenso viele wurden zufolge eines Reichsgutachtens vom 13. Mai 1681 von den deutschen Reichskreisen wider Frankreich aufgestellt.

Die Lage des Kaisers war über alle Maßen drückend; das Heer mußte beinahe ganz neu geschaffen werden, da gleich nach Abschluß des Nimwegener Friedens der größte Theil der gegen Frankreich ins Feld gestellten Armee über Drängen der wirthschaftlichen Hofkammer, eigentlich des Hofkammerpräsidenten, des Grafen Georg Ludwig von Sinzendorf und seiner Partei, so stark reducirt worden war, daß sich „viele Kriegswohlverständige, als Montecuculi u. s. w., darüber zum Höchsten verwunderten". — Kaum waren die alten, wohlgeschulten Soldaten abgedankt, so zeigten sich auch schon die drastischen Consequenzen des in der Ueberstürzung abgeschlossenen Friedens. Die Anzeichen eines nahen Krieges mit Frankreich, mit den Türken obendrein, mit Brandenburg — welches bei dem letzten Friedensabschlusse schon Protest gegen Oesterreich erhoben hatte und nun mit seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer Ratibor und Oppeln hervortrat — wurden in der ganzen Schärfe ihrer Bedeutung sichtbar, und Leopold stand inmitten der Gefahr ohne Armee und ohne Geldmittel. Der Fehler ward jetzt eingesehen — freilich spät genug. Sinzendorf hatte übrigens nicht nur Fehler, sondern auch Verbrechen begangen. Der Kaiser ließ seinen „lieben und getreuen" Hofkammerpräsidenten Sinzendorf, den Haupturheber der schlechten Hofwirthschaft, welcher die kaiserliche Hofkammer um nahe an 20 Tonnen Geldes betrogen hatte, durch ein Judicium delegatum wegen Meineides, Diebstahls und Betrugs den Proceß machen, und Sinzendorf wurde zu lebenslänglichem Gefängniß und zur Confiscation seiner Güter verurtheilt.

Was für kritische Geldverhältnisse damals bei der kaiserlichen Hofhaltung und auch in der Armeeverwaltung bestanden, lassen die „Frankfurter Relationen", die, beiläufig bemerkt, unter kaiserlichem Privilegium erschienen, daher gewiß auch unter strenger Censur standen, erkennen. Zur Zeit, als sich der kaiserliche Hof noch wegen der Pestseuche in Prag befand, hieß es in dieser Zeitschrift: „Ihro kais. Maj. dero Hofstaat auf

alle Weise gemindert haben wollen, als haben sie vielen Cavalieren, so nichts Wichtiges dabei zu negotiren und Landgüter haben, befohlen, sich von Prag auf ihre Landgüter zu begeben."

Ueber die damaligen Zustände in der Armee lesen wir an anderer Stelle: „Von dem Caprarischen Regiment wird gemeldet, daß, als der Generalcommissarius Breuner selbigem nur zwei Monate Sold von ihrem Rückständigen zu bezahlen vorgeschlagen hätte, ihm alles Geld gewaltthätig hinweg genommen, dem Obristen aber, so solchem abwehren wollte, eine Muskete an den Leib gesetzt wurde."

Als die Gefahren für das Reich von allen Seiten gleich einem Gewitter drohend aufstiegen, war der Kaiser Leopold noch immer der Meinung, die ungarischen Angelegenheiten vielleicht noch durch Güte beilegen zu können, da sich die bisher angewandten Gewaltmittel als nutzlos erwiesen hatten. Die Verhandlungen, die in Folge der Pestseuche ins Stocken gerathen waren, wurden wieder aufgenommen und vor Allem die Stände nach Oedenburg einberufen, allwo die mißvergnügten Magnaten ihre Wünsche und Beschwerden vorbringen sollten. Der Kaiser ließ sich sogar mit Tököli in Waffenstillstands-Verhandlungen ein, im Gegensatze zu seinen kriegerisch gesinnten Räthen, welche früher von einem Nachgeben nichts hatten wissen wollen und gedrängt hatten, die Entscheidung einzig und allein nur von der Gewalt abhängig zu machen.

Während des vorläufig nur für vier Monate abgeschlossenen Waffenstillstandes wurde von Seite des Kaisers der Bischof von Lelesz als Bevollmächtigter an den Grafen Tököli entsendet, um Letzteren zur Annahme der Friedensvorschläge zu gewinnen. Ueber die stattgehabte Unterredung und den Empfang des Abgesandten bei Tököli lassen wir hier einen zeitgenössischen Bericht folgen: „In währendem Armistizio haben Ihro kais. Majestät Ihre Gnaden den Herrn Bischof von Lelesz als Gevollmächtigten, die Malcontenten zum Frieden zu disponiren, an deren General Grafen Thekely abgefertigt, welcher auch von Eperies nach deren Hauptquartier, Schloß Kapyvar ohnfern Eperies aufgebrochen. Der Herr General, davon zuvor verständiget, hat einen Trupp Reiter den Herrn Bischof zu complimentiren und einzuhohlen, bis an erwähnter Stadt nächst gelegenes Dorf Kellemes entgegen geschickt. Als selbiger

angelangt, hat er (Tököli) ihn durch seine Leibgarde, welche in 300 auserlesenen Talpassen bestehet, abermal begrüßen und das Gewehr präsentiren lassen, auch selbsten im Saal vor der Audienzstuben sehr höflich wie auch in Specie alle Vornehmen des Gefolges empfangen. Solchem nach that der Herr Bischof die Proposition, da er unter anderen erwähnte: Weil Ihro kaiserliche Majestät hinfüro ein rechter Vater des Landes sein wollen und nichts vornehmen, als was zum Aufnehmen des Landes und der Stände gereichet, so sollen Ihro Gnaden der Herr Graf auch ein rechter Sohn sein, die bishero in visceribus Patriae verübten Feindseligkeiten fahren lassen und gegen den König als Patrem Patriae, affectum genuini filii erzeigen!

„Nach gehaltenen Particular Conferenzen ließ der Herr Graf in zwei Sälen Tafel decken und empfing den Herrn Legaten mit einer herrlichen Malzeit. An der ersten Tafel nahmen Ihro Bischöflichen Gnaden die Oberstelle, an dessen linker Seite sein Collega Herr Kammerherr Andrassy, nach diesen saßen die gefangenen kaiserlichen Cavaliere, welche der Herr Graf sehr werth hält, nämlich Comte de Arco, Graf Soir (Soyer) und Baron Claudi. Gegenüber saß der Herr General Graf Thekely und an dessen Seite des verstorbenen ungarischen Generals Sohn, Herr Baron Stefan Petroczy.

„Der Herr Graf traktirte sehr köstlich, alles mit silbernem und vergoldetem Geschirr, wie denn an seiner Tafel mehr als achtzehn goldene Pokale zu zählen gewesen, daraus er den Herrn Bischof ziemlich bewillkommnete, also daß er begunte öfters de publicis, vom Vergleich zu gedenken. Nach geendigter Tafel, welche sich sehr lange verzogen, bat der Herr General den Herrn Bischof, ob es ihm nicht beliebte, bei ihm sein Nachtquartier zu nehmen. Weilen er sich nicht wollte aufhalten lassen, gab er bald darauf Ihm die Abschieds Audienz, begleitete denselben bis an die obere Treppe und ließ ihn wieder durch einen Trupp Reiter bis an die Stadtthore von Eperies bedienen.

„Den Herrn General Grafen Thekely selbst belangend führt derselbe einen ziemlichen Staat, und außer erwähnten 300 Leibguardi, hält er 36 der schönsten Handpferde, 12 Lakaien, 6 Pagen, 3 Sekretaire, 14 Hofbediente und so bei der Tafel aufwarteten, 12 Trompeter, — ohne andere

vornehme Personen und geringeres Gesinde. Er für seine Person zieht sehr prächtig auf, sein Kleid ist von rothem Scharlach mit silbernen Pantlitzen verschamirret; das Gewehr meist französische Arbeit; seine Minen und Complimenten sind den hungarischen ganz nicht gleich, also daß der Herr Bischof nach seiner Zurückkunft sagte, der Herr Graf Thekely wäre bei Ihrer kaiserlichen Majestät wegen seinen Tugenden sehr recommandirt und hoffe gänzlich, es werde der Friede mit nächstem erfolgen."

Die Dinge kamen aber ganz anders, als man erwartet hatte; Tököli war Anfangs ebenfalls von dem Wunsche beseelt, auf gütlichem Wege seine und seines Anhanges Wünsche für Ungarn zu erreichen, verstand sich zu der viermonatlichen Waffenruhe, die nachher wieder verlängert wurde, erschien aber zu dem am 28. April 1681 einberufenen Landtage nicht, obgleich ihm die nöthige Bürgschaft für seine Person zugesichert worden war und zur Beseitigung jedes Argwohnes der für die Palatinswürde bestim̄te Graf Paul Eßterhazy seinen Sohn als Geisel angeboten hatte.

Die Mißvergnügten sandten ihre Wünsche und Forderungen schriftlich an den Landtag und nannten sich in dieser Schrift: „für Gottes Ehre und ihres Vaterlandes Freiheit verbannte, unter Waffen stehende Magnaten, Edle und Krieger Ungarns". Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und aus Allem war deutlich zu ersehen, daß es dem Tököli jetzt nicht mehr Ernst war, Frieden zu machen. Zu derselben Zeit, da er mit dem Kaiser unterhandelte, sandte er Gesandte nach Wien und Constantinopel, in der richtigen Voraussicht, daß er sich ohne auswärtige Unterstützung auf die Länge der Zeit nicht gegen die kaiserlichen Waffen werde behaupten können. Er sagte sich, daß selbst für den Fall, daß er einen großen Theil von Oberungarn für seine Partei gewänne, die Gefahr an Umfang zunehmen dürfte, da die in Ungarn stehende kaiserliche Armee, durch die am Rheine entbehrlich gewordenen Truppen verstärkt, mit Uebermacht gegen ihn und seinen Anhang auftreten könnte.

Der Kaiser, welcher befürchtete, durch längere Andauer der willkürlichen Verwaltung im Lande die Krone von Ungarn zu verlieren, erachtete es seinerseits für ein Gebot der Klugheit, zu einer gütigeren,

Emerich Graf von Tököli,

geboren 1656,

gestorben 13. September 1705.

milderen Behandlung zurückzukehren und Ungarn durch Wiederherstellung der Verfassung zu versöhnen. In dieser Absicht begab er sich am 12. Mai 1681 von Linz zu dem nach Oedenburg ausgeschriebenen Landtage, und schon am 13. Juni wurde der von der Ständeversammlung in Vorschlag gebrachte Graf Paul Eßterhazy zum Palatin ernannt. Die Würde des Banus von Croatien und Dalmatien wurde besetzt und dessen Wirksamkeit in der Größe des alten Umfanges wieder hergestellt, dann Amnestie und Bestätigung der Privilegien verheißen. Man entsagte auch der willkürlichen Einhebung der Abgaben und der Soldaten und begnügte sich mit den hergebrachten Subsidien, mit der alten, allerdings nicht besonders disponiblen Militärmiliz. Den Ständen wurden ihre Rechte und Freiheiten wieder eingeräumt, den reuig zur Pflicht Zurückkehrenden, auch dem Tököli, Verzeihung und Wiedererstattung der Güter zugesichert.

Ungeachtet dessen glaubten die Mißvergnügten noch nicht hinlängliche Bürgschaft zu besitzen; Tököli forderte mehr als jemals, weil er mittlerweile die Versicherung eines kräftigen Beistandes von der Pforte, und auch von Ludwig XIV. reichliche Unterstützung erhalten hatte.

Vier Jahre vorher hätten die vorerwähnten Zugeständnisse des Kaisers hingereicht, die ungenügsamsten Gemüther zufrieden zu stellen, jetzt aber nicht mehr. Die Rebellen glaubten im Hinblick auf die seitherigen Ereignisse in der Nachgiebigkeit des Hofes ein offenes Bekenntniß zu sehen, daß er ihnen zu widerstehen unvermögend sei, und hielten die Anerbietungen nur für einen letzten Versuch, wenigstens den Schatten der Macht zu retten. Sie besannen sich auch keinen Augenblick, sondern wiesen die ihnen gebotenen Friedensbedingungen trotzig ab in der kecken Absicht, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen. Tököli eröffnete sofort wieder die Feindseligkeiten, obgleich er von einem Theile seiner Anhänger verlassen wurde, die in besserer Einsicht die günstige Gelegenheit benützten, von der angebotenen Amnestie Gebrauch machten und dadurch ihre Personen und ihr Eigenthum retteten.

Der kaiserliche Resident in Constantinopel, Herr von Khunitz, war indessen bemüht, den Großwesir Kara Mustapha nicht nur von dem Vorhaben, die rebellischen Ungarn zu unterstützen, abzubringen, sondern auch zu einer Verlängerung, eigentlich Erneuerung des Waffenstillstandes zu

bewegen. Aber all' seine Bemühungen erwiesen sich als fruchtlos. Der Großwesir sann schon lange darauf, wie er seine in dem nordischen und venetianischen Feldzuge verblaßte Waffenehre wieder aufzufrischen vermöchte, und glaubte, daß dies vielleicht in einem glücklicheren Kriege gegen Oesterreich geschehen könnte. Er verbarg aber seine kriegerische Absicht vorläufig unter dem Deckmantel der aufrichtigsten Freundschaftsversicherungen.

Die sechs Unterredungen, welche der Resident mit dem Reis Effendi (Staatskanzler), dem Beglikdschi (Kanzler des Ersteren) und dem Pfortendolmetsch Maurocordato zu diesem Zwecke hatte, und in welchen die zu erneuernden Friedenscapitulationen Artikel für Artikel berathen wurden, führten zu keinem Resultate, wenngleich diese Verhandlungen auch auf Seiten der Pforte den Anschein eines ernstlichen Wollens an sich trugen. Ja, man trug sogar eine gewisse Gründlichkeit zur Schau, welche zugleich den Vortheil bot, die Verhandlungen verschleppen zu können. Auf Verlangen des Maurocordato wurden zum Zwecke eines tieferen Studiums Acten und Documente aus dem Wiener Archive zur Verfügung gestellt. Ferner ließ der Großwesir ein summarisches Verzeichniß verfassen, worin alle seit 20 Jahren an der ungarischen Grenze vorgefallenen Streitigkeiten enthalten waren. Die Berathungen über diese Gegenstände gestalteten sich zu langwierigen Discussionen, welche in gar keiner Beziehung zu den zu erneuernden Friedensbedingungen standen.

Um derartigen gehaltlosen Einwürfen, welche lediglich die Verhandlungen erschweren sollten, zu begegnen, brachte man in Wien auch ähnliche Forderungen zur Geltung und sandte von dort aus ein Verzeichniß von nahe an 800 Ortschaften ein, welche von den Türken mit Gewalt zur Huldigung gezwungen worden waren. Die Beschwerde über diese rechtswidrigen Huldigungen, zu denen zumeist die Dörfer um Neuhäusel verhalten worden waren, wurde wiederum Gegenstand einer von beiden Seiten mit aller Heftigkeit geführten langwierigen Conferenz.

Der kaiserliche Resident von Khunitz beantragte, daß dieser Streit an eine erst zu bestimmende Commission zur Entscheidung übertragen werden solle. Er bewies übrigens in einer am 30. Juni 1681 mit dem

Reis Effendi abgehaltenen Conferenz, daß die um Kövar gelegenen Dörfer, als dahin gehörig, nicht von den Türken angesprochen werden können, auch nicht zur Huldigung gezwungen werden dürfen, weil sie zu weit entlegen seien.

Während der Resident mit dem Reis Effendi die weitläufigsten Beschwerden austauschte und in ihren Conferenzen über die Friedensverlängerung eine Vereinbarung nicht zu Stande kam, weil auf türkischer Seite der gute Wille dazu fehlte, verbreitete Emerich Tököli die hundert Beschwerden der Ungarn gegen die Deutschen im ganzen Lande durch Druckschriften, entfaltete seine Fahnen als Kämpfer für Gott und Vaterland und suchte gleichzeitig Schutz und Schirm unter der Fahne des Islam.

Wir haben bereits erwähnt, daß den Ungarn auf dem Landtage zu Oedenburg wichtige Zugeständnisse gemacht wurden, die viel von dem Unglücke, das zumeist aus der spanisch-jesuitischen Politik hervorwuchs, hätten ersparen können, wenn sie rechtzeitig erfolgt wären.

Hier war viel versäumt und verschuldet worden. Nicht Tököli's unternehmender, nicht Apafy's unruhiger Geist, nicht die Gewalt des in sich uneinigen, vor den Janitscharen zitternden Divans, noch weniger der Einfluß der französischen Emissäre wäre im Stande gewesen, auch nur theilweise die fürchterlichen Zustände, die nun eintraten, hervorzurufen, hätte nicht eine unglückselige Regierungspolitik das Vertrauen zerstört und die Erbitterung auf die Spitze getrieben. Jetzt war die mächtig angewachsene Bewegung nicht mehr einzudämmen.

Tököli nahm unter Anderem auch die Forderung der freien Religionsübung zum Vorwande des bewaffneten Widerstandes. Aber es trat bald zu Tage, daß es sich eben nur um einen Vorwand handle. Nachdem in religiöser Beziehung, sowie in mancher anderen weitgehende Concessionen gemacht worden waren, hätte man glauben sollen, daß, da die Ursachen des Mißvergnügens beseitigt seien, die abgefallenen Magnaten und Edlen nunmehr wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren werden. Aber gerade das Gegentheil von dem, was die Krone mit Berechtigung erwartete, trat ein. — Die Aufständischen dachten nicht an reuige Unterwerfung und Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung; die Fahne des Aufruhrs

wurde mit größerem Eifer geschwungen, und die Macht und der Anhang der Malcontenten vergrößerten sich von Stunde zu Stunde.

Die Religionsangelegenheiten, die angeblich nahe Gefahr, daß das Wahlreich in ein Erbkönigthum umgewandelt werden könnte, endlich die angestrebte Entfernung aller deutschen Offiziere und Truppen aus Ungarn — all' dies waren nur mehr Vorwände, unter denen ganz andere Interessen verfolgt wurden. Der Zweck der ganzen Anstrengung war, sich gänzlich von der Abhängigkeit von Wien, von den Deutschen loszureißen. Man gelangte im Fanatismus dahin, die Deutschen blos um ihrer Nationalität willen zu hassen, unbekümmert selbst um deren gute Absichten und um den Mangel an positiven Gründen für die Abneigung.

Tököli ward durch die verlockende Aussicht, einstens die Krone des heiligen Stefan zu tragen, derart bestrickt, daß er das Bündniß mit den Türken nicht scheute. Der ehrgeizige fanatische Mann fand es als Kämpfer „für die freie christliche Religion" für gerathen, sich in die Arme des einzigen Erbfeindes der Christenheit zu werfen, und hoffte bei den Türken Schutz und Sicherheit zu finden, welche nach dem Principe des Islam und im Sinne des Korans sich zu dem strengen Gebote bekannten, daß alle „Ungläubigen" mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die von den Ungarn hochgehaltenen heiligen Rechte und Privilegien — wohl auch unter dem Zwang der Verhältnisse — verletzt und angetastet worden waren. Aber sonderbar bleibt die Auffassung der rebellischen Ungarn, welche glaubten, daß ihre Rechte und Freiheiten ungeschmälert bleiben werden, wenn sie die ihnen heiligen Privilegien den Türken anvertrauen. Im Punkte der Treue und des Gehorsams waren die Türken allerdings überaus gewissenhaft; diese Eigenschaften gehörten zu ihren ersten Tugenden, und sie wußten dieselben auch bei den anderen Völkern zu schätzen. Aber erwarben sich die Ungarn ein Anrecht auf diese Achtung? Die Mißvergnügten hatten ja selbst die Treue verletzt und den Gehorsam verweigert, mithin Charaktermängel bewiesen, die sich mit der ersten Forderung ihrer nationalen Rechte: „Unverletzlichkeit und Heilighaltung der alten ehrwürdigen Privilegien" nicht ganz gut vereinbaren ließen.

Den Türken die angestammten Rechte und Freiheiten anvertrauen, hieß unter solchen Umständen: „den Bock zum Gärtner, den Wolf zum Hirten machen".

Wahr ist es, daß die deutschen Besatzungen eine drückende Last für das Land und die Bewohner waren; denn Soldaten und Offiziere durften die gröbsten Unregelmäßigkeiten begehen, ohne daß von Seite der höheren Befehlshaber Einhalt gethan wurde; ja oft erging geradezu der Befehl zu Gewaltthätigkeiten. Diese Neigung zu Uebergriffen und Ausschreitungen war indeß keine specielle Untugend der deutschen Soldaten; sie fand sich ebensowohl bei den ungarischen Truppen, überhaupt bei der Soldatesca jener Zeit: sie hing nicht mit der Nationalität zusammen, sondern war in der damaligen Heeresverfassung begründet. Die Truppe, die in einem Lande hauste, gehörte überall zu den ärgsten Bedrückungen, die der Bevölkerung nur aufgebürdet werden konnten. Klagen, die von Seiten Oberungarns wegen solcher Bedrückungen erhoben wurden, kamen entweder gar nicht zur Kenntniß des Königs, oder doch nur in so entstellter Form, daß sie ihre Wirkung verfehlen mußten.

In jener harten, bedrängnißvollen Zeit, da Alles durch die Verhältnisse leiden mußte, war übrigens die vermeintlich gesetzwidrige Belastung des Landes mit ausländischen Truppen eine unumgängliche Nothwendigkeit. Das Land selbst war nicht im Stande, sich gegen die räuberischen Einfälle des unruhigen Nachbars zu schützen. — Das Bestreben der Tököli'schen Partei, auch diesen Umstand als eine der vielen Ursachen des Abfalles von dem rechtmäßigen Könige hinzustellen, war ein recht unglückliches und um so hinfälliger, als der neuerwählte Schutzherr nicht allein der Feind Oesterreichs, sondern des ganzen christlichen Europa war.

Die Verhandlungen auf dem Landtage zu Oedenburg dauerten nahezu acht Monate, ohne daß der Zweck derselben, die Parteibestrebungen mit dem Rechte der Krone zu vereinbaren, auch nur annähernd erreicht worden wäre. Der Kaiser, welcher zeitweise nach Oedenburg kam, um den Berathungen beizuwohnen, erhielt während seiner dortigen Anwesenheit im October die überraschende Nachricht von der im Namen des ländergierigen Ludwig XIV. vollzogenen Besetzung der deutschen Stadt

Straßburg durch den Marschall Montclas. Auch fanden die Nachrichten von den Rüstungen der durch Emerich Tököli aufgeregten Pforte von allen Seiten her Bestätigung, und bald darauf wurden die Warnungen vor den hochverrätherischen Plänen der ungarischen Mißvergnügten immer dringender. Tököli, der in die allgemeine Amnestie eingeschlossen und vom Palatin unter genügender Sicherheit für seine Person zum Landtage berufen worden war, nahm die nicht vollständig zur Zufriedenheit der Protestanten erledigten Religionsbeschwerden zum Vorwande seines Nichterscheinens und ließ in seiner Antwort deutlich merken, daß er bei Wiederherstellung der Ruhe in Ungarn die Mitwirkung der Pforte fortan für unerläßlich erachte. In der Protestantenangelegenheit konnte Tököli allerdings Gründe für seine Unzufriedenheit anführen. Die den Protestanten gewährte Gewissensfreiheit war durch einige Bestimmungen eingeschränkt. Von der Wiedereinräumung aller den protestantischen Ungarn abgenommenen Kirchen, dann von Rückerstattung der confiscirten Güter an die unschuldigen Kinder der Verurtheilten, wollte oder durfte vielmehr der Kaiser nichts wissen, da die Jesuiten und der Hofkanzler Baron Hocher dies nicht duldeten. Aber im Ganzen waren die gesetzlichen Rechtszustände im Lande in einer Art und Weise auf die frühere Stufe zurückgeführt worden, daß eine Vereinbarung der Parteien wohl möglich gewesen wäre.

Außer den auf die Beruhigung der mißgestimmten Parteien abzielenden Concessionen beschäftigte noch eine andere Angelegenheit die Ständeversammlung, respective den Landtag von Oedenburg, nämlich die Krönung der Gemahlin des Kaisers, Eleonore Magdalena, welche am 9. December 1681 mit außerordentlichem Pompe vollzogen wurde.

Die Kroninsignien wurden von den Kronhütern Graf Stefan Zichy und Graf Christian Erdödy wieder nach Preßburg überführt. Nachdem der Kaiser am 31. December in Person den Landtag geschlossen hatte, kehrte er nach Wien zurück. Der Palatin erhielt das goldene Vließ und die Geheimrathswürde.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß, um die Krönungsfeierlichkeiten ungestört und sicher vornehmen zu können, mit Tököli ein eigener Waffenstillstand abgeschlossen wurde.


PRESBVRG.
1. Castrum. 2. Ecclesia Cathedr: S. Martini. 3. Cœnobiū S. Francisci de obseruat: 4. Porta S. Michaelis.
5. Domus Senatoria. 6. Claustrur Sanctimonialium. 7. Porta S. Laurentij. 8. Danubius fluuius.

Preßburg.

Unterdessen bildeten die Weigerung Tököli's, die Waffen niederzulegen, sein zunehmender Einfluß bei der Pforte, die Haltung der letzteren, die immer offener die Partei der Mißvergnügten nahm und denselben Zuflucht, williges Gehör und Unterstützungen aller Art gewährte, fortwährend die Haupthindernisse der allgemeinen Beruhigung und rückten die Gefahr immer näher, die Heere der Türkei, welche ihre feindseligen Gesinnungen bei allen Gelegenheiten zu erkennen gab und fortfuhr, große Kriegszurüstungen zu machen, in das Herz des Königreiches eindringen zu sehen. Da um dieselbe Zeit Ludwig XIV. durch die Operationen seiner Reunionskammern sich der schlimmsten Friedensverletzungen gegen das deutsche Reich schuldig machte, so beschloß der Kaiser, dessen Finanzen und Heeresverhältnisse in dieser kritischen Zeit sich keineswegs in angemessener Verfassung befanden, durch Absendung von Gesandten die Beziehungen zu den gefährlichen Nachbarn in eine friedlichere Richtung zu bringen. Zu diesem Zwecke wurde der Graf Albert Caprara nach Constantinopel, der General Saponaro zum Grafen Tököli entsandt.

Schon während der Ständeversammlung in Oedenburg war der Entschluß gefaßt worden, diese Gesandtschaften ins Werk zu setzen. General Baron Saponaro, ein persönlicher Freund des Tököli, verfügte sich sofort — im October 1681 — an seinen Bestimmungsort und führte die Unterhandlungen mit einigen Unterbrechungen bis Ende 1681.

Die ungleich wichtigere Ambassade nach Constantinopel erlitt mehrere Verzögerungen und kam leider erst im Monate Februar 1682 zu Stande. Man hielt eine solche Reise erst in der besseren Jahreszeit für durchführbar; außerdem nahm die Beschaffung der kostbaren Geschenke für den Sultan und dessen Familie, dann für die Großwürdenträger der Pforte viel Zeit in Anspruch. Die Auswahl und Anfertigung der Geschenke wurde mit großer Umständlichkeit betrieben; zumal bei dem Großwesir Kara Mustapha, der eben auf dem Gipfel seiner Macht stand, wollte man sich auf diesem Wege des günstigen Erfolges versichern.

Das waren nun freilich sehr trügerische Hoffnungen. Um sich die Erfolglosigkeit dieser beiden diplomatischen Sendungen zu erklären, muß man

sich die damalige Lage der politischen Verhältnisse vergegenwärtigen. Vor Allem hatte, wie wir wissen, Ludwig XIV. seit dem Entstehen der ungarischen Wirren fortwährend die Hand im Spiele und beschützte die Mißvergnügten in jeder Richtung so lange, bis die Pforte selbst nach Beendigung ihrer Kriege mit Polen und Rußland freiere Hand erhielt und nun auch ihrerseits mehr Aufmerksamkeit den Ungarn widmen konnte.

Kara Mustapha, die Seele aller herrschsüchtigen Entwürfe, nährte schon lange den Gedanken, Ungarn von Oesterreich vollends loszureißen, nach Unterjochung des Ersteren das Haus Habsburg gänzlich zu stürzen um auf den Trümmern der kaiserlichen Staaten eine osmanische Universal-Monarchie zu gründen. Ludwig XIV., der von ähnlichen Plänen erfüllt war, errieth das Geheimniß des Großwesirs, glaubte aber die Pforte für seine eigenen ehrgeizigen Absichten gebrauchen zu können, und hetzte diese darum unaufhörlich gegen Oesterreich, während er auch die anderen europäischen Höfe in das Netz seiner Ränke gegen Oesterreich zu verstricken suchte.

Die Kriegsrüstungen der Pforte wurden mit allem Eifer betrieben, und da Tököli auf dem besten Wege war, in der Leitung der ungarischen Revolution die Hauptrolle zu spielen, erschien er den Türken als ein viel zweckmäßigeres Werkzeug ihrer Absichten auf Ungarn, als der unbeständige, charakter- und talentlose Apafy, dessen sich die Pforte bisher als Vermittlungsperson bedient hatte. Der Großwesir richtete nunmehr sein Augenmerk auf Tököli als den zur rechten Zeit auftauchenden brauchbaren Bundesgenossen.

Die feindseligen Absichten traten jetzt schon ziemlich unverhüllt hervor. Als im Jahre 1681 die durch den vermittelnden ungarischen Landtag mit Tököli angeknüpften Unterhandlungen in die Brüche gingen und Tököli die Feindseligkeiten erneuerte, verstärkte die Pforte den Letzteren ohne Scheu mit einem 7000 Mann starken Armeecorps und befahl dem Großfürsten Apafy, mit seinen Truppen in Ungarn einzufallen.

Nachdem sich die Verbündeten bei Debreczin gesammelt hatten, wurden mit Hilfe der Türken mitten im Frieden Böszörmeny, Nagy-Kalo, Kleinwardein und andere befestigte Orte genommen; aber die Eifer-

süchteleien zwischen Apafy, Tököli und Teleki hemmten die weiteren Unternehmungen der Verbündeten; das von Apafy eingeschlossene Szatmar wurde entsetzt und Nagy-Kalo von dem kaiserlichen General Aeneas Caprara wieder eingenommen. So standen die Sachen, als sich der General Saponaro im October 1681 bei Tököli einfand.

Die Unterhandlungen, welche Saponaro bis um die Mitte des December 1681 mit Tököli pflegte, gipfelten im Wesentlichen darin, daß Letzterer als Bedingung seiner Unterwerfung die Wiederherstellung der Verfassung in ihrem vollen Umfange, Freiheit der evangelischen Kirche ohne Beschränkungen, ferner für seine Anhänger Amnestie und Wiedereinsetzung in ihre Güter, für sich aber die Rückgabe seines Erbes und Abtretung einiger oberungarischen Gespannschaften mit dem Zugeständnisse eines gewissen Titels und Ranges verlangte. Wahrscheinlich waren es diese Bedingungen, mit denen Saponaro am 16. December desselben Jahres nach Wien zurückgeschickt wurde, um vom Kaiser die definitive Entschließung einzuholen, die Tököli innerhalb sechs Wochen zu erfahren verlangte.

Vor der Abreise des Vermittlers Saponaro an das kaiserliche Hoflager hatte Tököli noch die Erklärung abgegeben, daß er unter Einem auch eine Gesandtschaft nach Constantinopel absenden werde, weil er bis jetzt noch keine hinreichende Bürgschaft für die aufrichtigen Absichten des Kaisers besitze, sich daher von der Pforte nicht trennen könne; daß er ferner das Werk eines allgemeinen Friedens bei der Pforte weiter verfolgen und sich beim Divan im Hinblick auf die Verläumdungen des eifersüchtigen Apafy rechtfertigen müsse.

Tököli's Gesandtschaft — bestehend aus den Herrn Ghiczy, Redin und Dumoghi — wurde am 9. Jänner 1682 zu Constantinopel in feierlicher Audienz empfangen; ihre Wünsche erhielten die kräftigste Unterstützung von Seiten des siebenbürgischen Gesandten.

Dem Kaiser Leopold blieben nach der Botschaft Tököli's nur zwei Wege offen: entweder Tököli und dessen Anhang noch vor dem erklärten Uebertritt zu den Türken zu erdrücken, oder, wenn es dem Kaiser — wie dies der Fall war — an der Macht hiezu fehlte, das kleinere von den beiden Uebeln zu wählen: nämlich Tököli durch Bewilligung der Privat-

forderungen zu beruhigen und von der Verbindung mit den Türken abzubringen. Der letzterwähnte Plan schien eher Aussicht auf Erfolg zu haben, da Tököli noch durch keine Verträge mit den Türken gebunden war und überdies vorausgesetzt wurde, daß dieser im Genusse eines gewissen Rechtszustandes unter dem Schutze eines christlichen Monarchen ungleich sicherer und ehrenvoller leben könnte, als wenn er Vasalle des Sultans würde und sein Vaterland an die Feinde der Christenheit verriethe.

Unglücklicher Weise wurde keines von beiden Auskunftsmitteln ergriffen, sondern man ließ Saponaro bis zum 7. April 1682 auf eine Abfertigung warten, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können. Mittlerweile hatte Tököli erfahren, daß Oesterreich bedeutende Rüstungen anstrebe, und daß Caprara mit reichen Geschenken und großem Gefolge nach Constantinopel abgereist sei. Diese Umstände, mit dem langen Ausbleiben Saponaro's in Verbindung gebracht, mußten in ihm den Argwohn rege machen, daß man ihn nur hinzuhalten suche, bis mit der Pforte eine Einigung zu Stande gebracht sei, um ihn sodann, sobald er seines mächtigsten Beistandes beraubt wäre, um so leichter stürzen zu können.

So hatte man abermals den günstigen Moment, in dem Tököli geneigt war die Waffen niederzulegen und sich dem Könige zu unterwerfen, an maßgebender Stelle unbenützt gelassen. Die Verhandlungen mit Saponaro, dessen freundschaftliches Verhältniß zu Tököli von günstigstem Einflusse war, waren absichtlich in die Länge gezogen worden, weil man sich in Wien zu keinem Zugeständnisse bequemen wollte. Von gleich schweren Folgen war der Fehler, den man durch die Verzögerung der Gesandtschaft nach Constantinopel begangen hatte. Wenn man die bereits im October 1681 beschlossene Absendung eines außerordentlichen Botschafters in der Person des Grafen Albert Caprara sogleich und ohne Rücksicht „auf günstigere Zeitverhältnisse“ und andere Nebenumstände durchgeführt hätte, so war die Möglichkeit vorhanden, dem im Osten aufsteigenden Kriegsgewitter vorläufig Halt zu gebieten; jetzt aber durchschaute Tököli diese trügerische Politik, oder glaubte doch, eine solche zu durchblicken, und traf hiernach seine Maßregeln.

Er hoffte mehr Treue und Glauben beim Großtürken als beim römischen Kaiser zu finden, kündigte am 9. April 1682 den früher wegen der Friedensverhandlungen mit dem Kaiser abgeschlossenen Waffenstillstand, ging, der Aufforderung des Großwesirs gehorchend, am 28. April nach Ofen und verabredete während seines vierzehntägigen dortigen Aufenthaltes mit dem Statthalter Ibrahim Pascha einen neuen Einfall in Ungarn, das von kaiserlichen Truppen fast gänzlich entblößt war. Aus den Händen des Wesirs erhielt er den ihm vom Sultan verehrten Kaftan, den Säbel und den Reiherbusch. Mit der Annahme dieser Auszeichnungen stellte er sich ganz und gar unter den Schutz der Pforte, und was das Wichtigste war: er ging mit der Türkei einen förmlichen Vertrag ein, in welchem ihm die Herrschaft über Oberungarn mit fürstlicher Würde und unter der Schutzherrlichkeit des Sultans gegen eine jährliche Tributentrichtung zuerkannt wurde.

Indeß wurde dieser Vertrag noch nicht rechtskräftig abgeschlossen, sondern erst einer Vorberathung unterzogen, über die der Statthalter von Ofen an den Großwesir noch Bericht zu erstatten hatte. Auch Tököli war es willkommen, nicht alle Brücken, die ihn mit dem Hofe des Kaisers verbanden, abzubrechen. Er strebte um jene Zeit die Verbindung mit der mächtigen und reichen Helene Zrinyi an und führte nach der Rückkehr Saponaro's die Verhandlungen mit dem Kaiser zum Scheine fort, bis diese Heirath zur Thatsache geworden war. Nach der Rückkehr von Ofen erhielt sein hochstrebender Ehrgeiz denn auch wirklich die neue Befriedigung, daß der Kaiser ihm die Erlaubniß ertheilte, sich mit Helene Zrinyi verehelichen zu dürfen.

Am 14. Juli 1682 vermählte sich Tököli auf dem Bergschlosse Munkacz mit dieser heroischen Frau, der Witwe des ein Jahr früher verstorbenen Fürsten Franz Rakoczy, der Tochter des zu Wiener-Neustadt enthaupteten Banus von Croatien Peter Grafen Zrinyi.

Einige Wochen später, am 9. August, heirathete der Palatinus Graf Paul Eßterhazy zu Eisenstadt eine Schwester des Tököli. Der Eine zog seinen Säbel für den Sultan, der Andere für den Kaiser.

Daß es dem Tököli nicht darum zu thun war, sich mit der kaiserlichen Regierung auszusöhnen, und daß seine Annäherungsversuche nur

zu dem Zwecke geschahen, in den Besitz der geliebten Helene und ihrer großen Reichthümer zu gelangen, erhellt aus dem Umstande, daß zur Zeit seiner Vermählung auch der mit der Pforte abgeschlossene Vertrag in Wirksamkeit trat.

Dieses höchst wichtige Document trägt den Titel: „Vertragsurkunde, wodurch die Pforte den Grafen Emerich Tököli zu Käsmarkt zum lebenslänglichen Beherrscher von Oberungarn erklärt.“ Datirt war der Vertrag: „Constantinopel, Mitte Juli 1682.“

In eben diese Zeit fiel, wie gesagt, seine Vermählung, die er zu Munkacz vollzog. Die Urkunde ist in lateinischer Sprache abgefaßt und enthält in vierzehn Artikeln folgende Vereinbarungen, die wir hier auszugsweise wiedergeben:

I. Emerich Tököli, aus dem fürstlich Bethlen'schen Stamme entsprossen, soll demnächst zum Könige von Ungarn eingesetzt werden, und verpflichtet sich die ottomanische Pforte, für den Fall seines Todes, dessen Gemahlin Helene, Tochter des Grafen Zrinyi, in ihren Schutz zu nehmen, welcher Schutz nicht nur für ihre Person gelten, sondern auch auf ihre Güter ausgedehnt werden soll.

II. Nach dem Tode des Fürsten Tököli sollen die Ungarn freie Wahl haben, einen andern König zu erwählen, jedoch verpflichtet sein, dieses nicht ohne Vorwissen der ottomanischen Pforte zu thun.

III. Die alten Freiheiten, Privilegien und Gerechtigkeiten sollen dem ungarischen Volke ohne jeden Eintrag ungeschmälert erhalten bleiben; in ihrer freien Religionsübung soll nichts geändert werden.

IV. Die Türken verpflichten sich, den Ungarn in allen Fällen Beistand zu leisten und Unterstützung zu gewähren, wenn dieselben von ihren Feinden und Widersachern angegriffen werden.

V. Alle, welche sich unter die Botmäßigkeit des Tököli begeben und demselben treu bleiben, sollen von den Türken niemals angefochten werden; vielmehr sollen die Türken ihre Macht gebrauchen, die Widerspenstigen unter seine Gewalt zu bringen.

VI. Will der Großsultan ohne Wissen und Willen der Ungarn mit den Deutschen keinen Frieden schließen.

VII. Alle Festungen, Schlösser oder anderen Orte in Ungarn, welche die Türken in ihre Gewalt bekommen, sollen den Ungarn in demselben Stande unverändert überliefert werden.

VIII. Diejenigen Punkte des Friedensschlusses von Vasvar im Jahre 1664, welche die Ungarn betreffen, sollen auch jetzt noch von den Türken unverbrüchlich gehalten werden.

IX. Die Jesuiten, als die Zerstörer der allgemeinen Wohlfahrt und der Ruhe, sollen aus Ungarn gänzlich ausgerottet und vertrieben und in diesem Königreiche nimmermehr auf- und angenommen werden; auch Diejenigen, welche sich bemühen sollten, bei der ottomanischen Pforte eine Versöhnung mit den Jesuiten anzubahnen, sollen unablässig und ernstlich gestraft werden.

X. Weder der Tribut, noch die zu leistenden Frohndienste der gehuldigten Bauern sollen gesteigert werden; beide sollen vielmehr in dem dermaligen Stande unverändert bleiben.

XI. Die ungarischen Kaufleute und Handeltreibenden können im ganzen Bereiche der Türkei mit freiem Passe handeln und wandeln.

XII. Diejenigen von den ungarischen Ständen, welche die Verehrung an die ottomanische Pforte bringen oder sonst in gewissen Geschäften dahin reisen, sollen mit der gebührenden Ehrerbietung empfangen werden, wie es den Legaten, Residenten, Botschaftern anderer Mächte zukommt.

XIII. Der jährliche Tribut, auch Ehrengeschenk genannt, welchen Ungarn in der Höhe von 40.000 Reichsthalern schon geleistet hat, soll in dieser Höhe verbleiben, nimmermehr erhöht, aber auch nicht vermindert werden.

XIV. Bezüglich vorstehender Artikel verpflichtet sich der türkische Kaiser für sich und für seine Nachkommen, daß dieselben dem Fürsten Emerich Tököli und allen Ungarn aufrichtig und fest gehalten werden sollen, insofern die Ungarn nicht dawider handeln oder gegen obige Punkte Widerwärtigkeiten beginnen, und wird dieses mit einem zweifachen Eide bekräftigt.

Man muß wohl staunen, daß Tököli sich zu diesem Vertrage herbeiließ. Er und sein ganzer Anhang hatten seinerzeit unter ihren vielen Beschwerden auch die zur Sprache gebracht, daß man österreichischer-

seits Bestrebungen mache, ihr altes Recht der freien Königswahl umzustürzen und Ungarn in ein Erbkönigreich umzugestalten. — Nun wurde zwar in diesem Vertrage mit der Türkei im Artikel II die Bestimmung getroffen, daß nach dem Absterben des Fürsten Tököli die Ungarn einen neuen König wählen sollten, doch sollte dieses nicht ohne Vorwissen der ottomanischen Pforte geschehen. Wie dachten sie nun, unter dem Drucke dieser Bedingung ihr freies Wahlrecht zu behaupten?

Es war doch unbedingt anzunehmen, daß bei einer solchen Klausel im gegebenen Falle Sultan Mohamed IV., sowie dessen Nachfolger im Votiren die Ersten und auch die Letzten gewesen wären und die ungarischen Stände der Mühe, einen König zu ernennen, enthoben hätten. Hatte man nicht ein Beispiel an Siebenbürgen, dem nach dem Tode des Fürsten Rakoczy II. gleichfalls die freie Wahl überlassen und schließlich ein der Pforte genehmer Fürst aufgedrängt worden war?

In Wahrheit wollte man den Ungarn nur das Recht unverkürzt lassen, den Großwesir und den Wesir-Statthalter von Ofen reichlich zu beschenken und eine Persönlichkeit, die dem Großsultan und seinem Divan angenehm erschien und von diesem zum Fürsten anempfohlen würde, nachträglich in „freier Wahl“ anzuerkennen.

Auf welche Basis war denn der siebenbürgische, der walachische, der moldau'sche Fürstenstuhl gestützt? War die Existenz dieser Scheinfürsten nicht von dem Winke der mächtigen Pforte abhängig? Mußten dieselben nicht jedes von Constantinopel oder überhaupt von der Pforte einlangende Schreiben mit der Befürchtung eröffnen, daß ihnen darin ihre Absetzung verkündigt werde!? — Kostete es nicht mit Gold gespickte Gesandtschaften und Intercessionen, wenn der Sultan nur ein Wenig die Stirne runzelte? — Konnte unter der unruhigen, kriegssüchtigen Oberherrschaft wohl lange von einer Ruhe im Lande die Rede sein, und hätten die Ungarn nicht Armeen ins Feld stellen müssen, sobald es die hohe Pforte befohlen hätte?

Für eine Verbesserung der Lage und eine Sicherung der Freiheiten unter der türkischen Oberhoheit war somit wenig zu hoffen, und der Abschluß des Vertrages muß als eine gründliche Verblendung bezeichnet werden. Es war — um uns eines alten deutschen Gleichnisses zu

bedienen — als ob die Frösche sich unter die Obhut des Storches begeben hätten, um davon für ihre Freiheit zu profitiren.

Bei der Begegnung des Grafen Tököli mit Ibrahim Pascha, Statthalter von Ofen, im ersten Drittel des Monats Mai 1682 war, wie wir bereits andeuteten, ein Einfall in das von kaiserlichen Truppen beinahe ganz entblößte Ungarn vereinbart worden. Die Vermählung des Tököli aber, sowie die noch nicht vollendeten Vorbereitungen der Türken verzögerten die weiteren Unternehmungen. Im Juni begannen unter dem Vorwande, den Friedensvertrag zwischen dem Kaiser und der Pforte auf weitere zwanzig Jahre zu vermitteln, in Ofen zwischen Kunitz und dem Wesir-Statthalter neuerliche Scheinverhandlungen, in denen ganz unverschämte Forderungen an den Kaiser gerichtet wurden. Der Kaiser sollte Ungarn in den Stand setzen, wie es vor siebenundzwanzig Jahren war, dem Sultan einen jährlichen Tribut von 500.000 Gulden entrichten, die Festungen Leopoldstadt und Gutta schleifen, den Mißvergnügten alle Güter zurückgeben, unumschränkte Religionsfreiheit mit voller Verzeihung gewähren; in solchem Falle wäre die Pforte geneigt, den Eisenburger Frieden auf zwanzig Jahre zu verlängern; im Weigerungsfalle aber sollte es bei dem mit Tököli abgeschlossenen Vertrage sein Verbleiben haben.

Inzwischen wurde in Constantinopel der Ibrahim Pascha von Ofen zum Seraskier über die dem Tököli zu Hilfe geschickten Truppen ernannt, und seinem Befehle wurden der Statthalter von Bosnien, Abdurrahman Pascha, der Beglerbeg von Rumelien, Kutschuk Hassan Pascha, der Beglerbeg von Temesvar, Sidi Sade Mohamed Pascha, der von Erlau, Osman Pascha, der von Warad, Marologli Mohamed Pascha, der Sandgiak von Silistria und Nikopolis, der Generallieutenant der Janitscharen mit 18 Regimentern Janitscharen, die untersten zwei Rotten der Spahi und auch Michael Apafy unterstellt. Zum Sammelplatze war die Ebene bei Pest bestimmt, wohin auch der Kurutzenkönig mit seinen Truppen kommen sollte.

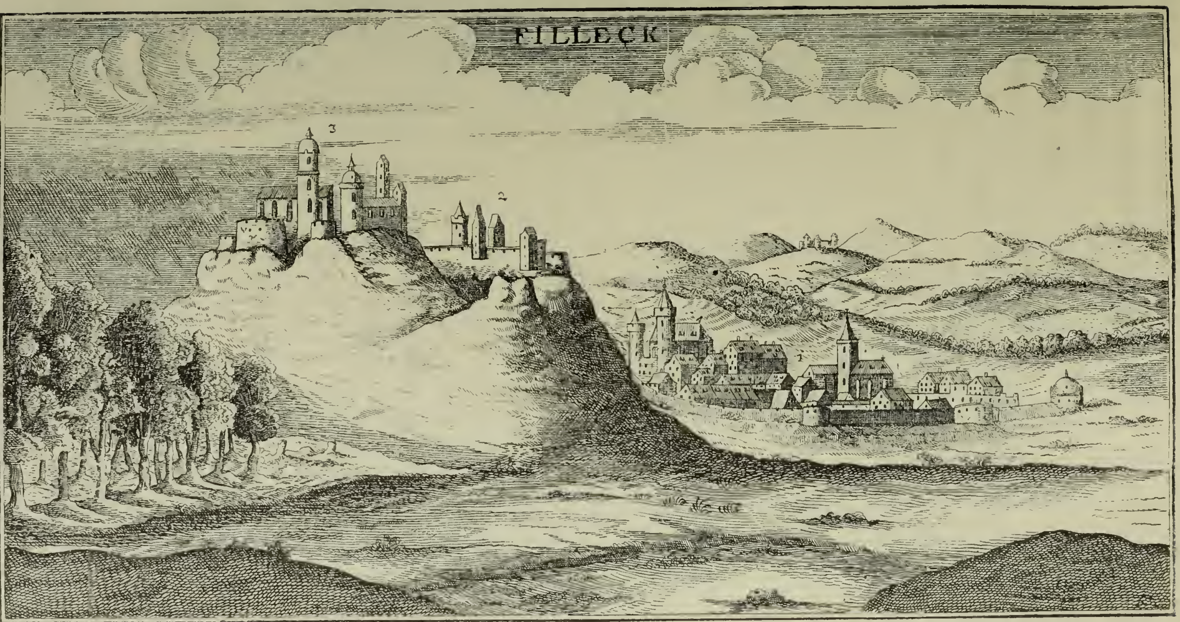
Der insgeheim geplante Sturm kam jedoch früher, als es die beiden Heerführer beabsichtigt hatten, zum Ausbruche. Der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Oberungarn, Graf Strassoldo, benahm sich ungemein intolerant und anmassend gegen die Evangelischen und erbitterte

durch Plackereien, Drohungen und Gewaltthätigkeiten aller Art die Malcontenten. Als er so weit ging, den Waffenstillstand nicht mehr zu achten, fühlte sich Tököli veranlaßt, aus seinem Lager bei Terebes aufzubrechen, und erschien plötzlich, anstatt nach Pest zu gehen, vor Kaschau, um sich nach einer mehrtägigen Beschießung dieses Platzes zu bemächtigen. Eperies, durch das Schicksal von Kaschau eingeschüchtert, ergab sich, ohne einen Schuß der Vertheidigung zu thun. Tököli hatte allerdings durch seinen Vertrag mit den Türken das von den Ungarn in ihn gesetzte Vertrauen geschmälert; aber dennoch blieb ihm ein bedeutender Anhang, mit dem er im Laufe des Juli 1682 noch Leutschau, Szatmar, und nachdem er sich mit Ibrahim Pascha vereinigt hatte, nach siebentägiger Beschießung auch das feste Bergschloß Fülek zur Uebergabe zwang. Dieser feste Platz, den Natur und Kunst zum Vorwall der ungarischen Bergstädte gemacht hatten, fiel trotz Stefan Kohary's unerschütterlicher Treue gegen den König in die Hände der vereinigten Armeen der Türken und der Rebellen. Das Flehen der Frauen und das Drohen der Besatzung erzwangen die Uebergabe.

Tököli hatte nun seine Aufrichtigkeit gegen die Pforte bewiesen. Dies und die Resultate der von ihm geleiteten und glücklich beendeten Unternehmungen brachten ihn an das Ziel seines Ehrgeizes. Bei Fülek, am Fuße des Felsenschlosses, rief Ibrahim Pascha im Beisein Apafy's und vieler ungarischer und siebenbürgischer Edelleute den Grafen Emerich Tököli im Namen des Sultans am 17. September 1682 zum Könige von Ungarn aus.

Der tapfere Vertheidiger des festen Bergschlosses Fülek, Stefan Kohary, nun Gefangener des neuen, durch die Barbaren den Ungarn aufgebürdeten Königs, sagte diesem ins Angesicht: „daß er des Vaterlandes Verräther, des ungarischen Namens Schandfleck, nunmehr ein verächtlicher Türkensklave sei“.

Nebst dem vom 10. August datirten großherrlichen Diplome, worin sich der Sultan auf einen vorausgegangenen Vertrag bezog und Tököli's Ernennung zum Könige von Mittelungarn aussprach, wurde dem neuen Fürsten auch Fahne und Roßschweif eingehändigt. Tököli entsagte zwar dem Königstitel, maßte sich aber jenen eines Fürsten und Gubernators



Fülek in Ober=Ungarn.

von Ungarn an und machte dadurch eine Aussöhnung mit dem Kaiser für immer unmöglich. Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl fielen ohne Widerstand in seine Hände. Um den trügerischen Schein der Friedensliebe hervorzurufen, ging Tököli bereitwilligst auf einen sechsmonatlichen Waffenstillstand, um den der Kaiser ansuchte, ein. Jedoch stand der Entschluß bei ihm fest, die Waffen wieder zu ergreifen, sobald der günstige Zeitpunkt herangerückt sei. Daß dieser von ihm gewünschte Moment nicht mehr ferne sei, wußte er ganz gut; denn zur Zeit, als er sich mit Ibrahim Pascha auf der Ebene nächst Pest vereinigte, wurden die Roßschweife zu Daudpascha als Zeichen des Krieges in Constantinopel ausgesteckt. Um eben diese Zeit wurde das Königsdiplom für Tököli ausgefertigt und der den Frieden vermittelnde Internuntius nur mit leeren Worten hingehalten.

Die Annäherung des türkischen Heeres, die eigene bedeutende Truppenmacht und die errungenen glücklichen Erfolge steigerten den Stolz Tököli's auf das Höchste. Er drohte Allen, welche auf dem von ihm im Spätherbste 1682 nach Kaschau einberufenen Landtage nicht erscheinen sollten, mit der Strafe des Hängens und Spießens, confiscirte die kaiserlichen Güter in dem beinahe ganz in seine Gewalt gelangten Oberungarn und gebot allen katholischen Geistlichen und Ordenspersonen, binnen 24 Stunden die Kirchen zu räumen und das Land zu verlassen. Auch ließ er eigene Münzen schlagen, auf deren Vorderseite sich sein Bildniß mit der Umschrift: „Emericus Comes Tököli in Kacsmarky, Dux Hungariae“, und auf deren Rückseite sich eine Hand mit blankem Schwerte und die Inschrift: „Pro Deo et Patria“ befand.

Wie wir schon früher mittheilten, wurde Tököli vielfach auch von französischer Seite unterstützt. In seinem Lager befanden sich mehrere französische Offiziere und Ingenieure. Ludwig XIV. scheute eben kein Mittel, wodurch er seiner maßlosen Eifersucht gegen Habsburgs Größe Genüge thun zu können glaubte. In seinem blinden Hasse dachte er gar nicht an die unvermeidlichen Folgen solcher Politik, an die auf diese Weise nahegerückte Gefahr, daß die Türken das christliche Abendland überschwemmten.

Diesen fortdrängenden Ereignissen gegenüber hatte man auf Seiten des kaiserlichen Hofes nur zu lange gezaudert und gezögert. Schon an

anderer Stelle wurde erwähnt, daß der Internuntius Graf Caprara gleichzeitig mit Saponaro den Hof verlassen und nach Constantinopel gehen sollte, um daselbst über die Verlängerung des Waffenstillstandes von Vasvar zu verhandeln. Die Verschiebung dieser im Juli 1681 beschlossenen Maßregel bis zum 4. Februar 1682 schadete den Interessen des Kaisers nicht weniger als die unschlüssige Zurückhaltung Saponaro's, der Antwort auf die von Tököli mitgegebenen Friedensbedingungen bringen sollte. Dazu kam noch die Langsamkeit in der Reise des Internuntius, die über drei Monate dauerte, gerade jene kostbaren drei Monate, während welcher der Divan, der französische Botschafter und der Abgesandte Tököli's auf dem politischen Felde die größte Thätigkeit und Kraft entwickelten. Die Folge davon war, daß der Internuntius unterhalb Belgrads mit dem bereits aus Constantinopel zurückkehrenden Abgesandten Tököli's zusammentraf, daß er somit die Unterhandlungen erst zu einer Zeit eröffnen konnte, da die Pforte Tököli's Erhebung bereits unwiderruflich beschlossen hatte. Während er unterhandelte, ging ein Ferman des Sultans ab, der Ibrahim Pascha, Apafy und Tököli zur Vereinigung ihrer Truppen aufforderte, wurden zu Daudpascha die Roßschweife gegen Ungarn ausgesteckt, wurde Tököli zum Fürsten ernannt und drangen endlich die Türken und Rebellen siegreich bis an die Eipel vor.

Obgleich schon Anfangs December 1682 ein Theil der Dienerschaft des Grafen Caprara in Wien eintraf und mit diesem die Nachricht von den ungeheuren Rüstungen der Türken, welche die größte Bestürzung verbreitete, obgleich überdies die aus Ungarn eingetroffenen Berichte ebenfalls höchst ungünstig lauteten, trug man sich in Wien noch immer mit der Hoffnung, daß die Sendung Saponaro's einen Vergleich mit Tököli herbeiführen werde. Die Verhandlungen wurden noch im Jänner 1683 fortgesetzt. Tököli drängte um diese Zeit alle seine Forderungen in eine einzige und letzte zusammen. Er verlangte, daß man ihm dasselbe zugestehe, was seinerzeit den Fürsten von Siebenbürgen, dem Bethlen Gabor und den beiden Rakoczy, eingeräumt worden war, nämlich, daß man ihn zum Reichsfürsten erkläre und ihm fünf Gespannschaften jenseits der Theiß überlasse. Bisher war es Tököli gewesen, der alle Friedensvorschläge abgelehnt oder vielmehr hochmüthig abgewiesen hatte; jetzt

mußte Hocher (kurz vor seinem Tode, der am 1. März 1683 erfolgte) sich entschließen, seinerseits diese letzte Forderung Tököli's, die als Friedensbedingung gestellt wurde, rundweg abzuschlagen. Tököli warf daraufhin die Maske vollends ab: vor aller Welt erklärte er sich als Generalissimus des türkischen Sultans. In Ofen empfing man ihn mit königlichem Pompe und proclamirte das Königreich Ungarn als der Pforte unterthänig. Von Ofen zog der Kurutzenkönig (so wurde Tököli von den Türken genannt) mit seiner Armee, die, durch 12.000 Tataren, 13.000 Janitscharen und 2000 Spahis unterstützt, eine Stärke von 60.000 Mann erreichte, dem großen türkischen Heere entgegen, daß sich in Eilmärschen der österreichischen Grenze näherte.

So zogen sich abermals furchtbare Ungewitter über Oesterreich zusammen, denn außer Tököli und den Türken brachen auch die Franzosen los. König Ludwig XIV., der es im Divan durchgesetzt hatte, daß der Großwesir Kara Mustapha in Ungarn einbrach, gedachte nun selbst von Westen her auf dem Wege durch die spanischen Niederlande ins Reich einzudringen.

Es war nicht das erste Mal, daß sich der allerchristlichste König mit dem Erbfeinde der Christenheit gegen das heilige römische Reich deutscher Nation zum Kriege verbündete. Schon mehr als 150 Jahre vorher, im Jahre 1529, hatte Seine allerchristlichste Majestät Franz I. von Frankreich — ungeachtet der gleichzeitigen Allianz mit dem Papste — mit dem Großtürken Sultan Suleiman ein Bündniß geschlossen. Alle Kriege, welche unter Leopolds Herrschaft entstanden, wurzelten theils in Frankreichs Absichten auf die spanische Monarchie, deren Herrscherstamm entschieden dahinwelkte und dem Erlöschen nahe schien, theils in der drohenden Nähe der Türken und deren Verhältniß zu Ungarn.

Vor Allem aber war es Ludwig XIV., der damals die europäische Situation beherrschte. Er fand in dem unbändigen Trotze der Ungarn, in der gefahrdrohenden Nähe der Türken an der österreichischen Grenze, eine mächtige Handhabe zur Erreichung seiner ehrgeizigen Pläne, ein fruchtbares Feld, um seine Ländergier zu sättigen. Je mehr die Aufmerksamkeit der Wiener Regierung und die Entfaltung der Wehrkraft

sich nach Osten hin bethätigen mußte, um so freiere Hand blieb ihm selbst am Rheine und in den Niederlanden.

Frankreich hatte seit Entstehung der Unruhen in Ungarn eine rührige Thätigkeit entfaltet, dem Wiener Hofe großen Schaden durch beständige Aufreizung der Pforte und der ungarischen Mißvergnügten bereitet und die Letzteren durch Unterstützung mit Geld, Offizieren und Kriegsmaterial in ihrem Widerstande bestärkt. Jetzt war die Frucht jahrelanger gehässiger Bemühungen gereift. Der Kriege mit Polen und Rußland entledigt, trat die Pforte mit ihren aggressiven Plänen offen hervor. Mit voller Macht wandte sie sich nach Ungarn, um dieses Land Oesterreich vollends zu entreißen.

Sechstes Capitel.

Ueber die diplomatische Vertretung Oesterreichs bei der Pforte. — Episoden, betreffend die Behandlung der europäischen Gesandtschaften bei der Pforte. — Die Gesandtschaftsreise des Grafen Albert Caprara nach Constantinopel behufs Erneuerung des Friedensvertrages von Vasvar. — Erlebnisse dieser Gesandtschaft in der Türkei und während des Marsches mit dem Heere des Großwesirs.

In Constantinopel besorgten seit den Zeiten Ferdinand I. Residenten die diplomatischen Angelegenheiten des Kaiserhofes. Unter Leopold I. fungirte in dieser Eigenschaft zuerst Hofkriegsrath Simon Renninger, der von 1650—1666 das kaiserliche Interesse bei der Pforte vertrat. Renninger war es, welcher im Kriege 1664 dem Großwesir Achmed Köprili ins Feld folgen mußte, und der unmittelbar nach dem großen Siege über die Türken, den Graf Raimund Montecuculi am 1. August 1664 bei Szent-Gotthard erfocht, den fatalen Frieden zu Vasvar abschloß.

Nach Renninger, der im Jahre 1668 starb, finden wir als kaiserlichen Residenten in Constantinopel einen Herrn von Casanova, der bis 1672 amtirte, und dem ein Herr von Kindsberg in dieser Function folgte. Den Bemühungen dieses Mannes war es vornehmlich zu verdanken, daß 1673 die rebellischen Ungarn von der Pforte abgewiesen wurden. Er führte mit Erfolg Klage wegen des Beistandes, den der Pascha von Waradein den Rebellen geleistet hatte. Ebenso war es sein Verdienst, daß die Abgesandten der Mißvergnügten: Nicolaus Forgacs, Paul Szepessi, Gabriel Kende, Ladislaus Kubinyi u. A. m. beim Großwesir kein Gehör fanden. Er starb im Jahre 1678 an der Pest, oder an hitzigem Fieber, oder vielleicht auch — an Gift, was uns am wahrscheinlichsten dünkt.

Fünf Jahre vorher hatte der kaiserliche Hof durch den Tod des Panajotti Nicussi eine Stütze in Constantinopel verloren. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hatte dieser kluge Mann als Dolmetsch der kaiserlichen Gesandtschaft vorzügliche Dienste geleistet. Er war auch derjenige, welcher die ersten Andeutungen über die Nadasdy-Zrinyi'sche Verschwörung gab und viel dazu beitrug, daß die Anträge der ungarischen Rebellen von der Pforte lange nicht beachtet wurden. Die Ungarn jubelten, als er im Jahre 1673 starb.

Panajotti war nicht allein ein weitblickender Staatsmann und gewandter Unterhändler, sondern auch ein ehrlicher Charakter, mithin im Besitze von seltenen Eigenschaften, welche den Verlust um so empfindlicher machten. Sein Nachfolger wurde Marco Antonio Mamucca de la Torre.

Im Jahre 1678 übernahm den Residentschaftsposten der Hofkriegsrath Hoffmann. Den Anstrengungen, die dieser Mann machte, eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu erlangen, wurde schon im September 1679 durch seinen Tod ein Ziel gesetzt. Dessen Nachfolger hieß Johann Terlingo d'Guzmann. Nachdem auch dieser — im April 1680 — plötzlich wie sein Vorgänger gestorben war, übernahm der ehemalige Generalconsul der levantischen Handelscompagnie, Herr von Kunitz, den schwierigen und auch gefährlichen Posten. Auch dieser setzte, wie wir wissen, die Bemühungen um Friedenserneuerung auf das Eifrigste fort.

Außer dem Residenten, der die regelmäßige Vertretung innehatte, waren im Interesse der Regierung Gesandtschaften, die bei außergewöhnlichen Veranlassungen abgeschickt wurden, thätig. In wichtigen Fällen wurden von beiden Höfen Großbotschaften oder auch außerordentliche Envoyés und Couriere entsendet. Von österreichischer Seite wurden zu solchen Missionen hohe Beamte des Hofkriegsrathes — der Behörde, welche ausschließlich die Geschäfte mit der Pforte führte — verwendet. Die Pforte schickte Agas und sogenannte Chiaus (Tschausch *).

*) Tschausch ist eine Art Hofwürde, welche in der osmanischen Staatsverwaltung eine große Rolle spielte. Die Tschausche wurden als Staatsboten, Commissäre, ja selbst als Gesandte verwendet, auch wurden sie den Heerführern als kaiserliche Commissäre beigegeben, um über deren Thun und Lassen zu wachen und an die Pforte zu berichten.



Sultan Mohamed IV.,

geboren 1642. entthront 1687. gestorben 1692.

Die Letzteren stellten sich — theils von Constantinopel, theils vom Wesir von Buda (Ofen) entsendet — sehr häufig ein. Die Gelegenheit war entweder eine ceremonielle, z. B. der Amtsantritt eines neuen Wesirs in Ofen, oder eine geschäftliche, z. B. Unterhandlungen über Grenzstreitigkeiten oder über Reclamationen wegen der unbändigen „streifenden" Ungarn.

In den Wiener Hofberichten der „Frankfurter Relationen" aus der Zeit vom Vasvarer Frieden bis zum großen Kriegszuge Kara Mustapha's finden wir sehr oft die Meldung, daß ein Tschausch angelangt, vom Hofkriegsraths-Präsidenten empfangen, stattlich honorirt und beim Abschiede aus den Mitteln des Kriegszahlamtes mit einem silbernen Pokal, einer Uhr, einem Stücke rothen oder blauen Tuches regalirt worden sei. Es scheint fast so, als wären diese kleinen türkischen Gesandten nur darum so häufig gekommen, weil für sie regelmäßig „diplomatische Geschenke" abfielen, die sie als eine Art schuldigen Tributs entgegennahmen.

Die außerordentlichen Gesandtschaften an den Großtürken verschlangen riesige Summen. Der Gesandte hatte ein großes Gefolge, das insgesammt in reiche türkische Tracht gekleidet sein mußte, und entfaltete überhaupt äußeren Pomp. Dazu kam der Aufwand für die Geschenke, die dem Sultan, dessen Frauen und sämmtlichen Würdenträgern der Pforte mitgebracht werden mußten. Fehlten diese Geschenke oder entsprachen dieselben nicht den Erwartungen des Sultans und seiner Umgebung, so war der Empfang einer solchen Ambassade ganz und gar in Frage gestellt.

Als im Jahre 1665 nach dem Siege von Szent-Gotthardt, der doch den Muselmanen einen heilsamen Respect vor den Christen beigebracht hatte, der Graf Walter Leslie als Großbotschafter nach Constantinopel ging, überbrachte er Geschenke im Werthe von 200.000 Gulden, wie dies im Friedenstractate ausbedungen worden war. Im Ganzen erforderte die Ambassade einen Aufwand von einer Million, eine riesige Summe, wenn man den damaligen Werth des Geldes im Auge behält und sich der geringen Vortheile des ganzen Unternehmens erinnert. Freilich ließ es die Pforte an Gegenleistungen nicht fehlen. Graf Leslie wurde durch die Munificenz des Sultans geradezu reich, zwar nicht

direct durch die Geschenke des Sultans, wohl aber dadurch, daß die Pforte für jeden Kopf des Personales, das zur Gesandtschaft gehörte, vom Eintritte in das türkische Gebiet bis zum Wiederaustritte vier Dukaten täglich ausbezahlte, was bei einer Anwesenheit von etwa 300 Tagen eine erkleckliche Summe ausmachte.

Die Gesandtschaften wurden in der Regel gegenseitig geschickt, und es bestand die Gepflogenheit, dieselben an der damaligen Grenze zwischen Gran und Comorn, unter Beobachtung eines strengen Ceremoniells, auszuwechseln. Während der türkische Gesandte in solchem Falle mit ungeheurer Anmaßung auftrat, von kaiserlicher Seite mit Rücksicht und Aufmerksamkeit empfangen wurde und alle möglichen Freiheiten zugestanden erhielt, damit nur ja nicht des Türken Unwille erregt werde, waren die kaiserlichen Gesandten in dem Momente, in dem sie den türkischen Boden betraten, der persönlichen Freiheit verlustig und wurden sammt ihrem Gefolge wie Gefangene und zuweilen auch ungeziemend und ganz und gar unwürdig behandelt. Derlei Gesandtschaften galten denn auch auf österreichischer Seite als sehr mißliche, demüthigende und gefährliche Missionen. Das mächtige Haus Habsburg selbst, dessen Vertreter so übel behandelt wurden, spielte dabei die traurige Rolle des Unterdrückten.

Unter Kaiser Leopold wurde das Amt der sogenannten „Internuntien“, eine Mittelstellung zwischen Gesandten und Residenten, eingeführt. Man ernannte um diese Zeit keine außerordentlichen Großbotschafter mehr, um die Rangstreitigkeiten mit dem ordentlichen Großbotschafter des Königs von Frankreich, des Alliirten der Pforte, zu vermeiden. Die französischen Botschafter verlangten nämlich mit Berufung darauf, daß die kaiserlichen Gesandten nur außerordentliche Botschafter seien, den Vorrang für sich. In der Eigenschaft eines solchen kaiserlichen Internuntius ging im Jahre 1682 der General Graf Albert Caprara mit dem Auftrage an die Pforte ab, mit allen Mitteln der Beredsamkeit dahin zu wirken, daß der Vasvarer Friedensvertrag, von dessen Giltigkeitsfrist bereits achtzehn Jahre verflossen waren, erneuert und ein Krieg abgewendet werde.

Der Kaiser, der diesen drohenden Krieg mit den Türken für noch verderblicher hielt als den eben beendeten französischen, versprach sich

von der Mission des Grafen Caprara einen sehr günstigen Erfolg; er hoffte noch immer den Sturm, der bald darauf — im Jahre 1683 — losbrechen sollte, beschwören zu können.

Bevor wir berichten, wie diese Hoffnungen vereitelt wurden und von der wichtigen Gesandtschaftsreise Caprara's ein Bild zu entwerfen suchen, wollen wir die Behandlung, welche fremde Gesandte überhaupt, insbesondere aber die kaiserlichen von Seiten der Pforte erfuhren, durch einige geschichtliche Episoden beleuchten. Der Leser kann daraus einen Schluß ziehen, in welchem Ansehen um jene Zeit das heilige römische Reich, ja die europäischen Mächte überhaupt, bei der Pforte standen.

Zwischen Oesterreich und der Türkei wurde der erste Friede im Jahre 1533 durch die Gesandten der Kaiser Karl V. und Ferdinand I., die Brüder Hieronymus und Vespasianus von Zara, mit Ibrahim Pascha, dem Großwesir des Suleiman II., abgeschlossen. Dieser Friede konnte österreichischerseits nur durch bedeutende Opfer und viele Demüthigungen erkauft werden. Die sieben Verhandlungen, welche die kaiserlichen und königlichen Botschafter mit dem Großwesir hatten, enthalten köstliche Beiträge zur Geschichte der damaligen Diplomatie. Sehr charakteristische Aeußerungen, die der großsprecherische, hochmüthige, schlaue und allmächtige Großwesir Ibrahim in den Conferenzen fallen ließ, sind uns wörtlich erhalten geblieben.

Als der Gesandte Ferdinands den Sultan im Namen seines Herrn „wie ein Sohn den Vater“ und den Ibrahim „wie ein Bruder den Bruder“ begrüßt hatte, erwiderte der Großwesir: Ferdinand thue wohl daran, eines so großen Kaisers Freundschaft zu suchen, sonst möchte er doppelten Schaden erleiden. Um seine Allmacht und den Einfluß, den er auf den Sultan ausübe, klar zu machen, fuhr er fort: Er habe gestern noch tausend Saumthierlasten von Aspern, d. i. zwei Millionen Dukaten aus dem Schatze genommen, um Heer und Flotte zum Zuge nach Italien auszurüsten. 50.000 Tataren seien genug, um die Welt zu verwüsten. Er regiere das große Reich; was er thue, sei gethan, denn alle Macht sei bei ihm; er verleihe die Aemter, er vergebe die Länder, was er gebe, sei gegeben, was er nicht gebe, sei nicht verliehen. — Wenn

auch der große Kaiser etwas geben wolle oder gegeben habe, so habe es keinen Erfolg, wenn es ihm, dem Großwesir, nicht beliebe, denn Alles liege in seinen Händen, Krieg, Friede, Reichthum und Macht; dies sage er den Gesandten, damit sie Muth fassen und frei sprechen mögen.

Als ihm das Empfehlungsschreiben Karl V. mit dem großen kaiserlichen Siegel übergeben wurde, stand er auf, küßte es und sagte: „Das ist ein großer Herr, den wir ehren müssen. Wenn Karl aufrichtig Frieden will, wird mein Kaiser denselben nicht verweigern, er wird dieses Schreiben lesen! Auch mein Herr hat zwei Insiegel, deren eines er selbst trägt, und deren anderes ich führe; denn er will, daß kein Unterschied sei zwischen ihm und mir. Dieselben Kleider, die er für sich machen läßt, läßt er auch für mich machen. Ungarn hat mein Kaiser dem König Johann Zapolya gegeben, dem es nicht entrissen werden kann. Auf die Ländereien und Mitgift der Königin Maria *) wird er Bedacht nehmen; hätte sie nur eine Stunde länger in Ofen verweilt, wäre sie in meine Hände gefallen und dann von meinem Herrn ehrenvoll als Schwester behandelt worden."

In einer andern Conferenz begann er sich noch übermüthiger über seine Allmacht auszulassen: „Was ich thue, ist gethan; ich kann aus einem Stallknecht einen Pascha machen, ich kann Länder und Reiche vergeben, wenn ich will, ohne daß mein Herr nur etwas darüber sagt. Wenn er auch etwas befiehlt und ich will es nicht, geschieht es nimmer, und wenn ich etwas befehle und er befiehlt das Gegentheil, so geschieht mein und nicht sein Befehl. Krieg und Friede ist in meiner Hand, ich vertheile die Schätze. Er ist nicht besser gekleidet als ich, sondern gleich mit mir; von meinem Vermögen gebe ich nichts aus, denn er bestreitet alle meine Bedürfnisse. Seine Reiche, Länder, Schätze, Großes und Kleines ist mir allein anvertraut, und ich kann damit machen, was ich will. Sobald er den Thron bestieg, sandte er nach Ungarn, seines Vaters Tod zu verkünden, in der Erwartung, die Ungarn würden nach dem Brauche guter Nachbarn einen Botschafter schicken, ihn zu bedauern und ihm Glück zu wünschen. Sie aber fingen den Boten und warfen ihn in

*) Witwe des bei Mohacz gefallenen Königs Ludwig von Ungarn.

den Kerker. Er sandte dann einen zweiten Tschausch, den sie ebenfalls abfingen; das erbitterte sehr des großen Kaisers Gemüth. Hierauf wurde der König von Frankreich gefangen; da schrieb dessen Mutter an den Padischah die folgenden Worte: „„Mein Sohn, der König von Frankreich, ist von Karl, Spaniens König, gefangen worden; ich hoffte, er werde ihn großmüthig entlassen, das aber hat er nicht gethan, sondern ungerecht an ihm gehandelt. Ich nehme meine Zuflucht zu Dir, großer Kaiser, daß Du deine Großmuth zeigest und meinen Sohn erlösen mögest."" Der Padischah, bewegt und erzürnt auf Karl, dachte, wie er am besten der Flehenden Hilfe gewähren möchte. Die unwürdige Behandlung, welche seine Botschafter in Ungarn erlitten hatten, reizte ihn um so mehr auf, dahin zu ziehen, da König Ludwigs Gemahlin Kaiser Karls Schwester ist. König Ludwig kam ihm entgegen, und sie maßen sich Beide in ihren Ansprüchen auf das Reich und den Thron, und zwar mit dem Säbel in der Hand. Der türkische Säbel behielt Recht; ich entwand das Reich den Händen der Ungarn. Ich habe die Ungarn besiegt, denn der Padischah war in jener Schlacht zu Mohacz gar nicht zugegen" u. s. w.

Nach einigen Hin- und Herreden ging er auf den eigentlichen Gegenstand der Conferenz, nämlich auf Kaiser Karls Schreiben über. „Dieses Schreiben," sagte er, „ist von keinem klugen und gemäßigten Fürsten erlassen, mit Hochmuth zählt er seine Titel auf, und auch solche, die ihm nicht gebühren. Wie wagt er es denn, sich König von Jerusalem zu schreiben? Weiß er denn nicht, daß der große Kaiser Herr von Jerusalem ist und nicht Kaiser Karl? Will er meinem Herrn seine Länder entreißen oder ihn auf diese Weise verachten? Ich habe wohl gehört, daß große christliche Herren Jerusalem in Bettlerkleidern besuchen; glaubt Karl, wenn er so als Bettler dahin pilgert, deshalb König von Jerusalem zu sein? Ich werde verbieten, daß ein Christ fernerhin dahin komme."

Der Gesandte suchte den Titel, so weit und so gut er konnte, durch den üblichen Kanzleistyl zu rechtfertigen. Sodann fuhr Ibrahim fort: „Weiters setzt Karl seinen Bruder Ferdinand und meinen Herrn, den großen Kaiser, in dieselbe Linie. Er hat Recht, seinen Bruder zu lieben,

aber meinen Herrn darf er dadurch nicht verächtlich machen, daß er seinen Bruder ihm gleichsetzt. Mein Herr hat viele Sandschake, die mächtiger sind als Ferdinand, die mehr Land und Leute haben als er. Kaiser Karl hätte sich schämen sollen, also zu schreiben.

„Wenn Karl mit uns Frieden macht, wird er erst Kaiser sein, denn wir werden machen, daß ihn als solchen die Könige von Frankreich, England, der Papst und die Protestanten anerkennen“ 2c. 2c. Er schloß damit, daß er dieses unanständige Schreiben Karls seinem Herrn gar nicht zeigen könne, um ihn nicht zu erzürnen, und daß Karl, wenn er Frieden wünsche, selbst einen Botschafter senden solle. Indessen wurde eine dreimonatliche Waffenruhe gewährt.

In der letzten Audienz beim Sultan mußte der Gesandte folgende ihm von Ibrahim in den Mund gelegte Worte sprechen: „König Ferdinand, Dein Sohn, hält all' Dein Hab und Gut für das seinige, und Alles das seinige, weil Du sein Vater bist, für das deinige. Er wußte nicht, daß Du das Königreich Ungarn für Dich behalten wolltest, sonst hätte er nie darin Krieg geführt. Da Du aber, sein Vater, es zu haben wünschest, so wünscht er Dir Glück dazu und Gesundheit, indem er nicht zweifelt, daß Du als sein Vater ihm zu diesem Reiche und anderen verhelfen wirst.“ Dann mußte dem Großwesir der Dank ausgesprochen werden, daß er als König Ferdinands Bruder sich die Angelegenheiten des Bruders so angelegen sein lasse.

Der Padischah ließ der Gesandtschaft durch den Großwesir Ibrahim folgenden Bescheid aussprechen: Der Padischah gewährt euch den Frieden; er gibt euch denselben nicht auf 7, oder 25 oder 100, sondern auf 200, 300 Jahre oder ewige Zeiten, wenn ihr denselben nicht brecht. Der Padischah wird sich gegen König Ferdinand als seinen Sohn benehmen; des Padischahs Länder und Leute sind seines Sohnes Ferdinands, und die Ferdinands seines Vaters. Der Königin Maria gibt der Padischah ihr Heiratsgut und was sie in Ungarn besessen hat.

Der Gesandte küßte im Namen der Königin Maria dankend die Hand des Sultans. Hierauf fuhr Ibrahim in Gegenwart des Sultans fort: „Was König Ferdinand mit König Johann (Zapolya) verhandeln wird, soll vom großen Kaiser und von mir bestätigt und gutgeheißen



SOLIIMAN II.
Türckischer Kayser.

Sultan Soliman II.,

gestorben 1566

werden; mein Sklave Gritti *) wird hiezu bevollmächtigt. Der große Kaiser wird Freund der Freunde, Feind der Feinde seines Sohnes, des Königs Ferdinand sein; will Kaiser Karl gleichen Frieden, so sende er eine Botschaft an die hohe Pforte."

Die Botschafter baten um Einsicht in das Original der Friedensurkunde oder um Mittheilung einer Abschrift. „Das ist nicht herkömmlich," antwortete Ibrahim; „Gritti wird Euch die Mächte nennen, die wir in den Frieden einbegriffen und von König Ferdinand freundschaftlich behandelt wissen wollen."

Erst drei Wochen darauf erhielten die Gesandten ein Schreiben an König Ferdinand und an Kaiser Karl. In der Formel von der Gütergemeinschaft zwischen dem Vater und dem Sohne wurde von Suleimans Seite die Usurpation Ungarns, durch den Titel der Blutsverwandtschaft die Gleichstellung des Großwesirs mit Ferdinand als des Bruders mit dem Bruder beschönigt. Mit so viel Aufopferung und so viel Demüthigung hat Oesterreich den ersten Frieden mit den Türken erkauft.

Als im Jahre 1617 der österreichische Botschafter Herr von Czernin, nach Erneuerung des Sivatoraker Friedensschlusses mit seinem Gefolge auf der Rückreise begriffen, in Ofen übernachtete, wurde die ganze Gesandtschaft unter dem Vorwande, daß ein türkisches Mädchen auszuliefern sei, mißhandelt, geprügelt, ausgeraubt und ins Gefängniß geworfen. Czernin wurde erst durch die Intervention des Kaisers frei. Man gestattete ihm endlich, die Reise fortsetzen zu können, nicht ohne vorher die Auslieferung dreier von Czernin gekaufter Mädchen, einer Türkin und zweier Mohrinnen, erwirkt zu haben.

Derselbe Czernin, damals Freiherr, ging im Jahre 1643 wieder als Großbotschafter nach Constantinopel. Der zur Audienz bestimmte Tag war regnerisch, Czernin weigerte sich daher anfangs, zur Audienz zu gehen, zumal da die mitgebrachten Geschenke für den Sultan durch das ungünstige Wetter an Ansehen verlieren könnten. Auf das wiederholte Drängen des ungestümen Tschauschbaschi antwortete Freiherr von Czernin mit den Worten: „Sey es denn! Ihr braucht mich nicht so zu drängen." —

*) Gritti war Bevollmächtigter des Königs Johann Zapolya bei der Pforte.

Da nahm der älteste Tschausch das Wort: „Der Padischah wartet schon lange; sollte er noch länger harren müssen, so wäre des Botschafters Heil gefährdet; deswegen treiben wir ihn aus Besorgniß für ihn selbst.“

Der Sultan fuhr den Botschafter mit heftigen Worten an; er schalt dessen langes Ausbleiben, und zwar, wie er hinzufügte, nicht das stundenlange, sondern das jahrelange, so daß der Vorwurf zugleich direct dem Kaiser galt. „Was soll dies sein,“ rief er aus, „daß ihr so lange ausgeblieben? — Weiß Euer Kaiser nicht, daß ich schon seit fünf Jahren Herr des Thrones bin? Dies heißt nicht Freundschaft! Habt Ihr auch Vollmacht zu unterhandeln?“

Die einführenden Kämmerer maßen ihr Benehmen nach Sultan Ibrahims Worten ab; sie faßten den Botschafter fest an, beugten ihn gewaltsam zur Erde und rissen ihn so heftig herum, daß ihm ein kostbarer Diamantring vom Finger fiel. Der Ring wurde ihm am andern Tage durch einen Hofdiener zurückgebracht, und bei diesem Hofdiener brachte der Freiherr von Czernin die Klage über die ungebührliche Behandlung an. In der nächsten Audienz wurde er dann anständiger, sogar mit einer gewissen Aufmerksamkeit behandelt.

Der französische Botschafter de la Haye zog sich im Jahre 1658 die Ungnade des Großwesirs zu. Er verweigerte nämlich den Schlüssel zu einer chiffrirten Correspondenz, die er mit dem venetianischen Gesandten geführt hatte und die in die Hände des Wesirs gefallen war. Die Folge war, daß er sammt seinem Sohne von dazu bestellten Tschauschen geprügelt und dann in einen Thurm des Stadtwalles von Adrianopel gesperrt wurde. Bei diesen Proceduren ging man mit so viehischer Rohheit zu Werke, daß dem jüngren Mr. de la Haye die Zähne eingeschlagen wurden. Ludwig XIV. sandte seinen Gesandten Blondel von Berlin an die Pforte, um Genugthuung zu verlangen. Köprili empfing denselben, bot ihm einen Stuhl ohne Lehne an, verweigerte aber eine Audienz bei dem Sultan. Blondel machte geltend, daß das Briefgeheimniß gewahrt werden müsse, und der Großherr im fraglichen Falle höchstens berechtigt war, die Abberufung des Botschafters zu verlangen. „So werde er denn abberufen,“ erwiderte der Großwesir, „wir werden nicht mehr mit ihm verhandeln.“

Das Schreiben an den Sultan, in welchem der König als Genugthuung Köprili's Absetzung verlangte, wagte Blondel natürlich nicht dem Großwesir zu übergeben, und da er Niemanden fand, der den Muth hatte, den Brief dem Padischah zu überreichen, so begnügte er sich damit, daß der Botschafter und dessen Sohn in Freiheit gesetzt wurden und die Erlaubniß erhielten, abzureisen. Sie wurden indeß vor ihrer Abreise zum zweiten Male festgenommen und konnten nur durch Geld ihre definitive Freiheit erkaufen.

Im Jahre 1663 ging Baron von Goes in einer außerordentlichen Sendung nach Constantinopel, um des Friedens wegen zu unterhandeln. Von diesem Baron Goes heißt es in den „Frankfurter Relationen": „Wie hart und strenge dieser Herr mit seinen Leuten während der Gesandtschaft vom Großtürken behandelt worden sein soll, davon wäre viel zu schreiben; wiederholt fuhren ihn die Janitscharen während der Mahlzeit mit rauhen Worten an, schafften ihn gewaltsam aus dem Hause und bedrohten ihn mit Nasen- und Ohrenabschneiden, Gurgelabstechen, mit Niedersäbeln und mit dem ewigen Gefängniß."

Kurz nach der Abreise des kaiserlichen Botschafters Leslie kam der französische, Mr. de la Haye-Vantelet, derselbe, den Mohamed Köprili bereits hatte prügeln lassen, auf dem Kriegsschiffe „Cäsar" zu Constantinopel an. Er forderte einen gleichen Empfang, wie er dem kaiserlichen und englischen Botschafter zu Theil geworden war. Der Großwesir Achmed Köprili, der seinem Vater im Amte gefolgt war, gestand ihm indeß nur zehn Tschausche zu, so daß er so gut wie ohne Ceremonie den französischen Palast bezog.

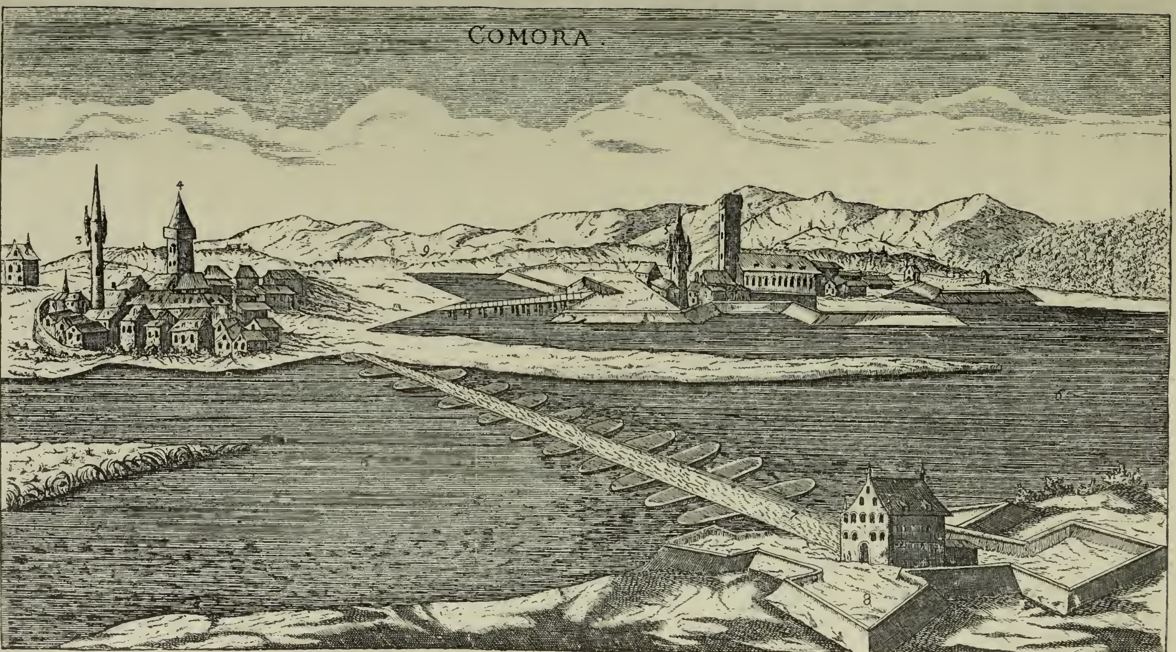
Der Großwesir, der der Krone Frankreich noch wegen der im Jahre 1664 nach Ungarn gesandten Hilfe grollte, empfing ihn am 7. December 1665 stolz, ohne aufzustehen und mit Vorwürfen über das Einverständniß Frankreichs mit den Feinden der Pforte. La Haye zog sich zurück und ließ dem Großwesir sagen, daß, wenn dieser ein anderes Mal beim Empfange nicht aufstehen sollte, er die Capitulation zurückgeben und nach Frankreich zurückkehren würde. In der nächsten Audienz, am 7. Jänner 1666, ebenso schlecht und ohne Gruß empfangen, warf denn la Haye in der That dem Großwesir die Capitulation vor die Füße. Daraufhin schalt der Großwesir ihn einen Juden; der Oberstkämmerer

riß ihn vom Stuhle und schlug mit demselben auf ihn ein; als la Haye den Degen ziehen wollte, gab ihm ein Tschausch eine Ohrfeige.

Drei Tage blieb er beim Großwesir eingesperrt, welcher sich mit den Mufti und anderen Würdenträgern berieth, was zu thun sei. Das Resultat der Berathung war, daß la Haye eine neue Audienz haben und diese als die erste angesehen werden solle. Der Großwesir kam ihm sehr freundlich entgegen und bemerkte mit spöttischem Lächeln: „Das, was vorbei ist, sei vorbei, künftig werden wir gute Freunde bleiben.“ Die Schläge mit dem Sessel und die Ohrfeige waren denn auch wirklich vorbei. Sie sind entweder von dem Empfänger an dessen Hof gar nicht berichtet, oder vom Geschichtsschreiber französischer Diplomatie absichtlich verschwiegen worden.

Einige Zeit darauf erfuhr auch der russische Botschafter eine ähnliche Mißhandlung. Er hatte drei Dolmetsche mitgebracht, um der osmanischen nicht zu bedürfen. Den Inhalt seines Schreibens wollte er dem falschen, rach- und habsüchtigen Kaimakam, dem Kara Mustapha, nicht mittheilen. Am 25. Jänner 1668 zur Audienz beim Sultan zugelassen, wollte er seinen Degen nicht abgeben, doch ward er dazu gezwungen, ehe er vor den Sultan geführt wurde. Als er sich nicht tief genug beugen wollte und sich auch dem barbarischen Drucke, durch den der einführende Kämmerer nachhelfen wollte, mit unbeugsamem Nacken entgegenstemmte, wurde er zu Boden gerissen. Der Sultan sagte erzürnt: „Durch meine Minister soll das Schreiben übersetzt und sodann die Antwort gegeben werden.“ Er befahl dem Kaimakam, den Botschafter hinauszuprügeln; der Kaimakam schlug auch sofort auf den Botschafter, dessen Secretär und Dolmetsch mit höchsteigenen Händen los und stieß alle drei hinaus. Außer sich vor Wuth ritt der Botschafter, ohne sich weiter aufzuhalten, davon. Das Schreiben des Czars Alexis Mihalowic aber wurde freundschaftlich beantwortet.

Aehnlich erging es dem polnischen Botschafter Hieronymus Radzienkowsky, dem Palatin von Litthauen, der im Lager von Demitoca empfangen wurde, wo der kaiserliche Dolmetsch Marco Antonio Mamucca della Torre dessen Schreiben vorzulesen hatte. Da dem Sultan die Uebersetzung zu langsam von Statten ging, ließ er den Dolmetsch auf die Erde


COMORA.
1 . Städtlein od. Markt 2 . Vestung . 3 Wacht Turn . 4 . Hung Kirch . 5 . Teütsche Kirch . 6 . Donau fl . 7 Schiff Brucke . 8 . Plockhaus . 9 . Insel Schütt .

Comorn.

niederlegen und durchprügeln; der Gesandte aber, welcher den Nacken nicht tief genug beugen wollte, wäre fast getödtet worden.

Mamucca della Torre wäre beim Empfange der kosakischen Abgesandten im December 1668 bald ebenso übel davongekommen wie früher; schon wurde er auf die Erde gelegt, um eine Tracht Prügel zu bekommen, und nur die Fürbitte des Reis Effendi rettete ihn in diesem Falle. Aber einen Monat vorher hatte der Kaimakam unbarmherziger Weise diesem Dolmetsch 105, seinem Diener 120 Prügel zumessen lassen, weil sie einen Geschäftsmann im Bazar gegen die Mißhandlungen eines Tschausch in Schutz genommen hatten.

Nach dem Tode Achmed Köprili's wurde Kara Mustapha Großwesir. Herr von Nointel, der französische Botschafter, der den ersten Besuch beim Großwesir machte, um demselben zur neuen Würde Glück zu wünschen, erfuhr bei dieser Gelegenheit eine jener öffentlichen Beschimpfungen, denen schon mancher französische Gesandte ausgesetzt worden war. Als Herr von Nointel am 2. Mai 1677 in den Audienzsaal trat, bemerkte er, daß der für ihn bestimmte Stuhl ohne Lehne unterhalb des Sophas, d. h. unterhalb der Estrade aufgestellt war, auf welcher sich der Polstersitz des Großwesirs befand. Er befahl einem der Edelleute seines Gefolges, den Stuhl auf die Estrade zu stellen. Der Großwesir, der im Nebengemache war, ließ darauf dem Botschafter durch den Pfortendolmetsch Maurocordato sagen, daß er ihm kein Gehör gewähren werde, wenn der Stuhl nicht unterhalb des Sophas stehen bleibe. Herr von Nointel antwortete: „Der Großwesir könne über den Stuhl, aber nicht über seine Person gebieten.“ Sofort erschien der Tschauschbaschi mit dem Geschrei: „Fort! Fort!“ Zwei Tschausche stießen den Botschafter vom Sopha hinab, indem sie ihm die Worte zuriefen: „Packe dich, Giaur!“ Nointel ließ aber sogleich alle mitgebrachten Geschenke wieder nach Hause bringen und begab sich in sein Landhaus. Als er dort wegen eines Sieges, den sein König in Flandern erfochten hatte, ein Feuerwerk abbrennen ließ, erhielt er den Pfortenbefehl, nach Pera zurückzukehren, und dort angekommen, wurde er in Arrest gesetzt.

Am 7. August 1677 kam der polnische Großbotschafter Gninski, Palatin von Kulm, mit einem glänzenden Gefolge von 300 Reitern nach

Constantinopel. Er verlangte, daß ihm das Serail am Meere, wo der Graf Leslie gewohnt hatte, zur Wohnung eingeräumt werde. Sein Ansuchen wurde aber mit dem Bedeuten abgeschlagen, daß er nur eines Königs und keines Kaisers Botschafter sei; auch der Einzug mit klingendem Spiele wurde ihm nicht gestattet. Als der tägliche Bedarf an Verpflegung der 300 Personen des Gefolges berechnet wurde, äußerte sich der Großwesir: „Zur Belagerung von Constantinopel sei dieses Gefolge zu wenig, zu zahlreich aber für eine bloße Gesandtschaft, welche die Schwelle der hohen Pforte zu küssen komme; er fürchte, daß die Lippen so vieler Polen diese Schwelle beflecken möchten, — übrigens sei der Sultan sehr gut im Stande, ebenso viele Hunderte Polen abzuspeisen, als Tausende polnische Sklaven auf seinen Galeeren rudern."

Diese wenigen Beispiele aus der Fülle der vorliegenden herausgegriffen, dürften genügend beweisen, daß die diplomatischen Vertreter bei der Pforte nicht wenig zu erleiden und abzuwehren hatten. In einer Zeit, in der der französische Gesandte geohrfeigt und mit dem Sessel geprügelt, — der russische mit Rippenstößen tractirt und hinausgeworfen wurde, — der polnische, weil er den Nacken nicht ganz beugen wollte, bald getödtet worden wäre, — der kaiserliche Dolmetsch zu wiederholten Malen wie der niederste Sklave mit Prügeln bedacht wurde und endlich der kaiserliche Resident einer barbarischen und unwürdigen Behandlung stets gewärtig sein mußte, war die Führung einer Gesandtschaft an die Pforte eine höchst gefährliche Mission, zu der außer anderen Eigenschaften persönlicher Muth und Tapferkeit gehörten. Wir hielten demnach die Mittheilung dieser geschichtlichen Episoden für nicht unnöthig, um auf die wichtige Gesandtschaftsreise des Grafen Caprara, auf die wir nunmehr zu sprechen kommen, das richtige Licht zu werfen.

Graf Albrecht von Caprara, ein Neffe des berühmten Generals Aeneas Sylvius Caprara, hatte die mit vielen Gefahren und vielfachen Ungelegenheiten verbundene Mission, die Türken zur Verlängerung des seinem Ende nahen zwanzigjährigen Waffenstillstandes, der ohnedies seit mehreren Jahren nur mehr dem Namen nach bestand, zu bewegen. Man glaubte, durch eine glänzende, mit Pomp ausgerüstete, mit kostbaren Geschenken versehene Ambassade die Pforte zum Frieden stimmen

zu können. Es war aber in Wien unbekannt, daß bei dem kampf- und beutelustigen Großwesir Kara Mustapha und dessen Anhang der Kriegszug an die Donau schon längst eine beschlossene Sache war.

Die Absendung einer außerordentlichen Gesandtschaft an den Sultan war schon im Jahre 1679 beschlossen worden; mit der Ausführung aber wurde gezögert, und dadurch ging die kostbare Zeit, welche die Feinde gehörig auszunützen verstanden, für Oesterreich verloren.

Während die Regierung vergeblich auf Resultate der Unterhandlungen mit Tököli harrte, verwendete Graf Caprara wenigstens die Zeit zu ausgiebiger Ausrüstung seiner Ambassade, die im Ganzen an 80 Personen zählte.

Der Gesandtschaft wurden beigegeben: des Grafen Caprara Vetter, der Marquis Buoi von Bologna, der Graf Thomas Nadasdy, Freiherr von Schwarzenbach, Antonius von Miettinger, dann Heinrich Julius Voghini, kaiserlicher Dolmetsch der orientalischen Sprachen, Doctor Marco Antonio Signorini als Medicus, Caspar Fleischer als Cassier und Verwahrer der Geschenke, Domenico Belotti, ein Niederländer, als Secretär für ausländische Sprachen, Bartholomäus Huber und Heinrich Christof Schuegher für die morgenländischen Sprachen, dann Johann Benaglia als Geheimsecretär, welcher auch die Beschreibung der Gesandtschaftsreise genau durchführte und später im Drucke veröffentlichte. Wir entnehmen der letzterwähnten Reisebeschreibung hier wörtlich einige Stellen über die Ausrüstung der Gesandtschaft:

„Weil der Herr Großbotschafter ein frommer und sehr gottesfürchtiger Cavalier, so war sein Verlangen und Sorgfalt, damit Niemand an geistlichen Hilfsmitteln Mangel haben möchte, derowegen er unterschiedliche zum Dienste der Seelen Bestellte mit sich genommen, damit ein jeder nach seiner Art und Nation die benöthigte Seelsorge nach seinem Belieben haben und genießen könnte.

Der Vornehmste und über alle Andern war Posawinski, ein böhmischer Edelmann, der bereits in der Societas Jesu einen großen Namen erworben und Rector im Collegio zu Cromaw gewesen. Nach diesem Pater Franciscus von Goritz des Franciscanerordens; diesem als einem activen und hurtigen, dabei liebreichen und barmherzigen Manne

wurde die Sorge und Aufsicht über die Kranken übertragen. — Dem Canonicus Christof Rossi lag zugleich ob, bei dieser Ambasciata das Compliment zu verrichten; diesem hat man noch beigesellt den Pater Bovo, einen Minoriten, welcher nach Deutschland gekommen war, für seinen Convent in Pera Almosen zu sammeln, und angesucht hat, bei dieser Gelegenheit ihn wieder zurückzunehmen. Der ganze Ueberrest des Gefolges bestund von solchen Leuten, deren ein jeder tauglich war, die ihm bestimmten und zukommenden Geschäfte wohl zu verrichten, so daß man deswegen durchgehends kostbar tractiret, solches auch von allen und jeden sehr rühmlich erkannt worden, sintemalen man nichts, was sowohl zur Bequemlichkeit als Lustbarkeit dienen können, ermangeln lassen."

Vor der Abfahrt von Wien wurden der Gesandte und dessen Gefolge in türkische Tracht gekleidet und sodann in feierlicher Audienz bei Hofe empfangen, wo sie sich vom Kaiser und den beiden Kaiserinnen verabschiedeten.

Nachdem die Witterung sich günstiger gestaltet hatte und die Donau eisfrei geworden war, wurde am 3. Februar 1682, um 12 Uhr Mittags — nach vorhergegangenem Gottesdienste — von der Schlagbrücke aus die Wasserreise nach Griechisch-Weißenburg (Belgrad) angetreten. Es geschah dies in 17 eigens zu diesem Zwecke gebauten und eingerichteten Schiffen. Unter Trompetenschall und lauten Zurufen, von Glückwünschen einer unzählbaren, auf den Stadtwällen und beiden Donau-Ufern versammelten Volksmenge begleitet, setzte sich die Flottille in Bewegung. Jedermann hoffte das Beste von der Expedition für das Heil und die Wohlfahrt des Reiches.

Voran zog ein Schiff mit dem Courier Costa als Wegweiser, welcher von Ofen mit Briefschaften wieder zurückkehren sollte. Diesem folgte das Schiff des Internuntius, welches, größer als die übrigen, mit bequemen Räumen versehen, roth und weiß bemalt, mit gelben Fahnen, welche das kaiserliche Wappen zeigten, verziert war. Die inneren Räume waren mit rothem Tuch austapeziert; die Vorhänge an den Thüren und Fenstern trugen das Caprara'sche Wappen. Das dritte Schiff diente zur Beförderung der kaiserlichen Geschenke. Die übrigen Fahrzeuge, welche zur Unterkunft der Cavaliere und des sonstigen Personales dienten,

dann zwei, welche die Küchen und den Proviant bargen, endlich zwei Schiffe, auf denen die Pferde und Kutschen untergebracht waren, folgten in der bestimmten Ordnung, welche sie auch während der ganzen Fahrt beibehalten sollten. Alle Schiffe waren mit schwarzgelben Fahnen verziert. Die Fahrt begann unter sehr ungünstigen Auspicien. Das Schiff mit den werthvollen Geschenken wurde zunächst dem Lusthause im Prater durch die Gewalt des Wassers an einen Baumstamm getrieben und gerieth in Gefahr, zu zerschellen.

Am Abend kam der Convoi nach Fischa, allwo übernachtet wurde. Am 4. Februar wurde Preßburg erreicht, wo sich der von dem ungarischen Landtage zu Oedenburg als Deputirter abgesendete königliche Kammerrath von Parowitsch sammt Secretär und Dienerschaft der Gesandtschaft anschloß. Vor Beginn der Weiterfahrt wurde hier dem gesammten Personale, insbesondere der Dienerschaft in Erinnerung gebracht, daß es noch Zeit sei, von der Weiterreise abzustehen, und daß Jeder, der etwa in seinem Entschlusse wankend geworden sei, ohne Umstände zurückbleiben könne.

Den 5. wurde Raab erreicht; der Commandant der Festung, Oberst Müller, und der ungarische Graf Zichy statteten dem Gesandten einen Besuch ab; in Gesellschaft Beider besichtigte darauf Graf Caprara die Festung, versäumte aber auch nicht, den P. P. Jesuiten seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Um keine Zeit zu verlieren, wurde sogleich der Stallmeister des Grafen an den Festungscommandanten von Comorn abgefertigt, damit die Grenztürken, von der Ankunft des kaiserlichen Internuntius rechtzeitig verständigt, die Tschaiken entgegensenden könnten.

Es war eine alte Sitte, oder vielmehr eine zwischen den beiden Mächten festgesetzte Formalität, daß die beiderseits entsendeten Botschafter zwischen Comorn und Gran auf freiem Felde ausgewechselt wurden. Wenn, wie es dermalen der Fall war, ein außerordentlicher Botschafter nach Constantinopel ging, so mußte der nächste höhere türkische Würdenträger ihn an der Grenze übernehmen, — ein Act, der äußerst feierlich vorgenommen und über den eine Urkunde ausgefertigt wurde.

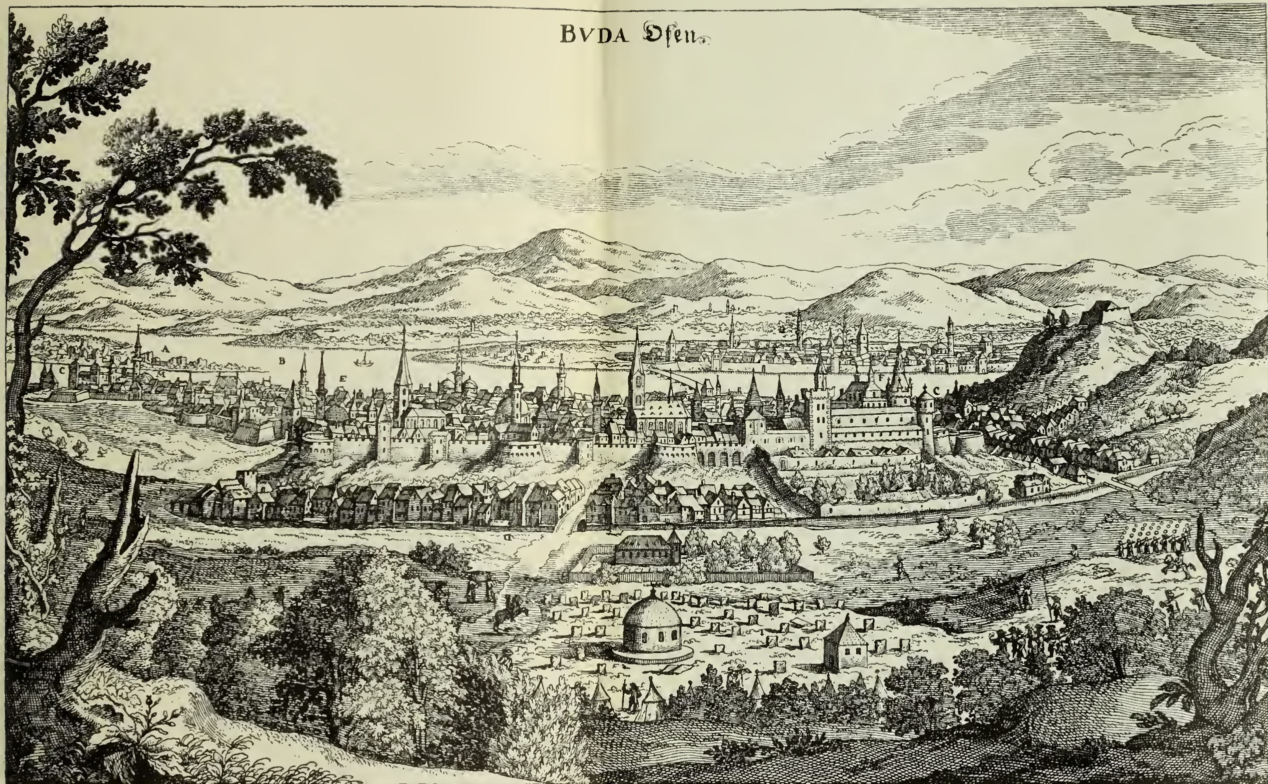
Vom 7. bis 11. Februar blieb die Flottille des Gesandten in Comorn, wo der Vicecommandant der Festung, Oberstlieutenant Andreas

Brahoczy, sich bemühte, durch Gast- und Festmahle für die Unterhaltung Sorge zu tragen. — Ueber den Aufenthalt berichtet der Secretär Benaglia ein Langes und Breites, woraus hier einiges Erwähnenswerthes angeführt sein mag.

„Mittwoch den 11. Morgens haben sich vier bewehrte Schiffe zu unserem Convoi, bis dahin, wo man den Türken begegnen würde, eingefunden; es kamen auch die Heiducken des Landes, um auf unseren Schiffen zu rudern, weil man diejenigen, so von Wien mitgenommen wurden, bis auf zweie, welche zum Dienste des Hauptschiffes verbleiben sollten, licentiret hatte. Es erschienen auch zwei Compagnien deutscher Musketiere, jede in 33 Mann bestehend, mit Tschaiken, Gewehren und Fahnen, nebst zweier Feldstücke, welche von zwei Corporalen commandirt wurden. Auch zwei andere Tschaiken waren gegenwärtig, mit Hußaren und ihren Standarten, angeführt von einem Tapferen des Landes, Namens Budai Lazar, welcher sich durch sein tapferes Benehmen an der Grenze berühmt gemacht hatte.

„Auf 9 Uhr, nachdem man den Oberstlieutenant wegen seiner sehr höflichen Aufnahme und Bewirthung einige Zeichen der Dankbarkeit hinterlassen, auch Geld unter die Soldaten der Guardia ausgetheilet hatte, ist man unter einer Salve von vier Kanonen aus der Festung, welche mit ebensovielen aus den Tschaiken beantwortet wurde, abgereiset.

„Zu Mocs sein schon die Türken angelangt und haben uns durch etliche Kanonenschüsse das Zeichen gegeben, dahero wegen beider Seits avanziret, nicht weit davon ans Land gesetzt und die Soldaten in Ordnung gestellt wurden, welches auch von den Türken geschehen, worauf die Offiziere von beiden Seiten langsam avanziret und sich mit Darreichung der Hände gegrüßet, und hat sich der Boluk Pascha, das Haupt über die türkischen Schiffe, dem Gesandten genähert und ein kurzes Compliment abgelegt. Hierauf wurde von den Türken ihrem Gebrauch gemäß mit großem Geschrei ihr Gruß abgeleget und dann die Reise fortgesetzt. Die Unserigen sind, nachdem sie zuvor begabet worden und durch eine Geschützsalve Abschied genommen hatten, wieder nach Comorn zurückgekehrt.“



A. Verfallen gebäw einer verwüsteten Statt in der Insel.
B. die Donaw.
C Warme Bäder.
D die hinder Vorstatt.
E. die Iuden und Wasserstatt.
E das Schloss.
G. Pest.
H Blochhaus.
I. Türckisch begrebniss
K die Oberstatt.
L. die Vnderste Vorstatt.
M. die Obere Vorstatt.

Ansicht von Ofen.

In Gran blieb die Gesandtschaft bis zum 15. Februar sitzen, weil ungeachtet wiederholten Bittens und Drängens die zum Rudern nothwendige Mannschaft, welche von Ort zu Ort gewechselt wurde, nicht aufgebracht werden konnte. Am 15. ging die Fahrt bis Waitzen und am 16. nach Ofen, wo man Mittags ankam. In allen Plätzen, wo gehalten wurde, bekamen die Vornehmsten die üblichen Geschenke, welche unter dem Titel „Verehrung“ als eine Art schuldigen Tributes gefordert wurden. Ueber den Empfang in Buda, sowie über den Eindruck, den diese Stadt machte, läßt sich Benaglia in folgenden Worten aus:

„Es war eine große Menge Volk zusammengelaufen, um uns anlanden zu sehen, vornehmlich weil die Trompeter sich rechtschaffen hören ließen und durch ihre lieblichen Harmonien die Luft erfüllten. Nahe bei dem Landungsplatze ist ein großer Fels, der die Vorstädte defendiren und das Einlaufen der Schiffe verhindern könnte, wenn er mit aller Nothwendigkeit versehen wäre. Die Stadt liegt auf einem Hügel, mit starken Mauern, Thürmen und Rondellen verschlossen. Das Schloß ist mit einer abgesonderten Mauer umgeben. Der Stadt gegenüber auf der andern Seite des Flusses sind der Türken und Juden Grabstätten, durch das Feld gleichsam ausgestreuet, unterschieden, mit eingehauenen Tulbanten, klein und groß, bedeckt, nach Beschaffenheit der Personen. Daselbst ist auch ein unmauerter, mit Thürmen versehener Ort, Namens Pest, zu Ende der langen Brücke, welche sie im Frühjahre bauen, damit sie nicht des Winters durch das Eis zerbrochen werde. Allda ist eine katholische Kirche mit zwei P. P. Franziskanern, wie auch in andern Orten des ottomanischen Reichs; damit sie aber den Insolentien der Türken entübriget sind, gehen sie in weltlichen Kleidern einher.“

Die Zeit in Ofen bis zum 21. Februar wurde mit einem feierlichen Aufzuge beim dortigen Wesir, dem ein Schreiben vom Hofkriegsrathe zu Wien überreicht wurde, dann mit Austausch von Complimenten verbracht. Selbstverständlich erhielt der Pascha reiche Geschenke; auch dessen noch im kindlichen Alter stehender Sohn wurde mit einem „goldenen Uehrlein von Filigran-Arbeit“ bedacht. — In Ofen wurde der Gesandtschaft das Verweilen nicht länger gestattet. Benaglia sagt darüber:

„Darauf des Morgens 9 Uhr Ordre zum Abreisen gegeben wurde, denn sie wollten nicht, daß wir länger verweilen, indem Jedermann nur vom Kriege redete, und daß ein Stallmeister des Sultans unterwegs wäre, mit Patenten und Commissionen an den Wesir, daß er ein mächtiges Kriegsheer formiren und als General die Soldatesca, so zusammengebracht werden sollte, commandiren müsse."

Vor der Abfahrt von Buda wurde der Courier Costa mit Briefen nach Wien zurückgesendet. Von der Fahrt von Buda bis Griechisch-Weißenburg (Belgrad) melden die Aufzeichnungen kein besonderes Ereigniß. Erst am 2. März 1682 gegen Mittags, als die Flottille sich Belgrad näherte, betraf den Internuntius ein sehr unliebsamer Vorfall, der allseits als ein höchst ungünstiges Vorzeichen für den Erfolg der Mission betrachtet wurde.

„An diesem Tage um Mittag," heißt es in der Reisebeschreibung, „hat sich folgender wunderlicher Zufall ereignet: Indem der Herr Internuntius auf das Dach des Schiffes steigen und die Stadt Belgrad, so nicht mehr weit entfernt war, besehen wollte, sein ihm plötzlich die Füße ausgeglitscht und er zu unserm größten Schrecken in die Donau gefallen. Weil aber derjenige billig des Himmels Beistand meritiret, der mit so großer Angelegenheit dem Himmel dienet, ist er auf dem Wasser ausgestrecket, als ob er gleichsam ruhete, liegen blieben, und ist zu merken, daß er dazumal einen Pelzrock mit weiten Aermeln angelegt, welcher ihn länger ober dem Wasser gehalten, so lange, bis sich das Schiff gewendet und ein Mann ihm eine Stange reichen konnte, an welcher er sich gehalten und ohne Alteration wieder in das Schiff gezogen wurde. Bei so großer Gefahr ist wunderswürdig gewesen, daß er eine ziemliche Zeit im Wasser gelegen, was männiglich Furcht und Schrecken einjagen können, welcher Schrecken auch Ursache gewesen, daß er desto langsamer herausgezogen wurde."

In Belgrad hörte die Wasserfahrt auf und mußte die Reise zu Lande begonnen werden; hiezu bedurfte es mannigfacher Vorbereitungen. Zur Fortbringung des Gepäckes wurden 70 der landesüblichen Wagen in Accord genommen, die aus Semlin beigeschafft werden mußten. Die eigenen Schiffe wurden, nachdem sie geleert waren, zum Theile dem Kaimakam,

zum Theile den in Belgrad ansässigen P. P. Franziskanern zum Geschenke gemacht.

Nachdem der Gesandtschaft 30 Türken, welche von Abend zu Abend gewechselt werden sollten, zur Bedeckung beigegeben worden waren, setzte sich der Zug am 10. März in Bewegung und passirte Issardzin, Hasan-Pascha-Palanka und Battazin. In Jagodina begegnete er einem von Constantinopel zurückkehrenden Offizier des Grafen Tököli, welcher sich dahin äußerte: „Die Ankunft des Gesandten sei verspätet, indem sein Herr schon Alles richtig gemacht habe.“

Benaglia sagt darüber: „Welches uns eine böse Zeitung war, so man nicht unterlassen, eilends durch sichere Wege nach Wien zu berichten.“

Die Reise ging weiter über Paracin nach Aleksinac; von hier wurde Voghini nach Nissa entsendet, damit er für die Gesandtschaft den Tain*) verschaffe, nachdem der, welchen man zu Ofen empfangen hatte, bereits verwendet war und nun die Jurisdiction des Ofener Gouvernements auch zu Ende ging.

Am 20. März wurde Sophia, am 27. Philippopolis erreicht. Von dort meldet unser Gewährsmann:

„Weil eben der türkische Stallmeister von Ofen zurückgekommen ist, der, wie oben gemeldet, die Patente dem Wesir als Generalissimus überbringen sollen, hat man den Dolmetscher, mit ihm sich zu unterreden und unterschiedliche köstliche Sachen zu verehren, zu ihm abgefertiget. Nachgehends, gegen Abend, ist der Herr Internuntius selbsten zu Pferde gesessen, hat ihn besucht und noch mehr andere Geschenke präsentirt, und das darum, weil er bei dem Sultan wohl daran und beliebt wäre und denselben unseres Vorhabens halber, als auf den Frieden Ziel und Nachricht geben konnte.“

In Philippopolis wurde wegen der Osterfeiertage mehrere Tage lang angehalten, damit sich Jedermann der gebührenden Andacht hingeben könne. Am 1. April traf die Gesandtschaft in Adrianopel ein und wurde von einem Hr. Ignatio Quarienti, einem Vetter des kaiser-

*) Tain ist eine Art Etappenverpflegung, welche dem Gesandten, seiner Begleitung und den Pferden während des ganzen Aufenthaltes auf türkischem Boden von der Landesregierung als Gebühr entrichtet werden mußte.

lichen Residenten in Constantinopel, im Namen des Letzteren begrüßt. Hier wie an allen Orten, welche man passirte, wurden der residirende Pascha, der Kadi und ein Janitscharenoberst mit Geschenken tractirt.

Burgos wurde am 5. April erreicht. Ein vom Großwesir entsendeter Commissär erwartete die Gesandtschaft, um sie nach Constantinopel zu begleiten; am 7. wurde in Tschiorli übernachtet, am 8. begegnete die Gesandtschaft zu Silifrea einem Expreßboten des kaiserlichen Residenten, welcher berichtete, daß der Großherr anbefohlen habe, der Einzug dürfe nicht, wie beabsichtiget, incognito geschehen, sondern müsse öffentlich gehalten werden. Auch müßte die Anzahl der Pferde angegeben werden, welche nothwendig wären, um die Vornehmsten des Gefolges beritten zu machen.

Ueber den weiteren Verlauf lassen wir wiederum dem Secretär Benaglia das Wort:

„Donnerstag den 9. sein wir bei der großen Brücke ankommen, so genannt wegen der vier steinernen Brücken, so nach einander folgen und über einen See führen. Unweit von dannen waren 5000 Janitscharen gelagert (deren auf unserer Reise uns schon unterschiedliche Compagnien begegnet sind), so nach Ofen marschirten; die ganze Nacht passirten viel Volk, Kameele und Pferde, und weil wir uns in einem ungeschlossenen Han befanden, dünkten wir uns gar zu bloß zu stehen. Des folgenden Tages sind uns wieder Soldaten begegnet; Abends ist der kais. Resident Khunitz mit den beiden Dolmetschen Gian Porfirita und Georgio Cleronome und mit all' seinem Volk bei uns arriviret. Des Morgens den 11. ist man bei guter Zeit aufgewesen, und nach zwei Meilen Weges haben wir den Marco Antonio Mamucca angetroffen, der 12 wohlgezierte Pferde mitgebracht, welche zusammt jenen des Herrn Internuntius und des Residenten 36 ausmachten, auf welche sich außer den zwei Herren die Edelleute und Offiziere setzten, und zu zweien und zweien fort passiret, welchen die Carozze folgte; hernach kamen 12 Wägen, welche mit Teppichen, worauf das Caprara'sche Wappen angebracht, bedeckt waren. Eine halbe Stunde von der Stadt wartete uns eine Compagnie Tschausche, 40 zu Pferde, auf, deren Baschi mit einem kurzen Compliment den Herrn Internuntius begrüßte.



Belagerung von Gran.

„Als wir kaum in die Stadt ein-, sein wir alsbald bei einer andern Porten wieder ausgezogen, und nachdem wir bei einem Haus vorbeipassirt, worin der Sultan bei einem seiner Favoriten mit dem Großwesir gewesen, sein wir am Canal in 50 Tschaiken embarquirt und nach Kürütscheme, einem Dorf, eine Meile von Constantinopel entfernt, überführt worden.

„Nach nunmehr glücklich vollbrachter Reise hat man die folgenden Tage angefangen, sich mit neuen Kleidern zur ersten Audienz beim Großwesir auszurüsten, inzwischen sein abwechslungsweise allerhand Höflichkeiten und Complimente mit Sr. Exellenz vorgegangen, sonderlich von dem französischen, engelländischen, venedig'schen und holländischen Ambassadoren, und dieses Alles vermittelst ihrer Dolmetsche und Secretäre.

„Der polnische, genuesische und ragusanische Gesandte, ingleichen der Bischof, die Geistlichen und die Comunität zu Pera, sowie der Maurocordato, erster Dolmetsch bei der Pforte, sind persönlich gekommen, ihn zu besuchen. Wir waren schon in Bereitschaft, zur Audienz zu gehen, als der Großwesir, dem davon berichtet wurde, es seiner Bequemlichkeit nach auf ein paar Wochen wieder hinausgeschoben hat. Als der Tag dieser Audienz angekommen, hat der Hr. Großbotschafter sehr stattliche, nach türkischem Gebrauche neu angefertigte Kleider angelegt. Desgleichen 26 Lakaien ihre Livrée von scharlachfarbenem Tuche, mit goldfarbenen seidenen Gürteln, die Säume des Rockes, an beiden Seiten aufgeschlagen und angehängt, waren mit schwarz und gelben Atlas gefüttert, überdies waren noch 2 Pagen und 2 Trompeter, zwar auch in Livrée, aber viel köstlicher gekleidet, wie dann auch der Resident 12 stattlich gekleidete Lakaien hatte, so daß alle diese mit ihrem Aufzuge ein schönes, zumal kostbares Ansehen verursachten.

„Als wir nun am 12. Mai 2 Uhr Nachmittags auf 20 Barken uns zum Großwesier begaben, nahe bei dessen Wohnung aber zu Pferde stiegen, bestand das ganze Gefolge aus 100 Personen. Im Vorhofe ist der Internuntius sammt den Personen von der Gesandtschaft vom Pferde gestiegen, ersterer ward nach alter Gewohnheit von zwei Tschauschen unter den Armen gefaßt, in das Audienzzimmer geführt, auf einen niedern

Sessel mit Sammtüberzuge gesetzt, allwo auch der Resident ihm zur Seite, gegenüber des Großwesirs Sitze Platz nahm. Indem nun der Internuntius mit Maurocordato sich in ein Gespräch einließ, ist der Großwesir herausgetreten mit einen großen Turban auf dem Haupte, welches, wie man sagte, eine große Ehre war, weil er deren unterschiedliche, nach Beschaffenheit der Function und Verrichtung hatte. Er war begleitet von dem Reis-Effendi (Großkanzler) und noch andern Ministern, grüßte höflich und wurde in der gewohnten Weise von den versammelten Türken mit großem Geschrei wieder gegrüßt, da indessen der Herr Großgesandte bei zwei Schritte avanzirte und Miene machte, als wenn er ihm zum Zeichen der Freundschaft die Hand bieten wollte. Nachdem der Großwesir gegenüber dem Gesandten sich setzte, sind vermittelst der Dolmetsche verschiedene Complimente ausgewechselt worden, und der Gesandte übergab das Schreiben vom kaiserlichen Hofe. Als hierauf unterschiedliche von dem Großwesir vorgelegte Fragen: wegen der Reise und den Welthändeln, beantwortet worden, haben die Pagen auf des Großwesirs und der kaiserl. Minister Knie seidene, mit Gold und Silber gestickte Tücher ausgebreitet, worauf Kaffee, Sorbet und Rauchrequisiten gereicht wurden. Hierauf sind die Kaftane, 15 für den Großgesandten und sein Gefolge und 5 für den Residenten ausgetheilt worden, womit sich die Visite beendiget hat."

Nach dieser Audienz wurde dem Internuntius etwas größere Freiheit gewährt; er und sein Gefolge konnten nach Belieben ausgehen und die katholischen Kirchen besuchen: jedoch trieb der Abgesandte des Kaisers seine Ergebenheit so weit, daß er jeden Ausgang dem Großwesir früher anmelden ließ, das feierliche Gepränge aber bei jeder solchen Gelegenheit gewissenhaft beibehielt. Allen Ernstes wurden nun Schritte gemacht, damit der kaiserliche Internuntius eine Audienz beim Sultan erlange. Man zweifelte freilich an dem Erfolg, weil der englische und der venetianische Gesandte ungeachtet mehrmaligen Ansuchens bis jetzt nicht vorgelassen worden waren. Indeß wurde endlich nach langem Harren — ein ganzer Monat war bereits seit dem Empfange beim Großwesir verflossen — der 9. Juni als der Tag bestimmt, an welchem der Internuntius und außerdem auch die beiden obengenannten Gesandten vom

Sultan empfangen werden sollten. Der Empfang der drei Botschafter sollte durch die für solche Gelegenheiten aufgesparten Schauspiele der Soldauszahlung und des Janitscharenmahles illustrirt werden; Ersteres sollte geschehen, damit die Fremden die reichliche und ordentliche Bezahlung, welche die Türken ihren Truppen angedeihen lassen, sehen und bewundern könnten. Das Letztere hatte einen nicht minder wichtigen Zweck. Die Schnelligkeit, mit der die Janitscharen zu ihren Reisschüsseln liefen, sollte für ein Zeichen ihrer Bereitwilligkeit, ins Feld zu ziehen, angesehen werden.

Als der Graf Caprara vernommen hatte, daß er im Vereine mit dem englischen und dem venetianischen Gesandten zur Audienz zugelassen werden sollte, protestirte er auf das Entschiedenste; er bezeichnete es als unschicklich für den Abgesandten des römisch-deutschen Kaisers, in Gesellschaft von anderen Gesandten vor dem Sultan zu erscheinen; der Großwesir ließ sich bewegen, seinen Entschluß zu ändern, und traf die Anordnung, daß Graf Caprara am 9. Juni allein vom Sultan empfangen werde.

In derselben Ordnung und mit dem gleichen Gepränge wie seinerzeit beim Großwesir hielt die Ambassade am Thore zunächst St. Sophia im Seraglio ihren Einzug.

„Als wir nun," berichtet Benaglia „das dritte Thor, so ganz mit goldenem Blumenwerk eingelegt und verziert, passiret, gelangten wir in einen sehr großen Hof, der mit weiten Gallerien, so auf weißem Marmor ruhen, umgeben ist. Auf einer Seiten zur rechten Hand waren 6000 Janitscharen mit ihren Obersten, um ihren Sold zu empfangen. Weilen auch viel kupferne und verzinnte kleine Schüsseln im Grase standen und zu jedem Schüsselein ein Brod und Reißsuppen gehörte, haben sie während unserem Vorbeipassiren mit großer Geschwindigkeit selbe an sich genommen; und sagte man, daß der Großherr an einem Fenster gestanden und zugesehen habe. Wenn nun das Kriegsvolk mit großer Geschwindigkeit über die Schüsseln herstürzt, und sich dabei fröhlich zeigt, so ist er wohl zufrieden; wenn sie aber das Gegentheil bezeugen, so muß er auf Mittel sinnen, damit sie wieder frohen Muthes werden.

„Wir haben uns weiter zur Rathsthür verfügt, woselbst der Chiaus-Bascha (Marschall) und Capilar-Kiaja (oberster Kämmerer) in

Goldröcken, mit silbernen Kolben in Händen, neben vielen andern Officialen und Janitscharen standen. Von solchen ist der Gesandte in das Divan- oder Rathszimmer geführt worden. Das Rathszimmer hatte ein Kuppelgewölbe, zum Theil vergoldet, ringsherum in der Mauer eingehauene Bänke, mit Teppichen bedecket. Der Großwesir saß der Thür gegenüber, zu seiner linken Seite die zwei Kadis oder Oberste Richter und zur rechten des Großherrn Räthe, so ebenfalls Wesire sind; unter einer andern Kuppel, auf etwas niederen Bänken, die geringeren Kammerbedienten, nämlich die Secretäre, Notarii, Schreiber und dergleichen. Der Großgesandte, nachdem er dem Großwesir Ehre erwiesen, hat sich gleich gegen demselben über etwas höher, ein wenig nach rechts gewendet, den Rücken gegen die Wand kehrend, niedergesetzt, ihm zur Seite saßen der Resident, nächst bei ihnen stunden die Dolmetscher Maurocordato und der unserige mit etlichen Edelleuten und die Secretario. Oberhalb des Großwesirs Haupte war ein kleines Fenster, welches in des Sultans Gemach gehet, je zuweilen pflegt er daselbst unvermerkter Weise genau zu beobachten, was die Richter thun.

„In der Mitte des Divan war das bare Geld in so viel ledernen Beuteln, deren jeder 500 Thaler enthielt, und weil der Großwesir durch ein Brieflein vom Großherrn Ordre empfangen, hat er nach Lesung desselben befohlen, daß das Geld den Capitainen, deren einer nach dem andern mit Namen gerufen, ausgetheilet werde, weswegen man einem jeden außerhalb des Divans 20 Beutel zustellte. Alles Volk kam in großer Eilfertigkeit, solches zu empfangen, jedoch ohne Getöse und Rumor und kehrten mit ihrem Hauptmann wieder auf ihre Posten zurück. Auf diese Art ist man mit der Bezahlung fortgefahren bis auf die Allergeringsten des Hofes 2c. 2c.

„Nach Vertheilung der Beutel hat man vier kleine runde Tafeln in das Divan getragen, auf welche ein sehr großes rundes Becken von Silber gesetzt, worauf man die Speisen in großen und tiefen Schüsseln von Porzellan aus den Küchen aufgetragen. Der Großgesandte saß zugleich mit dem Großwesir an einer Tafel, sie hatten zur Gesellschaft die beiden Dolmetsche, Maurocordatus von der Pforte und Marco Antonio Mamucca den kaiserlichen, welche die während der Mahlzeit gehaltenen

Die Statt CONSTANTINOPEL in Türckey

+ Des Turckischen Keysers Palast
1 Turckischen Key: Canceley
2 Das Zeug Haus
3 S. Sophia Kirch
4 Picker Plaz
5 Die über fahrt
6 Der gefangnen Thurn nibera
7 Kirch des Sultan Baiachet
8 Des Solimans Kirch
9 Die Kirch von Sultan Mahometh son des Kay. Solyman
01 Die Wasser leidung uf die Wasser Kunst
11 Woning vor des Turckischen Kay: Weiber
12 Des Castel von haven's Thuren
13 Des Mahometh Bascha sein Kirch
14 Kirch des Sultan Mahometh
15 Kirch des Sultan Selims
16 Der Palst des Constantini ist an dem ort gestanden wo das end der Statt
17 Die Admiralidet
18 Ein stuck von Constantini Palast Worin des Türckischen Key. Elephaten sein
19 Constantins Pfohrt
20 Ein ausgemaurder Baumgarten mit Cypers baumen
21 Das ende der Statt und Castel Constantin
22 Admiralidts Haus
23 St Veneranda Kirch
24 St Palain Kirch
25 S Iacobs Kirch
26 Die Hohe Schul
27 Das Haus Ibrahim basa
28 Der gefangnen Thurn
29 Das Castel alwo die Turckische Frauen sein

Bey Iacob Koppmayr

Constantinopel.

Discourse erklärten, gewiß aber ist's, daß solche ansehnlich und wichtig gewesen sind; indem man von italienischen, ungarischen und anderer Länder Händel und Affairen geredet, da dann der Herr Großgesandte auf alle Fragen des Großwesirs mit kluger Vorsicht und Scharfsinnigkeit geantwortet, wie insonderheit gewesen, als der Großwesir von den Früchten und Gewächsen des Ungarlandes geredet, der Herr Großgesandte solche anfangs sehr gelobet, nachmals aber dieses dabei angehänget: „„Sie seien aber dennoch von einer bösen Art, denn wer deren zu viel genießen wollte, bekäme davon gleichsam unheilbare Krankheiten““, worüber der Großwesir ein wenig gelächelt hat.

„Der Resident hat mit dem Kaimakam gespeiset, Kara Ibrahim Wesir und sechs Andere mit dem Wesir Nisanzi und drei Paschas an zwei andern dergleichen Tafeln, ohne Messer und Gabeln, weil sie an deren Stelle die Finger gebrauchen. Alles ist mit großem Ueberfluß der Speisen und überaus großen Kosten zugegangen, sintemal der Großwesir bei dergleichen Gelegenheit etliche tausend Zechinen zugemessen hat.

„Nach geendigter Mahlzeit wurde der Herr Großgesandte an einen abgesonderten Ort geführt, und mußte er bei den vornehmsten Ministern vorbeigehen, die ihm auf freundlich geschehene Begrüßung mit einem gar höflichen Gegengruß begegneten. Bald hierauf wurden die Kaftane ausgetheilt, 13 für den Internuntius, der solche denjenigen gegeben, so das vorige Mal keine bekommen, und 7 für den Residenten. Unterdessen ist der Sultan in das Audienzzimmer gekommen und hat sich auf einen Thron gesetzet, zu ihm sind der Großwesir und die zwei Kadi hineingegangen, nach ihnen ist dann der Großgesandte mit dem Residenten sammt dem Marquis de Buoi, der das Credenzschreiben trug, hineingeführt und ein jeder von zweien in Gold gekleideten Kapidschi Bassen bei den Armen gefaßt und mit etwas Gewalt, bis wieder zum Herausgehen, gehalten worden. Man hat überdies noch anderen fünf Herren, so in dem Divan gespeist, Erlaubniß gegeben, sich vor dem Sultan zu präsentiren, bei dem die Audienz nicht lange gewährt, indem der Großgesandte mit kurzen, aber wohlbedächt- und nachdrücklichen Worten sich vernehmen lassen: „„Daß er abgeschickt worden, zu sehen, ob man zu der armen Unter-

thanen Trost und Erleichterung, auch Abhaltung der jammerhaften Mühseligkeit, so der Krieg mit sich zu führen pflegte, die Erlängerung des Waffenstillstandes ferner genießen könnte."" Worauf der Sultan geantwortet: „„Bene, Bene!"" (sehr wohl, sehr wohl! ebenso auch: ist gut, ist gut!) welches hernach von dem Großwesir mit wenig Worten ist erklärt worden.

„Darauf sind wir, wie auf die vorige Weise, wiederum herausgegangen bis in den großen Hof, allwo man zu Pferde gesessen und zwischen dem andern und dritten Thore gewartet, bis die Janitscharen herauskamen, welche mit großem Gedränge gar hurtig liefen und das empfangene Geld nach der Wohnung des Generals trugen, solches unter die Obersten zu vertheilen, welche hernach auf das Allerrichtigste von drei zu drei Monaten solches den Janitscharen austheilen, ausgenommen im Winter, wo man nach sechs Monaten zahlet. Nach den Janitscharen kamen die Kapidschi Bassen oder Kammerjunker, welche den Sultan wirklich bedienen; diese ritten treffliche Pferde, deren Ausstaffirung von Silber und voll von Edelsteinen war. Darnach die Szolaki oder Leibwache, 400 Mann stark, mit Bogen und Pfeilen in der Hand, große Federbüsche auf dem Haupte und alle in Atlas gekleidet; ferner ihre Obersten zu Pferde und die Tschorbadschi*) mit den gelben Stiefeln, welche mehr als Andere privilegirt sind, deren ein Jeder eine Truppe Janitscharen zu commandiren, und wenn sie ins Feld ziehen, über etliche Compagnien zu befehlen hat.

„Der Janitscharen-Aga oder General, wie der Spahi ihrer, ritten miteinander, bis endlich der Großwesir gekommen, mit 24 Trabanten zur Seite, lauter Kerle von großer Statur, alle in Carmoisin-Sammt gekleidet, mit drei Finger breiten, von dicht silbernen und vergüldeten Ringen gemachten Gürteln, mit einem Handjar an der Seite. Nach diesen kamen die Canzelisten, Notarii und Schreiber in großer Zahl.

*) Tschorbadschi, d. h. Suppenmacher, sind Oberste der Janitscharen; die angesehensten Offiziere nach diesen sind der Aschdischbaschi, d. i. der oberste Koch, und Sakabaschi, der Wasserträger.

„Hierauf haben auch wir uns bewegt, und zwar etliche unserer Garde, hernach der Hofstaat und wir alle miteinander. Bei der Pforte sind wir von den Pferden und auf unsere Schiffe gestiegen und haben uns in unsere Quartiere begeben.“

Ueber ein Monat war schon verflossen, als endlich der Internuntius am 22. Juni zu dem Janitscharen-Aga berufen wurde, um an der ersten Conferenz, wozu noch der Reis Effendi und der Tschauschbaschi beschieden waren, theilzunehmen. In dieser Conferenz, von welcher Graf Caprara sehr viel zum Besten des Friedens hoffte, wurden die Ansprüche der Türken derartig erhöht und solche Bedingungen gestellt (Entrichtung eines jährlichen Tributes, Gebietsabtretung an Tököli, dann Schleifung der Festungen Leopoldstadt und Graz u. a. m.), daß eher Ursache gegeben wurde, den Krieg zu beginnen, als die Verhandlungen wegen der Friedensverlängerung fortzusetzen.

Der kaiserlichen Regierung wurde der Vorwurf gemacht, daß sie gegen die bestehenden Friedenstractate handle, und von derselben verlangt, daß die erwähnten Bedingnisse zugestanden werden müssen, wenn Unterhandlungen wegen einer Waffenstillstands-Verlängerung überhaupt aufgenommen werden sollen. Die einzige Begünstigung, welche diesmal erreicht wurde, war die Erlaubniß, einen Courier an den kaiserlichen Hof abzusenden, welcher über das unbefriedigende Ergebniß dieser Conferenz Bericht erstatten und neue Informationen für den Botschafter einholen sollte. Zu diesem Zwecke gingen Petrazzi und der Stallmeister Baptist Faber am 26. Juni nach Wien ab. Am 7. Juli fand eine zweite Conferenz mit denselben türkischen Würdenträgern statt, in welcher der Internuntius erklärte, daß nicht die kaiserliche, sondern die ottomanische Regierung gegen den Friedensvertrag handle, indem sie die ungarische Rebellion unterstütze. Die weiter zur Sprache gebrachten Angelegenheiten waren im Wesentlichen dieselben wie in der früheren Verhandlung und endeten damit, daß dem Ansuchen, einen Courier nach Wien senden zu dürfen, diesmal keine Folge gegeben wurde.

Am 8. October erfolgte der kriegerische, mit wahrhaft orientalischem Pomp in Scene gesetzte Auszug des Sultans in das Lager bei Adrianopel, wohin auch der Internuntius später nachreisen mußte.

Von einer Unterredung mit den türkischen Großwürdenträgern war seit der letzten Conferenz (7. Juli) keine Rede mehr, obgleich es der Graf Caprara an Versuchen, eine solche zu erlangen, keineswegs fehlen ließ.

Am 14. October kam der Courier Costa nebst seinen Begleitern, Johann Baptist Faber und Peter Danne, welche am 9. September von Wien abgefertigt worden waren, mit Briefschaften in Constantinopel an. Der Internuntius ließ sogleich den Großwesir verständigen, daß er vor seiner Abreise nach Adrianopel noch ein Schreiben des Hofkriegsraths-Präsidenten Markgraf Hermann von Baden zu überreichen habe. Der Wesir ließ ihm antworten, er habe jetzt keine Zeit und werde das Schreiben erst in Adrianopel entgegennehmen. Die Krankheit, welche den Grafen einige Zeit abhielt, im Interesse der ihm übertragenen Mission thätig zu sein, sowie die Schwierigkeiten, welche von Seite des Kaimakam bei Beschaffung der Transportmittel für die Reise nach Adrianopel gemacht wurden, verzögerten den Ausmarsch bis zum 28. November. Da der kaiserliche Resident von Khunitz, der gleichfalls dem Sultan in das Hoflager zu Adrianopel folgen mußte, sich dem Grafen Caprara anschloß, wurde ein Theil des Gesandtschaftspersonales disponibel und durfte in die Heimat zurückkehren. Man beurlaubte die Herren: Marquis de Buoi, Canonicus Rossi, von Miettinger, Beloti und andere, welche sich auf ein venetianisches Schiff begaben und ihre Heimreise antraten. Daß diese günstige Gelegenheit benützt wurde, um Briefe nach Wien gelangen zu lassen, ist selbstverständlich. In einem dieser Briefe des Grafen Caprara an den Kaiser, über den Fortgang der Unterhandlungen, heißt es: „Wenn ich hundert Hände hätte und mit jedem Pulsschlage einen Brief vollenden könnte, so würde ich doch nur immer ein und dasselbe wiederholen — Gott gebe, daß es ebenso leicht begriffen wird, als es leicht zu begreifen ist — daß nämlich Eurer kaiserlichen Majestät keine andere Wahl mehr übrig bleibt, als zum Schwerte zu greifen und die Monarchie und die gesammte Christenheit gegen die Türken zu vertheidigen; alle Friedensaussichten sind verschwunden.“ Und in einem Briefe an den Hofkriegsraths-Präsidenten Markgrafen Hermann von Baden: „Die Pforte, dem französischen Einflusse ganz

dahingegeben, beharrt auf ihren drei Hauptpunkten *) und verlangt außerdem die Anerkennung Tököli's als Fürst; ihre großen Rüstungen beweisen, daß sie die Friedensunterhandlungen nur zum Scheine fortsetzt, Forderungen auf Forderungen häuft, um Vieles zu erlangen und zuletzt dennoch mit Krieg zu endigen; ich würde meine Pässe bereits begehrt haben, wenn ich nicht wüßte, daß man sie mir verweigern wird."

Dienstag den 8. December langten Caprara und Khunitz sammt Gefolge unter dem Schutze einer Janitscharen-Escorte in Adrianopel an; sie waren auf der Reise stets ehrenvoll behandelt und bewirthet worden, hatten aber dennoch deutlich erkannt, daß sie vielmehr als Gefangene des Sultans, denn als die Abgesandten des Kaisers betrachtet wurden. Ende des Jahres 1682 hatten sie mit dem Reis Effendi und dem Tschauschbaschi eine dritte Unterredung, welche ebenso fruchtlos wie die beiden vorigen verlief. Sie sahen nur zu gut, daß sie von dem listigen noch immer die vollkommenste Friedensliebe heuchelnden Großwesir getäuscht und hingehalten werden.

In Adrianopel entfalteten die Türken eine große Thätigkeit. Aus allen Theilen des ottomanischen Reiches kamen Kriegsvölker, welche zum größten Theile in der Richtung nach Belgrad weiter marschirten.

Tag für Tag rückten aus Constantinopel frischgeworbene Soldaten ins Lager, darunter 6000 Janitscharen, welche unter der Oberleitung des Janitscharen-Aga im Bogenschießen und im Gebrauche der Muskete eingeübt wurden.

Am zweiten Tage des Jahres 1683 wurden im Serail des Sultans, sowie auch beim Großwesir vor dem Thore die Roßschweife (Thug) in der Richtung gegen Ungarn ausgesteckt, und wenige Tage darauf erfolgte der feierliche Auszug der Zünfte, der Handwerker und der Janitscharen in das Lager. Alle diese Festlichkeiten waren nach altem türkischen Herkommen die untrüglichsten Vorzeichen eines nahen Krieges. Dem Grafen Caprara blieb, ungeachtet der eindringlichsten Versicherung des Großwesirs, daß der Sultan sammt seinem Hofstaate nur der Jagd

---

*) Wie gesagt, verlangte man zu Constantinopel jährlichen Tribut, Gebietsabtretungen an Tököli und Schleifung von Leopoldstadt und Graz.

wegen nach Belgrad übersiedle, kein Zweifel daran mehr übrig, daß all' diese Kriegsrüstungen nur gegen Oesterreich gerichtet sein könnten.

Beim kriegerischen Auszug der 10.000 Janitscharen erhob sich ein so heftiger Sturm, daß dem Sultan, während derselbe vom Pferde stieg, der Turban vom Kopfe gerissen wurde, was man allgemein für ein böses Vorzeichen hielt.

Die Absendung eines Couriers war unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr möglich; jeder derartige Versuch wäre vom Großwesir vereitelt worden. Sonderbarer Weise gestattete der Letztere, daß einige der Gesandtschaft attachirte Cavaliere und einige Leute vom Bedienungspersonale, die der zum Ausmarsch mit dem Heere gezwungene Internuntius als entbehrlich bezeichnete, in ihre Heimat zurückgesendet werden durften. Von dieser Erlaubniß machten der Graf Nadasdy, Baron Schwarzenbach, der kranke Dolmetsch Voghini, dem sich auch die Trompeter beigesellten, Gebrauch; im Ganzen waren es 20 Personen, welche die Rückreise nach Wien antraten. Diesen Rückreisenden Briefe anzuvertrauen war eine bedenkliche Sache; denn es war zu befürchten, daß man von türkischer Seite unter irgend einem Vorwande die Reisenden anhalten und denselben die Briefschaften abnehmen werde. Von großer Wichtigkeit aber war es für den Gesandten, den kaiserlichen Hof von den Ereignissen zu benachrichtigen, und noch wichtiger erschien es ihm, den Grafen Waldstein, der, wie Graf Caprara erfahren hatte, als kaiserlicher Gesandter an den polnischen Reichstag abgegangen war, zu instruiren und dahin zu wirken, daß Waldstein Alles aufbiete, um den König von Polen und die Stände zu einer Allianz mit Oesterreich zu vermögen. Er machte sich Hoffnung, daß Graf Waldstein, von den Schritten und Plänen der Pforte in Kenntniß gesetzt, bestimmter, herzhafter auftreten und die angebahnten Verhandlungen wegen Sicherung des wichtigen Verbündeten um so eifriger betreiben werde.

Zu diesem wichtigen Courierdienste an Waldstein ersah Caprara einen gewissen Petrazzi, einen erprobten, der kaiserlichen Sache ganz ergebenen Mann, der die türkische und polnische Sprache perfect innehatte und die zu einem so schwierigen Unternehmen nöthige Energie und Gewandtheit besaß. Mit Empfehlungsbriefen an den Fürsten der

Moldau versehen, trat Petrazzi die Reise an, welche er, wie sich nachher herausstellte, auch glücklich beendete. Er ging über Polen nach Wien, wo er mittheilte, daß die Türken mit dem Kriege Ernst zu machen beginnen.

Die Absendung eines geheimen Boten muß in Anbetracht des Umstandes, daß der Internuntius nicht mehr als solcher, vielmehr als Gefangener des Sultans betrachtet wurde, als ein Wagestück bezeichnet werden. Wäre der Courier aufgefangen worden, hätte kaum Jemand den Gesandten vor dem Tode zu schützen vermocht.

Benaglia sagt darüber: „Der Internuntius war seinem Kaiser zu dienen allzusehr entbrannt, als daß er sich durch einige Gefahr hätte sollen schrecken lassen, sintemalen er jederzeit die allergefährlichste Entschließung vollzogen, ohne ein anderes Absehen zu haben, als in einer so würdigen und verdienstreichen Sache die allerspitzfindigsten Ränke zu bewerkstelligen."

Der Gesandtschaft kam unterdessen der Befehl zu, daß sie sich bereit halten solle, mit den Janitscharen nach Belgrad zu marschiren. Am 31. März wurde die Reise angetreten. Es war die Eintheilung getroffen, daß der Gesandtschaftsconvoi stets einen Tag vor den Janitscharen marschirte und das Lager bezog. Der Internuntius und seine Begleiter waren mit ihrer Escorte keineswegs allein, sondern von einem großen Troß von Dienern, Quartiermachern und Köchen umgeben, welche von Ort zu Ort, wo die Janitscharen das Nachtlager halten sollten, die Zelte aufstellen und die Kochherde bauen mußten.

Die Dörfer, durch welche man zog, waren verpflichtet, alle Lagerbedürfnisse: Stroh, Heu, Zeltstöcke und auch Gerste für das ganze Heer zu liefern. Wachen verhinderten die Einwohner, zu entfliehen, bevor der Sultan durchgezogen war; nachher stand es ihnen frei, die Dörfer anzuzünden und in das Gebirge zu flüchten, um nicht der Tyrannei der nachfolgenden asiatischen Truppen ausgesetzt zu sein. Den Schaaren voraus zog eine Heerde von Hammeln, von denen jeden Abend auf ein mit einem Horne gegebenes Zeichen eine bestimmte Menge geschlachtet wurde. Das Fleisch gelangte am nächsten Morgen zur Vertheilung.

Die Straße, welche das Heer einschlug, war von Strecke zu Strecke durch kleine Erdhügel, deren zwei sich immer gegenüber befanden, bezeichnet. (Befand sich der Sultan nicht bei dem Heere, so wurden diese Erdhügel nur auf einer Seite der Straße errichtet.) An der Spitze der Saumrosse jedes Regimentes zog ein Lastpferd, das die Kochkesseln und Schöpflöffel trug und mit Schellen und Glöckchen behängt war.

In den Ortschaften, welche man passirte, musicirten die Spielleute der Janitscharen, sangen die Lustigmacher der Compagnien Zoten und Spottlieder, welche von der Mannschaft mit lautem Gesang beantwortet wurden. — War Einer im Marsche zurückgeblieben, so wurde er von dieser lustigen Gesellschaft empfangen und unter Schimpf und Hohn zu seinem Zelte begleitet, wobei es ohne einer Tracht Prügel nicht ablief. Besonders die Janitscharen legten einen Stolz darein, in bester Ordnung und bei frischem Muthe die größten Strapazen zu überwinden; unter ihnen erging es einem faulen oder saumseligen Mitbruder besonders schlecht.

Abend für Abend wurde nach lautem Aufruf das Gebet in Gemeinschaft verrichtet und mit einem Wunsche auf das Wohl des Padischah mit Allah- und Hu-Hu-Geschrei beschlossen.

In Philippopolis begegnete der Internuntius dem Abgesandten des Emerich Töföli, nämlich dem Ungar Stefan von Szirmey und einem deutschen Hauptmann, Peter Faigel aus Kaschau, mit einem Gefolge von 30 Personen und 20 Wagen. Zur selben Zeit, da Töföli zum Scheine in Friedensunterhandlungen mit Wien stand, betrieb er durch seine Gesandten das Vorrücken der Türken und legte dem Großwesir die Pläne zu dem Marsche nach Wien vor; seine Abgesandten brachten auch Geschenke von etlichen tausend Dukaten für den Großherrn und Großwesir als Dank für den von der Pforte versprochenen Schutz.

Der Sultan beschleunigte den Marsch mit allen möglichen Mitteln. Graf Caprara war der Meinung, daß aus Ungarn eingelangte Nachrichten über die kaiserlichen Waffen diese Eile veranlaßt hätten, aber es war thatsächlich keine andere Ursache vorhanden als die vorwärtsstürmende Ungeduld des Sultans.

In Hassan=Pascha=Palanka begegnete der Graf Caprara einem Transport von Christensklaven aus Ungarn, welche nach Constantinopel geführt wurden, um dort verkauft zu werden. Zu Ehren des Osterfestes übte der Internuntius ein Werk der christlichen Barmherzigkeit, indem er eine dreißigjährige Frau mit ihren Kindern, einem Knaben von drei und einem Mädchen von zehn Jahren, durch Loskauf von ihrem traurigen Schicksale erlöste. Durch das Beispiel angeregt, kauften der Resident von Khunitz, sowie der ungarische Delegirte Herr von Parowitsch drei starke Männer los, welche übrigens auf der noch bevorstehenden Reise gute Dienste leisten konnten.

Von Kollar schickte der Janitscharen=Aga mehrere Offiziere nebst Mannschaft nach Belgrad mit dem Auftrage voraus, dort alle Schänken schließen zu lassen, um dadurch die Trunkenheit und deren gewöhnliche Folgen: Ausschreitungen jeder Art, hintanzuhalten. Drei Tage nach der Ankunft des Janitscharenagas zu Belgrad kam auch schon der Sultan, welchem 12.000 Janitscharen Spalier machten; die Seiten seines Zuges deckten 4000 Spahis; dem Großwesir ritten seine beiden Söhne zur Seite, hinter ihm seine Leibwache, 1500 Bosnier zu Fuß, mit albanesischen Säbeln, langen Mützen, rothen Hosen, weißleinener Fußbekleidung, weiten Hemdärmeln. Die versammelten Streitkräfte, lauter ottomanische Kerntruppen in der Stärke von 30.000 Mann, lagerten bei Belgrad an den beiden Ufern der Save, welche überbrückt war.

Am 12. Mai 1683 empfing der Großherr die Gesandten Tököli's in einer besonderen Audienz, dann auch einen ragusanischen Abgesandten mit dem dreijährigen Tribute von 12.000 Dukaten.

Um jene Zeit erhielt der Internuntius die erste, einigermaßen tröstliche Botschaft. „Wir waren eben im Begriffe," erzählte Benaglia, „uns in das Lager am linken Save=Ufer zu begeben, als in der Nacht des 11. Mai der Courier Adam kam und uns Zeitung brachte, daß das Bündniß Ihrer kaiserlichen Majestät mit dem Könige und Königreich Polen festgestellt sei. Die Türken freilich wollten an diese Botschaft nicht glauben und ließen sich überdies hochmüthig vernehmen: „daß sie sich nicht fürchten, wenn auch die ganze Christenheit sich vereiniget hätte."

Der Courier Adam überbrachte auch ein Schreiben des Markgrafen von Baden an den Großwesir, welches die Mittheilung enthielt, daß der Internuntius nebst dem Residenten abberufen werden, da die Verhandlungen zur Erhaltung des Friedens bis nun ohne Resultat geblieben seien. Es war aber eine offene Frage, ob und wann der Großwesir geneigt sein werde, dieses Schreiben entgegenzunehmen. Auf eine diesbezügliche Anfrage ließ er sich mit Geschäftsüberbürdung entschuldigen und fügte bei, daß er seinerzeit bekanntgeben werde, wann er das Schriftstück in Empfang zu nehmen bereit sei.

Mitte des Monats Mai übergab der Sultan im Lager zu Belgrad dem Großwesir die heilige Fahne des Propheten und mit dieser das Amt eines obersten Feldherrn mit unbeschränkter Gewalt. Diese Feierlichkeit wurde mit einem größeren Pompe als jemals vorher in Scene gesetzt; Kara Mustapha erhielt vom Sultan Reiherbusch, Zobelpelz, Säbel und Reitpferd zum Geschenke, womit die Ernennung zum Seraskier der Armee öffentlich bekannt gegeben war.

Sultan Mohamed IV. hatte ursprünglich die Absicht, den Feldzug in Person mitzumachen; aber die Beschwerlichkeiten des Marsches, die Unbequemlichkeiten des Feldlagers dürften dem verweichlichten Fürsten nicht sonderlich behagt haben; er änderte seinen Vorsatz und beschloß, nach Constantinopel zurückzukehren.

Das türkische Lager bei Belgrad hatte einen Umfang von mehr als drei Stunden Weges und war nach den Angaben des Gesandtschaftssecretärs Benaglia unregelmäßig und mit Absicht sehr weitläufig angelegt: „um solchem größeres Ansehen zu geben, wie die Türken in allen ihren Sachen sich sehr befleißigen“. Ihre Lagerwachen hatten sie weit davor, welche bei Nachtzeit große Feuer anzündeten. Alle Abende gingen die Soldaten vor ihre Zelte, wo sie in Reihen ihr Gebet verrichteten. Die des Nachts vor den Zelten der Compagnien Wache hielten, riefen sich das von den Christen entlehnte: „Varda o largo“ fleißig zu, um sich wachsam zu erhalten. Nahe bei des Großwesirs Logement sah man allerlei Kaufmannswaaren, Spezereien und Victualien, kurz Alles, was in einer Stadt zu haben war. Auch Bäder waren vorhanden. Wenn Einer etwas verloren hatte, ließ man solches durch

das ganze Lager ausrufen, worauf sich dann zumeist das Verlorene wieder fand.

Belgrad war der Hauptsammelplatz der vom Sultan zum Heerzuge aufgebotenen Fürsten, Paschas und Lehensmänner, welche sich im Laufe des Monats Mai nach und nach auf den Lagerplätzen bei Belgrad und Semlin eingefunden hatten. Der Sultan trat seine Rückreise nach Constantinopel erst an, nachdem sich seine Armee gegen Essegg in Bewegung gesetzt hatte. Vorerst fanden die Aufwartungen statt. Wenn ein Pascha mit seinen Lehensmännern und Truppen in das Lager kam, ritt er, nur von zwei Agas begleitet, bis zu des Sultans Zelte, wo er abstieg und den Kaftan empfing. Mit solchem angethan begab sich der Pascha an die Spitze seiner Leute, und indem er bei dem Sultan vorbei passirte, „hat er mit einer kurzen Carriera vorbeigesprenget und eine tiefe Referenz erwiesen, seine Leute marschirten alle paarweise, ziemlich weit von einander, dahero es ein großes Ansehen hatte.

„Der asiatischen Baschen und der anderen Miliz so man an unterschiedlichen Orten mustern gesehen hat, ist hierunten ausführlich verzeichnet, *) zu der Zahl 35.501, welche der beste Nervus und Kraft der ottomanischen Soldatesca ist, müssen noch andere Paschas und Begs gerechnet werden, die erst später zum Großwesir stießen.“

Die äußerst geringe Anzahl türkischer Streitkräfte, welche in Belgrad vorläufig angesammelt waren, erklärt sich dadurch, daß in dem Verzeichniß nur die Pascha aufgezählt sind, welche vermöge ihrer Lehensverpflichtung in erster Linie mit ihren Vasallen aus Asien zum Heerzuge aufgeboten worden waren, und außerdem jene Paschas und Begs, die sich zu Adrianopel und in anderen Plätzen dem Marsche nach Belgrad angeschlossen hatten. Essegg war erst der Hauptsammelplatz für die übrigen Contingente, über deren Stärke die Angaben vielfach variiren. — Die der Pforte tributären und zur Heerfolge verpflichteten Tataren-Khane, dann die Fürsten von Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei mit ihren Kriegsvölkern, sowie die mindestens 40.000 Mann zählende Armee des Kurutzenkönigs Emerich Tököli, endlich noch mehrere Paschas und

---

*) Siehe Beilage I.

Begs mit ihren Truppen, welche sich erst während des Zuges von Belgrad über Essegg nach Ungarn mit der Armee des Großwesirs vereinigten, machten es dem Letzteren möglich, mit einem Heere von mehr als 300.000 Mann vor Wien zu erscheinen.

Jedem einzelnen Truppencorps folgten eine große Menge von Handels- und Geschäftsleuten, außerdem ein überaus großer Haufe von Lumpengesindel, der sich der Beute und des Raubes wegen anschloß, endlich Kaufleute und Juden, die wegen Ankaufs der Beutegüter mitzogen.

Der Internuntius Graf Caprara wartete auch in Semlin vergebens auf eine Audienz, in welcher er dem Großwesir persönlich das Schreiben des Hofkriegsraths-Präsidenten überreichen wollte. Zuletzt war er gezwungen, dieses Schreiben durch die Vermittlung eines Adjutant-Offiziers in die Hände des Großwesirs gelangen zu lassen, da die Gesandtschaft ihren Weitermarsch fortsetzen mußte.

Unter dem Schutze des Janitscharen-Agas kam die Gesandtschaft am 28. Mai 1683 nach Essegg, allwo der Großwesir am 2. Juni anlangte. Mittlerweile trafen täglich Kriegsvölker aus den Nachbarprovinzen, dann viel schweres Geschütz und Munition von Constantinopel und Belgrad ein; sechzig mit Geschütz beladene Tschaiken gingen nach Ofen ab. Gleich nach der Ankunft in Essegg erfuhr der Graf Caprara, daß nicht weit von seinem Quartier ein kaiserlicher Soldat enthauptet worden sei. Derselbe war von Ofen an den Großwesir gesendet worden, damit dieser ihn über die Verhältnisse beim kaiserlichen Heere ausforschen könne. Vor den Großwesir gebracht, blieb der Tapfere, eingedenk seines Eides und der dem Kaiser geschworenen Treue, standhaft und verweigerte jede Auskunft, er behauptete furchtlos und herzhaft, daß sich die Kaiserlichen vor den Türken nicht fürchten. Man machte ihm Anträge, zu den Türken überzutreten, und stellte ihm für solchen Fall reiche Belohnung in Aussicht. Da er diese Anträge entschieden zurückwies, ließ ihn der Großwesir enthaupten. Der Leichnam lag den ganzen Tag entkleidet im Felde. Der Kopf war zwischen die Beine gelegt und mit dem Gesichte zur Erde gekehrt; die Türken wollten damit ausdrücken, der Christ sei selbst im Tode nicht werth, das Gesicht dem Himmel zuzuwenden.

Da unter den Türken das Gerücht verbreitet war, der Hingerichtete sei ein kaiserlicher Offizier gewesen, bemühte sich der Großgesandte, die Kleidungsstücke zu erhalten; er ersah aus denselben, daß der Wackere ein Musketier vom Mannsfeld'schen Regiment gewesen, denn die Uniform war „blau ausgemacht". Leider war der Name des tapferen Mannes, trotz der eifrigsten Nachforschungen des Gesandten, nicht zu erfahren.

Am 7. Juni wurde dem kaiserlichen Internuntius eine Audienz gewährt, er sollte endlich die Antwort auf das an den Großwesir gelangte Rückberufungsschreiben des Hofkriegsraths-Präsidenten Markgrafen von Baden erhalten. Der Empfang beim Großwesir war wie immer sehr ceremoniös, das Schreiben an den Prinzen von Baden — in rothem Atlas verwahrt — wurde feierlich überreicht und in Empfang genommen. Der Großwesir verabschiedete sich mit den Worten: „Der Gesandte könne nun zurückkehren und getreulich berichten, was er gesehen habe; er (der Großwesir) halte dafür, daß die große Anzahl Zelte ihm wohl Furcht und Respect eingeflößt haben werden!"

Der Pascha von Stuhlweißenburg, welcher Dienstes halber nach Essegg berufen war, erhielt den Auftrag, den Grafen Caprara sammt Gefolge auf seiner Rückreise mitzunehmen. Zum größten Leidwesen der Letzteren verschob der Pascha die Abreise von Tag zu Tag. Wahrscheinlich geschah dies auf höheren Befehl. Dem Gesandten sollte noch Gelegenheit gegeben werden, den feierlichen Empfang und großartigen Einzug des Tököli, welcher am 10. Juni erfolgte, mit anzusehen. Selbstverständlich erschien indeß der Graf Caprara beim Einzuge nicht.

Emerich Tököli, welcher bei Erdöd die Donau passirt hatte, wurde drei Stunden vom Lager entfernt durch den Tschauschbaschi, dem Aga der Spahi und dem Pfortendolmetsch Maurocordato im Namen des Großwesirs bewillkommt und in das Lager geleitet. Voran zogen 120 Berittene von des Großwesirs Leibwache; diesen folgten 150 ungarische Hußaren mit Trompeten, Cymbal und Schalmeien, eine blaue Standarte, auf welcher ein Arm mit vergoldetem Schwerte abgebildet war, vier deutsche Trompeter in rother Livrée, vier Handpferde, eine rothe Standarte mit 50 ungarischen Edelleuten (darunter Graf Homonay), eine

kleine Standarte mit dem Troß der ungarischen Edlen, denen sich Türken beigesellt hatten, sieben reich geschirrte Pferde, hierauf Tököli auf einem geschmückten Pferde des Großwesirs, mit pfirsichblühfarbenem Luchspelze bekleidet und mit hohem Reiherbusche geschmückt. Er war von sechs Kammerdienern zu Fuß umgeben; hinter ihm kamen: sein Staatswagen mit sechs auf dem Schlage stehenden Heiducken, ein zweiter Staatswagen, eine große grünseidene, zerrissene ungarische Fahne mit einer Compagnie Heiducken, die eine blaue Montur mit großen silbernen Knöpfen hatten, Federbüsche trugen und mit Feuergewehren und Säbeln bewaffnet waren. Vierhundert Reiter machten den Schluß.

Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen begab sich der Zug zum Zelte des Großwesirs, welcher den von ihm ernannten König von Oberungarn feierlich empfing. Tököli wurde mit einem überaus reichen Zobelpelz ausgezeichnet; dann wurden 70 Kaftane unter die Vornehmsten seines Gefolges und die sechs Lakaien, welche ihn zu Fuß begleitet hatten, vertheilt. — Wie einst Zapolya dem Suleiman, so diente jetzt Tököli dem Kara Mustapha als Leiter und Wegweiser bei dem Raubzuge nach Wien.

Zwei Tage nach dem Empfange Tököli's, am 12. Juni, ließ man endlich den Internuntius ziehen. Der kaiserliche Resident von Khunitz begleitete den Gesandten bis an die große Brücke bei Essegg; dort verabschiedete er sich mit den besten Glückwünschen, um auf seinen Posten im Hauptquartier des Großwesirs zurückzukehren.

Es läßt sich leicht begreifen, daß alle Mitglieder der Gesandtschaft freudig bewegt waren, bald wieder den heimatlichen Boden zu erreichen, um während der nahenden Gefahr den Ihrigen als Tröster und Retter hilfreich beistehen zu können. Dem Internuntius war es besonders wichtig, seinem Kaiser so bald wie möglich von Allem genauen Bericht zu erstatten. Ungeduldig sehnte er das Ende der Reise herbei. Weder er, noch seine Begleiter ahnten, was sie nur zu bald erfahren mußten: daß der Großwesir sich ihrer nur entledigt hatte, um durch ihre berechtigten Ansprüche nicht belästigt zu werden, daß man sie aber nach wie vor als politische Gefangene betrachtete, und daß es beschlossene Sache war, sie nicht früher freizugeben, als bis Kara Mustapha Wien bereits eingeschlossen hatte.

Wir wollen gleich hier den wechselvollen Verlauf der Reise Caprara's mittheilen und behalten uns vor, den Faden der Erzählung bezüglich des weiteren türkischen Kriegsmarsches von Essegg bis Wien an anderer Stelle wieder aufzunehmen.

Graf Caprara war mit seinem Gefolge nicht weiter als bis Mohacz gekommen, als ein reitender Bote mit einem Schreiben anlangte, welches dem Beg überreicht wurde und die Ordre enthielt, die Weiterreise einzustellen. Der Zug sollte den Janitscharenaga abwarten, der innerhalb dreier Tage hier eintreffen werde. Selbstverständlich wurde diese Nachricht vom Internuntius und den Seinen mit Bestürzung aufgenommen. Caprara sandte sofort den Courier Costa in Begleitung eines Türken an den Residenten in Essegg, um Aufklärung über die Ursache der Verzögerung zu erhalten. Der Bote kam noch in der Nacht mit dem Bescheide zurück, daß der Beg vom Großwesir zurückberufen und eine andere Escorte von 100 albanesischen Reitern zur Begleitung des Internuntius beordert sei.

Die Eskorte traf auch am Morgen des 14. ein, worauf der Marsch bis Ofen fortgesetzt wurde, wo man am 20. Juni anlangte. Hier war es wiederum der Wesir-Pascha von Ofen, der den Gesandten nicht weiterziehen ließ. Er gebrauchte den Vorwand, daß der Marsch der Armee das Fortkommen des Convoi erschwere, die Passage an manchen Stellen unmöglich sei, und überdies die Tataren die Gegend unsicher machen. Der Gesandte müsse sich einige Tage gedulden, bis der Pascha sich mit dem Großwesir über die Weiterreise besprochen habe. Da aber länger als zwei Wochen keine Nachricht über die weitere Bestimmung einlangte, außerdem sich die Nachricht verbreitete, daß der Großwesir mit der Armee über Stuhlweißenburg gegen Raab rücke, verringerte sich allgemach die Hoffnung auf Befreiung.

Am 8. Juli kam ein Pascha nach Ofen, welcher auf 2000 Wagen Proviant und Munition in des Großwesirs Lager befördern sollte. Da der Letztere bereits gegen Wien aufgebrochen war, so ertheilte man diesem Pascha den Auftrag, den Internuntius und dessen Gefolge auf der Weiterreise nach Wien mit sich zu nehmen. In gedrückter Stimmung rüstete sich die Gesandtschaft zu diesem Zuge. Ein von der Armee zurück-

gekommener Tschausch berichtete, daß der Großwesir Altenburg eingenommen habe und nach Verwüstung des ganzen Landes in der Umgebung innerhalb dreier Tage vor Wien stehen werde. Diese und andere traurige Botschaften, die der Gesandtschaft in absichtlicher Entstellung zugetragen wurden, steigerten die Gemüthsverstimmung, die jeden Einzelnen der Gesandtschaft ergriffen hatte, bis zu den entsetzlichsten Schlüssen über ihr weiteres Schicksal. Die Bedrängten sagten sich, daß ihnen ein trauriges, ja entsetzliches Schicksal bevorstünde, wenn sie bis zur Entscheidungsschlacht, wie leicht möglich, in türkischer Gewalt verblieben. Ob nun die Christen oder die Türken vor Wien siegen sollten, jedenfalls war das Schlimmste zu erwarten.

Erst am 24. Juli setzte sich der ganze Transport, bestehend aus circa 4000 Wagen, in Bewegung. Die Ladung, die befördert wurde, bestand aus Zwieback, Mehl, Munition und leeren Wollsäcken. Die Letzteren waren bestimmt, mit Erde oder Sand gefüllt, ihre Verwendung beim Schanzenbau zu finden.

Die Ortschaften, welche der Zug passirte, waren zumeist von den Tataren niedergebrannt. Was die Tataren nicht zerstört hatten, wurde von den Vorspannsleuten verwüstet, die, um Nägel oder andere Eisenbestandtheile zu gewinnen, die Häuser 2c. 2c. gänzlich demolirten und überhaupt das Wenige, was verschont geblieben war, zu Grunde richteten.

Vor Raab angelangt, wurde die Gesandtschaft in das einen Kanonenschuß von der Festung entfernte Lager des Ibrahim Pascha von Ofen geführt und in dessen Nähe in Zelten untergebracht.

Im Lager beschied Ibrahim Pascha den Großgesandten zu sich und stellte an diesen das Ansinnen, die Festung Raab abzutreten; in solchem Falle wäre er (Ibrahim) bereit, sich beim Großwesir als Friedensvermittler gebrauchen zu lassen. Er fragte ferner, warum dieser Platz nicht übergeben worden sei? dadurch, meinte er, hätte man den Frieden aufrecht erhalten können. Zum Schlusse fragte er den Internuntius, ob dieser nach Raab hineinzugehen verlange? Graf Caprara antwortete kurz und angemessen: Raab sei nie von den Türken als Gegenstand eines Friedensabschlusses verlangt worden, ebensowenig liege es in der

Absicht der Türken, den Frieden zu bewahren; Beweis dafür seien die Feindseligkeiten, die ohne Kriegserklärung schon so weit fortgeschritten seien, daß an Unterhandlungen wegen des Friedens nicht mehr gedacht werden könne. Ihm, dem Internuntius, stünde auch die Macht nicht zu, Plätze seines Kaisers an Jemanden zu übergeben; was seinen Einzug in Raab betreffe, müsse er den Antrag darum ablehnen, weil er in der Festung nichts zu thun hätte! Was seine Person betreffe, könne er nur bemerken, daß er von des Kaisers Majestät zurückberufen, von dem Großwesir beurlaubt sei, und daß er keinen andern Auftrag habe als den, die empfangenen Briefe an seinen Herrn zu überbringen. Sollten die Türken ihn mit Gewalt von seiner Pflicht abhalten, so könne er freilich daran nichts ändern; aber er glaube nicht, daß sie an der Achtung, die bisher seiner Stellung zu Theil geworden, etwas ändern werden! — Mit Höflichkeitsbezeugungen und dem Ausdrucke des Mitleids über das Unglück, welches das Land betroffen habe, wurde Graf Caprara schließlich entlassen. Man bedeutete ihm, daß die Gesandtschaft in das Lager vor Wien geführt werden solle, wo über das Weitere der Großwesir zu entscheiden habe.

Am 5. August lagerte die Gesandtschaft in der Nähe von Altenburg. Bruck an der Leitha fanden die Reisenden unversehrt; in Fischamend lagerte der Sohn des Tatarenkhans mit 6000 Mann. Das schöne Jagdschloß Ebersdorf war ganz verwüstet; dagegen verschonten die Barbaren das Neugebäude aus Pietät für den großen Suleiman, der im Jahre 1529 daselbst seine Wohnzelte aufgeschlagen hatte. In der Nähe des Neugebäudes kam dem Zuge der Befehl zu, anzuhalten. Die Christen blickten da mit großer Betrübniß auf die unglückliche Stadt, dachten jeglicher mit kummervollem Herzen an Haus, Hab und Gut. Wie mochte es wohl ihren Verwandten und Freunden ergehen? Waren sie außer Gefahr oder vielleicht schon im Unglücke verdorben und zu Grunde gegangen?

Der Pascha, welcher bisher die Begleitung des Convoi besorgt hatte, ward zum Großwesir berufen und kam nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß der Gesandte mit seinem Gefolge am nächsten Tage dem tatarischen Lager überliefert und von diesem irgend einem kaiser=

lichen Platze, ausgenommen Wien, übergeben werden solle. So angenehm diese Aussicht auf das baldige Ende der Gefangenschaft war, so beunruhigend wirkte die Nachricht von der Uebergabe in tatarische Obhut. Der Name „Tatar“ erweckte in Allen eine grauenhafte Furcht. Wußten sie doch, daß selbst die Türken kein Vertrauen zu diesem Volke hatten, das der unmenschlichsten Handlungen fähig war, von dessen Grausamkeit die Mitglieder der Gesandtschaft selbst mannigfache Beispiele theils erlebt, theils erfahren hatten. Allgemein ward die Besorgniß laut, daß sich hinter dieser Verfügung des Großwesirs irgend ein gefährlicher Anschlag gegen Leben und Sicherheit des Gesandten und seiner Begleiter verberge. Man beruhigte sich indeß, als die weitere Verfügung bekannt gegeben wurde, daß auch ein Pascha mit 400 Mann zur Begleitung bestimmt worden sei. Dies hob allseits wieder den gesunkenen Muth, denn man wußte, daß der Türke eine ihm anvertraute Person heilig hält und beschützt.

Vertrauenerweckend war es wohl auch, daß der kaiserliche Resident von Khunitz, der sich im Lager des Großwesirs aufhalten mußte, durch einen Boten seine Glückwünsche zur endlichen Befreiung überbringen ließ. Persönlich wagte der Resident nicht, den Gesandten zu begrüßen, weil er dadurch den Argwohn des Großwesirs erregt hätte.

Bevor Graf Caprara seine Weiterreise auf der Tullnerstraße antrat, wurde er, allem Anscheine nach mit Absicht, kreuz und quer im türkischen Lager umhergeführt.

Die Reise war beschwerlich genug. Auf steinigen Straßen wurden die Reisenden in schlechten Wagen weiterbefördert; nach langen Beschwerden endlich hatten sie den Wiener Wald hinter sich und erschienen auf der Ebene von Tulln, wo sie am 9. August in der Nähe eines türkischen Lagers ihre Zelte aufschlugen.

Als der commandirende Pascha aus dem Schreiben des Großwesirs entnommen hatte, daß der Gesandte in eine kaiserliche Festung abgegeben werden solle, sprach er die plausible Ansicht aus, daß es dem Wunsche des Internuntius entsprechend und den Intentionen des Großwesirs angemessen wäre, wenn sich der kaiserliche Botschafter in den nahen Ort

Tulln begeben wollte. Dort würde er kaiserliches Kriegsvolk antreffen, könnte die Donau übersetzen und jenseits ganz ungehindert weiterreisen, da bis zur Stunde die Tataren dort noch nicht vorgedrungen wären.

Der Rath des Pascha wurde angenommen und sogleich ein Courier mit einem Dolmetsch vor die Stadt gesendet; aber es brauchte lange, bis die Beiden sich durch Zeichen verständigten und in die Stadt eingelassen wurden, denn die Tullner vermutheten einen listigen Anschlag auf den Platz und wollten nicht daran glauben, daß der kaiserliche Gesandte Einlaß begehre.

In Tulln befand sich um jene Zeit Baron d'Orlick mit einer Schwadron Kürassieren und Dragonern nebst einer Compagnie Fußknechte. Er sollte von dort aus an den Ufern der Donau recognosciren. Mit diesem wackeren Cavalier wurde vereinbart, daß zuerst die Wagen mit dem Gepäck zu dem Stadtthore geführt, daß dort das Gepäck abgeladen, und in die Stadt gebracht werden solle. Sobald die Wagen zurückgelangt wären, sollten sich der Graf und das Gefolge in die Stadt begeben; die Türken hätten sich jedoch in angemessener Entfernung zu halten. Der Pascha, mit diesem Vorschlage einverstanden, setzte sich zu Pferde und begleitete, von seinen Offizieren umgeben, unter dem Schalle kriegerischer Musik und mit fliegenden Fahnen die Gesandtschaft gegen Tulln. Auf Kanonenschußweite von dieser Stadt entfernt, blieb er stehen und sagte: „Seht da den Ort, wo Ihr einziehen sollt, von hier bis dort ist keine Gefahr mehr vorhanden; aber der Sicherheit wegen will ich so lange hier bleiben, bis ich sehe, daß Ihr außer Gefahr seid." Auf die Danksagung des Internuntius antwortete er kurz: „Ich habe dasjenige verrichtet, was mir aufgetragen wurde."

Nachdem ihm über Verlangen ein Attest über die sichere Auslieferung überreicht worden war, wurde gegen die Stadt marschirt; am Thore empfing der Baron d'Orlick den Zug und geleitete ihn, umgeben von Musketieren und bewaffneten Bürgern, unter Trompetenschall in die Stadt.

Am nächsten Tage wurde unter Kürassier-Escorte die Reise nach Krems und von dort bis an das kaiserliche Hoflager nach Passau fort-

gesetzt, wo der Graf Caprara am 15. August eintraf und dem Kaiser über seine Mission Bericht erstattete.

In allen Ortschaften, namentlich in jenen, welche, unterstützt durch ihre Lage, Gegenwehr leisten konnten, wurde mit allem Eifer an der Verstärkung durch Schanzenbau und Aufrichtung von Palissaden gearbeitet; besonders eifrig wurde in der Umgegend von Enns gebaut, da der Landeshauptmann Graf von Weißenwolf der Meinung war, nicht zu früh für die Vertheidigung sorgen zu können.

Siebentes Capitel.

Die drohende Gefahr des Krieges mit den Türken wird endlich in Wien erkannt. — Der Kaiser sucht Bundesgenossen und schließt Verträge mit Baiern, Sachsen und Anderen. — Schutz- und Trutzbündniß mit Polen. — Die Schwierigkeiten, die sich diesem Bündniß entgegenstellen. — Rüstungen des Kaisers. — Ernennung des Feldherrn. — Beginn der Operationen. — Mißlungenes Unternehmen gegen Gran und Neuhäusel. — Rückzug des Herzogs von Lothringen hinter die Raab.

In Wien gab man sich, ohne eine solche Zuversicht fest begründen zu können, im Beginne des Jahres 1683 noch immer der Hoffnung hin, daß der Friede mit der Pforte erhalten bleiben werde. Die Berichte, die der Internuntius Graf Caprara seit dem Spätherbste des verflossenen Jahres einsendete, und die keinen Zweifel mehr übrig ließen, gegen wen die ungeheuren Rüstungen der Türken gerichtet seien, vermochten diesen Optimismus nicht zu erschüttern. Selbst die Nachrichten, daß der französische Gesandte den Divan zu einer kräftigen Unterstützung der aufständischen Ungarn zu bewegen suche, daß die Bemühungen Tököli's, unter türkischer Oberhoheit Souverän zu werden, einen für den Ersteren günstigen Abschluß gefunden haben, endlich daß die ganze Macht der asiatischen Paschas und außerdem ein neu ausgehobenes, zahlreiches Heer von Constantinopel gegen Belgrad im Anmarsche sei, wurden nicht ernstlich gewürdigt; immer noch überließ man sich der eitlen Hoffnung, die Pforte werde auf keinen Fall vor Ablauf des Waffenstillstandes, der erst im August 1684 zu Ende ging, die Feindseligkeiten beginnen. Man mußte in Wien doch wissen, daß die ränkevolle Politik Ludwig XIV. die Hand im Spiele hatte, daß der französische Gesandte in Constantinopel die Verbindung der ungarischen Rebellen mit der Pforte nur darum zum

Abschlusse brachte, damit die Aufmerksamkeit der österreichischen Regierung vom Rheine abgelenkt werde und Ludwig im Westen seine allem Völkerrechte Hohn sprechenden Machinationen ungehindert ins Werk setzen könne. Hatte doch die kaiserliche Regierung zur Genüge erfahren, daß der französische Machthaber sich keine Skrupel mache, zu den seit Jahren in Scene gesetzten Vertragsbrüchen neue hinzuzufügen, wenn es irgendwie in seinem Interesse liege. Trotz alledem huldigten die Wiener Hofkreise der Meinung, daß der durch französisches Gold gewonnene Kara Mustapha in seinem Marsche innehalten werde, weil der Waffenstillstand noch nicht abgelaufen sei.

Ausschlaggebend für diese schier unbegreifliche Sorglosigkeit war offenbar das Vertrauen auf die spanisch-jesuitische Politik, welche schon seit Jahren nach einem innigeren Anschluß an die Türken strebte, um auf diesem Wege freie Hand zur Unterdrückung der Ungarn zu gewinnen. In Wien hatte man die Jesuiten in dieser Richtung frei schalten und walten lassen; diese Politiker in der Kutte wirkten ebensowohl in Ungarn, wie in dem ihnen seit der Ambassade des Grafen Leslie zugänglich gewordenen Divan zu Constantinopel. Durch sie hatte sich vor geraumer Zeit das Wiener Cabinet mit dem Divan verständigt, die mittelalterlich trotzigen Ungarn von beiden Seiten zu hetzen, um sie dann in den beiderseitigen Landesgebieten mürbe zu machen; die mit diesem gemeinsamen Zwecke geführten Unterhandlungen um eine Waffenstillstands-Verlängerung auf weitere 20 Jahre waren zur Zeit des Großwesirs Achmed Köprili schon ziemlich weit gediehen, als dieser starb und nun Ludwig XIV. durch seinen Gesandten alle Abmachungen zu hintertreiben wußte. Der mit französischem Golde gewonnene, überdies noch durch unersättliche Habsucht, empörende Hoffahrt und ungeheuren Ehrgeiz beherrschte neue Großwesir Kara Mustapha bot dazu willig seine Hand.

Auch Tököli war schon auf dem besten Wege gewesen, die Waffen niederzulegen und sich seinem Könige zu unterwerfen, wurde aber durch die Unterstützung Frankreichs in seinem Ehrgeize bestärkt und dadurch in die Empörung tiefer hineingezogen, so daß er schließlich Forderungen stellte, welche mit Rücksicht auf die Würde der Krone in Wien unbedingt verworfen werden mußten.

MARCUS ANTONI= US IUSTINIANUS
Hertzog der Dürchleuchtig sten Republica von Venedig



Marcus Antonio Giustiniani,

Doge von Venedig,

gestorben 1688.



Serenissim, Princeps ac Dn: Dn: Hermannus,
Marchio Badensis et Hochbergensis etc —
S. C. M. Consily Aulæ Bellici Supremq Præses
et Campi Mareschallus

Hermann Markgraf von Baden,

kaiserlicher Feldmarschall und Hofkriegsraths-Präsident,

gestorben 1691.

Mit dem Jesuitismus war der Einfluß verbündet, welcher insbesonders in der ersten Hälfte der Regierungszeit Leopold I. von der spanischen Linie des Hauses Habsburg auf den Kaiserhof ausgeübt wurde. Man ließ sich in Wien am Gängelbande des spanischen Botschafters Marquis Borgomanero führen, der die Abberufung der vom Kaiser nach Spanien gesendeten Hilfstruppen vermeiden wollte. Aus diesem Grunde war Borgomanero bemüht, am Wiener Hofe die Meinung aufrecht zu halten, daß von der Pforte nichts zu befürchten sei; seiner Politik entsprach es, daß der deutsche Zweig des Hauses Oesterreich alle Kräfte gegen Frankreich verfügbar mache.

Marquis Borgomanero stand im Jahre 1683 in hohem Alter und besaß eine reiche Erfahrung, die er durch eine langjährige Verwendung in den verschiedensten Staatsgeschäften sich erworben hatte; er verwendete seine ganze diplomatische Kunst darauf, den Kaiser vor einem Zusammenstoße mit den Türken abzuhalten.

Durch den Präsidenten des Hofkriegsrathes Markgraf Hermann von Baden, welcher blindlings den Eingebungen des Botschafters Folge leistete, verschaffte dieser seiner Ansicht beim Kaiserhofe Geltung und brachte es so weit, daß die Rüstungen in Ungarn lässig betrieben wurden. Als Grund dafür gab man an, daß die Türken ja nicht gereizt werden dürften; selbst als der Großwesir Ungarn bereits durchzog und die Tataren mit Tököli's Schaaren plündernd nach Oesterreich streiften, versicherten der spanische Gesandte und sein Anhang, daß es sich um kein Unternehmen gegen Wien handle; denn man werde ja doch, sagten sie, das Land nicht verwüsten, in welchem man sich festsetzen wolle! Aber nur zu bald sollte sich die Haltlosigkeit solcher Behauptungen in erschreckender Weise darthun.

Der kaiserliche Internuntius hatte schon im Herbste 1682 die vollkommene Ueberzeugung gewonnen, daß jede Hoffnung auf eine Waffenstillstands-Verlängerung vergebens sei. Die vom Großwesir weiter geführten Conferenzen waren nur Täuschungen, die Friedensversicherungen geheuchelt, lediglich nur die Mittel, um Zeit zu gewinnen. Caprara, eingedenk des Vertrauens, das ihm sein Kaiser bei Uebertragung der wichtigen und gefährlichen Mission geschenkt hatte, sah mit hellem Auge

und beurtheilte die politische Haltung des Divans ganz richtig — wie aus seinem am 31. October aus Adrianopel an den Kaiser und an den Hofkriegsraths-Präsidenten gerichteten Schreiben hervorgeht.

Jede andere, nur einigermaßen selbstständige Regierung hätte daraufhin kräftige Maßregeln getroffen und sich nicht von den Ereignissen überraschen lassen, wie es der Regierung Leopold I. geschehen ist, obgleich der Ruf von den in drei Welttheilen betriebenen Rüstungen der Türken und die Nachricht, daß Wien unmittelbar das Ziel derselben sei, von allen Seiten laut genug ertönte. Es scheint nahezu unglaublich, daß in den Regierungskreisen zu Wien nicht eine Persönlichkeit von Bedeutung war, welche die Gefahr, die doch nicht zum ersten Male von Seiten der Pforte drohte, rechtzeitig erkannte. Ebenso unerklärlich erscheint die Haltung des Hofkriegsrathes, dem die Sicherung des Reiches in erster Linie pflichtmäßig oblag. Diese Behörde vergaß völlig den großen und wichtigen Grundsatz, daß man zum Kriege rüsten müsse, wenn man Frieden haben wolle.

Man unterließ lange Zeit die Vorkehrungen und traf sie später in ungenügender Weise.

Wie wenig man in Wien an die Gefahr eines Krieges dachte, beweist die Thatsache, daß die kaiserliche Hofkammer noch am 28. Jänner 1683 dem Kriegsdepartement Ersparnisse bei der Armee vorschlug, welche darin bestehen sollten: den Generalen von der Besoldung und der Mannschaft vom Brote Abzüge zu machen. Markgraf Hermann von Baden gerieth über diese unzeitige Forderung ganz außer sich und beschwor den Kaiser, „doch nicht die Soldatesca durch dergleichen ungebührliche Abzüge in einem Zeitpunkte zu disconsoliren, wo man sie brauchen werde, Thron und Länder mit Leib und Lebensgefahr zu schützen“.

Dieses eine Beispiel genügt, um die Selbsttäuschung zu kennzeichnen, welche die rechtzeitige Ergreifung der nachdrücklichsten Vertheidigungsmaßregeln verhinderte und überhaupt den nachtheiligsten Einfluß übte. So kam es, daß die Kriegserklärung der Türken Oesterreich ohne Geld, ohne Armee und ohne zuverlässige Bundesgenossen überraschte.

Die Gefahr, welche sich dem Reiche näherte, bestimmte endlich den Kaiser, aus der zuwartenden Stellung herauszutreten und vor Allem sein Hauptaugenmerk auf auswärtige Allianzen zu richten. Er war eben schließlich zur Ueberzeugung gekommen, daß seine eigene Kraft unzulänglich sei, um dem Andringen des Feindes mit Erfolg entgegenzutreten.

Die Bewerbungen um Bundesgenossen hatten diesmal gute Folgen; die Hilfsverträge kamen viel rascher zum Abschlusse, als dies sonst der Fall gewesen war.

Die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die schwäbischen und fränkischen Kreise, dann die Krone Polen ließen sich im Gefühle der Gefahr, die ihren eigenen Existenzen mit dem Einbruche der Türken drohte, zur Unterstützung des gefährdeten heiligen römischen Reiches herbei. Das Kurfürstenthum Brandenburg, von dem der Kaiser diesmal keine Hilfe zugesichert erhielt, machte eine auffällige Ausnahme.

Der große Kurfürst hatte noch nicht vergessen, daß er vor vier Jahren beim Abschlusse des Nimweger Friedens (1679) von Oesterreich im Stiche gelassen worden war. Die glücklichen Kämpfe gegen die Schweden, namentlich der ruhmvolle Sieg bei Fehrbellin am 18. Juni 1679, hatten der Größe des Kurfürsten unter den Zeitgenossen entscheidende Bedeutung verliehen. Kaiser Leopold hatte die Eifersucht gegen den alten Bundesgenossen nicht ganz zurückhalten können. Diese Eifersucht war darin zu Tage getreten, daß Kaiser Leopold mit Ludwig XIV. am 5. Februar 1679 den Frieden zu Nimwegen schloß, ohne auf seinen Alliirten, den Kurfürsten von Brandenburg, Rücksicht zu nehmen. Erst durch das Erscheinen eines französischen Armeecorps in Westphalen war Friedrich Wilhelm zu dem Friedensschlusse von St. Germain am 29. Juni 1679 genöthigt worden. Jetzt zeigten sich die Folgen der gegenseitigen Verstimmung.

An den kurfürstlichen Hof in Baiern ging der Graf Dominik Andreas Kaunitz (Großvater des berühmten Staatskanzlers) und bewog den Kurfürsten Max Emanuel (nachherigen Schwiegersohn Leopold I.), 11.000 Mann nach Wien zu führen. Dieser Bundesgenosse leistete später bei der Eroberung Ungarns sehr wichtige Dienste, gleich seinem

Großvater Max, der Ferdinand II. in Böhmen kräftig unterstützt hatte.

Zum großen Kurfürsten ging Graf Johann Philipp Lamberg, der nachher so berühmt gewordene Cardinal und Bischof von Passau, erzielte aber, wie gesagt, kein günstiges Resultat. Dagegen war er in Dresden glücklicher; der Kurfürst Johann Georg III. sagte seine Unterstützung zu und führte in eigener Person 11.400 Mann vor die österreichische Hauptstadt.

Der Gesandte Heinrich Franz Graf von Mannsfeld, der in Paris thätig gewesen war, wurde im Beginne des Jahres 1683 in gleicher Eigenschaft nach Madrid versetzt und bewirkte reichliche spanische Geldsendungen zum Zwecke des Krieges. Desgleichen vollendete der zum Papste Innocenz XI. entsendete Georg Adam Graf Martinitz (Enkel des 1618 von einem Fenster des Hradschin zu Prag herabgestürzten Martinitz) seine Mission befriedigend. Der Papst sandte 1,200.000 Kronen als Kriegsbeitrag durch den Cardinal Cibo und erweckte überdies durch einen Aufruf an die ganze katholische Christenheit, durch welchen in der That freiwillige Kämpfer und Geldmittel aufgebracht wurden, das Interesse für den Krieg gegen die Türken.

In Venedig war seit dem Jahre 1680 ein Böhme, Graf Franz Thurn, „Conte de la Torre“, wie er von der hohen Signoria genannt wurde, als kaiserlicher Gesandter in Thätigkeit. Derselbe brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß im Februar 1683 der hohe Senat beschloß, nicht allein die angefangenen neuen Werbungen fortzusetzen, sondern auch Kriegsschiffe in Bereitschaft setzen zu lassen. Die von der Republik Venedig zugesagte Hilfe wider die Türken wurde indeß erst später, und zwar im Jahre 1684 zur Thatsache.

Nach Holland ging ein gewisser Marquis de Fleury als Envoyè extraordinaire, um bei den Generalstaaten die Ausrüstung und [illegible]sendung einer Flotte gegen die Osmanen zu beantragen.

Diesem Ansuchen entsprachen die Generalstaaten zwar nicht, aber sie leisteten dem Marquis allen möglichen Vorschub in der Ausrüstung einer Donauflottille, welche der Armee in Ungarn durch Zufuhr von Proviant und anderem Kriegsmaterial später eine große Unterstützung gewähren sollte.

In der Mitte April 1683 wurde durch den Gesandten Karl Grafen von Waldstein (Sohn des Max, des Erben des Friedländers) das Schutz- und Trutzbündniß mit der Krone Polen zu Stande gebracht. Der Zeit nach war dieses Bündniß das letzte, der Bedeutung nach unstreitig das wichtigste. Von dieser Allianz konnte sich der Kaiser in seiner Noth am ehesten und am zuverlässigsten Rettung versprechen.

Ueberblicken wir die Gesammtarbeit der österreichischen Diplomatie im Jahre 1683, so zeigt es sich, das damals der Grund zu einem lange andauernden politischen Systeme in Oesterreich gelegt wurde. Dieses System stützte sich auf die Allianz mit Polen und Venedig gegen die Türken und im Westen auf die Seemächte Holland und England gegen Frankreich. Dasselbe behielt bis zu den Zeiten des Staatskanzlers Kaunitz, der sich wieder mit Frankreich verband, seinen Bestand. Bemerkenswerth ist noch, daß das österreichische Cabinet sich bei Besorgung der auswärtigen diplomatischen Geschäfte vorzugsweise der Slaven, insbesondere der Böhmen bediente.

Das Bündniß mit Polen hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zum Verständniß dieser Schwierigkeiten ist ein kurzer Rückblick von Nöthen.

Polen, bekanntlich ehemals das Land der französischen Könige und Prinzessinnen, hatte sich im Laufe der Zeit immer mehr an Frankreich angeschlossen. Eine gewisse Aehnlichkeit des Nationalcharakters mag dazu beigetragen haben, vielleicht auch die Absicht, sich dem Einflusse des österreichischen Nachbars, der auf Grund eines geheimen Artikels die Wahl eines Königs von Polen bestimmen konnte, zu entziehen. Die Einigkeit Polens mit Frankreich oder vielmehr die Abhängigkeit des ersteren von letzterem war mit der Zeit so groß geworden, daß Ludwig XIV. sic[illegible] Polen ganz sicher fühlte und nicht daran dachte, daß diese Macht [illegible]als bereit erklären könnte, zur Aufrechthaltung des österreichischen Hauses etwas beizutragen.

Dennoch hatte schon einmal Johann Sobieski, im Jahre 1679, unmuthig über den Verlust von Kamienecz und den ruhmlosen Frieden von 1676, durch den Fürsten Radziwil den Kaiser zu einem Bündniß gegen die Türken aufgefordert. Dieser Antrag aber wurde zurückgewiesen.

Der Kaiser war damals unentschlossen, ließ sich aber endlich vom Mißtrauen gegen den Freund Frankreichs bestimmen. Die Gefahr, die von den Franzosen drohte, schien ihm zumal bei der schwankenden Haltung der meisten bedeutenden Reichsstände bedenklicher als die, die von den Türken ausging; gegen die Letzteren glaubte er überdies sicher zu sein, weil er noch fünf Jahre vom Ablauf des Waffenstillstandes entfernt war. Der Abgesandte Fürst Radziwil erhielt daher eine Abfertigung mit den kalten Worten: dem Kaiser sei zwar die Freundschaft des Königs sehr angenehm und er wünsche deren Dauer; der König möge aber die Freundschaft vor Allem bei der Bezwingung der rebellischen Ungarn, dieser beständigen Bundesgenossen der Türken, an den Tag legen. Es läßt sich leicht denken, daß diese Zurückweisung den König schmerzte, insbesondere, da er mit bestem Willen seinen Antrag gestellt hatte. Der französische Gesandte versäumte auch nicht, Alles aufzubieten, um die Beleidigung in ein möglichst scharfes Licht zu setzen und zu betonen, daß im gegebenen Falle Vergeltung geübt werden müsse. Seit jener Zeit kam es denn auch häufig vor, daß sich polnische Reitertrupps den Rebellen anschlossen.

Der vom französischen Gesandten angedeutete Fall, in dem volle Vergeltung geübt werden konnte, war nun wirklich eingetreten. Die Noth des Kaisers war auf das Aeußerste gestiegen und nur Polens Beistand konnte der Sache einen günstigen Ausschlag geben. Um diesen Beistand zu erlangen, wären die Bitten des kaiserlichen Gesandten allein nicht hinreichend gewesen; dem Kaiser kamen vielmehr zwei Umstände zu statten, welche den Einfluß der französischen Partei am Hofe zu Warschau geschwächt und die Königin selbst der Sache ihrer Landsleute abwendig gemacht hatten.

Maria Casimira de la Grange, die Gemahlin Sobieski's, Witwe des reichen Fürsten Radziwil, suchte als die Tochter Heinrichs de la Grange, des Marquis d'Arquien, der Capitän der Garde Philipps von Orleans war, weitgehende Ansprüche in Frankreich geltend zu machen. Sie hatte von Ludwig XIV. die Ernennung ihres Vaters zum Herzog und zum Pair verlangt, für sich selbst, da sie sich anschickte, die Bäder in Bourbon zu besuchen, einen Empfang begehrt gleich dem, der der Königin von England zu Theil geworden war. Die beiden Begehren hatte Ludwig

durch den Marquis de Louvois abgeschlagen; den geringen Rang ihres Vaters und die dürftigen Verhältnisse des Marquis hatte er als Hinderniß der Standeserhöhung bezeichnet, bezüglich des beanspruchten Empfanges aber zu verstehen gegeben, daß ein großer Unterschied zwischen einer Königin in einem Erbreiche und einer Wahlkönigin bestehe.

Obgleich diese verletzende Abweisung einigermaßen dadurch gemildert worden war, daß man der Königin für ihre Person den Rang einer Fürstin vom Geblüte zugestanden und die Erhöhung ihres Vaters für den Fall, daß sich dessen Vermögensverhältnisse bessern sollten, als wahrscheinlich in Aussicht gestellt hatte, fand sich die Königin Maria Casimira dennoch tief beleidigt und fühlte die Verletzung um so tiefer, als der Marquis von Bethune, der Gemahl ihrer älteren Schwester, und ein anderer unbedeutender Emporkömmling am französischen Hofe, ein gewisser Brisacier, die Auszeichnung, die sie für ihren Vater verlangte, ohne große Schwierigkeiten von Ludwig XIV. erhalten hatten. Gekränkt forderte die Königin ihren Vater auf, sich seiner Besitzungen in Frankreich zu entäußern und nach Polen zu kommen; aber auch diese Revanche wurde ihr durch ihre Schwester, die Marquise von Bethune, vereitelt, welche den Vater durch den Herzog von Orleans unter dem Vorwande zurückhalten ließ, daß Jener vor seiner Entfernung an seine älteste Tochter das gebührende Heiratsgut entrichten müsse. Diese übermüthige, thörichte Maßregel wurde vom französischen Hofe unterstützt. Es hatte den Anschein, als wollte man Johann Sobieski's langmüthige Freundschaft auf die empfindlichste Probe stellen.

Während diese Affaire die Königin, die ihren Gemahl ganz beherrschte, der französischen Partei abgeneigt machte, kam ein zweiter Umstand dazu, um den Einfluß des französischen Hofes dem polnischen Königspaare nicht allein drückend, sondern geradezu schimpflich erscheinen zu lassen.

Es stellte sich nämlich heraus, daß der mit einer Französin vermählte Kronschatzmeister Andreas Morsztyn in heimlicher, verrätherischer Verbindung mit Frankreich stand. Briefe dieses Mannes wurden aufgefangen und bewiesen unter Anderem, daß derselbe berichtet habe, die Gesundheit des Königs nehme immer mehr ab, und man müsse für

einen Thronfolger aus Frankreich Sorge tragen, da der Sohn des Königs, Prinz Jakob, dazu nicht tauge.

Um dieselbe Zeit wurden Briefe des Marquis de Vitry, des französischen Gesandten am Warschauer Hofe, an das französische Cabinet aufgefangen, aus denen der König die Ursachen des Widerstandes erkennen konnte, der der Allianz mit Oesterreich von Seiten des Landtages entgegengesetzt wurde.

Der Gesandte rühmte sich in seinem Schreiben, Mittel zu finden, den Bund mit dem Kaiser zu vereiteln. Er sagte: „Alle Rathschlüsse des Cabinets in Warschau würden ihm durch den Kronschatzmeister Morsztyn mitgetheilt, er hätte durch dessen Vermittlung auch den Großschatzmeister von Litthauen gewonnen, überhaupt alle Sapieha*) bereits auf die französische Seite gebracht; auch Stanislaus Jablonowski**) sei schon durch den Glanz der polnischen Krone geblendet, welche ihm von Seite Ludwig XIV. für den Fall ihrer Erledigung in Aussicht gestellt sei." Weiter berichtete er, „es sei dem Erfolge des Geldes zuzuschreiben, daß der Landtag gegen die Gesinnungen des Königs handle; ohne Geld sei hier nichts zu erreichen. Er (Vitry) hätte schon bei 50.000 Kaiserthaler an Jahrgeldern nach dem Befehle seines Herrn ausgetheilt; auch Tököli werde mit Geld unterstützt, damit er seine Partei in Ungarn erhalten könne". Er setzte ferner hinzu: „Er hätte nicht eher versuchet die Republik zu bestechen, als nach vergeblichen Angriffen auf die Tugend des Königs selbst; der Letztere hätte für dieses Mal nicht allein dem Golde, sondern auch der Hoffnung widerstanden, die er ihm gemacht, seinen Sohn, den Prinzen Jakob, durch den Einfluß und das Ansehen Frankreichs vor der Zeit, das heißt noch zu Lebzeiten des Vaters, zu seinem

---

*) Von den vier Brüdern Sapieha war der älteste Castellan von Wilna und Unterfeldherr, der zweite Großschatzmeister, der dritte Großstallmeister, der vierte Großfeldzeugmeister, alle im Großfürstenthum Litthauen; sie waren sehr reich, stolz, aber dem Könige Sobieski ergeben, weshalb er ihnen auch die erwähnten einflußreichen und wichtigen Aemter im Großfürstenthume verliehen hatte; sie sollten gegen die Familie Paze, die in Litthauen in großem Ansehen stand, dagegen dem Könige nicht gut gesinnt war, das Gegengewicht halten.

**) Woiwode von Reussen, ein Freund Sobieski's, der zu dessen Königswahl sehr viel beigetragen hatte.

Nachfolger erwählen zu lassen. Auch dieses lockende Versprechen hätte den König nicht vermocht, bei den gegenwärtigen kritischen Umständen das Haus Oesterreich den Streichen Frankreichs zu überlassen; übrigens hätte diese Unbeugsamkeit des Königs keine andere böse Wirkung hervorgebracht, als die Nothwendigkeit, größere Geldsummen in einer ganz feilen Nation auszubreiten, welche weder Redlichkeit, noch Treue und Glauben hätte".

Mit diesen Schriftstücken versehen, erschien der König im Senate und befahl, dieselben öffentlich vorzulesen. Der Effect war ein großartiger; das verwirrte Wesen einiger Senatoren verrieth die Theilnehmer an dem Complotte, die Entrüstung über die schmachvolle Thatsache spiegelte sich auf den Gesichtern der Unschuldigen. Alle richteten ihre Blicke auf den König, welcher folgende Worte zu den Versammelten sprach: „Ich weiß nicht, was Ihr von diesen Briefen denkt. Ich glaube wohl, daß ein Morsztyn und seines Gleichen sich durch Geld haben bestechen lassen. Ich kann mich aber nicht überreden, daß die Sapieha ihre Treue verkauft haben, noch weniger glaube ich, daß sich Jablonowski durch Verrath an seinem Vaterlande und an seinem König einen Weg zum Throne habe bahnen wollen. Ein Gesandter, welcher im Finstern arbeitet und sich seinem Herrn angenehm machen will, es koste auch, was es wolle, schmeichelt sich leichtlich bei den Verschwörungen, die er macht. Er legt eine Geberde, ein zweideutiges Wort zum Besten seiner Anschläge aus; er vergrößert sogar die Anzahl der Verschworenen, um sich desto wichtiger zu machen, mit dem Vorbehalte, daß er nachher, wenn es nöthig ist, seinen Irrthum auf die menschliche Unbeständigkeit schieben kann.

„Was das betrifft, was er von mir sagt, so ist es wahr; er hat es gewagt, mich durch eine unmäßige Menge Goldes zu versuchen, und noch mehr durch die verführerische Reizung, meinem Sohne den Thron zu versichern. Ich habe das Gold verachtet; es ist mir schwerer gefallen, der Stimme des Blutes zu widerstehen; die Stimme der Republik aber ist stärker gewesen; und wenn ein anderer Sobieski über Euch herrschen soll, so wird er nur durch Eure freien Wahlstimmen herrschen. Lasset uns diese verhaßten Aufbürdungen nicht durch die Zerreißung eines Ver-

trages rechtfertigen, der nicht ohne Theilnehmung aller Stände geschlossen worden, und den man anbahnen müßte, wenn er noch nicht gemacht wäre. Der Türke rüstet sich, Ihr wisset es so gut als ich. Wenn Wien fällt, welche Macht wird für Warschau stehen? Lasset uns Frankreich und dem ganzen Europa zeigen, daß wir Einsicht, Treue, Glauben und Redlichkeit haben."

Nach dieser Rede erhoben viele der Senatoren ihre Stimme und verlangten die Untersuchung, damit volle Aufklärung in der Sache erfolge; man müsse wissen, wer sich bestechen lasse, wer zum Verräther geworden, denn nur so könne den weiteren Folgen begegnet werden; besonders bestand Jablonowski darauf, weil er durch die in den Briefen enthaltenen Mittheilungen seine bisherige tadellose Treue gegen König und Republik befleckt sehe.

Sobieski, welcher Jablonowski viel zu verdanken hatte, wollte sich, nachdem er König geworden, seiner Schuld entledigen; er ergriff jede Gelegenheit, um seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Er ernannte Jablonowski zum Unterfeldherrn, machte ihn zum Castellan von Krakau und verlieh ihm zuletzt den Großfeldherrnstab. Als Großfeldherr durfte der Günstling nach dem Gesetze keine Stimme im Senate haben, dagegen gebührte ihm, als dem Castellan von Krakau, die erste weltliche Stimme. Auch war das, was er im Senate sagte, von großem Gewichte. Der König befürchtete indeß, daß durch die von dem einflußreichen Manne so entschieden geforderte Untersuchung der Verschwörung die Wunden der Republik nur verschlimmert, aber nicht geheilt werden möchten. Er besorgte, daß diese gefährliche Untersuchung viel kostbare Zeit verschlingen würde, welche unter den obwaltenden Verhältnissen in einer dem allgemeinen Zwecke dienlicheren Weise benützt werden könnte. Er überredete daher den Senat, Diejenigen in der finsteren Maske der Unkenntlichkeit zu belassen, welche sich in dieselbe gehüllt hatten. Er fügte hinzu, die Schuldigen würden ihre Züchtigung schon in der Furcht vor Entdeckung und in dem glücklichen Erfolge des Vertrages finden.

Von dieser Art der Amnestie oder allgemeinen Verzeihung nahm er nur den Großschatzmeister Morsztyn aus, welcher durch sein eigenes Geständniß überführt worden war.

Man hatte im Senate auch ein Schreiben dieses Mannes vorgelesen, worin er bekannte, daß er dem Interesse Frankreichs ganz ergeben sei, und versprach, zu dessen Bestem die Beschlüsse des Cabinets von Warschau mitzutheilen, die Landtage zu beunruhigen, die Beschlüsse des Senats über den Haufen zu werfen, das Mißtrauen unter alle Stände auszustreuen, und sich anmaßte, den König so weit zu bringen, daß dieser gehalten sein sollte, zwischen der Zerreißung des Vertrages mit Oesterreich und der Abdankung zu wählen.

Welcher Mittel er sich dabei bedienen wollte, war aus dem Schreiben nicht zu entnehmen, da jener Theil des Briefes, welcher darüber Aufklärung geben konnte, in Chiffern geschrieben war, zu deren Lösung der Schlüssel nicht gefunden werden konnte. Der versammelte Reichstag sollte über den Uebelthäter das Urtheil sprechen.

Die Nachricht von dem Vorgefallenen stimmte die Landboten sofort günstiger für den Vertrag mit Oesterreich. Niemand wollte dafür angesehen werden, daß er sich hätte durch Geld von der französischen Partei bestechen lassen.

Freilich läßt sich nicht verschweigen, daß die für Oesterreich günstige Gesinnung durch 60.000 Gulden, die Graf Waldstein an einige einflußreiche Polen vertheilte, befestigt wurde.

Der erste Gegenstand, den man auf dem Reichstage zur Verhandlung brachte, war das Verbrechen des Großschatzmeisters. Der Letztere hatte schon lange durch seine Ergebenheit für Frankreich Bedenken erweckt; der Verdacht steigerte sich, als bekannt wurde, daß er auf französischem Boden Güter angekauft habe, endlich war der Verrath durch des Großschatzmeisters eigene Briefe erwiesen. Der Reichstag zögerte daher nicht, den Angeklagten auf dem kürzesten Wege als Hochverräther zu behandeln und zu bestrafen. Aber König Johann mäßigte die Hitze der Abgeordneten und gestattete dem Angeklagten, sich vor den Augen der Republik zu rechtfertigen. Dieses geschah durch Winkelzüge einer hohlen Beredsamkeit, durch leere Betheuerungen, ehrerbietige Unterthänigkeit gegen den König, welchem schließlich der Beschuldigte seine Ehre, sein Glück und sein Leben empfahl. Der Reichstag, welcher sah, daß der König zur Milde neigte, überließ ihm den Strafbaren zu richten,

entsetzte denselben aber seiner Aemter und Würden. Morsztyn wurde gefangen gesetzt und sollte über die Verwaltung des Kronschatzes Rechnung legen, sowie den Schlüssel zu der Geheimschrift ausliefern. Aber er benützte die ihm zu Theil gewordene königliche Milde, um sich jedem Gerichte zu entziehen; durch List oder Bestechung entkam er nach Frankreich, woselbst er seine Tage in unverdienter Ruhe endete. Man bekam weder den Schlüssel zu der Geheimschrift, noch die Abrechnung über seine Verwaltung, und als man den Schatz revidirte, fand man obendrein einen großen Abgang.

Der Credit der Franzosen in Polen war schon vorher gesunken. Die für das Land nachtheiligen Intriguen des vermeintlichen Bundesgenossen waren ans Licht gekommen. Unmuth über die Abhängigkeit von einer Macht nach außen, welche den im Stillen gehegten Wunsch, die Königswürde in der Familie zu erhalten, hintertrieben hatte, erfüllte ohnedies die Gemüther der beiden königlichen Personen und machte sie immer mehr geneigt zum Anschlusse an den Kaiser. Dieser ließ es seinerseits an kräftigen Triebfedern nicht fehlen, welche bei König Johann, der seine Kinder zärtlich liebte und für die Zukunft derselben mit den ehrgeizigsten Wünschen erfüllt war, die gewünschte Wirkung nicht verfehlen konnten. Der Kaiser schmeichelte dem Könige mit der Aussicht, eine Erzherzogin mit dem Prinzen Jakob zu vermählen, die polnische Krone bei der Familie Sobieski beständig zu erhalten. Das letztere sollte durch Ueberredung oder durch Gewalt auf einem Reichstage, der die Krone erblich erklären sollte, erfolgen. Auch des Papstes Innocenz XI. Ansehen, dessen Unterstützung versprochen wurde, sollte dabei behilflich sein.

Durch diese verführerischen Anerbietungen war das königliche Paar für die Allianz mit Oesterreich schon gewonnen; nur die Republik hatte noch immer Schwierigkeiten gemacht. So oft der König dieses Thema berührt hatte, war allgemeines Murren die Antwort gewesen.

Dem König kam daher die verrätherische Handlungsweise des Großschatzmeisters sehr gelegen, um die Widersetzlichkeit gegen seine Pläne im Landtage zu brechen. Die französische Partei unter den Landboten verlor ihre Sicherheit, sowie ihren Einfluß; wer sich nicht den Makel der Bestechlichkeit zuziehen wollte, mußte die französische Sache fallen lassen.



INNOCETIUS der XI Römische Pabst

Innocenz XI.,

geboren 1611 zu Como,

gestorben 12. August 1689.

Der Graf von Waldstein legte in der Ausnützung dieser günstigen Situation diplomatische Gewandtheit an den Tag. Er legte den Reichsständen in überzeugender, beruhigender Weise die Gründe dar, welche den Kaiser im Jahre 1679 bewogen hatten, das von Polen angestrebte Bündniß abzuweisen. Seinen Argumenten gelang es, die Reste des gekränkten Stolzes, die allenfalls noch vorhanden waren, zu beseitigen und die Zweifel an der Aufrichtigkeit der Allianzanträge, die im Reichstage hier und dort noch bestanden, zu bannen.

Von bedeutendem Einflusse waren auch die Bemühungen des Papstes Innocenz XI., welcher, besorgt für das Schicksal der bedrohten Christenheit, theils durch eindringliche Briefe, theils durch die persönliche Vermittlung seines Legaten, viel dazu beitrug, den König Johann zu einem entscheidenden Entschlusse zu bewegen.

Alle diese Umstände führten die Stände Polens zu dem einmüthigen Beschlusse, die inneren Uneinigkeiten dermalen bei Seite zu setzen und gegen den Feind der Christenheit ins Feld zu ziehen, bevor derselbe weit genug vorgedrungen sei, um mit seiner ungeheuren Macht das ganze Deutschland und später auch Polen vollends zu überwältigen.

Der Allianzvertrag wurde in der Osternacht 1683 endgiltig zu Stande gebracht. Die Zeit, in der das ganze diplomatische Werk durchgeführt wurde, muß im Hinblick auf die Hindernisse, die zu überwinden waren, als eine sehr kurze bezeichnet werden. Waldstein war am 11. Februar in Warschau angekommen und schon in der zweiten Hälfte April war dieser wichtige Allianzvertrag abgeschlossen, ohne dessen getreue Erfüllung von Seite des Königs Johann Oesterreich diesmal schwerlich dem drohenden Verderben entgangen wäre.

Das Schutz- und Trutzbündniß beruhte auf folgenden Abmachungen:

I. Zwischen den contrahirenden Mächten soll eine ewige Defensiv-Allianz währen, gegen die Türken eine Offensiv-Allianz insolange bestehen, bis beide Theile einen sicheren und dauerhaften Frieden mit der Pforte erreicht haben werden.

II. Diese Allianz soll bestätigt und beschworen werden in die Hände Sr. Heiligkeit des Papstes Innocenz XI., und zwar im Namen Sr. kaiserlichen Majestät durch den Cardinal Pio, und im Namen

Sr. Majestät des Königs von Polen und dieser Republik durch den Cardinal Barberini.

III. Der Kaiser verzichtet auf alle früheren Forderungen und Prätensionen, welche während des letzten schwedischen Krieges an die Republik erwachsen sind, auch das Diploma de electione Regis soll aufgehoben und rückgestellt werden,*) während

IV. die Krone und Republik Polen auf alle Forderungen an das Erzhaus Oesterreich verzichtet.**)

V. Keine von den beiden Mächten ist berechtigt, ohne Einwilligung der andern einen Frieden zu schließen.

VI. Auch die Erben und Nachfolger in der Regierung der beiderseitigen Fürsten sollen verpflichtet sein, dieses Bündniß aufrecht zu halten.

VII. Dieses Bündniß hat nur in einem Kriege gegen die Türken seine Giltigkeit, in keinem Falle aber in einem Kriege gegen einen andern Feind.

VIII. Der Kaiser erklärt zu diesem Kriege eine Armee von 60.000 Mann zu stellen und zu unterhalten; von dieser Summe sollen 40.000 im Kriegsdienste im offenen Felde und 20.000 Mann als Besatzungstruppe in den Festungen ihre Verwendung finden.

IX. Der König von Polen erbietet sich, gegen die Türken 40.000 Mann ins Feld zu stellen, über welche er das Commando persönlich führen wird.

*) Im Vertrauen auf die Nachgiebigkeit des Kaisers, der die Allianz mit Polen anstrebte, soll von polnischer Seite in einem geheimen Zusatzartikel die Bedingung festgesetzt worden sein, daß vom Kaiser die Schuldforderung von zwei Millionen Gulden, welche in dem letzten schwedischen Kriege entstanden war, und für welche die Salzwerke von Bochnia und Wieliczka gleichsam verpfändet waren, fallen gelassen werde. Durch das obenerwähnte Diplom war Oesterreich ein bedeutendes Recht eingeräumt worden, die Wahl eines polnischen Königs zu bestimmen. Dieses letztere Bestimmungsrecht soll durch einen Vertrag zwischen König Casimir Johann und Kaiser Ferdinand III. bestätigt worden sein, wodurch man die Constitution der Republik arg verletzt erachtete.

**) Hierunter sind die alten Ansprüche zu verstehen, welche die Krone Polen an Schlesien hatte.

X. Zur Bestreitung der Kriegsunkosten zahlt der Kaiser an die Krone Polen im Voraus 200.000 Reichsthaler. Diese Summe wird von dem im Königreich Polen fälligen päpstlichen Gefälle hereingebracht und compensirt werden.

XI. Die im Königreiche Ungarn verloren gegangenen Plätze sollen zu Gunsten des Kaisers, jene in der Walachei, in Podolien und in der Ukraine für Polen zurückerobert werden. Auch ist Polen verpflichtet, mit 6000 Mann gegen Tököli zu operiren.

XII. Zu dieser Allianz sollen noch andere christliche Potentaten eingeladen werden, insbesonders wäre der Beitritt der beiden moskowitischen Czaren anzustreben; jedoch können derartige Bündnisse nur im Einvernehmen und mit Zustimmung der beiden contrahirenden Mächte abgeschlossen werden.*)

---

*) Die vielen Gewährsmänner und Geschichtsschreiber, welche dieses Bündniß behandeln, bringen sehr verschiedene Angaben über die Vertragsartikel. Nicht allein die Reihenfolge der Punkte, auch die Anzahl derselben variirt.

Das „Theatrum Europaeum“ gibt 12 Punkte des Bündnisses an, während die „Ottomanische Pforte“, Rinck, Mencken und Bronikowski nur 10 anführen. Der „Neuvermehrte Donaustrom“ ꝛc. ꝛc. gibt 11 Artikel an, die mit der „Ottomanischen Pforte“ so ziemlich übereinstimmen, nur daß Artikel 3 und 4 des „Donaustrom“ in der „Ottomanischen Pforte“ in den Artikel 3 zusammengezogen erscheinen. Die übrigen Punkte stimmen überein. Die „Kriegsnachrichten“ geben 9 Punkte; Punkt 3 und 4 des „Donaustrom“ fehlen daselbst.

Diese beiden Punkte, welche die „Ottomanische Pforte“ in den kurzen Satz: „Sollen beiderseits alle alten Prätensionen aufgehoben werden“ zusammenzieht, machen die sogenannten geheimen Artikel aus, von welchen die „Ottomanische Pforte“, Rinck, Mencken, Bronikowski und die „Kriegsnachrichten“ reden, und enthalten die bereits erwähnten Bestimmungen bezüglich des Diploms, der verpfändeten Salzwerke und der Ansprüche auf Schlesien.

Der „Neuvermehrte Donaustrom“ unterscheidet sich von der „Ottomanischen Pforte“ wesentlich dadurch, daß im 10. Artikel (bei der „Ottomanischen Pforte“ im 9.) nur 200.000 Thaler, nicht 300.000 Thaler genannt sind. Hierin findet sich eine Uebereinstimmung mit dem „Theatrum Europaeum“, das über die Geldunterstützung zwei Artikel hat, welche lauten: „Damit die Unkosten der polnischen Republik zu schleuniger Kriegsexpedition nicht zu schwer fallen, übermachen Ihro kais. Majestät der Cron Polen alsobald 200.000 Th., also daß sie sich der Wiederforderung verzeihen und blos an den päpstlichen Gefällen dieser Summe halber erhohlen wollen. 6. Alle Zehenten der venetianischen Kirchen in Italien zum Türkenkriege, deren Summe sich auf 300.000 Th. erstreckt, werden auf ein Jahr der polnischen Republik zu der Soldatesca Sold abge-

Unmittelbar nachdem der Vertrag abgeschlossen und vom Kaiser in Laxenburg am 2. Mai ratificirt worden war, wurde von Seiten des

---

treten." Diese beiden Artikel ergänzen einander, und die im 6. angegebene Summe dient blos zur Nachweisung, woher die im 5. bezeichnete Summe bezogen werden soll.

Das „Theatrum Europaeum" unterscheidet sich von der „Ottomanischen Pforte" und dem „Neuvermehrten Donaustrom", abgesehen von der gänzlich verschiedenen Ordnung und Aufeinanderfolge der Artikel, auch dadurch, daß auf der einen wie auf der anderen Seite einzelne Artikel vollständig fehlen. Der 1. Artikel des „Neuvermehrten Donaustromes": „Soll dieses Offensiv-Bündniß so lange währen, bis beide Theile einen beständigen Frieden mit dem allgemeinen Feinde haben. Das Defensiv-Bündniß aber soll immerdar beständig bleiben", fehlt in dem „Theatrum Europaeum", dagegen lautet der 6. von der Dauer des Bündnisses bei dem letzteren etwas weitläufiger: „Soll diese Allianz nicht nur mit kais. Majestät als römischer Kaiser, sondern auch mit Ihro, als König von Ungarn geschlossen sein und auf Erben und Nachfolger im Regiment als ein ewiges Bündniß gelten." Der 7. Artikel wegen Beschränkung des Bündnisses auf den türkischen Krieg fehlt im „Theatrum Europaeum", der 8. Artikel von der Truppenzahl ist im „Theatrum Europaeum" der 1.

Das „Theatrum Europaeum" hat noch folgende drei Artikel, die in den übrigen Schriften fehlen und welche von besonderer Wichtigkeit sind; diese lauten:

2. Wenn Ihre königliche Majestät in Polen in eigener Person dem Kriege beiwohnen, sollen sie über die kaiserliche Armee als Generalissimus das Directorium führen. Gleicher Gestalt, wenn Ihro kais. Majestät selbst und nicht der König zu Felde gehen, sollen sie ebenmäßig über dessen Armee das Commando haben.

3. Im Falle der Noth, wo (das Gott verhüte) Krakau oder Wien von den Türken belagert würde, soll Einer dem Andern mit seiner ganzen Heeresmacht und allen Kräften beistehen.

10. Sollen von beiden Seiten solche Residenten an die beiderseitigen Höfe geordnet werden, die der Kriegswissenschaft kundig und gute Rathgeber sind; sobald einer seinem Principal die hohe Nothwendigkeit des Succurses notificirt, solle der andere Theil mit seinen Auxiliarvölkern alsobald parat sein.

Diese drei Punkte sind, auch der 3. (10.) nicht ausgenommen, für den ganz besonderen Fall dieses Krieges und der oben bezeichnete 2. Artikel speciell um seiner ersten Hälfte willen gemacht worden. Es läßt sich nicht annehmen, daß sie erdichtet oder aus ähnlichen Tractaten zur Vervollständigung herübergenommen seien.

Das „Theatrum Europaeum" zeigt somit die größte Ausführlichkeit in dem Berichte über das Bündniß. Die zwei Artikel, die demselben abgehen, sind von geringer Bedeutung und sozusagen implicite in dem Begriff eines Bündnisses enthalten; dagegen bringt es drei eigenthümliche (die oben mit 2, 3 und 10 angegebenen) und in Einem die sogenannten geheimen Artikel (und zwar vollständig), endlich gibt es eine weitläufigere Erklärung über die Subsidiengelder, die der Kaiser der Krone Polen vorschießt, als die übrigen. Nach alledem weiß der Herausgeber des „Theatrum Europaeum", wenn schon nicht Alles, was die übrigen mittheilen, aber im Ganzen mehr

Wiener Hofes der kaiserliche Internuntius Graf Caprara verständigt, welcher seinerseits wieder den Sultan mit dem Beifügen in Kenntniß setzte, daß dieses Bündniß ausdrücklich gegen die Angriffe der Pforte gerichtet sei.

Der König Johann ließ es übrigens bei dem Schutz- und Trutzbündniß allein nicht bewenden, sondern leistete überdies einen feierlichen Eid in die Hände des päpstlichen Nuntius Pallavicini, daß er seinen kaiserlichen Alliirten nicht verlassen werde. Wie gewissenhaft er seinen Eid nahm, das lehrte seine spätere Haltung.

Um diese Haltung zu würdigen und die Zweckmäßigkeit des den Vertrag bekräftigenden Eides einzusehen, muß man sich erinnern, welch' sonderbare Auffassung zu jener Zeit über den Werth der beschworenen Verträge herrschte. Hielten es doch sogar beide Potentaten für nöthig, durch einen speciellen Vertrag ausdrücklich zu erklären, daß keiner von beiden Theilen den Papst um die Erlaubniß zum Eidbruch bitten und so sein Gewissen entlasten dürfe.

Leider hatte sich mehrere Jahrhunderte hindurch im Christenthum der Wahn erhalten, daß Eidsprüche ihre Giltigkeit verlieren und die Gewissen der Eidbrüchigen vollständig entlastet werden könnten, wenn der Papst durch seinen Machtspruch den Eid löse und die Betreffenden aller eingegangenen und beschworenen Verpflichtungen enthebe.

Der päpstliche Stuhl hatte sich wiederholt gerne bereit gezeigt, die großen Machthaber von einem geleisteten Eide zu entbinden, wenn dadurch auch das Interesse des Papstthums gefördert werden konnte. Insbesondere den Ketzern gegenüber hielt man sich schon gar nicht verpflichtet, einen Eid zu halten. Ein Losspruch von Seiten des heiligen Vaters, und das Gewissen war frei. So hatte Philipp II. von Spanien zur Zeit der Empörung der in ihren Rechten so schwer verletzten Niederländer mittelst eines Decretes verkünden können, daß er ohne Gewissensbisse und mit vollem Rechte den Flamändern gegenüber

---

als diese, und ist namentlich allein von einzelnen wesentlicheren Punkten unterrichtet. Man hat daher Grund, seinen Angaben den meisten Glauben beizumessen.

Nach Lochner's Preisschrift: „Ueber den Antheil Johann III. Sobieski's, König von Polen 2c. 2c., an dem Entsatze von Wien 1683." Nürnberg 1831.

seinen Eid brechen dürfe, weil ihn der Papst von dem geleisteten Eide losgesprochen habe!

Nachdem das Bündniß zu Stande gekommen war, beschäftigte sich der König Johann mit den Vorbereitungen zum Feldzuge. Er war eifrigst bemüht, das Heer aufzubringen, welches er nach dem Vertrage ins Feld zu stellen hatte. Zu diesem Ende wendete er sich um Beistand an Friedrich Wilhelm, den Kurfürsten von Brandenburg; aber die Verhandlungen mit diesem Fürsten zogen sich so sehr in die Länge, daß dessen Truppen erst nach dem Entsatze von Wien zu dem Könige stießen. Ferner erging des Königs Aufgebot an die litthauischen Truppen, und endlich wurde an die Kosakenstämme — auf welche damals besonders viel Werth gelegt wurde — ein gewisser Menzinski abgesendet, um dieselben anzuwerben. Menzinski sandte indeß anfangs nur Bauern in Kosakenkleidung und erst, als der Krieg dem Ende sich zuneigte, wenige echte Kosaken. Trotz allen guten Willens war es dem Könige sehr schwer, die Armee zusammenzubringen, da zur Friedenszeit Polen nur 12.000 und Litthauen nur 6000 Mann stehende Truppen hatte, während 40.000 Mann durch das Bündniß bedungen waren. Das polnisch-litthauische Heer befand sich überdies an den äußersten Grenzen des Reiches, und es erforderte eine geraume Zeit, bis es aus Podolien und der Ukraine herangezogen war. Das Geld des Papstes, sowie der öffentliche Schatz, der durch die Gebahrung des verrätherischen Morsztyn stark gelichtet war, reichte für die Kriegsrüstungen nicht aus, der König mußte sein eigenes Vermögen zu Hilfe nehmen, um in der Anwerbung und Aufstellung von neuen Truppenkörpern keine Stockung eintreten zu lassen. Als endlich 25.000 Mann aufgebracht waren, entschloß sich der König, nicht länger auf die litthauische Armee zu warten, und brach am 18. Juli von Warschau auf.*)

Obschon durch die abgeschlossenen Allianzverträge mit Baiern, Sachsen, Polen und anderen Mächten hinreichende Hilfe gegen die türkische Macht in Aussicht gestellt wurde und gleichzeitig auch die militärischen

*) Der Zug des Königs Johann Sobieski nach Wien wird in der Abtheilung, die von dem Entsatze handelt, eingehend geschildert.

Rüstungen von allen Seiten auf das Eifrigste betrieben wurden, so mußte bei den damaligen ungeregelten Wehrverhältnissen, bei den mangelhaften Einrichtungen des Heereswesens und der Unzulänglichkeit der Communicationsmittel eine geraume Zeit verstreichen, bis die nöthigen Streitkräfte aufgebracht und gesammelt waren. Mittlerweile standen die kaiserlichen Lande dem raschen Zuge des Feindes offen und sahen beinahe unvertheidigt ihrem Schicksale entgegen. Die Gefahr war groß und allgemein und wuchs von Stunde zu Stunde; die von den deutschen Höfen und der Krone Polen versprochene Hilfe war noch weit entfernt, konnte erst spät, vielleicht sogar zu spät eintreffen.

Die verfügbaren kaiserlichen Truppen waren an Zahl gering, daher ungenügend, um sich den vordringenden colossalen Heeresmassen des Großwesirs mit Aussicht auf Erfolg entgegenzustellen. Uebrigens bestanden die kaiserlichen Regimenter — mit Ausnahme jener, welche gegen die ungarischen Rebellen gekämpft hatten — zum größten Theile aus jungen, im Kampfe noch nicht bewährten Mannschaften; zu alledem mangelte es an der hinreichenden Anzahl von Feld- und Belagerungsgeschützen, und für die wenigen vorhandenen Kanonen fehlte die ausreichende Munition. Auch mit den übrigen Heereserfordernissen von so mannigfacher Art und Gattung war es übel bestellt. Nach dem Kriegsbrauch der damaligen Zeit waren diese Erfordernisse freilich auf ein geringes Maß reducirt, aber selbst das Wenige, das im Interesse der Armee dennoch vorhanden sein sollte, mangelte aller Orten. Dieser Mangel rührte von den geschwächten Finanzverhältnissen des Reiches her, deren Armseligkeit sich vor oder beim Ausbruch eines Feldzuges stets in der drückendsten Weise darthat.

Unter solchen Verhältnissen, welche der Kriegsverwaltung nicht einmal gestatteten, die für den bevorstehenden Feldzug nöthigen Mannschaften mit den erforderlichen Waffen, mit Munition und Proviant in hinreichender Menge auszurüsten, waren natürlich um so weniger die Mittel gegeben, für verwundete und kranke Krieger humane Vorsorge zu treffen, um das Elend der für Thron und Vaterland leidenden Soldaten zu lindern. Diese humanen Einrichtungen einer späteren Zeit waren damals auch im Kriege noch nicht vorhanden.

In der kritischen Lage, in welcher Kaiser und Reich sich befanden, in dieser großen Bedrängniß des Volkes war die Wahl des Feldherrn der wichtigste Act, von der die größere oder geringere Zweckdienlichkeit aller folgenden Schritte abhing. Diese Wahl fiel glücklicher Weise auf den Herzog Karl V. Leopold von Lothringen, den Schwager des Kaisers, einen der größten Männer seiner Zeit, den würdigsten Nachfolger des im Jahre 1681 verstorbenen Feldmarschalls Montecuculi. Karl von Lothringen stand damals im 40. Jahre seines Lebens und war seit fünf Jahren mit der liebenswürdigen, geistreichen Schwester des Kaisers — Eleonore, Witwe des siechen, lebensmüden Michael Koribut Wisznowieczki, Königs von Polen, an dessen Seite sie drei Jahre hatte vertrauern müssen — vermählt. Der tapfere edle Herzog Karl, durch die Ränke und Gehässigkeit Ludwig XIV. aus dem Besitze seines rechtmäßigen, ihm vom Vater vererbten Herzogthums vertrieben, hatte schon in früher Jugend die lehrreichste aller Schulen, jene der Heimatlosigkeit und des Unglückes, durchgemacht. Seine Gesinnung hatte sich im Kampfe mit Ludwig XIV. gehärtet, der sein Feind war und ihn auch dann verfolgte, als er sich nach dem Tode Wisznowieczki's um den erledigten Wahlthron Polens bewarb. Dieser scharfsinnige, in Noth und Drangsal unermüdliche, unerschrockene, von versöhnendem und zusammenhaltendem Geiste beseelte Prinz, der in seinem Wesen echt französische Lebhaftigkeit mit deutscher Gründlichkeit und Umsicht vereinigte, wurde zum Heile Oesterreichs in dieser schwierigen Epoche an die Spitze des Heeres berufen.*)

*) Herzog Karl V. Leopold von Lothringen, geboren zu Wien am 3. April 1643, wurde am kaiserlichen Hofe mit Erzherzog Leopold, dem nachherigen Kaiser Leopold I., gleichzeitig erzogen und war dessen innigster Jugendfreund. Nach Lothringen zurückgekehrt, konnte er nach dem Tode seines Oheims nicht in den Besitz des Herzogthums gelangen, sondern wurde von Ludwig XIV. aus dem Lande getrieben. Als Flüchtling in Wien aufgenommen, heiratete er 1678 die 25jährige Schwester des Kaisers, Eleonore, die verwitwete Königin von Polen, die sich in ihn verliebt hatte. So war die Familie gegründet, aus der als Enkel des Herzogs Karl, Franz von Lothringen hervorging, der Gemahl der Erbtochter Habsburgs, der großen Kaiserin Maria Theresia, der Stammvater der neuen Dynastie, die Oesterreich nach dem Aussterben Habsburgs beherrschte.

Herzog Karl und seine Gemahlin Eleonore nahmen ihren Aufenthalt in Innsbruck. Fünf Jahre nach der Hochzeit wurde der Herzog der Retter von Wien.



Charles de Lorraine

Karl V., Herzog von Lothringen und Bar,

kaiserlicher General-Lieutenant,

geboren 1643, gestorben 1690.

Nun wurden in aller Eile und mit dem Aufgebote aller disponiblen Kräfte die Grenzfestungen Leopoldstadt, Comorn und Raab, sowie das feste Schloß in Preßburg in Vertheidigungszustand gesetzt. Man gab sich der ungegründeten Hoffnung hin, der Feind werde sich durch diese Plätze in seinem Marsche so lange aufhalten lassen, bis eine nachdrückliche Offensive von Seite der Armee ergriffen werden könne.

Die Zeit zur Eröffnung des Feldzuges rückte immer näher, obgleich das kaiserliche Heer noch immer nicht die Höhe erreicht hatte, um mit Erfolg die Operationen aufnehmen zu können. Die gesammte Streitmacht des Kaisers bestand nämlich — ohne Einrechnung der in den festen

---

Das Unglück, von dem die Familie Lothringen in ihrem Stammlande getroffen worden war, sei hier kurz erwähnt und zugleich ein kurzer Bericht über die Thronfolge gegeben.

Das Herzogthum Ober-Lothringen war aus dem großen Herzogthume gleichen Namens, das im 15. Jahrhundert bestand, hervorgegangen. Im 17. Jahrhundert hatte es bereits einen sehr reducirten geographischen Umfang. Es bestand nur mehr aus dem eigentlichen Lothringen und Bar und war schon längst ein Gegenstand, auf den der neidische Nachbar Frankreich seine Blicke richtete. Die französische Politik warf sich, nachdem der Eroberungsplan in Italien mißlungen war, auf Lothringen, wo sie durch eine ganz bequem zu erreichende Erweiterung auf Kosten Deutschlands mehr Aussicht auf Erfolg hatte. So bemächtigte sich Heinrich II. der Bisthümer Metz, Toul und Verdun, und Ludwig XIV. brachte Elsaß, den Sundgau und später auch Straßburg an Frankreich. Der Herzog von Lothringen, von Deutschland gewöhnlich verlassen, empfand seit 1670 in der drückendsten Weise das Uebergewicht des mächtigen Nachbarn, welchem die Politik des Hauses Lothringen, das sich den Gegnern Ludwigs anschloß, höchst unwillkommen war.

Ludwig XIV. besetzte 1670 das ganze Land, vertrieb den Herzog Karl IV. aus dessen Residenz Nancy und behielt Lothringen für sich. Karl IV. starb 1675 im Exile zu Allebach bei Birkenfeld. Der rechtmäßige Erbe war, da er keine legitim anerkannten Kinder hinterließ, der Sohn seines jüngeren Bruders Franz, Karl V., der Schwager des Kaisers Leopold. Dieser konnte und wollte die äußerst harten Bedingnisse seiner Wiedereinsetzung, wie solche im Friedensschlusse zu Nimwegen ausgesprochen waren, nicht anerkennen und ging nach Oesterreich. Er starb zu Wels am 18. April 1690. Sein ältester Sohn Herzog Leopold Josef Karl wurde nach dem Ryswiker Frieden 1697, in welchem die Politik Ludwig XIV. wegen der Aussicht auf die baldige Erledigung des spanischen Thrones geschmeidiger geworden war, in den Besitz von Lothringen und Bar wieder eingesetzt und erhielt von den europäischen Mächten den Titel „königliche Hoheit“. Nach seinem Tode am 27. März 1729 folgte ihm sein Sohn Franz III. Stefan in der Regierung, welcher, zum Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia bestimmt, seine Mutter Elise Charlotte von Orleans als Statthalterin in Lothringen einsetzte. 1736/37 verzichtete er auf Lothringen und erhielt von Kaiser Karl VI. das Großherzogthum Toscana.

Plätzen stehenden Garnisonen — aus 71.000 Mann. Von diesen waren aber nur 43.000 Mann für die Operationen im Felde disponibel, weil mehrere fliegende Corps gebildet werden mußten, welche die ungeheure Ausdehnung der Landesgrenze von Carlopago an der Küste des adriatischen Meeres bis zum Jablunka-Passe an der schlesischen Grenze zu überwachen und nöthigenfalls auch feindlichen Streifcorps entgegenzutreten hatten. Diese Detachements, welche die Erbstaaten gegen die verwüstenden Einfälle der Anhänger des Kurutzenkönigs Tököli und gegen die Tatarenhorden decken sollten, betrugen im Ganzen 28.000 Mann und hatten folgende Stellungen eingenommen:

Hinter der oberen Waag: der Feldmarschall-Lieutenant Graf Schulz mit den Kürassier-Regimentern Caraffa, Veterani, dem Dragoner-Regimente Schulz und den Infanterie-Regimentern Salm, Knigge, Thimb (?), dann den 5 Compagnien vom Regiment Lothringen, zusammen 8000 Mann.

Zwischen den Festungen Leopoldstadt und Comorn: der Palatin Graf Eßterhazy mit 5000 Ungarn.

Von der Festung Raab aufwärts des Flusses Raab einschließlich Körmend: die beiden Grafen Batthiany mit 6000 Ungarn.

Am linken Ufer der unteren Mur und auf der Murinsel, unter Befehl des Generals Grafen von Herberstein: das Kürassier-Regiment Metternich, das Dragoner-Regiment Serau, das Infanterie-Regiment d'Aspremont und 5 Compagnien vom Heister'schen Regimente, zusammen 4000 Mann; endlich an der croatisch-slavonischen und Seegrenze der Banus Graf Erdödy mit 5000 Croaten.

Der Hauptarmee wurde vom Kaiser die Gegend am rechten Ufer der Donau, gegenüber Preßburg, als Versammlungsort angewiesen. Die nach und nach einrückenden Truppen bezogen ein Lager nächst Kittsee. Die erwarteten Zuzüge aus dem Königreiche Ungarn fielen höchst ungünstig aus. Obgleich die Ungarn sich auf dem Reichstage in Oedenburg erboten hatten, im Falle der Gefahr ein Aufgebot in Masse zu veranlassen, erschien eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl, kaum einige Tausend Mann, die nicht hinreichten, die Ufer der Raab und der Donau gegen die Streifereien der Besatzung von Ofen zu beschützen.

Der Kaiser nahm am 24. April seinen Aufenthalt in Preßburg, um der Armee näher zu sein, und hielt am 6. Mai 1683, im Beisein der Kaiserin, der Erzherzogin, des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, des Markgrafen Ludwig von Baden, der spanischen, päpstlichen und venetianischen Gesandten und noch vieler anderer hohen Persönlichkeiten auf der Haide bei Kittsee eine Musterung über die versammelten kaiserlichen Truppen und circa 6000 ungarische Fußtruppen und Hußaren.*)

Diese Heerschau, eines der wenigen kriegerischen Schauspiele, denen Kaiser Leopold in Person anwohnte, wurde mit der Entfaltung einer seltenen Pracht in Scene gesetzt. Sie begann mit einer Feldmesse, welche der damals in Preßburg residirende Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn abhielt. Sodann wurde dem Heere der apostolische Segen und päpstliche Ablaß ertheilt. Der Kaiser ließ unter die Truppen 500.000 Gulden vertheilen.

Die bei Kittsee versammelte Truppenmacht stand unter dem Oberbefehle des Herzogs Karl von Lothringen, dem der Titel eines General-Lieutenants**) verliehen wurde. Sie setzte sich aus folgenden Truppenkörpern zusammen:

I. Die Infanterie-Regimenter Starhemberg, Baden, Grana, Mannsfeld, Souches, Scherffenberg, Tiefenthal, complet zu 10 Compagnien à 200 Mann; von den Regimentern Wallis 7 Comp., Beck 7 Comp., Strassoldo 5 Comp., Thimb 5 Comp., Heister 5 Comp., Neuburg 5 Comp., Würtemberg 5 Comp., zusammen 109 Compagnien gleich 21.800 Mann Infanterie, unter dem General-Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg und dem Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Croy.

*) Bei dieser Revue soll auch schon ein polnisches Corps Lanzenreiter zugegen gewesen sein, welches der königlich polnische Hofmarschall Hieronymus Fürst Lubomirski in der beiläufigen Stärke von 3000 Mann auf eigene Kosten hatte anwerben und ausrüsten lassen. Dieser Fürst war der kaiserlichen Sache sehr ergeben und rückte früher als sein König ins Feld, um zur kaiserlichen Armee zu stoßen.

**) General-Lieutenant, eine Art Generalissimus und im wörtlichen Sinne als Stellvertreter des Kaisers zu nehmen. Karl von Lothringen war der fünfzehnte, welcher diese hohe Würde bekleidete, als der erste gilt der Pfalzgraf Philipp vom Rhein, genannt Bellicosus, welcher von Karl V. im Jahre 1529 diesen Titel erhielt.

II. An Cavallerie die Kürassier-Regimenter: Caprara, Rabatta, Dünewald, Palffy, Gondola, Mercy, Hallweil, Montecuculi, Götz und Dupigny, dann das halbe Regiment Taaffe; die Dragoner-Regimenter: Styrum, Castel, Herbeville.

Jedes Cavallerie-Regiment hatte 5 Schwadronen mit je 160 Pferden in 2 Compagnien, zusammen 67½ Schwadronen gleich 10.800 Pferde unter den Generalen der Cavallerie Herzog von Sachsen-Lauenburg, Graf Aeneas Caprara, Feldmarschall-Lieutenant Graf Rabatta und Markgraf Ludwig von Baden.

III. Artillerie 86 Geschütze unter dem Feldzeugmeister Grafen Leslie und dem Stück-Obristen von Börner.

IV. Der Train bestand aus 188 Proviantwagen à 4 Pferde, 30 Rüstwagen à 6 Ochsen und 600 Munitions- und sonstigen Wagen à 2 Pferde.

Die vereinigten Truppen zählten 32.600 Mann und 86 Geschütze. Der Armee, die 43.000 Mann stark sein sollte, fehlten somit nicht weniger als 10.400 Mann. Abgängig waren: das halbe Kürassier-Regiment Taaffe, das Dragoner-Regiment Savoyen, die Croaten-Regimenter Lodron, Kerry und Riccardi, die Infanterie-Regimenter Croy und Rosen, dann je 5 Compagnien der Regimenter Kaiserstein, Strassoldo und Daun, welche zum größeren Theil durch das Ausbleiben der Werbegelder in ihrer Ergänzung aufgehalten wurden und erst geraume Zeit nach Eröffnung der Operationen auf dem Kriegsschauplatze eintrafen.

Alle bei der Musterung anwesenden Truppen waren gut montirt und nach den Anforderungen der damaligen Zeit entsprechend ausgerüstet; besonders die Regimenter, welche sich am Rheine befunden hatten und nach Ungarn verlegt worden waren, bestanden zum größeren Theile aus Soldaten, welche lange gedient und sich im Kriege erprobt hatten.

Auf der Haide zu Kittsee waren auch circa 6000 Ungarn bei der Revue anwesend, die aber in die Summe der Combattanten nicht einbezogen sind. Sie hatten, wie schon erwähnt, die Bestimmung, die Uebergänge über die Raab gegen kleine feindliche Streifcorps zu decken.

Nach einer gleichzeitigen Chronik bestanden diese aus: den Heiducken von Raab mit 1 Comp., Paul Graf Zichy mit seinen Edelleuten, 3 Comp.,

Franz Graf Eßterhazy mit seinen Edelleuten, 3 Comp., Graf Batthiany mit seinen Edelleuten, 4 Comp., Graf Draskowitz mit 3 Comp., zweiter Graf Draskowitz mit seinen Leuten, 2 Comp., Palatin Paul Eßterhazy mit 13 Comp., Graf Erdödy mit 1 Comp., Graf Emerich Kohary mit 10 Comp., Graf Czaky mit 1 Comp., Graf Anton Palffy mit 4 Comp., Hußaren von Raab 1 Comp., zusammen 46 Compagnien in der beiläufigen Stärke von 6000 Mann, welche von den vorgenannten ungarischen Cavalieren auf deren eigene Kosten geworben und ausgerüstet worden waren.

Sehr groß waren die vom Hofkriegsrathe gestellten Anforderungen, welche der Herzog von Lothringen mit seiner Armee hätte erfüllen sollen. Die Besatzungen der festen Plätze Leopoldstadt, Comorn, Raab, auch Preßburg sollten entsprechend verstärkt, die weitläufige Grenze von Pettau bis zum Jablunka-Passe genügend gedeckt werden. Außerdem sollte die Armee sich der heranstürmenden ungeheuren Macht der Osmanen entgegenstellen und den Kampf mit diesem colossalen Heere aufnehmen!

Mittelst Handschreiben des Kaisers Leopold I., datirt Preßburg am 9. Mai 1683, erhielt der Herzog Karl den Operationsplan, nach welchem der Feldzug eröffnet werden mußte. Die bemerkenswerthen Punkte des Schriftstücks wollen wir hier im Auszuge mittheilen:

1. Die Armee marschirt den 11. d. über Altenburg und Raab nach Comorn, wodurch sie ihre Richtung gerade gegen des Feindes Land erhält und im Bereiche der Raab und Waag bleibt, um die zur Deckung der Grenzen dahinter aufgestellten Truppen nach Erforderniß zu unterstützen.

2. Es wird dem Herzog überlassen, vor dem Erscheinen der türkischen Hauptmacht im Felde, je nach den Conjuncturen, Gran oder Neuhäusel zu belagern, oder — sagt die betreffende Urkunde — „dem Feinde sonst einen Streich anzuhenken oder einige Operationes wider ihn zu thun, sie seien so groß oder so klein als sie wollen, insoweit es ohne allzu große Schwächung der Hauptarmee und unbeschadet der Deckung der Erblande geschehen kann“.

3. Den Truppen hinter der Waag und der Raab ist die aufmerksame Bewachung dieser Flüsse und das Verderben aller Furthen und

Uebergänge, der feindlichen Streifereien wegen, anzubefehlen, falls aber der Feind irgendwo mit größerer Macht durchzubrechen versuchen sollte, hat sich die Hauptarmee mit ganzer Macht zu widersetzen und zugleich Verstärkungen in die Festungen Raab, Comorn und Leopoldstadt zu werfen, deren Ausbau und Ausrüstung man nach Möglichkeit betreiben werde.

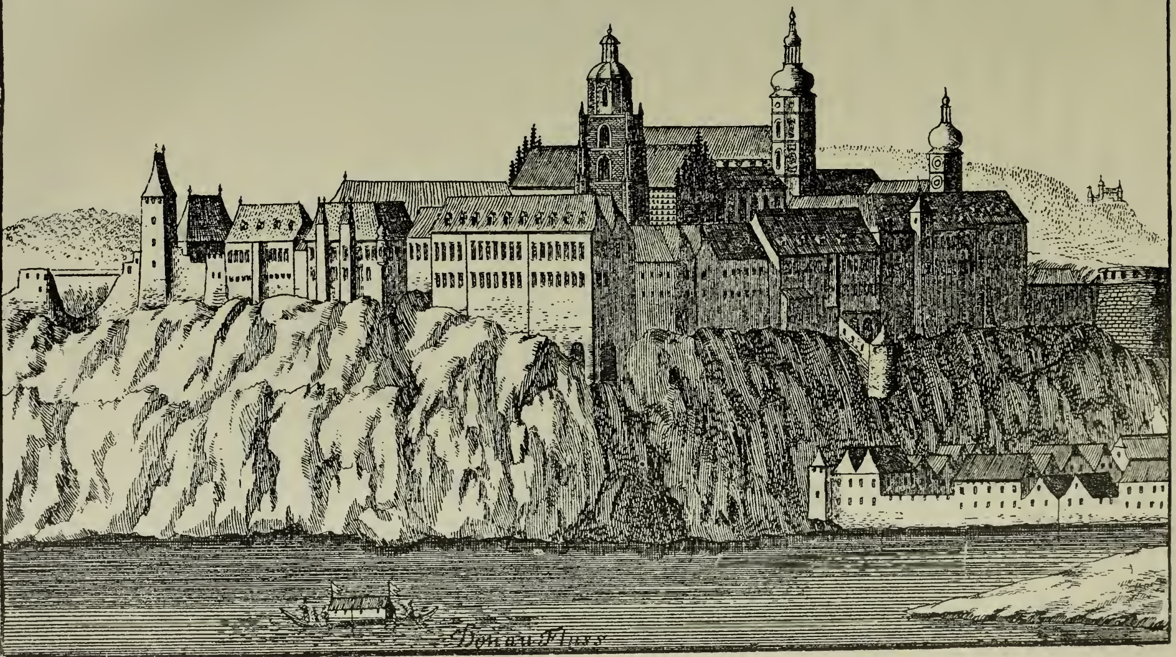
4. Den König von Polen wolle man nachdrücklichst ermahnen, mit seiner Armee frühzeitig zu cooperiren, einstweilen aber 4000 Mann zur Verstärkung des unter Schulz an der Waag stehenden Corps stoßen zu lassen.

Aus der Wiedergabe dieser Punkte ist zu ersehen, daß in dem Kriegsrathe sehr schwierige, ja fast unmögliche Maßregeln beschlossen wurden. Der Krieg sollte unmittelbar in Ungarn beginnen, da man die Ankunft des türkischen Hauptheeres nicht vor Beginn des Monats Juli erwartete. Man wollte Gran und Neuhäusel gewinnen, um den Muth der Truppen durch einen günstigen Anfang zu beleben. Die Uebergänge über die Raab und Waag sollten gehalten, Streifzüge des Feindes in die Erblande verhindert werden, die Hauptarmee sich mit ganzer Macht dem Versuche eines Durchbruchs entgegenwerfen und außerdem noch Verstärkungen an drei Festungen abgeben. So wurden an den Herzog Anforderungen gestellt, die auch dann noch colossal genannt werden mußten, wenn ihm eine dreimal stärkere Armee zur Verfügung gestellt worden wäre, als thatsächlich der Fall war.

Wie wenig Notiz man von der drohenden Gefahr nahm, beweist schon der Umstand, daß man erst in der letzten Zeit auf die drei wichtigen Grenzfestungen Leopoldstadt, Comorn und Raab Bedacht nahm und in zwölfter Stunde — im Punkte 3 der Instruction für den Armeecommandanten — erst versprach, den Ausbau und die Ausrüstung dieser festen Plätze nach Möglichkeit zu betreiben!

Zufolge der Instruction trat der Herzog von Lothringen am 11. Mai den Marsch an und führte das Heer von Kittsee längs der Donau bis in die Höhe von Comorn, wo er am 26. Mai das Hauptquartier aufschlug.*) An dem darauffolgenden Tage wurde ein Kriegs-

*) Welche Gründe den Herzog veranlaßt haben, die Strecke von höchstens 16 Meilen innerhalb 15 Tagen zurückzulegen, ist nirgends zu ersehen; die Schonung für die Truppe



Benedictinerabtei Melk.

rath gehalten, in welchem sich die Mehrzahl der Generale mit Rücksicht auf die Schwäche des Heeres schon zu Beginn des Feldzuges gegen jede Belagerung aussprach. Ungeachtet dieser kriegsräthlichen Entscheidung unternahm der Herzog am 31. Mai in Begleitung des Markgrafen von Baden und der ganzen Reiterei eine scharfe Recognoscirung gegen Gran, in der Hoffnung, sich dieses Platzes, dem er keine besondere Widerstandsfähigkeit zutraute, zu bemächtigen.

Der Herzog, welcher nicht gewohnt war, die Angriffe des Feindes abzuwarten, wollte durch die Einnahme von Gran den Feldzug in Ungarn günstig einleiten; dadurch sollte nicht nur ein günstiger moralischer Eindruck auf das Heer erzielt, sondern gleich zu Beginn des Feldzuges Achtung vor den kaiserlichen Truppen gewonnen werden.

Der Feldherr gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß weder ein Handstreich gegen Gran, wo eine starke, wachsame Besatzung lag, gelingen könne, noch eine Belagerung dieser Festung ausführbar sei. Für ein derartiges Unternehmen war es nothwendig, die freie Bewegung des Feindes auf der Donau, insbesondere die Zufuhr von Verstärkungen, Munition und Proviant von der Wasserseite her zu hindern. Dem Herzog aber fehlten die Kräfte und Mittel, die Festung gerade von dieser Seite einzuschließen; überdies langte auch die Nachricht ein, daß eine feindliche Colonne von 20.000 Mann von Ofen als Verstärkung der Garnison Grans im Anmarsche sei. Die Nachricht bestätigte sich. Der Großwesir sandte von Essegg ein Corps von 40.000 Mann voraus, um die Besatzung von Gran und Ofen mit je 20.000 Mann zu verstärken.

In einem aus Szöny am 2. Juni 1683 vom Herzog von Lothringen an den Kaiser abgesendeten Berichte wurden der eben erwähnte Umstand, ferner der Mangel an Fourage, die Nähe Ofens, endlich die Rücksicht auf den durch die Defilés gefährdeten Rückzug, zu dem eventuell die Belagerungsarmee gezwungen werden könnte, als Gründe dafür ange-

---

mag nicht allein die Ursache gewesen sein, sondern eher war der Umstand maßgebend, daß der Herzog nur eine Straße zum Vormarsche benützte, in Staffeln marschirte und daher die Armee erst am 26. Mai wieder vereinigen konnte.

geben, daß das beabsichtigte Unternehmen gegen Gran aufgegeben werden müsse. Da der Streich gegen Gran nicht durchgeführt werden konnte, wurde der Entschluß gefaßt, Neuhäusel zu belagern, um wenigstens durch Wegnahme dieses Platzes dem Kaiser eine neue Schutzwehr gegen die Türken zu gewinnen. Der Herzog überschritt bei Comorn die Donau, und schon am 5. Juni wurde Neuhäusel eingeschlossen und mit der Eröffnung der Laufgräben begonnen. Die Aufforderung an den Pascha, die Festung zu übergeben, wurde entschieden abgewiesen, und zwar mit der Bemerkung: „daß man kennen lernen solle, welchen Männern der Sultan seine Festungen anvertraue". Am 7. und am 8. Juni wurden die Werke beschossen und die Vorstädte zum Theile in Brand gesteckt; die kaiserlichen Truppen erstürmten sodann die Vorstädte, um von da aus das Geschützfeuer gegen die Hauptwerke der Festung zu richten. Aber nicht lange währte dieser für die Kaiserlichen so günstige Verlauf der Belagerung; der Feind unternahm einen heftigen Ausfall, in Folge dessen sich die Angreifer mit großem Verluste aus der Vorstadt zurückziehen mußten.

In der Nacht, in der der Ausfall geschah, ereignete sich folgender für die Kaiserlichen sehr traurige Fall: Bei Besetzung einer Kirche in der Vorstadt wurde eine kaiserliche Abtheilung von einem Offizier und 50 Mann, die bereits in der Kirche sich festgesetzt hatten, von einer Compagnie des Scherfenberg'schen Regiments unter Commando des Grafen Georg von Herberstein, der zur Besetzung derselben Kirche entsendet worden war, für türkisch gehalten, und in Folge dieses Irrthums feuerte man mit Musketen unter Waffenbrüder. Im Dunkel der Nacht klärte sich der verhängnißvolle Irrthum lange nicht auf, zumal auch die Türken, durch den Lärm aufmerksam gemacht, ihr Feuer gegen diesen Punkt richteten. Dieses Scharmützel forderte eine Menge von Opfern. Ueberhaupt brachte der nächtliche Kampf einen großen Verlust an Offizieren und Mannschaft. Unter den Ersteren befanden sich nebst Anderen die Volontairs Graf Taxis und Katzianer, Hauptmann Kraus vom Stahremberg'schen und Obristlieutenant Graf Leopold Kopp vom Beck'schen Regimente. Der nachmalige tapfere Vertheidiger Wiens, Graf Ernst Rüdiger Starhemberg, hätte vor Neuhäusel gelegentlich einer Recogno-

f. 187



Belagerung von Neuhäusel.

scirung des Platzes bald seinen Tod gefunden: eine türkische Kanonenkugel schlug dicht neben ihm in den Boden.

Schweres Belagerungsgeschütz, das zu einer nachdrücklicheren Beschießung hätte dienen können, war schon von Wien, Comorn und Raab aus auf dem Wege nach Neuhäusel, als die Nachricht einlief, daß der Großwesir mit bedeutender Uebermacht im Anrücken sei und daß zahlreiche Schaaren tatarischer und türkischer Reiter das Land weit und breit verheeren und verwüsten. Um von der Donau nicht abgedrängt zu werden, stellte der Herzog die Belagerung von Neuhäusel ein und ging eilends in der Nacht vom 8. auf den 9. Juni nach Comorn zurück. In dem Berichte an den Kaiser wird als Ursache des Rückzuges nach Comorn nicht allein das Anrücken des Großwesirs bezeichnet, sondern der Herzog will sich wesentlich auch aus dem Grunde zurückgezogen haben, „weil er gemäß der kaiserlichen Instruction vor Allem an die Beschützung der Erblande und an die Erhaltung des guten Zustandes der Armee denken müßte".*)

Hier — gelegentlich des Berichtes über das verunglückte Unternehmen gegen Neuhäusel — dürfte es am Platze sein, das räuberische Wesen der Neuhäusler Besatzung, welche sich in Ober-Ungarn die ärgsten Grenzverletzungen zu Schulden kommen ließ, durch ein Beispiel zu illustriren; dieses eine Beispiel genügt, zu erweisen, daß die Grenztürken

*) Die mehrfach aufgestellte Behauptung, daß der Herzog erst auf Befehl des Hofkriegsrathes die Belagerung von Neuhäusel aufgegeben habe, wird durch folgenden Beleg beseitigt: „Kaiserliche eigenhändige Resolution ddo. 10. Juni 1683 ad marginem eines vom Hofkriegsrathe unterlegten Operations-Gutachtens: Dieses Gutachten ist zwar in allem gar wohl ausgeführt, aber leider dieser Zeith nicht mehr de tempore, indeme Ich diesen Morgen ein eigenhändiges Schreiben vom Herzog bekommen, indeme er mich berichten thut, weilen er von Allen Orten Nachricht habe, daß der Groß-Vezir mit seiner Macht sich herzu nähere, Er auch alle Zeit von mir auf die Conservation der Armata und Bedeckung der Landen gewiesen seie, als habe Er auch mit seiner Disreputation sich von Neuhäusel ab und gegen Komorn daherauß Jenerseits (das ist neben der Waag) ziehen wollen, vermeine auch es seie noch kein solcher impegno und Angrif gewesen, indeme er noch kein schwäres Geschütz gebraucht, noch Feuer eingeworfen habe. Ich werde es gegen den Herzogen, als eine geschehene Sache approbiren, Ihn noch einmal zu erinnern, sich von den Schlachten zu enthalten, obwohlen u. s. w." Nach einem im geheimen Hausarchive befindlichen Originale. — Siehe Röder's „Des Markgrafen Ludwig von Baden Feldzüge wider die Türken", I. Band, pag. 23.

die unbändigsten Gewaltthätigkeiten ausüben durften, gegen die man in Wien — aus Furcht, den Frieden zu trüben — keine anderen Maßregeln anzuwenden wagte, als höchstens Beschwerde zu führen. Und über solche Beschwerden ging man in Ofen mit der größten Seelenruhe zur Tagesordnung über, ja man verhöhnte die Beschwerdeführer mitunter, indem man Befehle ertheilte, solche Grenzverletzungen mit mehr Eclat durchzuführen.

Im Beginne des Jahres 1683, bevor noch von kaiserlicher Seite ernstliche Vorbereitungen zum Kriege getroffen worden waren, begann bereits die Neuhäusler Besatzung die Feindseligkeiten in sehr bedenklicher Weise. Der in der Festung commandirende Pascha erhielt zu jener Zeit von Ofen — unter Androhung der seidenen Schnur im Falle des Zauderns — den Befehl, sich auf der Insel Schütt festzusetzen. Mitte Februar wagte er es, mit einigen tausend Mann einen Einfall zu versuchen; als jedoch von seiner Vorhut, welche über die gefrorene Donau setzte, 40 Reiter auf dem Eise durchbrachen und ertranken, gab er den Versuch vorläufig wieder auf. Einige Tage nachher gelang es ihm, unter Führung eines Präbeken (Ueberläufers) die Donau zu überschreiten, einige Dörfer zu überfallen, auszuplündern und in Brand zu stecken. Von den Gefangenen wurden die älteren Personen getödtet, die jüngeren Leute beiderlei Geschlechtes nebst der leicht transportablen Beute nach Neuhäusel in Sicherheit gebracht. Der Ueberfall geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß die auf der Insel einquartirten kaiserlichen Soldaten und die ungarische Miliz erst zur Stelle kamen, als die Räuber sich und ihre Beute schon geborgen hatten. Nachdem der Raubzug so gut gelungen war, kamen die Neuhäusler am 8. März wieder, erbeuteten 300 Stück Vieh und machten 100 Gefangene. Der Rückzug gelang indeß diesmal nicht so leicht; die Räuber wurden noch auf der Insel vom Obersten Castelli erreicht, der ihnen die Beute abnahm und sie mit einem ziemlichen Verluste zurückwarf. Das Gefecht dauerte über drei Stunden und wurde sogar noch auf der festgefrorenen Donau fortgeführt. In dieser Affaire wurden Oberst Castelli und seine Dragoner von den ungarischen Heiducken und Hußaren, die ein gewisser Lazar Padányi commandirte, auf das Beste unterstützt. Die Türken verloren

über 100 Mann und brauchten 10 Schlitten, um ihre Verwundeten mit sich zu nehmen; außerdem wurden 40 Türken gefangen genommen, darunter der Sohn des Pascha von Neuhäusel, der für seine Ranzionirung 12.000 Gulden anbot. Die kaiserlichen und ungarischen Truppen erlitten einen Verlust von 30 Todten und Verwundeten, machten aber eine ansehnliche Beute von schönen Pferden und kostbaren Waffen.

Leider endete auch diese Affaire, wie so viele andere Raubzüge der Türken, mit einer unmenschlichen Grausamkeit. Da die Räuber außer Stande waren, die Beute in Sicherheit zu bringen, metzelten sie einen Theil der geraubten Frauen und Kinder schonungslos nieder.

Wir kehren zur Schilderung der Ereignisse im Juni 1683 zurück. Wie bereits gesagt, zog sich die Armee zurück, und zwar auf die Insel Schütt, wo das Lager aufgeschlagen wurde. Das kaiserliche Fußvolk wurde zu den Befestigungsarbeiten verwendet, die in Comorn unumgänglich nothwendig waren; gleichzeitig wurde dem Commandanten daselbst, dem Obersten Carl Ludwig Grafen von Hofkirchen, das Regiment Tiefenthal unter Commando des Obristlieutenants Andreas Jörger als Verstärkung zugewiesen, da man mit Sicherheit annahm, daß der Feind dieser Festung hart zusetzen werde.

Als nach einiger Zeit die türkische Armee unter Kara Mustapha der Raab sich näherte, übersetzte das durch verschiedene Abgänge schon stark reducirte kaiserliche Heer auf einer von den Truppen gebauten Brücke den kleinen Donauarm und bezog zwischen der Raab und Raabnitz eine Stellung, welche der Feldzeugmeister Rüdiger Graf Starhemberg durch Schanzen und Batterien verstärken ließ.

In dieser Position wollte der Herzog Carl dem Großwesir längeren Widerstand leisten, falls dieser Raab belagern oder ohne Rücksicht auf diese Festung den gleichnamigen Fluß übersetzen und gegen die Hauptstadt vorrücken wollte.

Es wäre freilich im Interesse und für die Conservirung der Armee vortheilhafter gewesen, wenn die Actionen gegen Gran und Neuhäusel gänzlich unterblieben und dadurch der ohnehin sehr schwachen Armee namhafte Verluste erspart worden wären. Aber man wollte mit geringen

Kräften allzuviel erreichen. Die Ziele, die man anstrebte, waren eben von zu mannigfacher Art, daher kam keine Unternehmung zur vollen Durchführung, und trotz des Verbrauches an kostbarem Material jeder Art erreichte man gar nichts. Die Absicht, die Erblande zu beschützen, war mit einer so geringen Truppenmacht nicht durchführbar, der Zeitpunkt, für den man die Hilfe der deutschen und polnischen Hilfstruppen erwarten konnte, noch sehr entfernt.

Andererseits stellte die Unternehmung gegen Neuhäusel selbst im günstigsten Fall keine großen Vortheile in Aussicht. Wenn Neuhäusel wirklich eingenommen worden wäre, so hätte die Besatzung eine ziemlich beträchtliche Truppenanzahl absorbirt, deren Abgang in Anbetracht der Kriegsverhältnisse sich später arg fühlbar gemacht hätte. Wollte man aber Neuhäusel nicht besetzen, so blieb nur übrig, diese Festung vollständig zu schleifen, und dazu stand wiederum die nothwendige Zeit nicht zur Verfügung.



Kara Mustapha Pascha,

ernannt am 7. November 1676 zum Großwesir,

abgesetzt und erdrosselt zu Belgrad am 25. December 1683.

Achtes Capitel.

Der Großwesir und sein Heer in Essegg. — Sein Kriegsplan. — Marsch nach Raab. — Stellung des kaiserlichen Heeres. — Der Uebergang über die Raab wird vom Grafen Batthyani bei Körmend freigegeben, in Folge dessen muß der Herzog von Lothringen seine Position räumen. — Die kaiserliche Armee theilt sich und geht zurück nach Wien. — Ueberfall bei Ellend. — Schicksale der Orte Altenburg, Hainburg rc. rc. — Schreckliches Loos des Marktes Perchtoldsdorf. — Tapferes Verhalten der Abteien Klosterneuburg, Melk und Lilienfeld. — Die Verheerungen der Feinde im Flachlande Nieder-Oesterreichs

Wir haben die türkische Armee und den Großwesir verlassen, als dieser sich in Essegg mit Tököli und dessen Truppen vereinigte. Tököli, der in seinem maßlosen Stolze dem Kaiser nicht hatte gehorchen wollen, mußte sich jetzt vor dem ersten Sklaven des Sultans erniedrigen. Dieser freilich verleugnete vorläufig seinen ungeheuren Hochmuth und erwies dem ungarischen Verbündeten königliche Ehren, d. h. er äffte genau das Ceremoniell nach, mit dem einst Sultan Soliman II. den Zapolya bei Mohacs empfangen hatte.

Zwölf Tage verweilte Kara Mustapha in Essegg, theils wegen der Auszahlung des Truppensoldes, theils wegen des feierlichen Empfanges des Kurutzenkönigs. In dem abgehaltenen Kriegsrathe war die Mehrzahl der Paschas, insbesondere aber Tököli, der Ansicht, daß man sich zuerst zwischen der Gran und der Waag festsetzen, die Festung Raab mit ganzer Kraft angreifen und um jeden Preis nehmen müsse, damit man gestützt auf diesen Platz und die ohnehin in türkischen Händen befindliche wichtige Festung Neuhäusel, mit größerer Sicherheit den gewagten Marsch nach Wien unternehmen und an weitere Eroberungen denken könne.

Der Großwesir, ein Mann von mißtrauischem Charakter, glaubte in diesem Rathe eine Falle zu erkennen, die ihm Tököli's Ehrgeiz legen wolle. Er wähnte, der Kurutzenkönig verfolge einzig und allein den Zweck, vorerst Ungarn zu erobern und sich so den eigenen Vortheil zu sichern. Um diese Absicht zu durchkreuzen, wies er die Ansicht des Tököli mit dem Bemerken zurück, daß, wenn Wien gefallen sei, auch Raab, Comorn und Preßburg ohne weitere Anstrengung in seine Hände kommen werden. Er baute auf die augenblickliche Gunst der Verhältnisse und versprach sich von dem ungewöhnlich schnellen Erscheinen der türkischen Armee vor der Hauptstadt, von der gegenwärtig überwiegenden Stärke seines Heeres, von der Wirkung des Ueberraschens und Zuvorkommens den sicheren Erfolg.

Bei Erwägung aller Umstände erscheint diese Entschließung des Großwesirs keineswegs als ein unüberlegtes tolles Unternehmen, sondern als der Plan eines berechnenden Politikers, eines mit den Grundsätzen des großen Krieges vertrauten Befehlshabers. Die Pforte war von den politischen Verhältnissen im deutschen Reiche ganz gut unterrichtet; sie wußte, daß dieses, unter sich selbst uneinig, durch die schwedischen und französischen Kriege erschöpft, nicht in der Lage sein werde, den durch die ungarischen Wirren bedrängten Kaiser mit einer entsprechenden Truppenmacht zu unterstützen. Der Großwesir wußte ferner, daß der Kaiser kein entsprechend großes Heer auf den Beinen habe, das der türkischen Armee die Spitze bieten könnte — endlich lag die vollendete Thatsache vor, daß Ungarn bereits zum größeren Theile in türkischen Händen war, während der Rest, mit Ausnahme einiger Grenzplätze, ohnehin dem Tököli huldigte. Auf alle diese Umstände stützte sich der Plan des Großwesirs, in eiligem Marsche, die geringe Streitmacht des Kaisers, die sich etwa entgegenstellen sollte, niederschmetternd, vor die Mauern Wiens zu bringen und sich dann endlich durch eine mächtige, aber kurze Anstrengung in den Besitz der Hauptstadt, dieses theuren Horts der ganzen Christenheit, zu setzen.

Kara Mustapha war angefeuert von dem Gedanken, seine Herkunft aus niederem Stande durch einen großen, die Welt erschütternden Ruhm in Vergessenheit zu bringen. Getrieben von unersättlichem Ehr=

geize, erfüllt von phantastischem Unternehmungsgeiste, meinte er, die Fahne des Propheten müsse ihren Schatten, wie einst die römische Weltherrschaft, über den ganzen Erdboden verbreiten. Wie einst die Sultane Mohamed, Selim und der große Soliman, dachte er, werde auch jetzt wieder der Khalif von Constantinopel aus über den Orient und Occident seine allmächtige Herrschaft ausdehnen können. Den Occident aber als eine wohlverdiente Belohnung für seine eigenen Dienste zu erringen, dünkte ihm ein nicht zu hoch gestecktes Ziel.

Dieser neuen Weltherrschaft Vormauer sollte ein Paschalik sein, noch reicher und unabhängiger wie Bagdad, Egypten, oder vielmehr ein der Pforte nur tributäres Königreich, wie Ungarn. Im Geiste hatte der Großwesir dieses neue Königreich schon für sich ausersehen und Wien, dessen Eroberung ihm unter den obwaltenden Verhältnissen ganz leicht erschien, zu seiner künftigen Hauptstadt auserkoren. Im Taumel dieser kühnen Pläne traute der eitle, kurzsichtige Kara Mustapha sich zu, dasjenige zu vollführen, was einem der größten Sultane, dem Soliman, nicht gelungen war. Wunderlich einte sich in seinem Charakter mit diesem ungezähmten Ehrgeize, der doch ins Große zu streben schien, kleinliche Habsucht und Geldgier, die so weit ging, daß die Gesandten fremder Mächte jede Audienz bei ihm oder dem Großherrn um schweres Geld erkaufen mußten. Gewisse Vorzüge, namentlich Gewandtheit, Schlauheit, selbst persönliche Tapferkeit, konnten ihm indeß selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen werden.

Die Mehrzahl der im Kriegsrathe versammelten Befehlshaber, darunter der einflußreiche, kriegserfahrene Ibrahim Pascha von Ofen, der Schwager des Sultans Mohamed IV., sprach sich im Allgemeinen dahin aus, daß die von Tököli abgegebene Meinung die zweckentsprechende sei. Mehrere der zur Berathung herangezogenen Paschas erinnerten den Großwesir an die Mahnung von Seite der Ulemas, insbesondere des Muftis im Ministerrathe zu Constantinopel; der Letztere hatte es geradezu als ein Verbrechen an Treue und Glauben, als eine Verletzung der Lehre Mohameds hingestellt, einen Waffenstillstand zu brechen und vor Ablauf des letzten Tages der im Vertrage festgesetzten Frist die Feindseligkeiten zu beginnen. Dieselben Mahner ermangelten auch nicht, dem

Großwesir ins Gedächtniß zu rufen, daß der große Padischah Soliman vor 154 Jahren, nachdem er einen Verlust von 40.000 Mann vor Wien erlitten hatte, mit seiner vorher unbesiegten Armee einen fluchtähnlichen Rückzug antreten mußte.

Der Großwesir ließ sich aber weder durch Widersprüche, noch durch Abmahnungen in seinem Entschlusse wankend machen. Außer seinem persönlichen Ehrgeize wirkten dabei noch andere Motive mit; er wollte nämlich durch ein kühnes Unternehmen das Vertrauen, das sein Monarch ihm zuwendete, bestärken, die Erwartungen des Volkes, namentlich der Janitscharen, rechtfertigen und den ungeheuren Aufwand für diesen Feldzug durch die reiche Beute, welche ihm in Wien zufallen müßte, bezahlt machen. In überstolzem Vertrauen auf die eigene Kraft hatte er sich das große Ziel vorgesteckt, mit Beiseitelassung aller festen Plätze unaufgehalten nach Wien zu eilen und durch den Besitz dieser Festung im Mittelpunkte Europas einen großartigen Waffenplatz zu schaffen, von dem aus er sich einen Weg in das Herz von Deutschland bahnen wollte. Aus allen diesen Gründen blieb er fest in seinem Vorsatz; nur dem Scheine nach stimmte er der Ansicht des Kriegsrathes insoweit bei, als er vorläufig Raab als das nächste Angriffsobject bezeichnete.

Am 15. Juni 1683 überschritt Kara Mustapha mit einem Heere von nahe 200.000 Mann und 300 Kanonen bei Essegg die Drave. Ihm folgte ein Schlepp von 60.000 bis 70.000 Leuten, Troßknechte, Abenteurer und Gesindel jeder Art, die der Beute wegen dem Heere sich angeschlossen hatten. In Essegg wurde der Statthalter von Diarbekir, Kara Mohamed Pascha, zum Commandanten der Vorhut ernannt, welche aus dem Beglerbeg von Siwas, Chalil Pascha, 3000 Janitscharen und 500 Dschebidschi*) bestand und in der Richtung gegen Stuhlweißenburg vorging. Der Statthalter von Damascus, Hussein Pascha, führte den Nachtrab. Hussein Pascha von Nikopolis erhielt die Statthalterschaft von Erlau und wurde beauftragt, mit Kurubeg nach Buczin zu ziehen.

Nachdem die Drau überschritten war, richtete der Großwesir von Darda am 15. Juni 1683 ein Manifest an das ungarische Volk dies-

*) Dschebidschi ist ein Corps von Zeugschmieden, die Artilleriedienste verrichten.



1 Vestung 2 Vorstatt 3. Rab fl 4 Schiltberge.

Zufinden bey Jacob Koppmayer

Szent-Martinsberg, Benedictinerabtei im Raaber Comitat.

seits der Donau. Es wurde darin Allen, welche Tököli als ihrem Fürsten huldigten, Schutz und Sicherheit versprochen, denjenigen aber, die solche Huldigung verweigern sollten, mit Mord, Brand und Sklaverei gedroht.

Der Vortrab eroberte Veszprim, wohin eine Besatzung von 400 Mann gelegt wurde. In Stuhlweißenburg erschienen die Abgesandten Zrinyi's und Batthyani's, welche die Versicherung der Unterthänigkeit beider Grafen brachten und deren Anerbietungen ein willfähriges Gehör geschenkt wurde. In derselben Stadt schlossen sich der Woiwode der Moldau mit seinem Volke, der Chan der Krim, Muradgirei sammt seinen beiden Söhnen und 30.000 Tataren, sowie die Paschas von Rumelien, von Anatolien und von Silistria mit ihren Lehensmännern dem türkischen Heere an. Alle diese Würdenträger wurden vom Großwesir in feierlicher Weise empfangen und ihrem Range gemäß mit Zobelpelzen oder Ehrenkaftanen betheilt.

Die Bewohner des Klosters Martinsberg, sowie die des Ortes Szent-Marton wollten sich vor der Wuth der Türken retten und nach Raab flüchten, wurden aber von dem Vortrabe eingeholt und niedergehauen; ihre Köpfe wurden dem Großwesir geschickt. Das starke Kloster wurde, nachdem der Commandant des Vortrabes dazu die Erlaubniß gegeben hatte, in die Luft gesprengt.

Totis und Papa, Orte, in denen ungarische Besatzungen lagen, ergaben sich ohne Widerstand zu leisten und nahmen freiwillig türkische Truppen auf; der Beg von Csanad kam mit 400 Mann nach Totis, jener von Stuhlweißenburg mit 500 Reitern nach Papa. Der Commandant von Keszthely, Namens Bargaczy, beeilte sich, dem Großwesir seine Unterwerfung anzumelden, wofür die Stadt verschont blieb.

Am 30. Juni langte die Spitze des türkischen Heeres vor Raab an; getrennt durch das schmale Flußbett, standen bald darauf hier die beiden Armeen einander gegenüber, die feindliche in unabsehbarer Menge, vollkommen ausgerüstet, mit allen Heeresbedürfnissen, wenigstens im Sinne der damaligen geringen Ansprüche, bis zum Ueberflusse versehen, frischen Muthes, stolz und kampflustig; dagegen das kaiserliche Heer in auffallend gedrückter Stimmung und entkräftet in Folge der zwecklosen

Unternehmungen, des ermüdenden Hin- und Hermarschirens und der anstrengenden Befestigungsarbeiten in großer Hitze und bei mangelhafter Verpflegung.

Die Armee des Großwesirs theilte sich jetzt. Während die eine Hälfte zwischen Raab und der Donau ein Lager bezog, breitete sich der andere Heerestheil in der Ebene nordwestlich von Szent-Marton längs der Raab aus. Noch an demselben Tage ging man daran, die Festung Raab einzuschließen, Laufgräben auszuheben und Batterien zu erbauen. Das Ganze hatte den Anschein, als sei es dem Großwesir ernstlich daran gelegen, sich mit der Belagerung Raabs zu beschäftigen.

Schon von Darda aus war der Marsch des osmanischen Heeres durch Nureddin, den jüngeren Khan, mit 20.000 tatarischen Reitern in der Flanke gedeckt worden. Derselbe Khan hatte auch den Befehl erhalten, am oberen Laufe der Raab, zwischen Körmend und Szent-Gotthard, die Raab zu überschreiten, dadurch den rechten Flügel der Kaiserlichen zu umgehen und demselben in den Rücken zu fallen.

Vor der Festung Raab kam es zu einigen unbedeutenden Gefechten; die Vorstadt wurde in Brand gesteckt. Die Festung wurde aufgefordert, sich zu übergeben. Darauf gab der Commandant eine abschlägige Antwort, die ganz und gar den Absichten des Großwesirs entgegenkam. Dieselbe lautete: „Er könne den ihm anvertrauten Posten, ohne sich früher mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auf das Nachdrücklichste vertheidigt zu haben, unmöglich übergeben, und der Großwesir thäte viel besser, seinen Weg nach Wien fortzusetzen, als vor Raab so viel Zeit zu verlieren." Der Commandant erklärte sich bereit, wenn Wien erobert sein werde, ohne Schwertstreich auch die Festung Raab zu übergeben.

Eine solche Botschaft war, wie gesagt, ganz nach dem Sinne des Großwesirs. Im Kriegsrathe sprach sich dieser wieder dafür aus, Raab durch ein Corps zu belagern und mit der übrigen Armee direct nach Wien zu marschiren. Der greise Ibrahim Pascha blieb auch diesmal bei seiner entgegengesetzten Meinung und bekräftigte seine Ansicht durch ein Gleichniß. Er sagte, ein König habe einst einen Beutel mit Gold mitten auf einen großen Teppich gelegt und demjenigen als Eigenthum

versprochen, der den Beutel vom Teppiche aufnehmen werde, ohne diesen zu betreten. Ein findiger Kopf habe nun den Teppich von den Ecken aus aufgerollt, sei so der Bedingung gerecht geworden und in den Besitz des Goldes gelangt!

Auf dieselbe Weise müsse man die feindlichen Länder von Raab aus durch Besitznahme gleichsam aufrollen und Wien würde, wenn nicht schon diesen Herbst, doch zum nächsten Frühjahr von selbst fallen. Der Großwesir wurde durch den Widerspruch auf das Höchste erzürnt und rief: „Schweig! achtzigjähriger Greis, du bist blöde." — Hussein Pascha, der beschwichtigen wollte, sagte: „Gnädiger Herr! hört doch die Worte Eures Vaters, des Paschas Ibrahim, an, der Euch mit gutem Rathe begleitet." — „Ich nehme ihn gar nicht mehr mit," erwiderte Kara Mustapha, „der Alte soll hier bleiben und uns mit Lebensmitteln versorgen." — „Nehmt mich mit oder laßt mich hier, Ihr seid unumschränkter Machthaber, und ich widerstrebe Eurem Befehle nicht," entgegnete Ibrahim Pascha.

Bei Körmend standen unter den beiden Grafen Batthyani einige tausend Ungarn und zwei deutsche Regimenter mit der Bestimmung, die Stellung des Herzogs von Lothringen in der rechten Flanke zu sichern und die Uebergänge über die Raab zu decken. Leider waren diese beiden Herren für die Sache Tököli's gewonnen; sobald sie der Tataren am jenseitigen Ufer ansichtig wurden, wandten sie sich mit ihren Leuten gegen die zwei deutschen Regimenter, welche bald überwältigt und theils niedergehauen, theils gefangen genommen wurden.

Die Tataren, denen dienstfertige Anhänger Tököli's als Leit- und Spürhunde dienten, wurden durch den Verrath der vorgenannten Grafen in der Durchführung ihrer Unternehmungen wesentlich unterstützt. Leicht gewannen sie das linke Ufer der Raab, und ihre Schwärme wütheten gleich einem zerstörenden Orkane ungehindert bis zum Neusiedler-See, alle offenen Orte mit Feuer und Schwert verheerend.

Die unglücklichen Bewohner, welche in die Hände dieser Wütheriche fielen, hatten ein furchtbares Schicksal. Die Männer wurden entweder gemordet oder in die Sklaverei geführt, Frauen und Mädchen geschändet. Die Feuersäulen der zerstörten Märkte, Dörfer und Prädien in der

Richtung gegen den Neusiedler-See — mehr als hundert an der Zahl — gaben dem Herzog Karl bald die gewisse Kunde, daß sein rechter Flügel umgangen und auch die Rückzugslinie bedroht sei. Ohne jede verläßliche Kunde von der Stärke der Umgehungscolonne und von den Absichten des Großwesirs, durch dessen Manöver Wien und Raab zugleich bedroht wurde, hielt der Herzog ein längeres Verweilen für sehr gefährlich und entschloß sich zur unverzüglichen Räumung der bisherigen Stellung, da er gegen eine so große Uebermacht des Feindes den Kampf nicht aufnehmen konnte. Er war überzeugt, daß die geringste Zögerung eine Katastrophe herbeiführen müsse und der Rückzug gegen die Hauptstadt unbedingt nöthig sei. Der General-Feldzeugmeister Graf Leslie wurde sofort mit der gesammten Infanterie und den Geschützen auf die Insel Schütt verlegt und sollte dort die Verbindung mit Raab festhalten; der Herzog aber überschritt mit allen Cavallerie-Regimentern in der Nacht auf den 1. Juli die Raabnitz, verbrannte die Brücken hinter sich und schlug die Straße nach Wien ein, um wenigstens zu verhindern, daß die Hauptstadt die Beute der Tatarenschwärme werde.

Die wenigen Stunden, welche zwischen dem Erscheinen des türkischen Heeres und dem fluchtartigen Rückzuge der kaiserlichen Armee verflossen, war auch der Großwesir nicht müßig geblieben. Außer der Umgehung des kaiserlichen Lagers versuchte er noch einen Uebergang über die Raab, um in den Rücken des Herzogs zu gelangen. Die Beglerbegs von Diarbekir, von Haleb, von Adan und Siwas, dann der Khan der Tataren mit 8000 seiner Leute, zusammen 20.000 Mann, wollten bei der Palanka Moriczhida den Fluß überschreiten. Da aber keine geeignete Furth zu finden war, erhielt der Woiwode der Moldau *) den Befehl zum Brückenschlage. Noch im Laufe der Nacht war die Brücke beendet, worauf die vorerwähnten Truppen übersetzten und sich zwischen der Raab und der Raabnitz ausbreiteten. Als der Herzog seine Stellung aufgab und nach dem Ueberschreiten der Raabnitz die Brücken

*) Dieser, sowie der Woiwoide der Walachei hatten die specielle Verpflichtung, für das Heer Brücken zu bauen, Straßen herzurichten; auch wurden die Moldauer und Walachen wegen ihrer Geschicklichkeit in Erdarbeiten vorzugsweise zum Schanzenbau verwendet.

hinter sich abbrannte, ritten die Tataren durch dieses Flüßchen und verfolgten die im eiligen Rückzuge begriffene kaiserliche Reiterei bis zum Schlosse Altumbartak.

Zum Glück für das kaiserliche Heer und die Reichshauptstadt Wien, man kann sogar sagen zum Heile für Oesterreich und den ganzen Westen Europas, blieb das Gros der türkischen Armee, ohne irgend einen nachweisbaren ausreichenden Grund, noch volle sieben Tage hinter der Raab stehen und überließ die Verfolgung der in jeder Beziehung geschwächten kaiserlichen Truppen den Tataren. Allein diese 30.000 Mann genügten freilich, den großen Landstrich zwischen der Grenze Steiermarks bis an die Donau mit Mord, Brand und Verwüstung heimzusuchen und obendrein auch die Armee, besonders die Cavallerie, in eine höchst bedenkliche Situation zu bringen. Aber welches Ende hätte dieser Rückzug erst genommen, wenn der Großwesir ohne Zaudern dem Herzog von Lothringen knapp auf dem Fuße nachgefolgt wäre! Dieses war sehr gut durchführbar; eine leichte Holzbrücke über die Raab war in der Nacht auf den 1. Juli bereits fertig, und ebenso gut wie die Tataren die beiden Gewässer, Raab und Raabnitz, durchritten hatten, hätte die andere türkische Reiterei das Gleiche thun können.

Welchem schrecklichen Schicksale wäre da die Hauptstadt des Reiches verfallen, wenn die Feinde mit der flüchtigen Reiterei zugleich vor den Mauern Wiens erschienen wären!

Die auf der Insel Schütt isolirte Infanterie hätte auch nicht mehr Zeit gewinnen können, ihre Bestimmung, Wien, zu erreichen, sie hätte sich nordwärts wenden müssen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt dem Loose der Vernichtung oder der Gefangenschaft entgangen wäre. Glücklicherweise versäumten die Türken die volle Ausnützung des günstigen Moments. Der Großwesir ließ sich an dem Ufer der Raab zunächst der zuerst gebauten Brücke ein bequemes Schattenzelt aufschlagen und überwachte persönlich den Bau mehrerer Brücken, welche Arbeiten dem Chisir Pascha, Statthalter von Bosnien, und Achmed Pascha übertragen worden waren.

Der Herzog setzte unterdessen mit seiner Cavallerie den Marsch am 2. Juli bis Ungarisch-Altenburg, am 3. Juli bis Deutsch-Jahrendorf fort, der Markgraf Ludwig von Baden, dem die Führung der Nachhut übertragen

war, deckte in sehr zweckmäßiger Weise diesen Rückmarsch. Besonders am 2. Juli, beim Uebergang über die Leitha, mußte Markgraf Ludwig große Umsicht entfalten, um sich der den Rückzug belästigenden Tataren zu erwehren. Es geht dies aus einem Briefe hervor, den Markgraf Ludwig an seinen Oheim, dem Markgrafen Hermann von Baden und Hofkriegsraths-Präsidenten, richtete und dem wir folgende Stellen entnehmen: „Der Abmarsch ist bis über die Raabnitzer Brücke ruhig von Statten gegangen, und, weil wir die Brücke verbrannt, ist zwei Meilen weiter nichts verspüret worden. Eine Stunde aber unter Wieselburg haben sich die Tataren, so bis an selbigen Ort ungefähr 100 unserer Maroden niedergemacht hatten, an die Arrieregarde gehängt, so am rechten Flügel vom Grafen Rabatta commandirt war; unterdessen aber habe ich das Savoyen'sche Dragoner-Regiment, welches den linken Flügel geschlossen, bei einem Dorfe sehr avantageuse postirt und hernach die drei ersten Regimenter des rechten Flügels durchpassiren lassen, weil ich vermuthet, daß der Feind uns engagiren wollen, um uns mit einer größeren Macht auf den Hals zu kommen. Der Herzog, so dazu gekommen, hat es gut befunden und alsobald befohlen, die ganze Retroguardia zurückzuziehen, welches dann der Herr Graf Rabatta auch in guter Ordre gethan; so sind wir miteinander bis an das Dorf gekommen, allwo er mit dem Ende seines Flügels durchpassirte und mir mit meinem Savoyen'schen Regiment die Retroguardia gelassen. Der Feind hat sich zwar unterdessen verstärkt und ist mit etlichen Fahnen nachgekommen; weilen ich mich aber ziemlich vortheilhaft postirt, eine Truppe nach der andern retirirt, ist selbiger zwar bis in Wieselburg etliche 100 Schritte hinter mir gefolget, hat sich aber weiter nicht getrauet. Der Graf Rabatta hat nun seine Dragoner wieder wenden lassen, und beide Regimenter sind ohne weitere Anfechtung über die Altenburger Brücke passirt, und ist in diesem Lager nichts als Feuer genug gesehen worden. Heute ist der Herzog bis Jahrendorf marschirt und der Heisler allein zu Altenburg mit 600 Pferden zurückgelassen worden, alle Kundschaften von dorten zu geben, und ist dies meinem Gedanken nach gar wohl geschehen, und wird der Bouse von einem oder dem anderen weiteren Bericht geben können. Die Brenner sind vor etlichen Stunden zu Sommerein an der Leitha ge-

gewesen, wohin sie nun weiters sich werden hin geschlagen haben, kann man nicht wissen, weilen es ein sehr flüchtiges Volk ist, noch wie viel eigentlich deren Cannalien sind, daß aber etliche 1000 hin und wieder detachirt sind, ist gewiß."

Am 4. Juli verlegte der Herzog von Lothringen das Lager von Deutsch-Jahrendorf nach Kittsee, wo er vor zwei Monaten das Commando über die Armee übernommen hatte, und blieb dort bis zum 6. Juli in der augenscheinlichen Gefahr, von der feindlichen Armee eingeholt und aufgerieben zu werden, anstatt mit Rücksicht auf die höchst ungünstigen Verhältnisse sich so schnell als möglich Wien zu nähern. Dieser Aufenthalt erscheint sehr auffällig.

Die Stellung an der Raab war ja aufgegeben worden, um Wien, dessen geringe Widerstandsfähigkeit bekannt war, vor einem Handstreiche schützen zu können. Wenn der Herzog trotzdem im Lager zu Kittsee länger verweilte, als es dem Anscheine nach nothwendig war, so müssen ihn sehr triftige Gründe zu dieser Verzögerung bestimmt haben. Ein Mann wie Karl von Lothringen, der mit Recht für einen berechnenden, vorsichtigen Feldherrn gilt, läßt die kostbare Zeit, die in jedem Kriege einen so wichtigen Factor ausmacht, gewiß nicht ungenützt verstreichen, wenn er nicht durch unabweisbare Nöthigung dazu gezwungen wird. Das leitende Motiv für die Einstellung der Eilmärsche und den zweitägigen Aufenthalt in Kittsee dürfte vor Allem in dem Umstande zu suchen sein, daß durch den unter sehr ungünstigen Verhältnissen durchgeführten Rückmarsch die Cavallerie in einen derouten Zustand gerathen war. Es mußte derselben wahrscheinlich Zeit und Ruhe gegönnt werden, damit sich Mann und Pferd erholen und die verloren gegangene taktische Ordnung in der Truppe wieder hergestellt werden könne.

Aus dem vorangeführten Briefe des Markgrafen Ludwig von Baden ist zu entnehmen, daß seit dem Abmarsche aus der Lagerstellung bei Raab viele Marode und Nachzügler zurückgeblieben waren, welche von den verfolgenden Tataren niedergemacht wurden. Ungeachtet der augenscheinlichen Gefahr für jeden Zurückbleibenden, von einem derartigen traurigen Loose ereilt zu werden, konnten die Offiziere nicht mehr verhindern, daß das Uebel bei einer moralisch erschütterten und physisch

geschwächten Truppe und bei anhaltendem Marsche in der Julihitze von Tag zu Tag in erschreckender Vergrößerung auftrat. Nur Einstellung des Marsches, nur eine kurze Rast konnte die Truppe vor gänzlicher Auflösung retten. Dies dürfte den Herzog bestimmt haben, alle sonst für den Weitermarsch dringend sprechenden Gründe bei Seite zu setzen, das Lager von Deutsch-Jahrendorf nach Kittsee zu verlegen und dort zwei Tage zu rasten.

Die Folgen dieses längeren Verweilens bei Kittsee ließen nicht lange auf sich warten, denn als der Herzog sich am 7. Juli mit der Cavallerie zwischen Hainburg und Petronell auf dem Marsche befand, ereignete es sich, daß die Tataren ein zur Ablösung der Besatzung nach Altenburg zurückgesendetes Detachement von 300 Pferden ganz in seiner Nähe überfielen, auseinandersprengten und bis zur Nachhut des Gros verfolgten. Markgraf Ludwig von Baden, welcher an diesem Tage über den linken Flügel das Commando führte, machte sogleich „Halt", um seine Truppen in Schlachtordnung zu stellen,*) damit er den feindlichen Angriff abwehren könne. Der Herzog aber, welcher den Feind für stärker hielt, als er in Wirklichkeit war, und es für bedenklich erachtete, sich in ein ernstliches Gefecht einzulassen, hob die vom Markgrafen getroffene Maßregel wieder auf, schickte sämmtliches Gepäck im Trabe nach Petronell voraus und folgte mit dem Ganzen in großer Hast nach.

Unterdessen hatte ein anderer Trupp Türken und Tataren, seitwärts gedeckt durch Waldungen, das Gros der Kaiserlichen überholt und brach zwischen Petronell und Ellend zunächst dem Dorfe Regelsbrunn in den nunmehr an der Tête marschirenden Gepäckstrain ein. Unter den Kaiserlichen verursachte dieser plötzliche Ueberfall einen derartigen Schrecken, daß die ganze Colonne in die größte Unordnung gerieth; man glaubte sich von der ganzen türkischen Macht angegriffen,

*) Zur Erläuterung dürfte folgende Bemerkung am Platze sein. Nach damaligem Kriegsgebrauche marschirte die Armee in derselben Ordnung, in der sie sich zur Schlacht formirte: rechter Flügel, Centrum, linker Flügel. In der Marschcolonne des Herzogs gab der rechte Flügel die Avantgarde, der linke die Arrieregarde, folgerichtig mußte Markgraf Ludwig den linken Flügel in Schlachtordnung stellen, um den Kampf mit den Tataren aufzunehmen.



Louis W M Baden

Ludwig Wilhelm Markgraf von Baden,

geboren zu Paris am 8. April 1655,

gestorben in Rastatt am 4. Jänner 1707.

ganze Regimenter jagten auf und davon, während die Tataren von allen Seiten in die verworrene Masse tüchtig einhieben und über das Gepäck plündernd herfielen.

Der Umsicht und Besonnenheit des Markgrafen Ludwig, der in der ersten Verwirrung einige Schwadronen sammelte, gelang es, dem Feinde ausdauernde Gegenwehr zu leisten, bis es dem Herzog Karl, sowie den übrigen Generalen und Offizieren — allerdings nur nach großer Anstrengung — möglich wurde, einen großen Theil der Regimenter, welche sich zur Flucht hatten hinreißen lassen, auf den Kampfplatz zurückzuführen und die Oberhand in dem unheimlichen Gefechte wieder zu gewinnen, welches durch die Außerachtlassung der unbedingt nothwendigen Sicherungsmaßregeln während des Marsches entstanden war. Die ganze Reiterei — überrascht durch den plötzlichen Angriff und im Irrthum über die Stärke des Feindes — wäre in übereilter, unordentlicher Flucht verloren gewesen, wenn der Herzog von Lothringen und seine Generale nicht durch unablässiges Bemühen und hervorleuchtendes Beispiel die Ordnung wieder hergestellt hätten.

„Kameraden! Ihr verrathet die Ehre der kaiserlichen Waffen," rief der Herzog im höchsten Unwillen den nächsten Escadronen zu, und durch sein Beispiel Tapferkeit lehrend, warf er sich in leichter Uniform und ohne Küraß, an der Spitze der Escadronen, den Tataren entgegen. Dieser Angriff, unterstützt durch die Generale Herzog von Sachsen-Lauenburg, Taaffe und Rabatta am rechten, und den Markgrafen Ludwig, Mercy und Palffy auf dem linken Flügel, bewirkte, daß die türkische Reiterei mit einem Verluste von 200 Mann in die Flucht gejagt wurde.

Der Kampf kostete den Kaiserlichen 300 Mann; unter den Todten befand sich der Rittmeister Prinz von Aremberg, dem ein Tatar den Kopf gespalten hatte. Dragoner-Oberst Prinz Ludwig Julius von Savoyen, ein Bruder des Prinzen Eugen, stürzte im Handgemenge und kam unter sein verwundetes Pferd zu liegen, wo ihm durch den Sattelknopf die Brust eingedrückt und im Gewühle von anderen Pferden so schwere Verletzungen beigebracht wurden, daß er einige Tage darauf in Wien seinen Wunden erlag.

Da die beutegierigen Feinde zuerst den Gepäckstrain überfallen hatten, waren in der ersten Verwirrung einige Rüstwagen verloren gegangen, in welchen sich nebst anderen Werthsachen auch die silbernen Tafelgeschirre der Herzoge von Sachsen-Lauenburg und Croy und des Grafen Aeneas Caprara befanden — beiläufig bemerkt, ein Beleg für die damalige Sitte der Generale, derlei Luxusgegenstände ins Feld mitzunehmen. In dem ganzen, höchst fatalen Kampfe, der eine traurige Folge der Trennung der Armee, des längeren Verweilens bei Kittsee und des gänzlichen Mangels einer Flankensicherung war, schwebte der Herzog in der peinlichsten Besorgniß, daß das Gros der türkischen Armee schon in der Nähe sei und in den Kampf eingreifen werde, in welchem Falle eine totale Niederlage unausbleiblich gewesen wäre. Obwohl es sich später herausstellte, daß der Großwesir noch entfernt sei und der Ueberfall bei Regelsbrunn nur von Reiterschwärmen, die das türkische Gros um einige Tage überholt hatten, ausgeführt worden waren, verkannte der Herzog doch nicht, daß die Gefahr, vom Großwesir ereilt zu werden, stündlich näherrücke, und marschirte darum in beschleunigtem Tempo noch an demselben Tage bis Fischamend und am 8. Juli in größter Eile nach Wien.

Die fieberhafte Aufregung, welche die Verbreitung ungünstiger Gerüchte mit sich zu bringen pflegt, hatte unterdessen längst die Hauptstadt ergriffen. Die Bevölkerung Wiens war in Folge der eingetroffenen Nachrichten in ungeheure Bestürzung gerathen. In der Stadt lief das Gerücht um: „Die gesammte kaiserliche Armee habe eine Niederlage erlitten, sei, von den Türken verfolgt, in unordentlicher Flucht gegen die Stadt begriffen und Herzog Karl sei im Kampfe gefallen."

Einige Reiter, die gleich zu Beginn des Gefechtes bei Petronell feigherzig Reißaus genommen hatten und in ganz erschöpftem Zustande in Wien anlangten, schienen diese Hiobspost durch ihre Gegenwart zu bestätigen, und die Feuersäulen, die man zugleich von den nicht fernen Orten Fischamend und Schwechat aufsteigen sah,*) ließen keinen Zweifel an der Zuverlässigkeit der schrecklichen Nachricht mehr übrig.

*) Bald freilich erhielt man die Aufklärung, daß die Brände in den beiden Ortschaften nicht vom Feinde herrührten, sondern dem muthwilligen und unvorsichtigen Gebahren der Train- und Reitknechte des kaiserlichen Heeres zuzuschreiben waren.

Ueberblicken wir noch einmal die ganze bisherige Action des Herzogs von Lothringen, so können wir einige Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit derselben nicht unterdrücken. Als Karl von Lothringen mit seiner schwachen Armee sich hinter der Raab aufstellte, und dies in der festen Voraussetzung, daß er durch treue, verläßliche Truppen an der oberen Raab, sowie an der Waag vor Umgehung gesichert sei und dem Vordringen des Großwesirs Widerstand werde leisten können, hatte er den an ihn gestellten Anforderungen volle Rechnung getragen. Daß es ihm auch Ernst war mit der Vertheidigung dieser Position, beweist die Thatsache, daß er die kaiserlichen Truppen nach dem mißlungenen Unternehmen auf Neuhäusel in den Raum zwischen der Raab und der Raabnitz führte und diese Stellung durch Anlegung von Befestigungswerken verstärken ließ, wozu ihm der allerdings kurze Zeitraum von 20 Tagen zur Verfügung stand. Als aber der rechte Flügel der Kaiserlichen durch die Fahnenflucht des Grafen Batthyani — der den Flußübergang bei Körmend freigab und gemeinschaftliche Sache mit dem Feinde machte — umgangen war und der Herzog durch längeres Verweilen in seiner Position in die Gefahr gerathen mußte, von der Hauptstadt abgeschnitten und an die Donau gedrängt zu werden, wäre es an der Zeit gewesen, ohne Aufenthalt den Rückzug nach Wien durchzuführen, wodurch die Affairen bei Ungarisch-Altenburg und Regelsbrunn, die auf die Haltung der Truppe einen so schädlichen moralischen Einfluß ausübten, vielleicht vermieden worden wären.

Welche Ursachen zu Grunde lagen, die Theilung der Armee in der Weise zu veranlassen, daß die Infanterie und die Geschütze auf die Insel Schütt verlegt wurden, während der Herzog mit der Reiterei am rechten Donauufer den Rückmarsch antrat, kann kaum zur Genüge aufgehellt werden. Man könnte annehmen, dies sei zu dem Zwecke geschehen, um mit der Festung Raab die Verbindung aufrecht zu erhalten; allein dieser Annahme stellt sich die Erwägung entgegen, daß es nach Verzichtleistung auf die Vertheidigungsstellung auf eine Verbindung mit dieser Festung nicht mehr ankommen konnte, da der Platz mit Rücksicht auf das Maß eigener Widerstandsfähigkeit seinem Schicksale überlassen worden war; daher bleibt nur noch die Vermuthung aufrecht, daß der Herzog nur

darum die Infanterie und Artillerie durch die Insel Schütt, die Cavallerie dagegen allein diesseits der Donau marschiren ließ, weil er fürchtete, daß ein Marsch mit den vereinten drei Waffen ihn in der Bewegung und im schnellen Erreichen des Zieles hemmen konnte. Dagegen ist jedoch zu bemerken, daß eine Trennung der Armee in dieser Weise unter anderen Verhältnissen ein wohl anwendbares Erleichterungsmittel gewesen wäre; im vorliegenden Falle aber war die Trennung besser zu vermeiden, denn als ihre Folge hätte über die gesammte Cavallerie eine Katastrophe hereinbrechen können.

Die Entfernung von Raab nach Wien hätte die Infanterie am rechten Donauufer, auf derselben Straße wie die Cavallerie, ohne besondere Anstrengung innerhalb der acht Tage, die man ohnedies verbrauchte, gleichfalls zurücklegen können. Dagegen mußte sie thatsächlich den weiteren und beschwerlicheren Weg durch die Schütt nehmen, und die Folge davon war, daß sie, bis auf das Aeußerste erschöpft, einige Tage nach der Cavallerie an dem Bestimmungsorte anlangte, beinahe zur selben Zeit, als die feindlichen Heerhaufen Wien einzuschließen begannen. Es können somit nur die Sorgen rücksichtlich der Verpflegung den Herzog bewogen haben, einen Theil der Armee auf die Insel Schütt zu verlegen, weil die Beschaffung der erforderlichen Lebensmittel in dem Raume diesseits der Donau nicht möglich war. Aber selbst wenn dies die Theilung des Heeres auch rechtfertigt, bleibt die Art und Weise, wie diese Maßregel durchgeführt wurde, anfechtbar.

Von dem beinahe an Flucht grenzenden Rückzuge des kaiserlichen Heeres und dem gelungenen Ueberfalle auf den Gepäckstrain des Herzogs von Lothringen bei Regelsbrunn erhielt der Großwesir noch an demselben Tage Nachricht; er benützte die Kenntniß sofort, um seinen ohnehin gefaßten und nur schlecht verhehlten Entschluß, gegen Wien zu ziehen, ohne Aufenthalt in Ausführung zu bringen.

Er ließ die frohe Botschaft in dem ausgedehnten Lager mit dem — allem Anscheine nach nicht übertriebenen — Beifügen verlautbaren, daß das kaiserliche Heer sich in unordentlicher Flucht zerstreut habe und fast gänzlich aufgerieben sei, daß die Reichshauptstadt Wien von einer

ungenügenden Anzahl Vertheidiger besetzt, die Zeughäuser von allen Kriegsvorräthen und die Magazine von Lebensmitteln entblößt seien, und daß es mithin jetzt ganz an der Zeit wäre, sich der Stadt durch einen raschen, ohne Zeitverlust ausgeführten Handstreich zu bemächtigen. Er wies auf die reiche Beute hin, welche in Wien zu finden sei, und wußte dadurch die Armee, namentlich die Janitscharen für seinen Plan zu gewinnen. Der Widerspruch von Seite einiger Paschas und des Tököli, welche noch immer eine Belagerung Wiens nicht zugeben wollten, wurde durch die Darlegung der Gründe zum Schweigen gebracht. Bei längerer Zögerung, meinte der Großwesir, würden die besten Kräfte des Heeres vor einem unbedeutenden Platze wie Raab vergeudet, während die günstige Gelegenheit, sich der Hauptstadt des deutschen Kaisers zu bemächtigen, versäumt werde. Kara Mustapha machte die übrigen Heerführer für die Folgen ihres Widerspruches verantwortlich und stützte sich endlich auf den Hattischerif (eine schriftliche Vollmacht), womit ihm der Sultan unumschränkte Gewalt und Freiheit in allen Handlungen und Kriegsoperationen eingeräumt hatte. Die türkischen Befehlshaber wußten ganz gut, daß jeder weitere Widerspruch ihre Köpfe in Gefahr brächte, und ergaben sich in den Willen des Großwesirs, welcher den Befehl zum Aufbruch ertheilte.

Am 8. Juli 1683 ging Kara Mustapha mit seinem Heere auf mehreren vorgerichteten Brücken über die Raab und bezog ein Lager auf derselben Stelle, wo früher das kaiserliche Heer gelagert hatte.

Der Statthalter von Ofen, der greise Ibrahim Pascha, dann der Mustapha Pascha von Silistria mit circa 10.000 Janitscharen, Kanonieren und Zeugwarten blieben zur Beschützung der Brücken und zur Einschließung der Festung Raab zurück. Zugleich wurde dem Commandanten der Festung Ofen der Befehl zugeschickt, den dortselbst internirten kaiserlichen Internuntius Albrecht Grafen Caprara gelegentlich eines Munitions- und Provianttransportes in das türkische Lager vor Wien zu senden. Dieser Maßregel lag wahrscheinlich die Absicht zu Grunde, gelegentlich der Anwesenheit des Internuntius im Lager des Großwesirs geeignete Wege zu finden, um mit der Hauptstadt verrätherische Beziehungen anzuknüpfen. Die Durchführung dieser Absicht schien dem Großwesir um

so leichter, als Graf Tököli mit einigen Personen in der Hauptstadt, die zu seinen Anhängern zählten, in Verbindung stand, und der Großwesir durch Vermittlung dieser Personen bereits von der Bestürzung und hilflosen Lage, die in Wien herrschten, genaue Kenntniß erhalten hatte. —

Die mehrtägigen Berathungen des Großwesirs Kara Mustapha mit seinen Unterbefehlshabern, dann das längere Verweilen der türkischen Streitmächte vor Raab hatten in höchst ersprießlicher Weise für das bedrängte Wien gewirkt. Ohne diesen Zeitgewinn hätte die Stadt nicht mehr alle die Vertheidigungsarbeiten bewältigen können, welche es ihr möglich machten, sich unter den schwierigsten Verhältnissen so lange gegen die Uebermacht der feindlichen Belagerungsarmee zu halten. Alle die Anstrengungen, welche zur Erhaltung der Hauptstadt in der verhältnißmäßig kurzen Zeit getroffen wurden, hätten sich ungeachtet der über alles Lob erhabenen Tapferkeit und Ausdauer der Besatzung, der Bürger und der Bewohner Wiens als unzulänglich erweisen müssen, wenn das türkische Hauptheer dem Herzog von Lothringen, nachdem dieser die Vertheidigungsstellung bei Raab aufgegeben hatte, auf dem Fuße nachgefolgt wäre. Kara Mustapha konnte in diesem Falle einige Tage vor dem 13. Juli, mithin noch früher als das kaiserliche Fußvolk, Wien erreichen, die Reiterei, welche den Platz inzwischen besetzt hielt, vorausgesetzt, daß sie überhaupt die Stadt in einer dazu geeigneten Verfassung noch erreicht hätte, wäre mit einiger Anstrengung überwältigt worden, und es ist anzunehmen, daß in diesem Falle Wien im ersten Anpralle dem Großwesir in die Hände gefallen wäre.

Zum Glück für die gerechte Sache beging Kara Mustapha noch den großen Fehler, die Strecke von Raab bis Wien, welche etwas über 15 Meilen beträgt und die der Großwesir zwei Monate später als Flüchtling in 18 Stunden zurücklegen sollte, langsam und bedächtig erst in sieben Tagen hinter sich zu bringen. Ohne nachweisbaren Zweck verweilte er zwei Tage bei Ungarisch-Altenburg, am 12. Juli bezog er in der Nähe von Petronell, am 13. Juli zunächst Schwechat das Marschlager. Erst am 14. Juli Morgens langte er vor der Kaiserstadt an.

So langsam indeß der Großwesir sich vorwärts bewegte, so wenig reichte die Zeit für eine vollständige Orientirung des Wiener Hofes aus. Das große Vertrauen, welches man in Wien auf die im Felde stehende Armee setzte, dann die Voraussetzung, daß man den Feind durch die Grenzfestungen längere Zeit in Schach halten, wenn nicht dessen Marsch überhaupt aufhalten werde, hatte zur Folge, daß die Gefahr an maßgebenden Orten für entfernt gehalten wurde, und dies zu einer Zeit, wo der Feind schon vor den Wällen war. Alles, was daher in der kurzen Zeit zur Vertheidigung der Stadt geschehen ist, trug den Stempel der Uebereilung und der Unvollkommenheit an sich.

Nach dem Rückzuge des kaiserlichen Heeres gegen Wien konnten die türkischen Renner und Brenner im Vereine mit den tatarischen Reiterhorden alle offenen Märkte, Dörfer und Weiler von der Raab bis an den Neusiedler-See und Wien, auch noch weiter ins Land hinein bis Steiermark und Oberösterreich in kannibalischer Weise mit Mord, Raub und Feuer heimsuchen; einige feste, durch Mauern und Wälle geschützte Plätze, namentlich Klöster leisteten kräftigen Widerstand, andere Ortschaften verfielen rettungslos dem schrecklichsten Schicksale.

Während des Verwüstungszuges der türkischen Hauptmacht von Raab nach Wien, in welchem der schwarze (Kara) Mohamed, Statthalter von Adana, den Vortrab führte, fiel zuerst Ungarisch-Altenburg. Dieser Ort, durch Wassergräben und Mauern gegen einen raschen Ueberfall gedeckt, konnte sich ungeachtet der tapferen Gegenwehr einer muthigen Besatzung nur einige Stunden halten und wurde endlich durch Kara Mohamed erstürmt. Die Vertheidiger wurden niedergemacht und das in den Magazinen aufgespeicherte Getreide, bei 4000 Centner, in der Furcht, daß es dem Feinde wieder in die Hände fallen könnte, thörichter Weise verbrannt. Für diese Heldenthat erhielt der Kara Mohamed vom Großwesir einen Zobelpelz zur Belohnung und den Auftrag, die Verheerung aller Orte bis Wien in der gleichen Weise durchzuführen. Hainburg wurde von Ebubekr Pascha, dem Statthalter von Haleb, erstürmt. Auch hier wurden die Vertheidiger niedergemetzelt; der Inhalt der zahlreichen und vollständig gefüllten Kornmagazine wurde zum Theile dem Heere überlassen, zum Theile verstreut und ver-

dorben. Die auf einer Anhöhe gelegenen kaiserlichen Gebäude brannte man nieder; überhaupt wurden jenseits und diesseits der Raab etwa fünfzig Schlösser in Asche gelegt, ein Zerstörungs- und Verwüstungswerk, in dem sich die Truppen des Tököli ihren Kampfesgenossen, den tatarischen Horden, vollkommen ebenbürtig zeigten. Eine annähernd gleich große Anzahl von Märkten und Dörfern wurde auch in der Umgebung von Wien durch die Tataren verheert; nur Bruck an der Leitha, Oedenburg und Eisenstadt blieben von Mord und Brand verschont, weil sie sich unter den Schutz Tökölis begaben, welcher dem osmanischen gleichkam, ein Entschluß, welcher der Treue gegen Fürst und Vaterland zuwiderlief und nur im Hinblick auf die Verhältnisse einigermaßen entschuldigt werden kann.

Wiener-Neustadt, die allzeit getreue, die feste Brustwehr offenherziger Treue, welche so oft inneren und äußeren Feinden getrotzt, welche während der ersten Türkenbelagerung Wiens an einem Tage sieben Stürme abgeschlagen haben soll, beantwortete die Aufforderung des Tatarengenerals zur Uebergabe mit Kanonenschüssen. Der Commandant in Neustadt, Graf Ludwig Bussy-Rabutin, erst kurze Zeit in des Kaisers Diensten, hatte sich bei dem Rückzuge aus Ungarn mit einem Theile des Dragoner-Regiments Castell, dessen Obristlieutenant er war, nach Wiener-Neustadt geworfen und wußte diesen Platz, trotzdem derselbe mangelhaft befestigt war, durch seine Entschlossenheit dem Kaiser zu erhalten.

Auch das Neugebäude, welches sich auf der Stelle erhebt, wo im Jahre 1529 bei der ersten türkischen Belagerung das Zelt des Sultans Soliman gestanden und wo einst die heilige Fahne des großen Propheten verwahrt worden war, blieb aus Ehrfurcht für den weisen Gesetzgeber verschont. Der Bau wurde im Laufe der Belagerung als Vorrathsmagazin benützt, während rings umher Alles zerstört und verwüstet wurde.

Von den Ufern der Leitha bis an die Rebenhügel des Wienerwaldes flammten die Feuersäulen der zerstörten Ortschaften auf und beleuchteten das namenlose Elend der Bewohner. Raub, Mord und Schändung wütheten unter diesen Unglücklichen; vielen jüngeren Per-

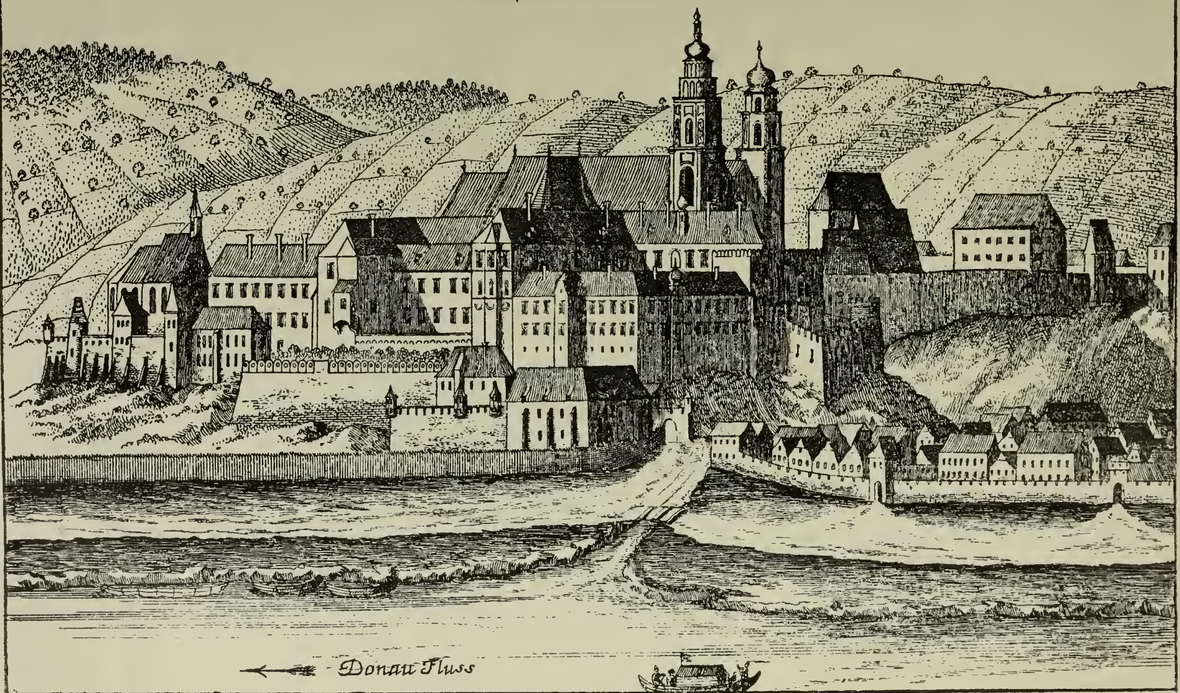
sonen wurde das schreckliche Loos, in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Grausamkeit und bestialische Wuth der Türken und ihrer Bundesgenossen kannte keine Grenzen. Und mit am schlimmsten erging es den Unglücklichen, welche sich im treuen Glauben an das gegebene Wort durch Capitulation in die Hände der Feinde gaben. Das traurigste Beispiel der Treulosigkeit und Barbarei gibt das Schicksal von Perchtoldsdorf. Bevor noch die türkische Hauptmacht vor den Wällen Wiens erschienen war, streiften schon einzelne Schaaren Tataren, Raub und Plünderung verbreitend, in den Umgebungen der Hauptstadt umher. So erschienen bereits am 9. Juli einige Züge dieser räuberischen Horden vor dem ansehnlichen landesfürstlichen Markte Perchtoldsdorf und versuchten einzudringen. Die Bürgerschaft, sowie andere Bewohner der nächstgelegenen kleineren Orte, welche sich dahin geflüchtet hatten, verschanzten sich hinter den Ringmauern, und der erste feindliche Anfall wurde mit tapferer Hand abgewiesen. In den folgenden Tagen wiederholten sich mehrmals die Angriffe. Alle Aufforderungen zur Uebergabe wurden zurückgewiesen, Stürme abgeschlagen, und die Einwohner waren schon der sicheren Meinung, die Gefahr werde wie im Jahre 1529 glücklich vorübergehen. Leider sollte diese Hoffnung bald der Gewißheit eines traurigen Schicksals weichen. Als am 14. Juli Früh die ganze türkische Macht vor Wien erschien, war es ihre erste Sorge, sich der festen Plätze in der Umgebung der Hauptstadt zu bemächtigen. Schon am 15. mit Tagesanbruch erschien denn auch ein größeres türkisches Streifcorps vor Perchtoldsdorf und schleuderte sofort Brandkugeln und Pechkränze in den Markt, wodurch an mehreren Stellen die Häuser in Brand geriethen. Der damalige Marktrichter des Ortes, in dem sich auch eine geistliche Obrigkeit, ein Pfarrer nebst einem Cooperator befand, hieß Jakob Strenninger. Die Bürgerschaft wagte zwar einen muthigen Ausfall, allein die kleine Schaar, höchstens dreißig Mann, wurde bis auf den letzten Mann von den Türken niedergemetzelt. Theils wegen der großen Uebermacht der Feinde, theils wegen Mangels an Pulver waren nun die Bürger gezwungen, den Ort preiszugeben, sich in die durch starke Mauern wohl verwahrte Kirche und in den isolirt stehenden festen Thurm zurückzuziehen und ihren Widerstand blos auf die Vertheidigung dieser Oertlich-

keiten, wohin sie all' ihre beste Habe gebracht hatten, zu beschränken. Sogleich wurde der Markt von den Feinden an allen Seiten in Brand gesteckt und gräßlich wütheten die Flammen von Nachmittags 2 Uhr an durch die ganze Nacht, Thurm und Kirche schauerlich röthend. In banger Erwartung harrten die Geängstigten des kommenden Morgens, einem Sturmangriff entgegensehend, dem sie wohl nicht hätten widerstehen können. Die Türken hielten jedoch nur den Ort umschlossen, ohne Gewalt anzuwenden, und planten zur Erreichung ihres Zweckes eine List. Unterdessen machte der Rauch und die Hitze den Eingeschlossenen ihren Aufenthalt bald unerträglich, und mit Entsetzen sah Alles dem gewissen grauenvollen Untergange entgegen. Am 16. Juli Nachmittags kam ein Reiter von der Hochstraße heran, welcher ein deutsches Reiterkoller trug, aber sonst türkisch gekleidet war; er schwang eine weiße Fahne, forderte die Bürger in ungarischer Sprache zur Uebergabe des Platzes auf, versicherte ihnen Leben und Eigenthum und sagte ihnen obenein eine Sicherheitswache zu, falls sie nach der Uebergabe auch noch die Huldigung leisten wollten. Die dringende Noth, die große Macht der Feinde, endlich das Schwinden jeglicher Hoffnung auf baldigen Entsatz bewogen den Rath und die Bürger, nach längerer Berathung die Capitulation anzunehmen. Ein Mann und ein Weib, welche beide der ungarischen Sprache mächtig waren, verließen die Veste und gaben dem türkischen Abgesandten diesen Entschluß kund; am Thurme wurde zum Zeichen der Uebergabe eine weiße Fahne ausgesteckt. Am frühen Morgen des 17. kam ein Pascha mit großem Gefolge aus dem Lager bei Wien, setzte sich vor dem Hause des Marktrichters Strenninger, das dem Thurme gegenüberlag, auf einen rothen Teppich und ließ den Bürgern durch einen Dolmetsch folgende Bedingnisse verkünden: Erstens sollten als Bürgschaft der Capitulation zwei Bürger aus der Veste gehen, zwei Türken aber hineingelassen werden. Zweitens sollte zum Zeichen, daß dieser Ort noch von keinem Feinde bezwungen worden, eine Jungfrau, mit fliegenden Haaren und einem Kranze auf dem Haupte, dem Pascha die Schlüssel überreichen. Drittens sollte der Ort 6000 Kaisergulden als Contribution zahlen. Die Perchtoldsdorfer willigten gerne in diese Forderungen, nur wurde nach längerer, gegen fünf Stunden anwähren=

der Unterhandlung die zu erlegende Geldsumme auf 4000 Gulden ermäßigt, wovon die Hälfte dem Pascha sogleich auf drei Schüsseln überreicht, die andere Hälfte aber am Tage Johannes Enthauptung (29. August) zu entrichten sein sollte. In Folge der geschlossenen Uebereinkunft verließen die Bürger, im Vertrauen auf den versprochenen Schutz, ihre Veste, an ihrer Spitze die Tochter des Marktrichters, ein Mädchen von 17 Jahren, mit einem Kranze auf dem Haupte und der weißen Fahne in der Hand. Auf einem kleinen Kissen trug sie die Schlüssel der Thore und überreichte sie zitternd dem Pascha. Als er diese und auch das Geld empfangen hatte, begehrte er, daß sich die ganze wehrhafte Mannschaft auf dem Platze aufstellen solle, indem er vorgab, nur auf diesem Wege ermessen zu können, wie stark die versprochene Sicherheitswache sein müsse. Dieser Befehl erregte bereits einiges Mißtrauen unter den Bürgern, aber sie konnten nicht mehr zurück und erklärten sich denn auch dazu bereit. Als sie aus dem Thore traten, versammelten sich einige Haufen Türken um sie, die ihnen die Gewehre mit dem Bedeuten abnahmen, daß sie als „Gehuldigte“ nicht nöthig hätten, Waffen zu führen. Einigen, die sich unkluger Weise weigerten, ihre Waffen abzugeben, wurden dieselben mit Gewalt aus den Händen gerissen, und Mehrere, die, dadurch erschreckt, die Schwelle zu überschreiten zögerten, wurden an den Haaren herausgezogen. Die abgenommenen Gewehre wurden auf bereitstehende Wagen geladen und von den Türken abgeführt. Die Mannschaft aber, über 2000 an der Zahl, wurde auf dem Platze gegen den Pfarrhof zu in Reihen aufgestellt und von den Türken umringt. Auf einen Wink des Paschas stieg nun eine Schaar derselben vom Pferde und durchsuchte die Bürger auf das Sorgfältigste, ob sie nicht Geld, Kostbarkeiten oder Waffen bei sich trügen. Das Eingangsthor der Kirche wurde auf das Aufmerksamste bewacht. Dadurch aufs Neue ängstlich und mißtrauisch gemacht, wollten sich einige Bürger, an ihrer Spitze der Marktrichter, wieder zurück in die Kirche retten, die Türken aber eilten ihnen nach und Strenninger wurde unter der Kirchenthüre niedergehauen. Nun stand der Pascha auf, warf den vor ihm stehenden Tisch um und gab mit lauter Stimme die Losung zu einem allgemeinen Blutbade, indem er zugleich der un=

glücklichen Jungfrau mit einem Streiche den Kopf abhieb. Die wüthende Horde folgte blutgierig seinem Beispiele und hieb schonungslos auf die entwaffnete Mannschaft ein. Das gräßliche und völkerrechtswidrige Gemetzel dauerte über zwei Stunden bis gegen 2 Uhr Nachmittags. Ueber 3500 Personen wurden auf das Grausamste niedergehauen, so daß das Blut im vollsten Sinne des Wortes in Strömen floß. Die noch in der Kirche und im Thurme befindlichen Weiber und Kinder wurden nebst dem Pfarrer und dem Cooperator in die Sklaverei geschleppt und man hörte nie mehr etwas von ihnen. Thurm und Kirche steckten die Barbaren vor ihrem Abzuge in Brand; der einst so ansehnliche volkreiche Ort war nichts als eine von Blut- und Brandgeruch erfüllte öde Stätte.*) Zur Wiedererbauung und Bevölkerung des Marktes wurde später eine Colonie Steiermärker seßhaft gemacht, der die Ahnherren der meisten gegenwärtigen Bewohner des Ortes angehörten. Ein Seelenamt wurde für die früheren unglücklichen Bewohner gestiftet, welches jährlich am 17. Juli abgehalten wird.

*) Die Schilderung dieses gräßlichen Schauspieles wurde ganz und auf Grundlage der Daten entworfen, welche in Karl August Schimmer's Werke: „Wien's Belagerungen durch die Türken und ihre Einfälle. Wien 1845" enthalten sind. Wir fügen hier noch einige Bemerkungen des erwähnten Autors bei: „Die allgemeine Angabe, als hätten zwei Bürger ihr Leben gerettet, indem sie sich auf das Kirchendach flüchteten, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit, weil die Türken die Kirche in Brand steckten. Allerdings gelang es Dreien, der allgemeinen Verheerung zu entgehen, aber auf ganz andere Weise. Der Eine, Hans Schimmer, ein Schneidergeselle, mein eigener Ahne, flüchtete sich klüglich noch vor Annäherung der Gefahr nach Maria-Zell; der Zweite, Jakob Holzer, hat sich wahrscheinlich im ersten Tumulte ins Freie gerettet; der Dritte, Balthasar Frank, soll sich im Brunnen der Thurmhalle versteckt haben und zur Nachtzeit entflohen sein. Authentisch und vollkommen beglaubigt sind nur die ersteren zwei Angaben. Aus der oben angedeuteten, urkundlich beglaubigten Zahl der Todten mag man leicht ermessen, daß sich auch Viele aus anderen Ortschaften hieher geflüchtet hatten, da sich die Einwohnerzahl des Ortes nie so hoch belief, obendrein noch die in die Gefangenschaft Geschleppten in die Zahl nicht gerechnet sind. Auch mochten sich Mehrere höheren Standes darunter befunden haben, da man bei einer neueren Ausgrabung des Kirchenhügels, woselbst die unglücklichen Opfer begraben wurden, nebst mehreren Geldstücken auch einige recht werthvolle Ringe mit Email und selbst Brillanten fand. Nach einer in Perchtoldsdorf allbekannten Tradition soll von den in die Gefangenschaft geführten Personen nach 15 Jahren ein Mann zurückgekehrt sein, welcher durch die vielen erlittenen Mißhandlungen Gehör und Sprache verloren hatte, daher man weder erfahren, wie er sich selbst befreit habe, noch was aus den Uebrigen geworden sei."



Stadt und Chorherrenstift Klosterneuburg.

Große Verdienste erwarb sich die Geistlichkeit, welche so manches schöne Stift, das seit Jahrhunderten die wichtige Stätte der Wissenschaften und gemeinnützigen Wirkens war, und mitunter auch die Umgebung der Klöster vor den mit Sturmesgewalt eindringenden, nach Blut und Beute durstigen Barbaren rettete. Hiezu trug die günstige Lage der Klöster Manches bei, aber nicht weniger ein muthiges und tapferes Ausharren der Klosterbewohner.

Es hieße den Rahmen unserer Aufgabe überschreiten, wollten wir die tapfere Vertheidigung dieser Plätze hier im Einzelnen schildern; es genüge zu erwähnen, daß besonders glänzend jene der schönen Abtei Klosterneuburg hervorragt, gegen welche die Tataren, nachdem sie die Kirche und das Camaldulenserkloster auf dem Kahlenberge in Brand gesteckt hatten, vom Gebirge herabeilend einstürmten.

Der herzhafte Laienbruder Marcellin Ortner bewaffnete bei Hereinbruch der Gefahr mit Hilfe des Priesters Lebsaft und des Rentmeisters Bartholomäus Widmann die Einwohner der Stadt und die Klosterdiener, organisirte sie in Compagnien, leitete die noch nothdürftigen Befestigungsarbeiten und wußte durch sein tapferes und umsichtiges Benehmen die Bewohner derart zu begeistern, daß Alles, Frauen und Kinder inbegriffen, in der Vertheidigung wetteiferte. Am 17. und 26. Juli, dann am 22. August wurden von Seite der Türken mit 6000—13.000 Mann Stürme unternommen, die alle glücklich abgewiesen wurden. Das Stift und die obere Stadt wurden so vor Plünderung und Brand gerettet. Die untere Stadt und die Wiener-Vorstadt gingen vollständig in Flammen auf; im Stifte selbst entstand während des letzten Sturmes an vier Orten Feuer, wurde aber glücklich gedämpft. Während der Berennung kam der Oberst Häusler mit einer Abtheilung kaiserlicher Truppen in die hart bedrängte Stadt und trug durch seine tapfere Mitwirkung nicht wenig zur Erhaltung des Platzes bei.

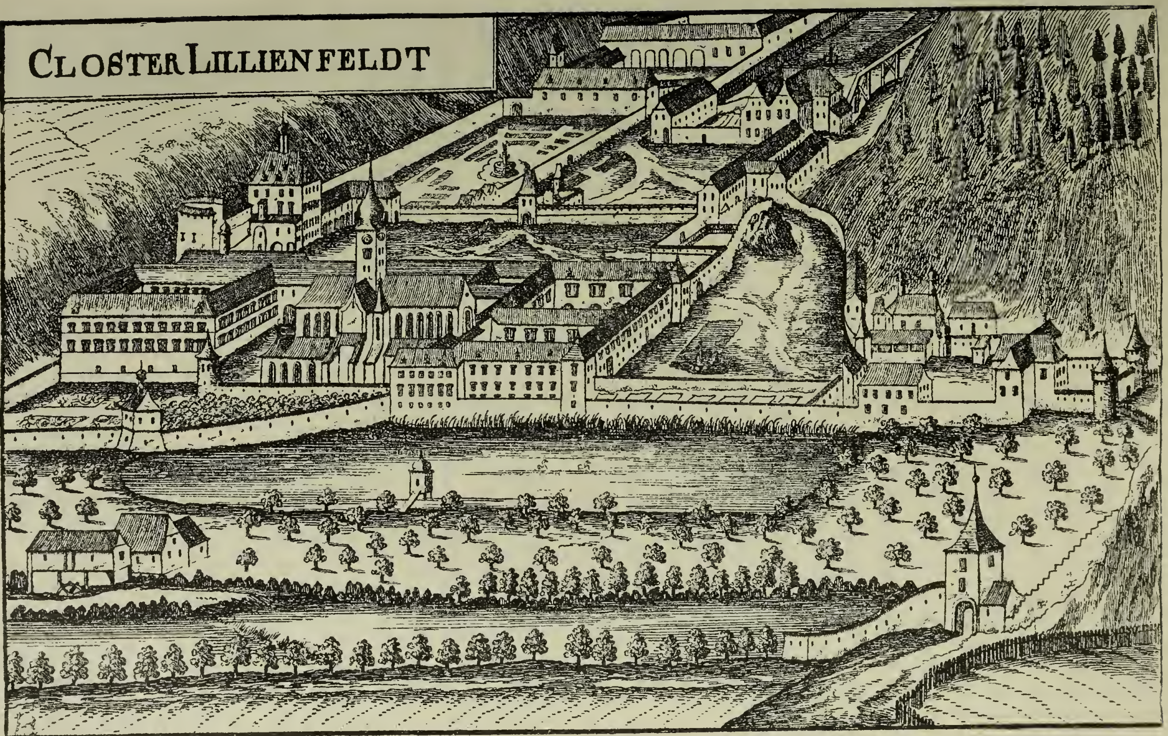
Das stolz vom Berge auf die Donau niederschauende Melk wurde von seinem würdigen Abte Gregor Müller, der sich ebenfalls an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft und der dem Stifte dienstbaren Mannschaft rühmlichst auszeichnete, durch die geeignetsten Vertheidigungs-

anstalten vor Zerstörung geschützt, obgleich die Türken zwischen St. Pölten und Wilhelmsburg an der Traisen in der Stärke von 20.000 Mann lagerten.

Die umliegenden Ortschaften, wie Pottenbrun, Kapellen, Karlstetten, Rasing, Heindorf und Friedau, ja selbst die Außengebäude von St. Pölten wurden von den Türken verbrannt und verheert; in die Stadt selbst jedoch vermochten die Feinde nicht einzudringen. Von den Unterthanen des Stiftes St. Pölten wurden allein über 2000 Menschen in die Sklaverei geführt, im Bereiche des Stiftes 120 Häuser ausgeplündert und zerstört und an 50.000 Stück Vieh weggetrieben.

Nach dem Abzuge der Türken aus ihrem Lager fanden die Bürger von St. Pölten eine Menge zurückgelassener Kinder, welche sie mitleidsvoll übernahmen und auf gemeinschaftliche Kosten erziehen ließen, ohne daß man je erfahren konnte, wem dieselben angehört hatten.

Eine merkwürdige Episode aus dieser Zeit des allgemeinen Jammers bildete die Geschichte des imposanten, im grünen Thalgrunde rings von Bergen eingeschlossenen Stiftes Lilienfeld. Hieher hatten sich, als die Tataren mordend und brennend Unter-Oesterreich durchstreiften, viele Menschen, darunter eine große Anzahl Adeliger, geflüchtet. Da jedoch die wilden Horden bald auch bis in die Nähe dieser damals noch unwegsamen Gebirge drangen, setzten die Gefährdeten ihre Flucht bis ins Salzburgische oder gar nach Tirol fort. Der wackere dreiundsechzigjährige Prälat Mathias Kollweis faßte jedoch den herzhaften Entschluß, sein Kloster gegen die streifenden Feinde zu vertheidigen, sammelte nicht nur alle waffenfähigen Unterthanen, sondern auch seine Klostergeistlichen und Hausdiener, welche insgesammt zum Kampfe ausgerüstet wurden. Alle in das Thal führenden Pässe und Zugänge ließ er mit Schanzen, Verhauen und spanischen Reitern befestigen und mit Mannschaft besetzen. Die Feinde erstiegen jedoch die nahen Berge und bedrohten die exponirten vorgeschobenen Posten mit Umgehung; die letzteren mußten daher zurückgenommen werden, und man beschränkte sich blos auf die Vertheidigung des Klosters und des Marktes. Viele der Einwohner, hiedurch entmuthigt, glaubten im Gebirge sicherer zu sein, flüchteten und geriethen auf diesem Wege zumeist in die Hände der Tataren. Der tapfere Prälat



Cistercienserabtei Lilienfeld in Niederösterreich.

und seine Klostergenossen aber beschlossen, zur Vertheidigung Alles aufzubieten und sich eher unter den Ruinen ihres Klosters begraben zu lassen, als dieses dem Feinde preiszugeben. Dieses Beispiel wirkte anfeuernd auf die zurückgebliebenen Bauern, und in der That wurden am 18. und am 23. Juli die Stürme des Feindes tapfer abgeschlagen. Ja noch mehr, die Belagerten wagten am 21. und 25. Juli Ausfälle, bei welchen sie künstlich gearbeitete Waffen, prachtvolle Kleider und andere werthvolle Gegenstände, sogar eine Fahne erbeuteten. Durch diese glücklichen Erfolge ermuthigt, unternahm ein Theil der Besatzung mit 300 Scharfschützen einen Streifzug nach Klein-Mariazell, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß sich dort ein feindlicher Haufe zeige, der mehrere gefangene Christen und eine ansehnliche Menge geraubten Gutes mit sich führe. Die Feinde, in einer Felsenkluft eingenistet, saßen jubelnd und lärmend beim Mahle, als ein unvermutheter Hagel von Musketenkugeln das Gelage unterbrach. Die tapferen christlichen Streiter, verstärkt durch einen Trupp Bauern aus Hohenberg, fielen über die Ueberraschten her und machten die Mehrzahl nieder. Wer von den Ueberfallenen in das Gebirge entkam, gerieth in die Hände der lauernden Bauern.

Unter den erbeuteten Schätzen befanden sich dreißig schöne, mit kostbarem Sattelzeug geschirrte Pferde, sammt einem Maulthiere, das prachtvoll gerüstet war und wohl einem der ersten Anführer gehört hatte. 200 Christen wurden durch diese Heldenthat dem Sklavenjoche entrissen. Bei dem feierlichen Einzuge der Sieger in Lilienfeld wurden 18 aufgespießte Türkenköpfe unter Trompeten- und Paukenschall vorangetragen und drei gefangene vornehme Türken gefesselt im Triumphe eingeführt. Von diesen Gefangenen bot jeder 2000—3000 Dukaten für seine Befreiung an. Die nackten Körper der erlegten Türken ließ der Prälat auf den Straßen ringsum vertheilen, um dadurch andere Streifpartien von dieser Gegend abzuschrecken. Den 3. August schlug die tapfere Besatzung abermals eine feindliche Abtheilung von 600 Mann, welche sich des Schlosses Kreisbach zu bemächtigen suchte, in die Flucht. Am 5. verbreitete sich das Gerücht, daß ein 7000 Mann starkes feindliches Corps heranrücke. Viele wurden dadurch entmuthigt und konnten nur durch

das eifrige Zureden des Prälaten vermocht werden, auf ihren Posten auszuharren. Die Ueberhast, mit der eine große Anzahl der Bedrohten ihre Habe zu retten suchte, hatte zur Folge, daß in der Verwirrung 40 bepackte Wagen, welche nach St. Pölten fuhren, den Türken in die Hände fielen. Im Wesentlichen aber blieb das tapfere Kloster mitsammt seinen Schutzbefohlenen im Vortheil. Bei einem Ausfalle, der am 18. August unternommen wurde, erbeutete die Besatzung abermals 16 auserlesene Pferde mit Sattel und Zeug. Unterstützt von zwei bairischen Offizieren und fünf gemeinen Reitern, welche im Kloster anlangten und durch ihre Kriegserfahrenheit der Besatzung sehr zu statten kamen, schlugen die Tapferen bei einem Ausfalle am 19. August über 1000 Mann und nahmen den Türken 120 gesattelte Perde und 100 gefangene Christen ab; kurze Zeit darauf erhielt das Kloster eine Abtheilung Polen als Besatzung, die indeß wegen des ausschweifenden Charakters der Truppe keine allzu willkommene Hilfe war.

Als endlich später der Großwesir, im Angesichte des anrückenden Entsatzes und des kräftigen Widerstandes, den ihm die Hauptstadt entgegensetzte, alle detachirten Heerestheile in das Lager bei Wien zurückrief, blieb auch Lilienfeld von feindlichen Anfällen fortan verschont. Der tapferen Haltung dieses Klosters war es zumeist zu verdanken, daß Steiermark von den Verheerungen nur wenig zu leiden hatte, denn wenn der feste Paß, den der Prälat vertheidigte, in die Hände der Türken gekommen wäre, so hätte sich die Heimsuchung auch auf den angrenzenden Theil Steiermarks erstreckt.

Das südlich von Wiener-Neustadt gelegene alte feste Schloß Pitten, das zur Zeit der Babenberger eine wichtige Grenzfestung der Steiermark gegen Ungarn war, widerstand gleichfalls den Stürmen der Türken und gewährte vielen Bewohnern des Flachlandes Rettung und Schutz vor den Mordbrennern. Ueberhaupt dienten alle die festen Schlösser und Adelssitze in den freundlichen Thälern des Wienerwaldes in dieser bedrängten Zeit den Landbewohnern zum sicheren Hort. So fanden z. B. in der alten geräumigen Veste Starhemberg, zunächst dem Markte Piesting, nicht weniger als eilftausend Menschen innerhalb der Mauern Zuflucht und Schutz.

Wohl sehr spät, aber dann auch wirklich energisch wurden zur inneren Vertheidigung des Landes entsprechende Maßregeln getroffen. Der Graf von Herberstein errichtete ein 3000 Mann starkes Landwehrcorps zur Deckung der Mur und der nach Steiermark führenden Zugänge. Zu Wildon sammelten sich aufgebotene Hilfsvölker, um Fürstenfeld und Radkersburg zu schirmen.

Die Landeshauptleute: Otto Graf Traun in Nieder- und Wolfgang Graf von Weißenthurn in Ober-Oesterreich, leiteten die Vertheidigungsanstalten mit thätiger und kluger Umsicht. Die Wälder wurden durch Verhaue gesperrt, die Ufer der Ybbs und Enns mit Verschanzungen gedeckt und die kampffähigen Männer des Landvolkes aufgeboten, um dem Vordringen der Feinde einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

Die furchtbare Invasion mit ihren Verheerungen und Verwüstungen näher zu beschreiben, würde uns zu weit ab von unserer eigentlichen Aufgabe führen; erwähnen wollen wir noch im Allgemeinen, daß die barbarischen Horden ihre Opfer überall, auf der höchsten Klippe, wie im tiefsten Waldesdickicht aufzuspüren wußten. Die Gefangenen erlitten furchtbare Qualen; oft wurden sie, an die Schweife ihrer Pferde gebunden, fortgeschleppt. Viele Tausende dieser Unglücklichen wurden auf den leeren Wägen, welche Munition und Proviant in das Lager bei Wien gebracht hatten, nach Ofen und von da zu Wasser nach Belgrad und so weiter in die Türkei geführt. Nur Wenige derselben bekamen, begünstigt durch besondere Zufälle, ihr Vaterland wieder zu sehen.

Unendlich groß war der Jammer und die Verwirrung, welche durch den Raub so vieler Personen beiderlei Geschlechts in den Familienleben entstanden. Auch der demoralisirende Eindruck dieser schrecklichen Zustände blieb nicht aus. Nach der Befreiung des Landes dachten Viele nicht mehr an die durch die Türken zerrissenen Familienbande, und es mußten eigene Verordnungen — so am 6. Juni 1685 und am 4. December 1686 — wider den gänzlichen Sittenverfall erlassen werden. Mehrere Edelleute, deren Ehehälften von den Türken gefangen und fortgeschleppt worden waren, schritten ohneweiters zu einer neuen Ehe, selbst Aeltern handelten mitunter so, als wären ihre entführten Kinder

für immer verloren, obgleich Manche nach der Hand aus der Gefangenschaft zurückkehrten.*)

Nicht allein in Nieder-Oesterreich wütheten die geschilderten Greuel und Verheerungen, sondern auch der Donau entlang bis Ober-Oesterreich streiften die Tataren, ja selbst in Baiern und Schwaben wurden die Einwohner in panischen Schrecken versetzt und flüchteten mit ihrer besten Habe nach der Schweiz und über den Rhein.

Wie jede wilde Zeit außerordentliche Erscheinungen bringt, so traten auch in diesen schrecklichen Tagen ebensowohl Handlungen der Verwilderung und des rücksichtslosen Egoismus, wie Beispiele heroischer Opferwilligkeit ans Licht. Während da und dort, wie schon erwähnt, die Familienbande gelockert oder zerrissen wurden, leisteten wiederum zahlreiche Familien Großartiges, um ihre unglücklichen Angehörigen zu retten und zu erlösen. Die Jahrbücher Oesterreichs und Ungarns sind reich an romantischen Leidens- und Rettungsgeschichten von beiderlei Art. Heldenmüthige Männer, welche die Schwester, die Braut oder die Gattin aus der Sklaverei loskaufen wollten, welche ihre Familie auf lange Jahre zu Grunde richteten, um den großen Ranzionspreis zusammenzubringen, gingen schließlich bei ihrem Erlösungswerke oft selbst zu Grunde oder wurden, wie von mehreren Fällen berichtet wird, beim Abschiedsmale von den Türken vergiftet. Zu diesem teuflischen Mittel griffen, nach den vorliegenden Berichten, zuweilen die Barbaren, um die edlen Männer ungefährlich zu machen und das Lösegeld als reinen Gewinn zu behalten.

Längst Todtgeglaubte kehrten zurück und fanden ihre Weiber gar nicht mehr oder als Gattinnen und Mütter in fremden Häusern. Todtgeglaubte Söhne und Brüder fanden sich erst nach zwanzig, auch dreißig Jahren wieder ein und sahen ihr rechtmäßiges Erbe inzwischen in der dritten oder vierten Hand.

Das Leben der Gefangenen war schwere Arbeit und raffinirt ersonnene Pein. Beständig wurden die Unglücklichen zum Abfall vom Glauben angetrieben. Wenn das Lösegeld zu lange ausblieb, so endete die Ge-

*) In einer gerichtlichen Aussage zweier zurückgekehrter Frauen kommt vor, „daß die Weiber, besonderst die jungen Mädel, es bei den tirggen gar so guet hätten, daß deren viele auf gar keine Befreiung oder Erlösung gedenketen, noch wünscheten“.

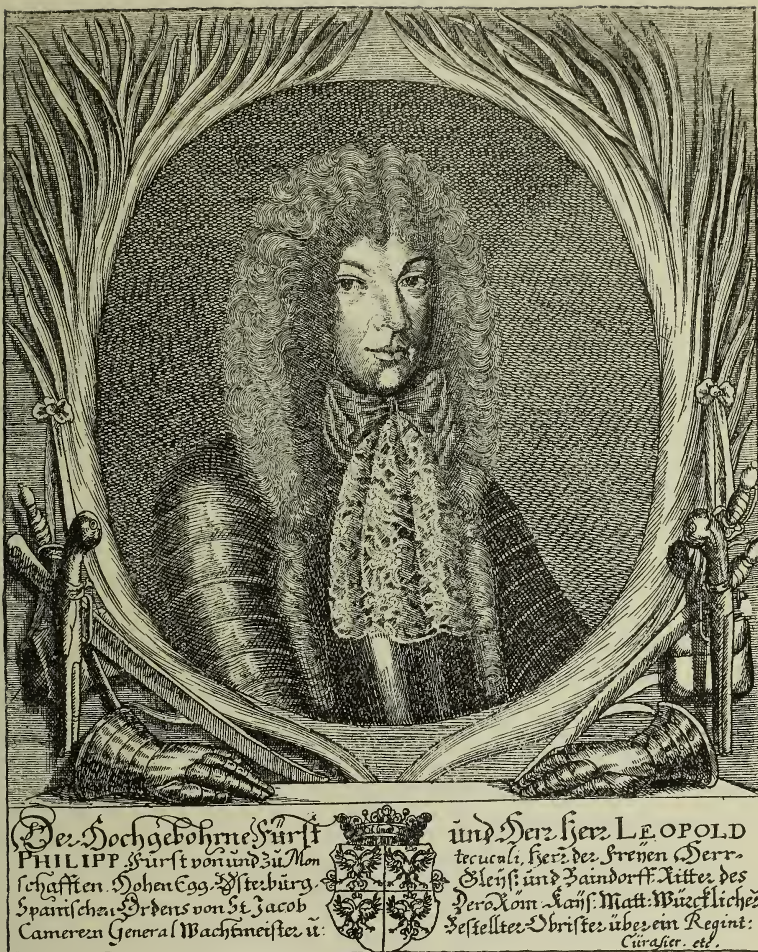
fangenschaft nicht selten auch mit gewaltsamem und qualvollem Tode. Tausende von Christenknaben wurden zur Annahme des Islams gezwungen, für den Kriegsdienst erzogen und den Janitscharen eingereiht. Sie wurden die besten Krieger; sogar Heerführer und Staatsmänner der Türken gingen aus ihren Reihen hervor. Der erste Großwesir, welcher Wien 1529 belagerte, und der letzte Pascha, welcher Ofen 1686 nur mit seinem Leben den Christen wieder überließ, waren solche Männer, die in ihrer Jugend, der Gewalt nachgebend, den Glauben Mohameds angenommen hatten und später den Türken zur Zierde gereichten.

Neuntes Capitel.

Der Kaiser flüchtet von Wien. — Einsetzung eines Regierungs-Collegiums. — Schrecken und Verwirrung in der Residenzstadt. — 60.000 Menschen verlassen Wien. — Eintreffen der kaiserlichen Reiterei und des Stadtcommandanten Grafen von Starhemberg. — Der gesunkene Muth der Bevölkerung hebt sich. — Die Besatzung wird durch kaiserliches Fußvolk verstärkt. — Abbrennen der Vorstädte. — Brand im Schottenkloster. — Karl von Lothringen verläßt mit der Reiterei die Leopoldstadt. — Das türkische Heer erscheint und schließt die Stadt ein.

Die gedrückte Stimmung, die im kaiserlichen Heere seit der Verzichtleistung auf die Vertheidigungsstellung an der Raab vorherrschte, und die durch die Unfälle während des Rückmarsches, namentlich durch das unglückliche Gefecht bei Petronell vergrößert wurde, fand bald in Wien und am kaiserlichen Hofe ihren entmuthigenden Widerhall. Durch die von allen Seiten einlaufenden Berichte über die noch nie gesehene Größe des feindlichen Heeres, über die Grausamkeit der Tataren und den Abfall von beinahe ganz Ungarn auf das Aeußerste erschreckt, glaubte der Kaiser Leopold mit seiner Familie nicht mehr sicher zu sein und wollte von Wien eiligst abreisen; nur die Einwendung des besonneneren Theiles seiner Umgebung, daß ein solcher Schritt unberechenbar große moralische Wirkungen hervorbringen könnte, vermochte ihn von der augenblicklichen Flucht abzuhalten.

Aus dem Lager zu Schintau richtete der Palatin Graf Paul Eßterhazy am 30. Juni 1683 eine schriftliche Vorstellung an den Kaiser, in der mit eindringlichen Worten über den verzweifelten Zustand berichtet wurde, in welchen der dem Kaiser noch treu gebliebene Theil von Ungarn durch das Eindringen der Türkenmacht gerathen war, und außerdem auf die Gefährdung der in Preßburg verwahrten ungarischen Krone hingewiesen



Leopold Philipp Fürst von Montecuculi,

starb 1698 als kaiserlicher Feldmarschall.

wurde. Um die letztere in Sicherheit zu bringen, wurde der Graf Zdenko Caspar von Kaplíř entsendet, welcher ungeachtet des Protestes der beiden Kronhüter, des Grafen Zichy und Grafen Erdödy, die Kroninsignien nach Wien überbrachte.

Die Verbreitung von falschen Gerüchten steigerte die Aufregung in der Stadt immer mehr. Ihren höchsten Grad erreichten Bestürzung und Verwirrung, als die Nachricht auftauchte, die ganze in Ungarn stehende kaiserliche Armee hätte eine vollkommene Niederlage erlitten, ein Theil der zersprengten Armee hätte sich in die Festungen Raab und Comorn werfen müssen, während der Rest, von den Türken verfolgt, in wilder Flucht gegen Wien im Anzuge wäre.

Zu solchen Hiobsposten trugen am meisten jene Flüchtlinge bei, die gleich beim ersten Zusammenstoß nächst Petronell ihre Abtheilung schnöde verlassen und sich nach Wien gerettet hatten und nun dort, um ihre Fahnenflucht zu bemänteln, die haarsträubendsten Dinge erzählten. Aber auch dann, als der vom Herzog Karl abgesendete General Graf Aeneas Caprara und der Dragoneroberst Graf Leopold Montecuculi am 7. Juli in Wien eintrafen und Bericht erstatteten, daß die türkische Armee allerdings im Anmarsche, der Zustand der kaiserlichen Truppen aber durchaus nicht Besorgniß erregend sei, als mithin über den wahren Stand der Verhältnisse ein günstigeres Licht verbreitet wurde, selbst dann nahm die Muthlosigkeit in der Bevölkerung, die nicht mehr zu beruhigen war, von Stunde zu Stunde zu. Als man endlich in nicht allzu großer Entfernung, z. B. in der Richtung gegen Fischamend und Schwechat, die Feuersäulen emporlodern sah, als zahllose Flüchtlinge vom Lande in die Stadt strömten und keuchend verkündeten, daß die feindlichen Horden weder Greise noch Weiber verschonen, daß bereits viele tausende Bewohner des Flachlandes in die Sklaverei geschleppt worden seien und nur Jene auf ein wenig Schonung rechnen dürften, die sich dem Tököli zu huldigen entschließen, da bemächtigten sich Furcht und Entsetzen selbst Derjenigen, die bisher mit standhaftem Herzen den kommenden Ereignissen entgegengesehen hatten. „Flucht“ war nun das allgemeine Losungswort, in der Flucht glaubte Jeder die einzige Rettung zu finden! Wer nicht durch Bürgerpflicht oder zwingende Verhältnisse zum Ausharren

bestimmt wurde, suchte so schnell wie möglich aus der Stadt zu entkommen, und Viele fanden eben in dieser jähen Flucht ihr Verderben.

Noch an demselben Tage, an dem Graf Caprara Bericht erstattet hatte, trat der Staatsrath zusammen, um im Hinblick auf die drängenden Verhältnisse die wichtigsten Maßregeln zu treffen. Vor Allem wurde für die Besorgung der Regierungsangelegenheiten in Abwesenheit des Kaisers und der übrigen Aemter eine interimistische Regierung, das sogenannte geheime Deputirten-Collegium*) eingesetzt, in welchem der in Staatsdiensten ergraute Graf Zdenko Caspar Kaplíř, Freiherr von Sulowic, kaiserlicher Feldzeugmeister und Vicepräsident des Hofkriegsrathes, den Vorsitz führte. Graf Kaplíř war im Jahre 1611 geboren, stand daher im 72. Lebensjahre; als kaiserlicher General stand ihm die umfassendste Kenntniß der Kriegsführung und als gewesenem General-Kriegscommissär und Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes, welch' letztere Stelle er seit 1681 bekleidete, die weiteste Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Administration zur Seite. In allen diesen Stellungen hatte er mit Auszeichnung gedient und sich das Vertrauen des Monarchen in einem solchen Grade erworben, daß er, der Enkel des 1621 wegen Hoch- und Landesverrathes hingerichteten Ritters Albert Kaplíř, neben seiner militärischen Carriere im Jahre 1654 in den Freiherrnstand und 1674 in den Grafenstand des heiligen römischen Reiches und der kaiserlichen Erbländer erhoben wurde. Bereits im Frühjahre 1683 hatte ihn der Kaiser zum Vorsitzenden einer Commission ernannt, welche die Vertheidigung Ungarns gegen das Vordringen der Türken organisiren sollte. Er kam am 9. Juli als verordneter Director des geheimen Deputirten-Rathscollegiums in Wien an und stand von dieser Zeit an bis zur Aufhebung der Belagerung dem Präsidium höchst rühmlich vor.

Mitglieder dieser interimistischen Regierung waren: Franz Maximilian Graf Molart, Oberst-Landmarschall von Nieder-Oesterreich, welcher zugleich zum geheimen Rath ernannt wurde; Ernst Rüdiger Graf von

*) Dieses Collegium hatte die Agenden der Verproviantirung, Gesundheitspflege, Polizei, Beistellung der Arbeitskräfte etc. etc. über.



Kaspar Zdenko Graf von Kaplíř,

Herr auf Selewitz, k. k. Feldmarschall,

Präsident des Regierungscollegiums während der Belagerung von Wien.



Starhemberg, Feldzeugmeister und bereits seit 1680 Festungs- und Stadtcommandant; Johann Oswald Hartmann von Hüttendorf, Regierungskanzler; Karl Theophil von Aichpüchler, Hofkammerrath; dann die beiden Secretäre Hackl und Fuchs. Da aber Herr von Aichpüchler im Vorgefühle der kommenden Ereignisse schon bei Zeiten seine Person in Sicherheit brachte und Wien verließ, bevor ihm seine neue Bestimmung bekannt gemacht werden konnte, so wurde an dessen Stelle der Freiherr Carl von Belchamp zum Mitgliede erwählt.

An den Feldzeugmeister Grafen Leslie, welcher mit der kaiserlichen Infanterie sich auf der Insel Schütt befand, wurde ein Courier mit dem Befehl gesendet, die Besatzungen der Festungen Raab und Comorn entsprechend zu verstärken und den Rest des Fußvolkes unter Commando des Grafen Starhemberg in Eilmärschen der bedrohten Hauptstadt zu Hilfe zu schicken.

Der versammelte Staatsrath gab ferner seine Meinung ab, daß der Kaiser mit seiner Familie und dem Hofstaat ohne die geringste Verzögerung die gefährdete Residenz verlassen und sich unverzüglich nach Linz begeben müsse.

Der Kaiser schlug nun vor, die Reise nach Ober-Oesterreich über Lilienfeld anzutreten, aber diesem Vorschlage wurde auf das Entschiedenste widersprochen. Im Hinblick auf die Berichte des Grafen Aeneas Caprara bezeichnete man es als gefährlich, diese Reiseroute einzuschlagen. Alle bisher eingelangten Nachrichten stimmten darin überein, daß die türkische Heeresmacht diesseits der Donau heranrücke, die vielen Flüchtlinge, die mit ihrer Habe vor den Thoren der Stadt anlangten und um Einlaß flehten, bestätigten diese Meldungen. Andererseits war noch keine Nachricht eingetroffen, daß feindliche Reiter die Donau übersetzt hätten und am linken Ufer weit vorgedrungen wären; mithin hielt man es für angezeigt, daß der kaiserliche Hof die Reise am linken Ufer der Donau bewerkstellige. Der Vorschlag wurde allseits angenommen und die Abreise noch im Laufe des Tages für nothwendig erachtet.

Während die Vorbereitungen zur Reise gemacht wurden, berief man Nachmittags den 7. Juli den Bürgermeister Johann Andreas

von Liebenberg, den Stadtrichter Simon Stefan Schuster nebst den übrigen Stadträthen in die Hofburg, wo der Kaiser die Genannten in tiefbewegter Stimmung empfing. Der Monarch empfahl ihnen die Stadt zur standhaften und ausdauernden Vertheidigung und versprach Alles aufzubieten, damit seine Residenz ehebaldigst entsetzt werde. Bei der Audienz war auch die Kaiserin Eleonore (eine Prinzessin von Pfalz-Neuburg), welche sich im hochschwangeren Zustande befand, zugegen. Die hohe Frau, umgeben von ihren Kindern: der vierzehnjährigen Prinzessin Antonia, nachmaligen Kurfürstin von Baiern, der dreijährigen Prinzessin Elisabeth, nachherigen Regentin der Niederlande, des eben ein Jahr alten Erzherzogs Leopold Franz, zeigte den Repräsentanten des Bürgerthums den fünfjährigen Kronprinzen Josef (nachmals Kaiser Josef I.) und ermunterte in Thränen aufgelöst die Bedrängten zum muthigen Ausharren und Vertrauen auf Gott und den Kaiser.

Die Vorstände der Bürgerschaft schwuren tiefbewegt, für ihr theures Herrscherhaus, für das Heil der Christenheit den letzten Blutstropfen in der Vertheidigung der Hauptstadt einzusetzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte die Abreise des Kaisers und seiner Familie. Der Monarch war von den geheimen Räthen und dem ganzen Hofstaate begleitet. Man nahm zunächst den Weg über die Donaubrücke nach Korneuburg, wo man die erste Nacht verbrachte. Zweihundert Mann der Wiener Stadtguardia unter Commando eines tapferen und verläßlichen Offiziers, des Capitäns Thaddäus de Hassie, gingen als Bedeckung bis Korneuburg, von wo sie am 8. wieder nach Wien zurückkehrten, während eine andere Truppe den kaiserlichen Convoi begleitete. Die Verwirrung zu Beginn der Reise und während des ersten Nachtlagers war groß. Bei der großen Eile konnten die kaiserlichen Bagagewagen nicht nachkommen, und in Korneuburg konnten gar keine Lebensmittel, kaum Eier in genügender Menge aufgetrieben werden, um den Hunger der jungen Herrschaften zu stillen.

Zweifellos war die Flucht des Kaisers höchst nothwendig, denn wußten die Türken den Kaiser in Wien, so hätten sie die riesigsten Anstrengungen gemacht, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Andererseits war die Reise selbst bereits höchst gefahrvoll. Die tatarischen Reiter waren

bereits in Oesterreich eingebrochen, und an dem Tage, da der Hof abreiste, ging das Karthäuserkloster auf dem Kahlenberge, von den türkischen Mordbrennern angezündet, in Flammen auf, und in der folgenden finstern, schwülen Sommernacht bewies der furchtbar geröthete Horizont den Flüchtigen, daß die Verfolger ihnen hart auf der Ferse seien. In der That folgten auch die Krim'schen Tataren dem kaiserlichen Zuge auf dem Fuße, eine Thatsache, die man auf einen Verrath des Johann Anton Zrinyi (des Sohnes des hingerichteten Grafen Peter*), der die Feinde von der Flucht des Kaisers in Kenntniß gesetzt haben sollte, zurückführte. Die kecken Tatarenschwärme ritten dem Kaiser so hastig nach, daß sie einige Wagen des kaiserlichen Gefolges unter den Mauern von Linz einholten, und dieser Theil des Zuges wäre wahrscheinlich den Barbaren in die Hände gefallen, wenn nicht der Marquis de Seppeville, Gesandter Ludwig XIV., ein Mann von Kopf und Herz, die Bedrohten ebensowohl durch seine Geistesgegenwart, als durch seinen Muth gerettet hätte. Der Monarch hielt sich auch in Folge dieses Vorfalls nicht mehr für sicher in Linz und setzte die Flucht bis Passau fort.

Obgleich schon früher die Bestürzung und Muthlosigkeit in der Bevölkerung einen hohen Grad erreicht hatte, so stieg die Verwirrung doch noch von Stunde zu Stunde, als sich die Nachricht verbreitete, daß der kaiserliche Hof Wien verlassen habe. Alle Plätze und Gassen waren von Pferden und allerhand Fuhrwerk überfüllt. Häuser und Paläste wurden ausgeleert, und da es wegen des Mangels an Transportmitteln unmöglich war, die ganze Habe fortzubringen, ließ man Werthvolles und Kostbares in den Händen fremder Leute zurück und rettete, wie es bei jeder drohenden Gefahr in der Verwirrung zu geschehen pflegt, das minder Werthvolle. Viele Mitglieder des hohen Adels stürzten in ihre Wagen so wie sie eben gingen und standen und fuhren — Alles zurücklassend — davon. Reiche Bürgerfamilien beluden ihre Wagen dermaßen, daß die Pferde einige hundert Schritte von der Stadt entfernt nicht mehr vorwärts zu bringen waren; da galt es denn entweder einen Theil

---

*) Graf Johann Anton Zrinyi, k. k. Kämmerer, wurde in Folge dieser verrätherischen Handlung in Gefangenschaft gesetzt und starb während der Haft 1703 im Schlosse Rottenburg in Tirol.

des Gepäckes im Stiche zu lassen oder die Reise zu verzögern. Diejenigen, die das letztere wählten, geriethen zumeist in Feindeshand, namentlich jene Familien, welche die Reise zu spät und in westlicher Richtung angetreten hatten.

Die Abreise des Kaisers gab das Signal zur allgemeinen Rathlosigkeit. Das zurückgebliebene Volk, zum großen Theile der niedersten Schichte angehörig, überließ sich Ausschweifungen aller Art und trug durch den hervorbrechenden Geist der Meuterei und der Zügellosigkeit am meisten dazu bei, die Schrecknisse des Augenblicks aufs Höchste zu steigern. In allen Schichten der Bevölkerung aber, welche sich nun dem feindlichen Grimme schutzlos preisgegeben glaubte, entstand ein lautes Murren, eine Erbitterung, die in der Folge sehr gefährlich werden konnte.

Ausbrüche des erregtesten Unmuthes aus den Reihen der Bürgerschaft begleiteten den Kaiser. Das Unglück, das nun über die Häupter der Bürger hereinbrach, wurde in lauten Anklagen den Jesuiten, welche zu streng gegen die Protestanten vorgegangen waren, und den Franzosenfeinden zur Last gelegt. Im Allgemeinen beschuldigte man die Regierung des Kaisers Leopold, daß sie durch ihre ungeschickten Maßnahmen das ganze Unheil heraufbeschworen habe.

Besonders heftig aber klagte man über die Jesuiten, welche sich zu sehr in die Regierung des Kaisers eingemengt hatten. Die Intoleranz der Jesuiten, rief man laut, habe den schlechten Rath gegeben, den Protestanten Kirche, Freiheit und Güter zu nehmen, und die Verfolgten dadurch gezwungen, die Waffen gegen die Bedrücker zu richten. Viele meinten, der stets zur Milde geneigte Kaiser wäre immer Willens gewesen, dem Tököli Verzeihung zu gewähren, und dadurch wäre der Friede erhalten worden und Oesterreich mit dem unseligen Türkeneinfalle verschont geblieben; aber die Jesuiten hätten nicht zugeben wollen, daß der Kaiser Milde und Gnade ausübe.

Die französisch gesinnte Partei murrte laut darüber, daß sich die kaiserliche Regierung mit Frankreich ganz zerworfen hätte. Unter zwei Uebeln, sagten die Anhänger dieser Partei, hätte man das minder schwere wählen und sich den Franzosen in die Arme werfen sollen,

anstatt jetzt den Erbfeind der ganzen Christenheit auf dem Halse zu haben.

Nach der Abreise des kaiserlichen Hofes folgten große Mengen dem gegebenen Beispiele, besonders die vermöglicheren Bewohner Wiens. Vom 6. bis 8. Juli wurden die Thore der Stadt nicht mehr frei von den Wagen der Flüchtigen, und es fehlte zuletzt an Fuhrwerken jeder Art, obgleich fabelhafte Preise für die Beförderung angeboten wurden.

Sechzigtausend Menschen verließen innerhalb der kurzen Zeit die Stadt, den panischen Schrecken bis in die entferntesten Gegenden tragend. Für den ersten Augenblick war dieses Flüchten und Drängen ein furchtbares Schauspiel; der Stadt aber erwuchs daraus ein großer Vortheil, da während der Belagerung eine bedeutend geringere Zahl von Menschen zu ernähren war.

Dem aus der Stadt hinauswogenden Menschenstrome kam ein anderer von Flüchtlingen entgegen, die das preisgegebene Flachland verlassen hatten, um hinter den schützenden Mauern der Festung Zuflucht zu suchen. Der Andrang dieser Unglücklichen war so stark, daß sich im Interesse der Stadt die traurige Nothwendigkeit ergab, die Stadtthore zu schließen. Am 9. Juli wurde auch die Schlagbrücke zum Theile abgeworfen und die Aufnahme von Flüchtlingen endgiltig verweigert — unbekümmert um das Flehen der armen geängstigten Menschen, welche durch diese strenge, aber unumgänglich nothwendige Maßregel einem schrecklichen Schicksale überantwortet wurden.

Markgraf Hermann von Baden, der die Stelle eines Hofkriegsraths-Präsidenten bekleidete, sah, ungeachtet der Vorstellungen, die er dem Hofe gemacht hatte, die Stadt jetzt von Garnisonstruppen und den nöthigen Vertheidigungsmitteln völlig entblößt und wurde Zeuge der höchsten Gefahr, zu der sich die allgemeine Verwirrung steigerte. In dieser Noth, an der er keine Schuld hatte, zeigte er eine tapfere Haltung. Er stellte sich dem Kaiser mit voller Hingebung zur Verfügung und erbot sich in einem so kritischen Augenblicke in Wien zurückzubleiben. Der Kaiser gab ihm jedoch die erbetene Erlaubniß nur für die Nacht vom 7. auf den 8. Juli, sodann sollte er sich an das Hoflager nach Linz verfügen.

Während der Horizont von den Flammen brennender Dörfer und Schlösser geröthet war, die Mauern der Stadt von dem Wehklagen der bleibenden und flüchtenden Einwohner widerhallten, ließ der Markgraf Geschütze auf die Wälle führen und ein Bataillon vom Regiment Kaiserstein in die Stadt kommen; sodann besprach er mit dem Herzog von Lothringen, der am 8. einlangte, die zu treffenden Vertheidigungsmaßregeln und reiste an demselben Tage Nachmittags 4 Uhr ab, um sich der Person des Kaisers wieder anzuschließen.

Graf Zdenko Kapliř, Vicepräsident des Hofkriegsrathes, der anfänglich dem kaiserlichen Hofe zu folgen gedachte, erhielt den Auftrag, sich der gefährdeten Stadt anzunehmen. Im Hinblick auf sein hohes Alter bat Kapliř den Kaiser, ihn bei Hof oder bei der Armee in seiner Sphäre zu verwenden; „zu dieser Carico in der Stadt sei er schon zu alt und abgemattet, wisse auch nicht zu subsistiren". Aber der Kaiser beharrte bei seinem früheren Entschlusse und fertigte folgendes, höchst schmeichelhafte Schreiben ddo. Krems, den 9. Juli 1683, an Kapliř ab:

„Lieber Kapliř! Weilen ich zweifle, ob Ihr meinen an Euch abgefertigten Brief empfangen habt, unterdessen aber der Eurige mir zu Handen kommen, in dem Ihr Euch zu Wien zu bleiben entschuldigen thuet, so habe ich Euch hiemit erinnern wollen, daß ich in der Confusion meines Aufbruchs vor eine hohe Notdurft befunden, Wien nicht ohne Guverno eines deputirten Collegii zu lassen, habe also darzue Euch pro Directore, den Landmareschall, welchen ich zu meinem geheimen Rat resolviret, den Stadtobristen, so indessen alda ankommen, den Regierungskanzlern und einen Cameralen resolvirt, zweifle also nit, Ihr werdet Euch dieser meiner Disposition submittiren, Euch zurück auf Wien begeben und dieses Collegium einrichten und dirigiren. Ihr dörfet Euch keine Gedanken machen, daß etwan einige durch dieses suchen möchten, Euch von Hof und mir zu bringen, denn ich Euch liebe und nötig bei mir hätte; allein in hac periculosa rerum facie (bei diesen gefährlichen Zeitläuften) halte ich pro inevitabili (für unvermeidlich), daß Wien nicht in Confusione und ohne Euch in omne scibili (allem möglichen) experimentirten Directore bleibe. Ich werde aber mich befleißen, Euch nicht lang alda zu lassen und eine andere Disposition, da es die Zeit

leidet, zu machen, zweifle also nit, Ihr werdet Euch diesem meinen Willen submittiren und mir diesen treuen Dienst leisten, durch welchen Ihr mich sehr obligiren, ich es Euch alle Zeit gegen Euch und denen Eurigen in kais. Gnad erkennen werde. Eilet nur bald hinab nach Wien und lasset Euch diese Sach all' wol angelegen sein . . . . und glaubet, daß dieses nicht ex instinctu aemulorum, sondern aus mir selbsten wegen gutes Vertrauen, die ich zu Eurer Capacität habe, und kein anderes Votum darzue komme. Und verbleibe Euch mit kais. Huld und Gnade alle Zeit wolgewogen. Leopold."

Auf diesen Brief hin entschloß sich Graf Kapliř in Wien zu bleiben, obgleich er, da seine Gemahlin mit sämmtlichem Gepäck Wien bereits verlassen hatte, in seiner schwierigen Lage obenein noch das Nothwendigste entbehren mußte.

Die allgemeine Zaghaftigkeit, die zu jener Zeit in der Hauptstadt herrschte, war keineswegs unbegründet. An dem Tage, an dem der Hof Wien verließ und die aufsteigenden Feuersäulen von allen Seiten bereits die Nähe der Gefahr ankündigten, war die Stadt in unerklärlicher und unverantwortlicher Weise von allen Vertheidigungskräften entblößt. Mit den Festungswerken war es übel bestellt; in der trügerischen Hoffnung, der Feind werde seine Kräfte an den Grenzfestungen brechen, hatte man dieselben vernachlässigt. Die Besatzung bestand blos aus der gewöhnlichen Stadtguardia, die für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung Sorge zu tragen hatte, und diese stand nicht im besten Rufe militärischer Tüchtigkeit. Erst in der zwölften Stunde wurden, wie wir wissen, auf Anordnung des Markgrafen von Baden noch 1000 Mann vom Regimente Kaiserstein in die Stadt verlegt, die den Dienst einer Besatzung in den ersten verhängnißvollen Tagen versehen konnten. Auf den Festungswällen waren weder Geschütze aufgeführt, noch Bettungen gelegt, Schanzkörbe fehlten, der bedeckte Weg war durch keine Palissaden geschützt, der Graben leicht übersteigbar, ja sogar das Mauerwerk stellenweise eingestürzt. Ueberdies wußte man in der Stadt auch nichts von dem Schicksale der kaiserlichen Infanterie, die auf der Insel Schütt gelegen hatte. Man nahm an, daß dieselbe vernichtet sei, und gab sich völlig der Muthlosigkeit hin.

Noch bedenklicher hätte sich das Geschick der Hauptstadt gestaltet, wenn der Großwesir der kaiserlichen Reiterei auf dem Fuße nachgefolgt wäre; dadurch aber, daß er volle sieben Tage brauchte, um von der Raab bis vor die Mauern Wiens zu gelangen, und somit erst am 14. Juli daselbst erschien, gewann man wenigstens die Zeit, sich nothdürftig gegen den Andrang der Feinde zu rüsten, so übereilt und unvollkommen dies eben in den wenigen Tagen geschehen konnte.

Der gesunkene Muth der Bewohner von Wien hob sich ein wenig, als am 8. Juli die kaiserliche Reiterei, 11.000 Mann auserlesenes Volk, unter Trompeten- und Paukenschall bei St. Marx hereinrückte. Der Markgraf Hermann von Baden fuhr dem Herzog Karl von Lothringen schon um 5 Uhr Früh entgegen und verabredete mit ihm die ersten Vertheidigungsmaßregeln. Die Cavallerie wurde vorläufig in die Taborauen verlegt. Nachdem sie beim Stubenthor hereingekommen war, den Stefansplatz passirt hatte und beim Stubenthor wieder hinausmarschirt war, bezog sie dortselbst ein Lager, um sich seinerzeit mit dem auf dem Marchfelde heranrückenden, nur mehr 12.000 Mann starken Fußvolke zu vereinigen. Mitten in dem allgemeinen rath- und thatlosen Rennen, Retten und Flüchten erschien diese wohlgerüstete Reiterei zur rechten Zeit, um zugleich mit der Nachricht, daß das Fußvolk schon im Anmarsche sei, die verzagten Gemüther in der geängstigten Residenz ein wenig wieder aufzurichten.

Mit dem Anmarsche der Infanterie hatte es eine eigenthümliche Bewandtniß. Feldzeugmeister Graf Leslie, welcher das kaiserliche Fußvolk commandirte, hatte nämlich auf der Insel Schütt von dem Unternehmen des Herzogs keine Nachricht erhalten; er wußte aber, daß der Großwesir bereits über Altenburg vorgerückt sei. Ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, faßte er im Angesichte der drängenden Situation den Entschluß, der Hauptstadt zu Hilfe zu eilen, jedoch wurden vorher die Besatzungen in den wichtigen Grenzplätzen Leopoldstadt und Raab entsprechend vermehrt. In die erstere Festung, wo Obrist Baron Heinrich Gottfried Kielmannsegg commandirte, wurden vier halbe Karthaunen sammt genügender Munition, dann vier Compagnien zu Fuß und eine Compagnie Dragoner, welche letztere aus den Bergstädten entnommen wurde, dirigirt.

In das wichtige Raab, welches nur von fünf Compagnien unter Obristlieutenant Müller besetzt war, wurden als Verstärkung gesendet:

Vom Gran'schen Infanterie-Regimente unter Obristlieutenant Georg Heinrich Somoratzky 1800 Mann, das Markgraf Wilhelm von Baden-Regiment unter Obristlieutenant Graf Tilly 2000 Mann, vom Strassoldo-schen Regimente 1100 Mann, dann Obristlieutenant Baron Wallis mit 1360 Mann; damit war die Besatzung Raabs auf die Stärke von 6800 Mann, eine Zahl, die man für genügend erachtete, gebracht.

Durch die augenscheinliche Widerlegung der Gerüchte von der Vernichtung des kaiserlichen Heeres, denen man vollen Glauben entgegengebracht hatte, hatte sich der Muth wieder gehoben, dies um so mehr, als an demselben Tage auch der tapfere Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg in Wien eintraf. Sobald dieser ruhmwürdige General den Befehl des Kaisers erhalten hatte, durch den das Schicksal der wichtigen und reichen Haupt- und Residenzstadt in seine Hände gelegt wurde, eilte er der von der Insel Schütt im Anmarsche begriffenen Infanterie voraus, angetrieben von der wichtigen Erkenntniß, daß jede Minute Zeitverlust mit Gefahr verbunden sei. Er brachte auch mehrere im Artilleriewesen vertraute Männer (Constabler) mit, welche sehr willkommen waren, da in Wien an solchen Leuten fühlbarer Mangel war.

Mit der ihm eigenthümlichen Energie traf der General die nothwendigen Anstalten für die Ausbesserung und Verstärkung der vernachlässigten Festungswerke. Aber diese Arbeiten konnten nicht sofort begonnen werden, da die erforderlichen Requisiten und Werkzeuge fehlten. Zum Glücke war das nöthige Material für die Palissadirung vorräthig, so daß wenigstens in dieser Beziehung die Arbeit sofort ihren Anfang nehmen konnte.

Wer Schuld daran trug, daß in der höchst sträflichen Weise die Befestigung und Ausrüstung der Residenzstadt vernachlässigt worden war, darüber schweigen die Annalen. Viele hochgestellte Persönlichkeiten hätten wegen Hintansetzung ihrer heiligsten Pflichten in Anklagestand versetzt werden müssen, wenn ernste Untersuchungen angestellt worden wären. An maßgebender Stelle mußte doch in Erwägung gezogen worden sein, daß der Großtürke schon einmal so weit im Westen vorgerückt war und Wien in Gefahr gebracht hatte. Auch damals, anno 1529, erschien

Soliman II. mit 250.000 Kriegern vor der Residenzstadt, auch damals war die Stadt schlecht befestigt, sie hatte nur eine einfache Mauer und einen trockenen Graben nebst einer Besatzung von nur 10.000 Mann, aber vom alten Kaiser Max her waren noch so viele Geschütze vorhanden, daß alle Mauern bestuckt, sogar die Dächer der Thürme und der dem Walle zunächst gelegenen Häuser damit versehen werden konnten, wodurch der Platz eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gewann. Aber selbst wenn dieser Rückblick in eine weit entfernte Zeit unterlassen wurde, mußte man sich doch erinnern, daß erst neunzehn Jahre verflossen waren, seit nur durch den Sieg Montecuculi's über den Großwesir Köprili bei St. Gotthard die drohende Gefahr abgewendet worden war.

Der Herzog von Lothringen traf nach seiner Ankunft in der Taborau zur vorläufigen Sicherung der Stadt die Verfügung, daß der Markgraf Ludwig von Baden mit 3 Dragoner-Regimentern die Zugänge im Süden und Südwesten der Stadt zu beobachten und den sich etwa nähernden feindlichen Vortruppen das Eindringen in die Vorstädte zu verwehren habe. Der General Graf Schulz wurde mit 2 Kürassier-Regimentern im untern Prater aufgestellt, um die dortigen Zugänge zu decken. Die Regimenter Dünewald und Styrum wurden am linken Donauufer gegen Krems dirigirt, um den kaiserlichen Convoi auf seiner Reise nach Linz zu decken.

Starhemberg's unerschütterlicher Muth, seine unermüdliche Thätigkeit, dann die Hoffnung auf die nahende Verstärkung entflammten die Einwohner zu unerhörten Anstrengungen. Das Fieber der Flucht, das epidemisch geworden war, nahm ab und zahlreiche Bürger stellten sich den Vertheidigern der Stadt zur Verfügung.

Ohne Zeitverlust beeilte man sich, die kaiserliche Schatzkammer und das geheime Staatsarchiv stromaufwärts in Sicherheit zu bringen, eine schwere Aufgabe, die durch die unermüdliche Sorgfalt des Hofkanzlisten Benedict Geiger nicht ohne Gefahr bewerkstelligt wurde. Da die Chronik nur diesen einen Namen nennt, dessen Träger in den Tagen der größten Gefahr das ihm anvertraute kostbare Gut als pflichtgetreuer Beamter nicht verließ und mit Hintansetzung des eigenen Wohles voll persönlichen Muthes die Bergung der Kostbarkeiten vollführte, so drängt sich unwill-

kürlich die Vermuthung auf, daß alle übrigen Dignitäre, welchen durch ihre amtliche Stellung die Beschützung des kaiserlichen und staatlichen Eigenthums zur ersten Pflicht gemacht war, im Angesichte der Gefahr nichts Eiligeres zu thun hatten, als die eigenen Personen in Sicherheit zu bringen.

Der tüchtigere Theil der Bevölkerung dagegen, der in der Stadt zurückgeblieben war, entfaltete jetzt eine große Rührigkeit und Thätigkeit. Die reichsten und angesehensten Bürger, die Priester, die Frauen und Kinder legten bei dem Baue der schnell zu errichtenden Erdwerke Hand an; der alte, kranke Bürgermeister von Liebenberg war einer der Ersten, der mit einem Schiebkarren Erde führte; dieses Beispiel wirkte, und Alles drängte sich herbei, nach Thunlichkeit seine Kräfte dem allgemeinen Besten der Stadt darzubieten. Das nahe den Wällen aufgehäufte Bau- und Brennholz wurde in die Stadt geschafft, die der Stadt zu nahe gelegenen Gärten und Häuser wurden dem Boden gleichgemacht.

Aus allen Schichten der Bevölkerung meldeten sich Freiwillige, die unter die Fahnen des Kaisers traten. 1815 Bürger und 2923 anderweitige Freiwillige wurden eingereiht und militärisch ausgerüstet; mit Aufopferung widmeten sich die zum Militärdienste Untauglichen den drängenden Befestigungsarbeiten; unter ihren fleißigen Händen erhoben sich Batterien und Palissadirungen; jubelnd schleppte das Volk die Kanonen aus dem Zeughause auf die Wälle, die Dächer von den Häusern verschwanden, dafür wurde Sand und Dünger aufgetragen, um die Wucht der feindlichen Bomben abzuschwächen; Straßen und Plätze, welche früher mit Klagen und Jammergeschrei erfüllt waren, widerhallten nunmehr vom Waffengeklirre.

Nicht mehr ängstlich irrten die Bewohner in den Straßen herum, ebensowenig ertönte in den Gemächern das klägliche Wimmern der mit Todesangst erfüllten Frauen. Während sich die Männer beim Begegnen einander freundlich die Hand schüttelten, das Losungswort: „Unser Blut für die Erhaltung Wiens" zuriefen und unter den Klängen der Kriegslieder ihre Waffen schärften, sorgten die Frauen für Wäsche und andere Bedürfnisse, erquickten und pflegten die Ermüdeten und die im Laufe der Belagerung verwundeten Kämpfer.

Mit den eigentlichen Befestigungsarbeiten, welche die Stadt in Vertheidigungszustand setzen sollten, konnte erst am 9. Juli begonnen werden, da es, wie bereits erwähnt, vorher an den nöthigen Werkzeugen gefehlt hatte. Als diese endlich herbeigeschafft wurden, wurde auf der Kärntnerbastei mit der Errichtung von Geschützständen, mit dem Setzen der Palissaden, dem Legen der Bettungen u. s. w. der Anfang gemacht. Man setzte nämlich voraus, daß der Feind wie im Jahre 1529 seinen ersten Angriffsversuch auf die Front zwischen dem Kärntner- und dem Stubenthor machen werde. Im Verlaufe des 9. Juli strömte die Bevölkerung vom Flachlande in so großer Anzahl zu, daß man von der Aufnahme einer so großen Menge Volkes Gefahr für die Sicherheit der Stadt befürchten mußte. Die beklagenswerthen Leute konnten daher nicht mehr eingelassen werden und blieben ihrem Schicksale überlassen. Die Schlagbrücke wurde theilweise abgetragen, die Stadtthore wurden geschlossen.

Am Nachmittag gerieth die Bevölkerung Wiens in große Aufregung durch die allarmirende Nachricht, der Feind hätte den Wienerberg schon erreicht. Eine Recognoscirung, welche daraufhin vorgenommen wurde, erwies indeß diese Nachricht als falsch; jedoch ward sichergestellt, daß das türkische Heer geraden Weges von der Raab nach Wien im Anmarsche sei.

Am 10. Juli wurde angeordnet, bei Klosterneuburg eine größere Anzahl von Wasserfahrzeugen zu vereinigen, damit im Bedarfsfalle dort ein Uebergang über die Donau hergestellt werden könne. An demselben Tage traf eine Ladung Munition von Krems in Wien ein, wodurch der Mangel, der bisher in den Zeughäusern geherrscht hatte, ein wenig gemindert wurde. Zu nicht geringer Freude der Bevölkerung rückte der Oberst Graf Friedrich Sigismund von Schärffenberg mit 1000 Mann seines Regiments in die Hauptstadt ein und gab die tröstliche Versicherung, daß die übrige Infanterie in Eilmärschen folge und innerhalb kürzester Zeit einlangen werde. Die Verstärkung der Besatzungstruppe war sehr dringend nöthig, da bis nun nur die 1200 Mann Stadtguardia und 1000 Mann vom Regimente Kaiserstein, die erst kürzlich unter Commando des Obristlieutenants Schenk von Prag eingetroffen waren,

zur Verfügung standen. Das neu eingerückte Regiment war in Folge der Eilmärsche ganz erschöpft, wurde aber nichtsdestoweniger gleich auf die Wälle postirt. Die Bürgerschaft setzte die Vertheidigungsarbeiten um so eifriger fort, als die immer näher auftauchenden Feuersäulen das Anrücken des Feindes schrecklich verkündeten. Alle auf dem Glacis zwischen dem Kärntner- und Stubenthor befindlichen Häuser und Gartenmauern, die das Feuer der Festung hinderten und dem Feinde Deckung bieten konnten, wurden niedergerissen. Am 11. Juli führte man die Befestigungsarbeiten, den Bau der Geschützstände, die Palissadirung, das Freimachen des Vorterrains auch auf der Burg- und Biberbastei durch. Wie bedenklich die Lage der Stadt noch immer war, ist aus nachfolgendem Schreiben des Commandanten Grafen von Starhemberg an den Kaiser zu ersehen.

„Wien, am 11. Juli 1683.

Durchlauchtigster, großmächtigster und unüberwindlichster römischer Kaiser! Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Meine Schuldigkeit erfordert, Ihro Majestät in aller Unterthänigkeit zu berichten, daß ich am 7. Abends hieher gekommen und bei Tag und Nacht meine Reise fortgesetzt, sobald ich vernommen, daß sich der Feind hieher wendet, auch weil die Infanterie noch bei Wismar,*) unweit Comorn gestanden, und so bald nicht hat können hieher kommen, inzwischen das Schärffenberg'sche und mein Regiment hierauf mir nachzufolgen commandirt, die auch heute, wiewohl von diesem starken Marsch sehr müde und matt, hieher gekommen, verhoffend, daß inner drei oder vier Tagen noch mehr Infanterie folgen werde.

In was für einem Stand aber ich diesen Posten gefunden, was für ein Mangel an allen Requisiten, und was für eine Consternation unter dem Volke, werden Ihre Majestät Diejenigen, so sich entschuldiget und nicht haben hier bleiben wollen, genugsam remonstrirt haben; also daß ich Ihre Majestät hiermit nicht will verdrießlich sein, sondern Dieselben allein unterthänigst versichern, daß ich mit Arbeiten und Aufmunterungen des Volkes mein Möglichstes gethan habe, und das mir

*) Vizvár.

alle Kundschaft gewesen, daß der Feind mich zu attaquiren gewiß nicht unterlassen werde, was zur Erhaltung dieses mir von Eurer Majestät anvertrauten Postens dienen kann und meinen letzten Blutstropfen in Euer Majestät Dienst mit Freuden darin aussetze, verhoffend, Gott der Allmächtige werde Ihro Majestät gerechte Sache und unseren Eifer segnen, und durch seine Gnade Alles ersetzen, was sonst zu einer rechtschaffenen Gegenwehr mangelt 2c. 2c.

Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg."

Das Alt-Starhemberg'sche Regiment, welches an diesem Tage einrückte, wurde sogleich auf die Wälle vertheilt und noch an demselben Abende mit dem Brückenbau bei Klosterneuburg begonnen, eine Arbeit, welche indessen nicht mehr vollendet werden konnte.

Schon am 12. Juli ließen die von allen Seiten aufsteigenden, die Stadt förmlich umringenden Flammen die Wiener nicht länger daran zweifeln, daß der Feind in nächster Nähe sei.

Gleich einem verheerenden Strome, der seine Fluthen über fruchtbare Fluren dahinwälzt und Alles mit zerstörender Kraft und Gewalt mit sich fortreißt, ergoß sich Kara Mustapha's Heer über die Umgebung der Hauptstadt. Alle Märkte, Dörfer und nicht befestigten Orte, im weiten Bogen von der Leitha bis an das Wienerwaldgebirge gelegen, wurden geplündert und in Brand gesteckt, so z. B. Baden, Mödling, Ebenfurth, Inzersdorf, Schwechat, Pellendorf, Laa, Laxenburg und andere Orte; nur Wiener-Neustadt, geschützt durch seine Befestigung und vertheidigt durch eine tapfere Besatzung, konnte das Andringen der Feinde abwehren; Perchtoldsdorf, das sich anfänglich tapfer vertheidigt hatte, fiel, wie wir wissen, der Niedertracht des vertragsbrüchigen Feindes zum Opfer.

Einige Tatarenschwärme streiften am 12. Juli schon bis St. Marx und in die Nähe des kaiserlichen Lustschlosses „Favorite", wurden jedoch durch die kaiserlichen Cavallerie-Abtheilungen, die zur Deckung der Zugänge dort aufgestellt waren, zurückgetrieben. Wohin die wilden Horden nur einmal gelangt waren, wurde Alles mit Mord und Brand erfüllt. Getreidefelder, Obst- und Weingärten wurden mit beispielloser Wuth

verheert, kurzum alle die schönen fruchtbaren Gegenden in eine öde Wüste verwandelt.

Durch das Erscheinen der feindlichen Vortruppen in der Nähe der Vorstädte wurden die Wiener veranlaßt, an den Vertheidigungsanstalten mit Ueberanstrengung zu arbeiten und das bewegliche Gut aus den Vorstädten in die innere Stadt zu schaffen. Lobenswerthen Eifer bethätigten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch die Geistlichen und Klosterbrüder bei den Befestigungsarbeiten; sie führten gleich den übrigen Bewohnern mit kräftiger Hand Spaten, Schaufel und Schiebkarren, wenn es die Umstände erforderten auch die Muskete und das Schwert. Der Bischof von Wien, Emerich Sinelli, ein ehemaliger Kapuziner-Ordenspriester, der dem Hofstaate des Kaisers zugetheilt war, hatte noch vor seiner Abreise eine Aufforderung an alle Klosterbrüder und die übrigen Geistlichen erlassen, daß sie sich, falls es die Verhältnisse erfordern sollen, in den Tagen der Gefahr nicht allein zum Schanzenbau, sondern auch zum Waffendienste verwenden lassen sollen. Dieser Aufforderung kam die Mehrzahl auch nach und legte im Verlaufe der Belagerung mehrfache Beweise von treuer Bürgerpflicht und Proben von persönlichem Muthe und Aufopferung ab. Die wenigen Fratres, Clerici und Priester, welche vorgezogen hatten, sich zu salviren, mußten nach dem gleichzeitigen Berichte eines Augustinermönches „von dem schwierigen Bauernvolke viele Anstöße und Schmähworte, neben Androhung des Todes selbst, ausstehen, welches etlichen gleichwohl leidentlicher, als die Belagerung in Wien auszustehen, vorgekommen ist“.

Wegen der nöthigen Vorübung im Gebrauche der Schießwaffe schreibt derselbe Augustiner: „Deswegen haben sich unsere Geistlichen im Schießen geübt und auf die Scheibe von der Pfortenstube im engen Gang der Kanzel zu geschossen, um in mehrerer Gefahr sich dem Feinde auch entgegenstellen zu können.“

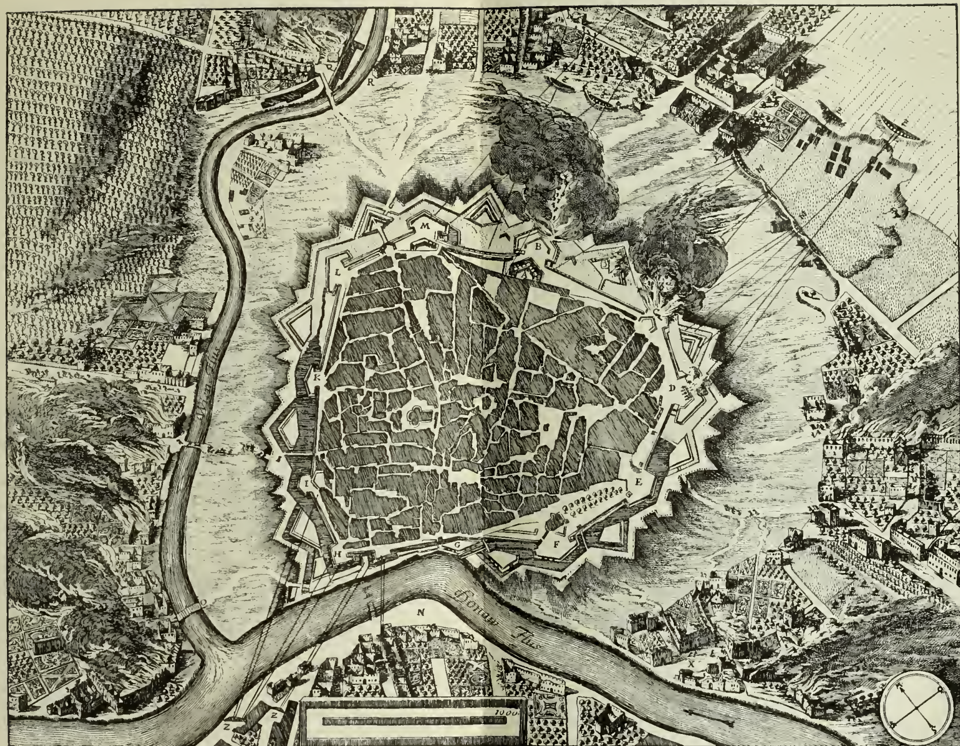
Zwei Regimenter Infanterie rückten am 12. Juli in die Stadt und Nachmittags langte ein Transport mit einigen hundert Centnern Pulver und tausend Stück zwölfpfündigen Stückkugeln von Krems an, welche sehr willkommen waren, da der Vorrath an Munition und anderen Kriegsbedürfnissen in den Zeughäusern nicht besonders groß war.

Ueber Anordnung des Stadtcommandanten Grafen Starhemberg wurde eine Specification aller noch unbedingt erforderlichen Munition und anderer dringend nothwendiger Gegenstände verfaßt und an den Kaiser abgesendet. Zum Glücke waren in dem kaiserlichen Zeughause ziemlich viele Geschütze vorhanden, und zwar: 20 Stück 24pfündige, 4 Stück 18pfündige und 23 Stück 12pfündige Kanonen, ferner 253 Stück Kanonen von kleinerem Kaliber, endlich 4 Stück 200pfündige, 2 Stück 150pfündige, 5 Stück 100pfündige und 10 Stück 60pfündige Mörser, welche auf die Wälle geführt werden konnten; dazu sind noch 42 Kanonen verschiedenen Kalibers und 8 Haubitzen zu rechnen, welche die Bürgerschaft in ihrem Zeughause hatte.

Mit Tagesanbruch am 13. Juli zeigten sich etliche kleine, um 8 Uhr schon mehrere und größere Reitertrupps auf dem Wienerberge, von wo sie sich allmälig über die ganze Gegend bis Grinzing und Nußdorf ausbreiteten, um die von den Einwohnern verlassenen Ortschaften Meidling, Schönbrunn, Penzing, Breitensee, Ottakring, Hernals, Währing, Grinzing, Heiligenstadt und Nußdorf in Brand zu stecken. Gegen Mittag erschien türkische Reiterei in dichtgedrängten, regellosen Haufen bei St. Marx; von dort breitete sie sich bald zwischen dem Gatterhölzel und dem Hundsthurme aus und nahm Wien gegenüber Stellung. Kleinere Trupps lösten sich von der geschlossenen Masse los, mit der Absicht, sich den Vorstädten zu nähern; als aber die Kanonen der Kärntner-, der Braun- und der Wasserkunst-Bastei ein heftiges Feuer eröffneten, zogen die Angreifer sich von den Vorstädten und den von ihnen bereits besetzten Weingärten auf die weiter rückwärts gelegenen Anhöhen zurück.

Nachdem die Vorhut des türkischen Heeres (für welche man diese Schaaren unbedingt halten mußte) in Sicht gekommen war, gab sich Starhemberg der Ueberzeugung hin, daß der Feind die Stadt schon am kommenden Tage berennen werde. Im Hinblick auf diesen Fall mußten ohne Verzug die Vorstädte zerstört werden, denn unterließ man diese extreme Maßregel, so konnte sich der Feind selbst in den Vorstädten festsetzen und diese als Schutzwehr gegen die Belagerten verwerthen.

Starhemberg kam nun in die traurige Lage, die schönen Vorstädte für die Sicherheit der Festung aufzuopfern und den Flammen zu über-



A. Der Spanier. | B. Die Burg. | C. Die Löwel. | D. Die Mecker. | E. Die Elend. — Pasten.
F. Die neüe. | G. Die Wasser-Schanz. | H. Die Bieber. | I. Zür Hollerstaüden | K. Aüf das Braün — Pastey.
L. Die Wasser Künst | M. Die Kärndter — Pastey.
N. Die Leopold-Stadt. | O. Bey den Weißgerbern. | P. Die Land-Straß.
Q. Aüf der Widen. | R. Aüf der Wien. | S. Die Laimgrüben. | T. S. Ulrich. | V. Die Alster-gaßen
W. Wäringer-Straß. | X. Die Roß-Aü. | Y. Der Rotten-Höf. | Z. Der Türcken Batterien, sampt der Anwei-sung, welche Wercke der Stadt Wien darvon beschoßen worden.

Wien mit den zerstörten Vorstädten.

liefern. Allerdings eine grausame Nothwendigkeit, wenn der Besitz jener Bürger, die man vertheidigen will, den Flammen übergeben werden muß! *)

Ein großer Theil der unglücklichen Bewohner der Vorstädte hatte schon Tags vorher sich mit ihrer besseren Habe in die Stadt geflüchtet; von Denjenigen aber, welche sich von Haus und Hof schwer trennen konnten und bis zum letzten Augenblicke ausharrten, retteten nur wenige das nackte Leben, während die meisten dem plündernden Tatarengesindel in die Hände fielen.

Mit Ausnahme der Leopoldstadt waren die übrigen Vorstädte um jene Zeit in der Entwicklung begriffen, blühende Felder und üppige Gärten nahmen den Wiener schon an seinen Stadtmauern auf. Das Augustinerkloster begrenzte die Landstraße; bescheiden verbarg sich dort die blühende Kornblume unter fetten Aehren, wo jetzt stolze Paläste und schattenreiche Gärten die sanfte Anhöhe des Rennweges krönen.

Die alte Wieden reichte bis zu den Paulanern und beschattete noch nicht den kleinen, aber in gewissen Zeiten unbändigen Wienfluß. Von diesem führten zwei schmale Gassen nach der Laimgrube, die, regellos verbaut, schon oberhalb des Carmeliterklosters und der Kirche St. Ulrich endete.

Auf der weiten Strecke von Gumpendorf bis zum Lerchenfeld, wo nun so viele Tausende von Menschen in geräumigen Fabriken ihren Lebensunterhalt finden, konnte man nur die Furchen des Ackerpfluges entdecken. Das Croatendörfel (später Spittelberg) stand ganz einsam in der Ebene und bis zu der noch kleinen Vorstadt Roßau unterbrach nur die mit einigen Häusern und Gärten umgebene Kirche in der Alservorstadt die freie Aussicht nach dem Weingebirge. Kunst und Industrie hatten schon damals ihre Heimstädte in den Vorstädten und ließen ahnen, was diese unter einer vorsorglichen Regierung noch werden können.

---

*) Der Hauptmann Graf Guido von Starhemberg vollführte im Auftrage seines Onkels, des Festungscommandanten, die Inbrandsetzung. Derselbe konnte sich noch im hohen Alter, als Feldmarschall, nur mit schmerzlichem Bedauern an jenen traurigen Moment erinnern, da er gezwungen war, so viele hundert Häuser und Paläste, deren viele ihm eng befreundeten Familien angehörten, den Flammen zu opfern.

Das Zerstörungswerk nahm seinen Gang; in kurzer Zeit standen der obere Werd (Roßau), die Alserstraße, St. Ulrich, das Croatendörfel, St. Diepold (Laimgrube und Windmühle), Gumpendorf, die Wieden, der Rennweg (in damaliger Zeit eine eigene Vorstadt), die Landstraße, der Erdberg, einschließlich aller Kirchen, Klöster und Paläste, in denen sich Kostbarkeiten, werthvolle Bücher und Manuscripte befanden, die heiligen Stätten der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbefleißes, in hellen Flammen. Die herbe Maßregel vernichtete den Wohlstand mehrerer hundert Familien in den Vorstädten.

Der gräßliche Brand wurde durch einen heftigen Wind angefacht, der die Flammen gegen die Stadt trieb. Furchtbares Unheil hätte entstehen können, wenn die Flamme das zunächst den Palissaden aufgehäufte Bauholz erreicht und das Feuer dadurch den verheerenden Weg in die innere Stadt gefunden hätte; aber den umsichtigen Gegenanstalten von Seite des Commandanten und der thatkräftigen Unterstützung des Stadtrathes war es zu verdanken, daß dieses drohende Unheil abgewendet wurde. Alle nicht unter den Waffen stehende Mannschaft wurde zum Wegräumen des Holzwerkes angeeifert — mit Riesenkraft wurden ungeheure Baumstämme in unglaublich kurzer Zeit weggeschafft, dadurch der fortschreitenden Flamme Einhalt gethan und das Unglück von der Stadt abgewehrt, für deren Bestes die Vorstädte geopfert wurden.

Einige Tausend türkische Reiter übersetzten am 13. Juli Nachmittags den seichten Donauarm und griffen die im Prater aufgestellten Kürassiere lebhaft an, wurden jedoch von dem General Grafen Schulz auf das Nachdrücklichste zurückgewiesen. Gleichzeitig drangen feindliche Schwärme in die brennenden Vorstädte und benützten die Gelegenheit, um auf verschiedenen Punkten über die unglücklichen, durch die Ereignisse überraschten Vorstädter mit thierischer Wuth herzufallen.

Markgraf Ludwig von Baden, welcher mit seinen Dragoner-Regimentern in den Vorstädten aufgestellt war, um die Zugänge zu decken, und der bereits früher einige keck vorgedrungene türkische Abtheilungen zurückgetrieben hatte, war eben im Begriffe, sich des Feuers wegen aus dem brennenden St. Ulrich zurückzuziehen, als er Zeuge von dem Schicksale der armen Bewohner wurde. Empört über diese Gräuelscenen, ließ

er seine Dragoner wieder „Kehrt" machen und in das Raubgesindel einhauen. „Nachdem," berichtet er seinem Onkel, dem Markgrafen Hermann, am 14. Juli, „die Herren türkischen Offiziers sich gar zu gemein gemacht, und Ich gesehen, daß sie die zurückgepliebenen Männer, Weiber und Kinder fortzuschleppen und nieder zu machen ahngefangen, habe mich resolvirt mit zwei oder drei escadronen von dem savoy'schen Regiment sie zu chargiren und ist selbiges guet von statten gangen und unterschiedliche geplieben, wie mich aber zuerук ziehen wollen, seind selbige durch eine andere Gassen meine Dragoner abzuschneiden khomen, bin aber für dießmal geschwindter gewesen, und hab ein Ladronische troppen mit dem Säbel in der Handt im vollem Carrier durch das Feuer in Sie nein rennen lassen, welche ziemblich niedergemacht, fast lauter der Besten, so viel mann auß derem Equipaggen abnehmen können, und hab Ich selbige nachgehendts a faveur meiner Dragoner ohne Verlust wieder zurück gezogen, und ist gestern weiters nichts geschehen, und hat der Herzog mich sambt denen Regimentern wiederumb in daß Lager marchiren lassen."

Während dieses Scharmützels geschah es, daß zwei türkische Reiter mit Windesschnelle gegen die Stadt zu jagten, ein Säckchen in den Graben warfen und ebenso schnell wieder verschwanden. In dieser Umhüllung befanden sich zwei gleichlautende lateinische Aufforderungsschreiben, betreffend die Uebergabe der Stadt. Starhemberg, der Anderes im Sinne hatte, als mit dem übermüthigen Großwesir zu unterhandeln, würdigte diese Schreiben keiner Antwort. Ihr wörtlicher Inhalt war:

„Ich, durch die Gnade Gottes und die Wunder des Propheten, des Sohnes beider Monde, von dem aller Ruhm und Ehre kommt, Präsident des Rathes und Heerführer des großmächtigsten Kaisers der Türken, des Königs aller Könige der Erde, machen Euch, Generalcapitän Starhemberg, dem Anführer des österreichischen Adels, zu wissen, daß ich auf Befehl meines verehrtesten Herrn, des stärksten, mächtigsten und unbegreiflichsten Kaisers, mit zahlreichem Heere vor Wien gerückt bin, um diesen Platz seinem Reiche einzuverleiben.

„Wenn Ihr mir ihn übergebt, so werdet ihr Alle, von dem Kleinsten bis zum Größten, ungehindert mit allem Eigenthum abziehen, und

Jene, welche daselbst zurückzubleiben wünschen, im Besitze ihrer Güter geschützt werden. Weigert Ihr Euch, ihn mir zu übergeben, so werden wir Euch erstürmen und Alles, vom Kleinsten bis zum Größten, über die Klinge springen lassen; erkennen aber die Völker Oesterreichs die guten Gesinnungen, welche unser mächtigster Kaiser gegen sie hegt, so werden sie und ihre Kinder nach ihrem Beispiele ihn immerwährend verehren. Friede dem, der gehorcht."

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli rückten mit dem Generalwachtmeister Grafen von Szerenyi die letzten für Wien bestimmten Infanterie-Regimenter und einige Artillerie-Mannschaften vom Leslie'schen Corps zur allgemeinen Freude in die Festung ein.

Bevor wir in der Schilderung der ewig denkwürdigen Ereignisse, die sich vor und in Wien abspielten, fortfahren, müssen wir, was das Abbrennen der Vorstädte anbelangt, noch beifügen, daß man dem Grafen Starhemberg — zum Mindesten indirect — oft den Vorwurf gemacht hat, daß er die Maßregel bis zum letzten Augenblicke aufsparte, in welchem dieselbe leicht vom Feinde hätte vereitelt werden können. Es lassen sich indeß, wenn gerade nicht vom militärischen, so doch vom humanitären Gesichtspunkte ausreichende Argumente hervorheben, welche die Handlungsweise des wackeren Commandanten in das richtige Licht stellen dürften. Die Vorstädte waren zu jener Zeit schon zu einer ziemlichen Bedeutung und Ausdehnung gediehen und mit vielen prachtvollen Palästen und Kirchen, die man selbstverständlich von der Zerstörung nicht ausnehmen konnte, geschmückt. Sollte der Commandant früher als unter dem Drucke der äußersten Nothwendigkeit zur Zerstörung dieser Plätze schreiten? War vorher nicht immer noch die Hoffnung gewesen, daß der Feind in seinem Zuge durch dieses oder jenes Ereigniß gehemmt werden könnte? Lange durfte man noch Hoffnungen hegen, deren Erfüllung die harte Maßregel überflüssig gemacht hätte; vielleicht war die Bewegung des Feindes gegen Wien nur eine Drohung, vielleicht war das zu Hilfe gerufene Reichsheer schon zu Stande gekommen, schon im Anmarsche und erkämpfte den Sieg vor den Mauern Wiens!

Bei den damaligen ungenügenden Communicationsmitteln war den Vermuthungen ein weiter Spielraum geboten. Zudem konnte der

Umstand, daß im türkischen Staatsrathe Uneinigkeit bezüglich des Zuges nach Wien geherrscht hatte, unmöglich ein Geheimniß geblieben sein. Auch diese Nachricht ließ noch eine unvermuthete Wendung erwarten. Wie konnte Starhemberg die Hälfte von Wien mit so vielen Schätzen aufopfern, so lange noch irgend eine Aussicht auf Rettung vorhanden war! Hätte Starhemberg schon früher die Vorstädte zerstören lassen und der Feind hätte sich — was keineswegs ganz unwahrscheinlich war — aus diesem oder jenem Grunde nach gestillter Raub- und Mordlust aus Oesterreich wieder nach Ungarn zurück gewendet, welchen Lärm hätten die damaligen Betheiligten, hätten hinterher die Chronisten über den unnützen Barbarismus erhoben!

Neben den Kritikern, welche andeuten, daß die Verbrennung der Vorstädte zu spät erfolgt sei, finden sich auch solche, welche die Maßregel überhaupt verurtheilen. Aber nehmen wir nun den Fall an, die Niederbrennung der Vorstädte wäre unterblieben, wer kann daran zweifeln, daß der Feind doch Alles zerstört und nur jene Objecte verschont hätte, die ihm für sein Unternehmen zweckdienlich erschienen wären? Hätte er nun vollends, wie man befürchten mußte, mit Zuhilfenahme der Vorstädte sich derartig verschanzt, daß sein Lager einen festen Stützpunkt in der Befreiungsschlacht gebildet hätte, so bleibt es in Frage gestellt, ob es dem Entsatzheere auch gelungen wäre, den Großwesir zu schlagen, und erscheint jedenfalls gewiß, daß der Sieg in solchem Falle viel mehr Opfer gekostet hätte, als dies in der That der Fall war.

So schwer es ist, im rechten Augenblicke immer die geeigneten Maßregeln zu treffen, so schwierig ist es aber auch, über die Anordnungen und Handlungen eines Commandanten oder Feldherrn in weit entfernter Zeit zu urtheilen. Aber so viel ist gewiß, Starhemberg's sonstige Maßregeln und Unternehmungen sind nicht von der Art gewesen, daß man geneigt sein könnte, ihm in diesem Falle Uebereilung oder zaudernde und Schaden bringende Bedächtigkeit vorwurfsvoll zuzumuthen.

Die Sachlage während der ersten Belagerung Wiens im Jahre 1529, auf die man sich bei Beurtheilung der Maßregel zu berufen pflegt, war freilich viel einfacher. Damals waren die Vorstädte noch nicht von so großem Umfange, nicht so stark bevölkert und reichten

überhaupt viel weiter gegen die Stadtmauern; ihre Demolirung war eine unbedingte Nothwendigkeit, da nach dem Falle von Ofen das Anrücken des türkischen Heeres unter der persönlichen Führung des Sultans Soliman außer Zweifel und dem Fortschreiten des Sultans nichts mehr im Wege stand, während 1683 doch noch ein kaiserliches Heer, wenn auch in geringer Stärke, zwischen Wien und dem Feinde vorhanden war. Die Verhältnisse waren zur Zeit Starhemberg's viel complicirter und vergrößerten seine Verantwortlichkeit; aber nach Erwägung aller Umstände darf man wohl sagen, daß er weder zu spät noch zu früh einer traurigen Nothwendigkeit gerecht geworden.

Nach dem Einrücken der letzten für die Besatzung bestimmten Infanterie-Colonne wurden alle Thore bis auf die Einlaßpforte am rothen Thurm gesperrt und verrammelt. Die noch freie Communication nach außen, von der man voraussah, daß sie in nächster Zeit nicht mehr zur Verfügung stehen werde, benützte das Gouvernement von Wien, um Befehle betreffend die Sperrung der Päße am Wienerwald und die Errichtung eines Brückenkopfes bei Stein abzuschicken.

Die ersten Strahlen des anbrechenden Tages (14. Juli) ließen die Wiener erkennen, daß die Berennung der Stadt begonnen habe; das Gros des muselmännischen Heeres breitete sich den ganzen Tag hindurch in der nämlichen Richtung aus wie vorigen Tages der Vortrab desselben. Selbst dem geübtesten Auge war es schwer, von den Wällen der Stadt das Gewimmel von Menschen, Pferden, Kameelen und Fuhrwerken zu unterscheiden und auseinander zu sondern. Kara Mustapha hielt mit dem Janitscharen-Aga auf dem Wienerberge und wartete, bis das Riesenheer vorübergezogen war und jeder Pascha den ihm angewiesenen Posten eingenommen hatte. In einem Umkreise von 25.000 Schritten, in der Form eines Halbmondes, dessen Spitzen sich bei St. Marx und Nußdorf an den Donaustrom anlehnten, wurde das Lager dieses 200.000 Mann starken Heeres, das die Stadt Wien umschloß, aufgeschlagen. In wenigen Stunden war ein Meer von Zelten entstanden, von den Wällen der Stadt aus wollte man bei 25.000 gezählt haben. Hervorragend durch seine großartige Pracht war das Zelt des Großwesirs, das sich in der Vorstadt St. Ulrich befand, an derselben Stelle, wo vor 64 Jahren

der protestantische Graf Matthäus Thurn, dieser mächtige Hebel des böhmischen Aufstandes, am 11. Juni 1619 mit seinen Geschützen Tod und Zerstörung in die Kaiserburg geschleudert hatte. Auf einer Anhöhe zunächst der Kirche Maria Trost, am sogenannten Platzl in der Vorstadt St. Ulrich, geschützt durch die Ruinen des abgebrannten Kapuzinerklosters, erhob sich dieser Prachtbau, der nach und nach eine Ausdehnung erreichte, welche im Umfange beinahe der belagerten Stadt gleichkam. Ein Großwesir hatte gewöhnlich bei 2000 Diener und Hausgenossen; Kara Mustapha, welcher seine Vorgänger an Herrlichkeit, Pracht und üppigem Wohlleben übertreffen wollte, hielt sich einen Hofstaat von beinahe 4000 Personen, die sämmtlich in seiner Nähe untergebracht wurden, daher der riesige Umfang seines Gezeltes. Der ganze Complex glich einer aus Seide und Leinwand erbauten Stadt. Das schöne große Zelt des Großwesirs war von grüner Seide und mit goldenen Knöpfen verziert. Es war in Abtheilungen und Gemächer getheilt, die je nach ihrer Bestimmung zum Kriegsrathe, zur Audienz, zum Gebete, zur Ruhe u. dgl. dienten. Im innersten Gemache war die grüne heilige Fahne des Propheten aufbewahrt, während am Eingange die rothe Blutfahne mit goldgestickter arabischer Inschrift aufgepflanzt war. Die Wände und der Fußboden waren mit kostbaren Decken und Teppichen bedeckt, goldene und silberne Gefäße, mit Edelsteinen und Perlen besetzte Waffen und andere Kostbarkeiten, zumeist von der Beraubung der gefallenen Städte und der verwüsteten Lande herrührend, zierten die inneren Räumlichkeiten. Die Umgebung bildeten Gärten mit Badestuben, die von zahlreichen Arbeitern mit staunenswerther Raschheit hergestellt worden waren, und seltenen Thieren in kostbaren Käfigen. Den Werth des vom Großwesir bewohnten Zeltes schätzte man einschließlich der vielen Kostbarkeiten, die es barg, auf weit über eine Million Reichsthaler.

Unter St. Ulrich, gegen das Burgthor, lagerte der Janitscharen-Aga mit den seinem Befehle unterstehenden furchtbaren Schaaren der Janitscharen, der einzigen regelmäßigen Fußtruppe des ganzen Heeres; die Strecke von St. Ulrich bis zur Roßau nahm der Kara Mehemed Pascha mit den Tataren ein, in der Roßau stand der Hospodar der Walachei mit seinem Kriegsvolke, die übrigen Paschas lagerten mit der

Front gegen das Kärntner- und Stubenthor. So war die Stadt von fünf Seiten zugleich bedroht, doch war bald zu ersehen, daß der Hauptangriff gegen die Front zwischen der Burg- und Löbelbastei und auf diese beiden Bastionen selbst gerichtet sein werde.

Nachdem die Türken ihre Lagerplätze bezogen hatten, ging ihr eifrigstes Bestreben dahin, in den Vorstädten Alles, was von den Flammen verschont geblieben, vollends zu zerstören und auszuplündern, nur die Servitenkirche in der Roßau machte hievon eine Ausnahme. Die Bedachung dieser Kirche und des Klostergebäudes war am 13. Juli verbrannt, aber die festen Wölbungen hatten die Flammen von dem Innern soweit abgehalten, daß zwar die Wände geschwärzt wurden, aber die innere Einrichtung unversehrt blieb. Die Türken zündeten in der Kirche zunächst den Altären ihre Kochfeuer an und benützten die Chorstühle, Bilder und die anderen Kirchengeräthe als Brennmaterial. Als bald darauf der Hospodar der Walachei, Serban II. Kantakuzena, der mit seinem Corps in der Roßau lagerte, das Klostergebäude zu seinem Hauptquartier erwählte, blieb dieses sammt der Kirche von weiteren Zerstörungsversuchen verschont. Es ist sogar anzunehmen, daß der walachische Fürst, der selbst Christ war, die weitere Schonung anbefohlen hat; dazu mag ihn in erster Linie die Ehrfurcht vor dem Gotteshause, außerdem aber auch der Umstand bewogen haben, daß er in dem vom Feuer verschont gebliebenen festen Gebäude eine gute Unterkunft fand.*)

Eingedenk der Thatsache, daß Sultan Soliman im Jahre 1529 die Front zwischen der Augustiner-, Kärntner- und Wasserkunst-Bastei für den Angriff ausersehen hatte, dort mit seinen Sturmcolonnen in die Stadt eindringen wollte, aber durch die Tapferkeit des Niclas Salm

---

*) Hormeyr sagt, daß die Türken mit Erstaunen die auf dem Deckengemälde sichtbaren Propheten des alten Bundes wegen ihrer morgenländischen Tracht zu den ihrigen zählten und dessenwegen das Kloster verschonten.

Karl August Schimmer gibt als Ursache an, daß die Osmanen selbst die Patriarchen verehren und sich die Namen derselben beilegen; z. B. bedeutet Ibrahim = Abraham, Musa = Moses, Jakuf = Jakob, Jussuf = Josef.

Beide Behauptungen haben Einiges für sich; aber wahrscheinlich ist es jedenfalls, daß das Servitenkloster und die Kirche, da sie vom Feuer wenig gelitten hatten, vom Hospodar als Quartier ausersehen wurden und aus diesem Grunde verschont blieben.

und der Bürgerschaft zurückgeworfen wurde, beschlossen die Türken diesmal den Angriff auf die Burg- und Löbelbastei und den dazwischenliegenden Ravelin. Der Grund dafür, daß eben diese Front, die stärkste der Festung, zum Angriffe ausersehen wurde, dürfte in dem Umstande zu suchen sein, daß das Terrain gegenüber diesen beiden Bastionen hügelig, besonders bei St. Ulrich überragend und das Erdreich für den Batteriebau, sowie für das Ausheben der Parallele und der Laufgräben besonders geeignet war; endlich ließ vermuthlich auch der den Türken nicht unbekannt gebliebene Uebelstand, daß die zwischen der Burg- und Löwelbastei befindliche Courtine ungenügend gedeckt war, diese Front für den Angriff geeignet erscheinen. Ungeachtet dieser Vortheile indeß, die dafür sprechen mochten, daß die Belagerungsarbeiten in der vorbezeichneten Richtung vorgenommen wurden, muß dieses Unternehmen gegen die Westfront als nicht gerade wohlerwogen bezeichnet werden, denn eben von dieser Seite war der verhältnißmäßig stärkste Widerstand zu erwarten. In Wien wollte man nicht einsehen, daß es sich einfach um einen ungeschickt angelegten Angriffsplan handle. Man suchte eine versteckte Ursache und erklärte sich die Attaque von dieser Seite her endlich daraus, daß zwei Renegaten, ein Franzose und ein Italiener, die beim türkischen Heere als Ingenieure die Angriffsarbeiten leiteten, von tiefer Reue ergriffen, gerade diese Front allen anderen, viel schwächeren Angriffsobjecten vorgezogen hätten.

Kara Mustapha, dem der Zustand von Wien nicht unbekannt war, hoffte die Stadt zu bezwingen, bevor sich dieselbe in einen ordentlichen Vertheidigungsstand setzen könnte; er ließ bei einbrechender Dunkelheit sogleich die Arbeiten beginnen in der festen Voraussetzung, sein energisches Vorgehen werde die Uebergabe beschleunigen.

Glücklicherweise beendete man an diesem Tage (14.) die in erster Linie nothwendigen Vertheidigungsarbeiten auch in der Stadt; die Palissadirung um die Contrescarpe wurde geschlossen, die Gräben wurden mit Abschnitten und den erforderlichen Communicationen versehen und auf den Basteien die dringend nothwendigen Gegenbatterien vollendet. Alle übrigen in einer belagerten Festung unentbehrlichen Vorkehrungen konnten erst im Laufe der kommenden Tage unter heftigem Kanonen-

und Bombenfeuer und im Kampfgewühl durchgeführt werden. Sicher gemacht durch den imponirenden Anblick des zahlreichen Heeres, welches die Gegend weit und breit bedeckte, vernachlässigte der Großwesir alle jene Maßregeln, die zur Sicherung des Heeres und zur Deckung der Belagerung unumgänglich nöthig waren. Weder Circumvallationslinien, noch Schanzen deckten das Lager, selbst die nahen Höhen, welche die Ebene amphitheatralisch einschließen und beherrschen, ließ Kara Mustapha in seinem Eigendünkel unbenützt. Hochmuth und Selbstüberschätzung ließ in ihm die Zuversicht reifen, daß nur eine kurze Anstrengung genügen werde, den Widerstand der Hauptstadt zu brechen.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli, gedeckt durch die Trümmer der niedergebrannten Häuser der Vorstadt Spittelberg, warfen die Türken die erste Parallele in einer Entfernung von 300 Schritten vom bedeckten Wege auf. Diese Parallele befand sich gegenüber der Burg- und Löwelbastei, reichte rechts bis an den rothen Hof (die Stelle, wo sich jetzt das Gebäude der königlich ungarischen Garde befindet) und wurde bis zum Raikowitz'schen Garten (dermalen die kaiserlichen Stallungen) verlängert. Nach links ging die Ausdehnung bis zum Kaltschmid'schen Garten (das ist die Stelle des heutigen Landesgerichts-Gebäudes).

Der Fleiß, mit welchem die Türken arbeiteten, ermöglichte, daß in derselben Nacht die erste Batterie zunächst dem Croatendörfel beendigt und schon am 15. Juli von dort die Stadt beschossen werden konnte. Gleichzeitig mit der ersten Parallele wurden auch die Arbeiten an den Laufgräben begonnen; die Absicht war, die Kaiserstadt an drei Orten zugleich zu stürmen. Beim mittleren Arme, der gegen das zwischen den beiden Basteien gelegene Ravelin gerichtet war, befand sich der Großwesir selbst mit dem Aga, dem ersten Generallieutenant der Janitscharen, und den Truppen Rumeliens, unter dem Beglerbeg Kutschuk Hassan Pascha. Zum Angriffe auf die Burgbastei am rechten Arme vereinigten sich Kara Mohamed Pascha, Statthalter von Diarbekir, Ebubekr Pascha von Haleb, Achmed Pascha von Anatolien mit dem dritten Generallieutenant der Janitscharen, dem Saghardschibaschi. Bei dem linken, wider die Löbelbastei gerichteten Arme waren der Statthalter von Temesvar, Achmed Pascha, der Beglerbeg von Siwas, Chalil Pascha,

Das Lager der Türken vor Wien beim Beginne der Belagerung im Jahre 1683.

Nach einer Aufnahme von Leander Anguisola und Bartolomeo Camuccio.

der Pascha von Karamanien und der zweite Generallieutenant der Janitscharen, der Samßundschibaschi.

Diesen großen Theil des türkischen Belagerungsheeres, welchem eigentlich die Hauptaufgabe zufiel, müssen wir als Centrum bezeichnen, denn von diesem erstreckte sich das Heer im weiten Bogen über die Roßau bis an die Donau; in diesem Bogen befanden sich Kara Mehmed Pascha, Statthalter von Mesopotamien, die Hospodare der Moldau und der Walachei, dann Michael Apafy, Fürst von Siebenbürgen, mit ihrem Kriegsvolke. Den rechten Flügel, der sich an das Hauptcentrum anschloß, bildeten die Paschas von Großwardein und Erlau, sowie die asiatischen und egyptischen Hilfstruppen nebst dem ungeheuren Troß, der mit Wagen, Pferden und Kameelen sich hinter den Truppen im weiten Bogen vom Burgthore bis zum Stubenthore ausbreitete.

Die schwächste Seite der Stadt, die Strecke an der Donau vom neuen oder Werderthore bis zum Fischerthore, die Partie „am Schanzl", „beim rothen Thurm" und von dort bis zum Stubenthore, ließ der Großwesir noch unbeachtet, weil der Herzog Karl von Lothringen den unteren Werd (die ehemalige Judenstadt, seit Vertreibung der Juden im Jahre 1669 die Leopoldstadt genannt) mit der gesammten Reiterei besetzt hielt.

Ein unglücklicher Vorfall, welcher sich am 15. Juli ereignete, hätte beinahe den Fall der Stadt herbeigeführt. Hatte schon der Brand der Vorstädte am 13. die Festung bedroht, so vergrößerte sich die Gefahr noch am 15., der als der erste Tag der Belagerung, bald auch der letzte geworden wäre. Mitten unter dem Donner der Kanonen, welche an diesem Tage zum ersten Male die Stadt ängstigten, brach um 2 Uhr Nachmittags im Schottenkloster ein Brand aus, der in kürzester Zeit nicht nur Kloster und Kirche verheerte, sondern auch andere nahe gelegene Gebäude ergriff und durch sein rasches Umsichgreifen die Stadt in die größte Gefahr brachte. Die Flamme ergriff bald den gräflich Traun'schen Palast an der Ecke der Teinfaltstraße (wo sich in späterer Zeit das Generalcommando befand), den Auersperg'schen, den Palffy'schen und endlich auch den Gasthof „zu den drei Hacken" (jetzt „zum römischen Kaiser") und drohte sich weiter in der Renngasse bis zum kaiserlichen

Zeughause auszubreiten, wo nebst anderem Kriegsgeräthe noch 1800 Pulverfässer verwahrt waren, deren Explosion eine schreckliche Katastrophe für die ganze Stadt herbeigeführt hätte. Schon näherte sich der Brand dem Zeughause, schon war der zu den Pulvervorräthen führende, von der heißen Julisonne ausgetrocknete Gang mit Feuerfunken überdeckt, schon drohte das Feuer die nur noch vierzig Schritte entfernte Pulverkammer zu erreichen, schon erschauderte man vor der fürchterlichen Explosion, die den größten Theil der Stadt vernichtet, dem Feinde eine weite Bresche in die innere Stadt geöffnet, die Belagerten des wichtigsten Vertheidigungsmittels, des Pulvers, beraubt und mit einem Schlage die unglückselige Entscheidung des Kampfes um Deutschlands Loos herbeigeführt hätte! Panischer Schrecken erfüllte die Bevölkerung. Da eilte der 26jährige Hauptmann und deutsche Ordensritter Graf Guido von Starhemberg,*) Vetter und Adjutant des Commandanten, ein Mann voll Energie und Besonnenheit, herbei, warf sich — während der Zeugwart und Lieutenant Kunibert Wenzel von Wenzelsberg, der in der Verwirrung die Schlüssel des Pulvermagazins nicht finden konnte, verzweiflungsvoll und unthätig umherlief — den Flammen entgegen, begoß die Pulvertonnen mit Wasser, um wenigstens die drohende Gefahr für den Augenblick abzuwehren, und wich, der furchtbaren Gefahr trotzend, nicht eher vom Platze, bis der Graf von Szerenyi, der Bürgermeister von Liebenberg und der Stadtoberkämmerer Focky, treue, unerschrockene Männer, Hilfe brachten, indem sie den brennenden Gang eilends einreißen ließen und so das Feuer zunächst

---

*) Sohn des Grafen Bartholomäus von Starhemberg und der Freifrau Esther von Windischgrätz; geboren zu Graz am 11. November 1657, gestorben zu Wien am 7. März 1737 als k. k. geheimer Rath, Feldmarschall, Inhaber eines Infanterie-Regiments, Gouverneur von Slavonien und des hohen deutschen Ritterordens, Landescomthur der Ballei Oesterreichs. Wegen seiner persönlichen Tapferkeit und vorzüglichsten Leistungen einer der berühmtesten Kriegshelden seiner Zeit, begann er seine Laufbahn als einfacher Soldat im Regimente seines Vetters Rüdiger, betheiligte sich mit Auszeichnung an der Vertheidigung von Wien, an der Belagerung von Ofen, an der Schlacht bei Mohacz 1687, an der Erstürmung Belgrads 1688, an der Vertheidigung von Essegg, der Schlacht bei Szlankamen 1691, bei Zenta 1697 und that sich endlich im spanischen Erbfolgekriege in Italien, wo er den Oberbefehl führte, wie auch in Spanien als k. k. Feldmarschall rühmlichst hervor. Im Jahre 1716—1718 übernahm er in Abwesenheit des Prinzen Eugen das Präsidium des Hofkriegsrathes in Wien.

dem Pulvermagazine am Fortschreiten hinderten. Mit dem Degen in der Faust zwang der muthige Hauptmann die Arbeitsleute, welche sich dem gefährlichen Orte nicht nähern wollten, die bereits von den Flammen berührten und zur Pulverkammer führenden Fenster zu vermauern; zum Glücke wendete sich auch der Wind und trieb die Flammen auf die entgegengesetzte Seite, wodurch die Gefahr vermindert wurde. Der Brand wurde aber erst nach übermenschlicher Anstrengung unterdrückt. Namenloses Elend, die Zerstörung eines großen Stadttheiles und der Festungswerke, endlich die Vernichtung aller Hoffnungen auf eine längere Vertheidigung wurde durch die Geistesgegenwart Weniger glücklich abgewendet.

Die Entstehungsursache des großen Brandes konnte nicht ermittelt werden. Wahrscheinlich hatte der Wind von der noch in Flammen stehenden Roßau leichte Brandstücke in die Stadt hinübergetragen. Da aber die große Menge bei solchen Unglücksfällen gerne einen Gegenstand des Verdachtes sucht, dem es Angst und Schrecken entgelten lassen kann, so schrie das aufgeregte Volk laut durch die Straßen, daß die ungarischen Mißvergnügten an dem Unglücke schuld seien, und daß die in der Stadt befindlichen Anhänger Tököli's den Brand gelegt haben müßten. Ganz ohne Anhaltspunkte scheint übrigens der Verdacht einer Brandlegung doch nicht gewesen zu sein, da auch hochgestellte Personen, wie der Prinz Ludwig von Baden, die Vermuthung theilten. In einem Briefe, den dieser Prinz am 20. Juli an seinen Onkel, den Hofkriegsraths-Präsidenten Markgrafen Hermann von Baden, richtete, findet sich folgende Stelle: „und hat in höchstem diesem Tumult der Schottenhof, wo ein Feuer, so durch Türkhen, so sich in die Statt gestohlen und bei der Handt sein, eingelegt worden, ahnfangen zu brennen, und bei einem Haar, wann der junge Graf von Starhemberg, so Haubtmann ist, sich nicht selbsten zum Löschen ins Feuer geworfen hätte, wäre das Arsenal mit sambt allen Pulver und Munition in die Lüften gegangen. Unßere Brücken über die große Thonaw haben nicht weniger zugleich auch an zweien Orthen ahngefangen zu Brennen und muß ich bekennen, daß es den Tag etwas unfreundlich ausgesehen, doch aber Alles ziemlich wohl abgegangen ist".

Ausschreitungen des Pöbels waren die Folgen der Aufregung, die sich mit Blitzesschnelle in der Stadt verbreitet hatte. Wer ungarische

Kleidung trug oder mit dieser Nation in irgend einer Beziehung stand, die sonst ganz belanglos erschienen wäre, kam in den Verdacht der Brandlegung, der Spionage und war Mißhandlungen ausgesetzt und gerieth sogar in Todesgefahr. Ueberhaupt genügte der Schimmer eines Verdachtsgrundes, um der Wuth des Pöbels zu verfallen. Christof Zweyer, ein Amtmann aus der ungarischen Bergstadt Schemnitz, der im Gasthause „zu den drei Hacken“ wohnte, eilte während des Feuers auf die Straße, um eine andere Unterkunft zu suchen; da in seinem Gepäcke mehrere Stöcke bemerkt wurden, die man für Raketenstöcke hielt, wurde er vom Pöbel aufgegriffen und auf das Aergste mißhandelt; man warf ihn in den Kerker, mußte ihn aber später in Freiheit setzen, da er seine Schuldlosigkeit bewies. Ein sechzehnjähriger Bursche, der in weiblicher Kleidung zunächst einer Stallung im Schottenhofe ertappt wurde und angab, daß er sich eines Liebesabenteuers wegen verkleidet habe, wurde als Spion verfolgt und derart mißhandelt, daß er in den Händen des Pöbels starb. Nicht besser erging es einem dreiunddreißigjährigen armen Teufel, Namens Thanon, der ob seiner Schwänke und lustigen Einfälle überall, selbst bei hohen Herren gerne gesehen war. Er führte den Spottnamen „Baron Zwiefel“, weil er auch dann, wenn er in der Noth nur Brod mit Zwiebel verzehrt hatte, von einem feinen Mahl, das er soeben genossen, zu erzählen liebte. Dieser Unglückliche schoß muthwilligerweise mit einer Pistole nach dem Feuer im Schottenhofe; sofort wurde er von der tollen Menge ergriffen, auf den Stefansfriedhof geschleppt und dort buchstäblich in Stücke gerissen. Nur mit größter Anstrengung gelang es den Behörden, die bis zur höchsten Wuth erregte Menge zu beschwichtigen und wieder in das Geleise der Ordnung zurückzuführen.

Wie schon erwähnt, begann der Feind am 15. Juli das Feuer aus den zunächst dem Croatendörfel und dem rothen Hofe erbauten Batterien gegen die Burgbastei und die dem Walle zunächst liegenden Gebäude; unterdessen wurden zwei andere Batterien an der Stelle, wo sich jetzt die „Casa piccola“ und der rechte Flügelhof der k. k. Stallungen befinden, errichtet und mit den Tags vorher erbauten verbunden; all' diese Batterien waren mit 20 Geschützen armirt. Gleichzeitig arbeiteten

die Türken mit ganzer Kraft an der Verlängerung der ersten Parallele, sowie an der Erweiterung der in zwei Linien begonnenen Laufgräben, die gegen den ausspringenden Winkel der Contrescarpe des Burgravelins gerichtet waren. Sehr viele christliche Gefangene mußten an den Arbeiten in den Laufgräben theilnehmen.

Je mehr die Gefahr sich steigerte, mit um so größerer Anstrengung wurde auch in der Stadt gearbeitet, und nur durch das Aufgebot aller Kräfte wurde es möglich, bis zum 15. Juli die Gegenanstalten so weit zu fördern, daß dem ersten Anpralle der Feinde erfolgreich die Stirne geboten werden konnte. Am 16. Juli waren die feindlichen Sapespitzen nur noch 60—70 Schritte von der Contrescarpe des Burgravelins entfernt, von wo sie sich rechts und links weitere Communicationen erschließen konnten.

Das Feuer aus den zwanzig türkischen Kanonen verursachte in der Festung — Dank den getroffenen Vorkehrungen — verhältnißmäßig wenig Schaden. Nur der Commandant selbst, der überaus thätige, unermüdliche Graf Starhemberg, wurde, während er einen Batteriebau in der Löbelbastei besichtigte, verwundet; ein Ziegelstück, das durch eine türkische Kanonenkugel vom Mauerwerk losgesprengt worden war, verletzte ihn derart an der Schulter, daß er eine Zeit lang das Bett hüten mußte. Nothdürftig hergestellt, ließ er sich nach einigen Tagen mittelst eines Tragsessels wieder auf die Wälle bringen. Während der wenigen Tage, die Graf Starhemberg in Folge der Verwundung zu Hause verbringen mußte, führte Graf Kapliř das Commando und bewies durch Sachkenntniß und eifrige Thätigkeit, wie würdig er war, dem Starhemberg an die Seite gestellt zu sein.

Herzog Karl von Lothringen stand um diese Zeit mit den Kürassier-Regimentern Caprara, Rabatta, Dünewald, Palffy, Gondola, Taaffe, Mercy, Halleville, Montecuculi und Götz, den Dragoner-Regimentern Dupigny, Schulz, Styrum, Savoyen, Kufstein und Herbeville, den Croaten-Regimentern Lodron, Kerry und Riccardi, endlich den polnischen Lanzenreitern unter Fürst Lubomirski*) in der Leopoldstadt, im Prater und

*) Unmittelbar nach Abschluß des Bündnisses mit Polen ging Lubomirski mit 3000 zumeist auf seine Kosten ausgerüsteten Lanzenreitern nach Ungarn und unterstellte sich dem FML. Grafen Schulz, mit welchem er mehrere Gefechte gegen Tököli bestand.

in der Brigittenau. Seine Lage wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher; er hatte wenig Aussicht, einen Uebergang des Feindes über den Donauarm zu verwehren, da die Donauinsel mit ihren vielen Auen, Gärten, Zäunen und Mauern die Bewegung der Reiterei ungemein erschwerte; im Falle eines unglücklichen Treffens aber war für den Rückzug auf das linke Donauufer nur eine einzige Brücke vorhanden. Bedrängt von diesen ungünstigen Verhältnissen, entblößt von Infanterie und Geschützen und dadurch auch in der freien Action der Reiterei auf der Insel gehemmt, konnte sich der Herzog die Gefahr eines längeren Verweilens nicht verhehlen. Zufällige oder absichtliche Zerstörung der einzigen Donaubrücke hätte ihn vom linken Ufer abgeschnitten, und damit wäre ganz Unter-Oesterreich und Mähren den Verheerungen Tököli's schutzlos ausgesetzt gewesen.

Tököli, der sich unterhalb Preßburgs mit dem Pascha von Großwardein vereinigt hatte und mit diesem gegen die March vorrückte, hätte sich überdies in solchem Falle, da er jenseits der Donau unbehelligt geblieben wäre, mit dem türkischen Hauptheere vor Wien in Verbindung setzen und die Vereinigung des Herzogs mit den anrückenden Reichstruppen wenn nicht vereiteln, so doch erschweren können.

Der Herzog beschloß daher, den gefährlichen Besitz der Insel aufzugeben und sich mit dem Reste des kaiserlichen Heeres auf das linke Donauufer zu begeben. Das Dragoner-Regiment Dupigny wurde in die Stadt Wien als Verstärkung gelegt, während die übrigen zehn Cürassier-, fünf Dragoner- und drei Croaten-Regimenter nebst den polnischen Lanzenreitern gegen die Capelle in der Brigittenau dirigirt wurden, um von dort successive die Brücke über die große Donau zu überschreiten. General Graf Schulz wurde beauftragt, mit den Dragoner-Regimentern die Nachhut zu bilden, unter deren Schutze der Uebergang bewerkstelligt werden sollte. Ueberhaupt erhielt er die Aufgabe, die Insel so lange als möglich zu halten, damit die Verbindung des Herzogs mit der Stadt aufrecht bleibe.

An demselben Tage, an dem der Herzog Karl von Lothringen diesen Uebergang über die große Donau ins Werk setzte (am 16. Juli), ließ der Großwesir durch die Woiwoden der Moldau und Walachei,



t. Veroveren en ruineeren van Tabor, Leopol-stad.en N3 Prise de Tabor. Leopoldstat. et du pont sur le paßage du Donau
den Donauer pasbrug door de Turken Per R. de Hooghe in ruinees par les Turcas

Die Eroberung der Leopoldstadt und die Zerstörung der Donaubrücke durch die Türken.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

während eines heftigen Gewittersturmes, eine Brücke von der Roßau in die Brigittenau und eine zweite von den Weißgärbern in den Prater schlagen, eine Maßregel, welche die Kaiserlichen wegen Mangels an Geschützen nicht verhindern konnten.

Zum Schutze dieser Arbeit begaben sich 6000 Moldauer und Walachen auf Kähnen und mit Benützung einiger seichter Stellen im Donauarme auf die Insel; dieselben verblieben auch nach Vollendung des Baues zur Bewachung der Brücke in der Leopoldstadt.

Als der Großwesir die Nachricht empfangen, daß der Herzog seine Stellung in der Leopoldstadt aufgegeben habe und den Rückzug antrete, ordnete er dessen Verfolgung an. Zu diesem Zwecke gingen der Statthalter von Adana, Essaid Mohamed Pascha, der Sandschak Hamid Hassan mit 3000 Egyptiern, der Sandschak von Magnesia, Achmed Pascha, jener von Nikopolis, Ali Pascha, mit ihren Contingenten am 17. Juli bei Tagesanbruch — die beiden Brücken und einige Furthen des seichten Donauarmes benützend — auf die Donauinsel und griffen die kaiserliche Reiterei an, die noch nicht vollends abgezogen war. Erst nach einem blutigen, dreistündigen Gefechte, welches die Nachhut unter General Schulz gegen die Uebermacht der Türken zu bestehen hatte, ward es möglich, den Rückzug zu bewirken und die letzte große Donaubrücke abzubrechen. Der Verlust der Kaiserlichen war sehr bedeutend. Zweihundert Gefangene und vierhundert Köpfe sind in das türkische Lager abgeliefert worden. Auch die Türken hatten schwere Verluste. In der Relation an den Kaiser über dieses Gefecht wurde das Verhalten der Dragoner-Regimenter belobt, insbesondere aber die ausgezeichnete Haltung der Schulz'schen erwähnt, welche den ersten feindlichen Anprall hatten aushalten müssen, in Folge dessen auch am meisten gelitten hatten. Nachdem die Nachhut das linke Donauufer gewonnen hatte, vereinigte sie sich mit dem Gros des Herzogs von Lothringen bei Jedlersee, wo ein Lager bezogen wurde.

Sehr rühmlichen Antheil an diesem äußerst gefährlichen Rückzugsgefechte nahm der nachmals so berühmte Feldmarschall Graf Friedrich Veterani, der als Oberst mit 1000 Mann die Brücke vertheidigte. Er hielt einige heftige Angriffe der Janitscharen muthig aus und

eroberte die Brückenschanze zurück, nachdem diese schon verloren gegangen war.

Der ursprünglichen Absicht des Feldherrn entsprach dieser Rückzug nicht. Als Lothringen die Leopoldstadt, beziehungsweise die Insel besetzte, hatte er den festen Vorsatz, dieselbe auch zu behaupten. Er wollte mit der Hauptstadt in steter Verbindung bleiben, die Zuzüge von außen für die Verproviantirung offen erhalten, dem Feinde das Ausbreiten auf der Insel verwehren und dadurch verhindern, daß die Stadt vollkommen eingeschlossen werde. Den Großwesir gedachte er fortwährend zu beunruhigen und in seiner Stellung die Ankunft der Verbündeten abzuwarten, um mit diesen vereint das türkische Lager angreifen zu können. Ueberhaupt ging sein Bestreben dahin, mit Aufbietung aller Kräfte unter den obwaltenden Umständen das Mögliche zu erreichen und vor Allem bis zum Eintreffen der Hilfe Zeit zu gewinnen.

Leider war der erste Plan, den Lothringen entworfen hatte mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, nicht durchzuführen. Der Mangel an Fußtruppen und an Geschützen wurde bald fühlbar; er konnte den Uebergang der Türken über den Donauarm weder verhindern, noch erschweren, weil er von Infanterie und Kanonen ganz entblößt war. Hier zeigten sich in verderblichster Weise die Folgen einer Armeetheilung, welche die Cavallerie ohne Unterstützung der anderen Waffen ließ. Mit dem Uebergange des Lothringers auf das linke Donauufer war die ganze Donauinsel dem Feinde preisgegeben; dieser nahm sofort Besitz von dem Terrain und somit war die Stadt vollkommen eingeschlossen, jeder Verkehr mit der Außenwelt, jede Art Zufuhr aus Böhmen, Mähren und Schlesien abgeschnitten.

Das Schicksal der Leopoldstadt, der damals am meisten bevölkerten Vorstadt, war nun ein höchst beklagenswerthes. Man hatte den Einwohnern zu voreilig und unbedacht die Versicherung gegeben, daß die Insel von der kaiserlichen Armee besetzt bleiben werde. Im Vertrauen auf den ihnen verheißenen Schutz versäumten die Einwohner, sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Die Osmanen, denen nach dem Abzug der Kaiserlichen von der Insel nichts mehr im Wege stand, raubten und plünderten nach Herzenslust in dieser schönen Vorstadt und steckten zuletzt die

Häuser in Brand; zahlreiche Paläste, darunter die vom Kaiser Ferdinand III. erbaute sogenannte kaiserliche Favorite (heute das k. Schloß im Augarten), fielen dem Feuer zum Opfer. Viele Menschen fanden einen grauenhaften Tod, die Habe vieler Familien wurde geplündert oder vom Feuer vernichtet, hunderte von Menschen wurden in die Sklaverei geschleppt. So rächte sich die Voreiligkeit, mit der der ritterliche Herzog im guten Glauben die Behauptung der Leopoldstadt, die er nicht durchführen konnte, zugesagt hatte. In Zeiten so furchtbarer Gefahr muß man der haltlosen Menge gegenüber doppelt vorsichtig sein. Die geringste Treulosigkeit des Glückes kann den Allzuverläßlichen selbst in den Ruf der Treulosigkeit bringen.

Die Türken errichteten auf der Insel ein Lager, das sich von der Tabormauth bis in die Mitte des Praters ausdehnte. An demselben Tage eröffneten sie die Laufgräben, um sich auch von dieser Seite der Stadt zu nähern. Eine Batterie wurde in der Nähe der Kirche des Barmherzigen-Klosters, eine zweite am Eingange in der Jägerzeile erbaut, die erstere mit sechs, die letztere mit acht Geschützen armirt, mit welchen in der Folge die dem Rothenthurm zunächst gelegenen Stadttheile: der Sauwinkel, der alte Fleischmarkt und das Lorenzer-Kloster, beschossen wurden. Ein breiter Erdwall, der sich von der Stelle gegenüber den Weißgärbern bis in die Brigittenau (ungefähr bis zur Stätte des heutigen Verpflegsmagazins) parallel mit dem Donaukanal hinaufschlängelte, deckte die Angreifer gegen das Feuer der Stadtwälle.

Von Seite der Stadt wurden nun auch gegen diesen Theil des feindlichen Angriffes die nöthigen Vorkehrungen getroffen; man verrammelte das Thor beim Rothenthurm, errichtete zunächst demselben Erdwerke und vermauerte die Fenster der nahe stehenden Häuser bis auf Schießscharten für die dort postirten Scharfschützen.

Die türkische Armee umspannte die Stadt mit einem ungeheuren Gürtel, der sich am rechten Ufer der Donau von der Schwechat zum Neugebäude erstreckte, die Orte Vösendorf, Inzersdorf, Schönbrunn, Hietzing, Ottakring, Hernals, Währing, Döbling, Heiligenstadt berührte und bei Nußdorf bis an die Donau reichte. Am andern Ufer des Donaukanales standen die türkischen Truppen von der Capelle in der Brigittenau

bis etwa zu der Stelle des heutigen Lusthauses; an diesen beiden Endpunkten war die Verbindung mit der Hauptarmee durch Schiffbrücken hergestellt. Somit war die Einschließung der Hauptstadt vollendet und der erste Act dieses welterschütternden Dramas hatte seinen Abschluß gefunden. Wir stehen nun am Beginne der denkwürdigen Belagerung, welche die Aufmerksamkeit der ganzen christlichen Welt auf die Donaustadt lenkte. Von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, war Wien nun der Tapferkeit der Besatzung und der heldenmüthigen Vertheidigung einer über alles Lob erhabenen Bevölkerung überlassen.



Die kaiserliche Residenzstadt Wien mit ihren Festungswerken im Jahre 1642.

Aus der Topographie Niederösterreichs von Matthäus Merian.

Zehntes Capitel.

Die Befestigung von Wien. — Die Besatzung. — Die Bürgerschaft. — Die Errichtung von Freiwilligencorps aus der Bevölkerung. — Die in Wien verbliebenen Volontärs. — Ueber die getroffenen Vorkehrungen bezüglich der Verpflegung u. s. w.

Die innere Gestaltung Wiens war zu der Zeit, als die Schreckenstage einer zweiten Türkenbelagerung an die Stadt herantraten, beinahe dieselbe wie im Jahre 1529, dagegen hatten die Befestigungswerke seit jener Zeit eine tiefgreifende Aenderung erfahren. Die tapfere, ruhmvolle Vertheidigung Wiens und die glückliche Abwehr der türkischen Sturmcolonnen im Jahre 1529 hatte ganz Deutschland darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig Wien als eine Vormauer der Christenheit gegen die osmanische Eroberungssucht sei, und wie sehr es noththue, für eine nachdrückliche Befestigung dieses Platzes ernste Sorge zu tragen. Eine genaue Schilderung der allgemach entstandenen Festungswerke, wie sie bis zum Jahre 1683 gediehen waren, wollen wir nicht in den Bereich unserer Aufgabe ziehen, sondern nur die Hauptmomente der Entwicklung hervorheben. Der apostolische König Ferdinand I. ging nach der ersten Türkenbelagerung mit allem Eifer daran, seine Hauptstadt mit neuen, verbesserten fortificatorischen Werken zu versehen. Auch die Stadt Wien spannte alle Kräfte an, um die Arbeiten zu betreiben, wozu freilich in erster Linie die nöthigen Geldmittel beschafft werden mußten. Die deutschen Reichsstände, welche sonst bei Bewilligung von Subsidien nicht allzurasch ihre Bereitwilligkeit zu zeigen pflegten, waren in diesem Falle, in dem es sich um ihre eigene Sicherheit handelte, weniger sparsam. So ließen sich die Städte Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Köln, Schlettstädt

und Colmar, dann die Herzoge von Baiern und Sachsen zu namhaften Geldspenden herbei. Zu den von außen zufließenden Mitteln und den von der Stadt, den österreichischen Ständen und den Landgemeinden bewilligten Geldern, die zusammengenommen, so namhaft sie waren, noch lange nicht ausreichten, mußten noch außerordentliche Verfügungen hinzukommen, um Geld zu beschaffen und Arbeitskräfte zu erlangen. Aus allen Theilen der Erbländer wurden Arbeiter nach Wien einberufen, die Bewohner der Stadt mußten Hand- und Zugsrobot leisten, in den Kirchen wurden Sammlungskästen für Geldbeiträge aufgestellt, ferner wurde der vierte Theil der geistlichen Güter verkauft und der Erlös dem Baufonde zugewiesen. Der überaus eifrige König Ferdinand erließ sogar im Jahre 1532 den Erlaß, daß aus den Kirchen Nieder- und Ober-Oesterreichs die überzähligen Kelche abzuliefern seien, um aus dem Erlös derselben den Bau der Werke unterstützen zu können. Die Kriegsleute wurden bei den Maurerarbeiten verwendet, die Kalkbrenner in Rodaun, Kalksburg, Mödling und Perchtoldsdorf verpflichtet, den zum Bau nothwendigen Kalk herbeizuschaffen.

An der Stelle der alten Werke, dann der Vorstädte und der sogenannten Lucken (einer Reihe hart an den Thoren und Gräben gelegener unansehnlicher Häuser, welche übrigens schon vor und während der Belagerung 1529 vollkommen verschwunden waren) erhob sich nach einigen Jahren ein Kranz von großartigen Basteien. Damit war der Anfang gemacht, Wien nach den damaligen Erfahrungen in der Befestigungskunst zu einer Festung ersten Ranges umzugestalten.

Wegen Mangels an Geld, ein Uebelstand, der in Angelegenheiten der Stadt, wie in denen des Staates nur zu häufig eintrat, verzögerten sich die Bauarbeiten derart, daß erst nach 1560 die wichtigsten Objecte vollendet werden konnten. Im Südosten der Front war mit dem Baue begonnen worden. Die Biberbastei wurde in den Jahren 1545 bis 1562 von dem kaiserlichen Baumeister Thomas Eyseler erbaut und durch eine bis an die Donau reichende und gegen die Weißgärber gerichtete Schanze, das sogenannte „Judenschanzel", verstärkt. Die Dominicanerbastei wurde in den Jahren 1545 bis 1560 auf Kosten der Gemeinde errichtet und hatte auch den Namen Bürgerbastei. Die Hollerstaudenbastei,



Wien im Jahre 1678.

Nach einer bisher noch nicht veröffentlichten Federzeichnung von Daniel Suttinger.

auch Wasserkunst-Bastei genannt, entstand in den Jahren 1542 bis 1545. Die erst erwähnte Benennung erhielt sie von dem anstoßenden Hause „zur Hollerstaude", die andere von einer in ihrer Nähe befindlichen Wasserhebemaschine, welche zur Bewässerung des kaiserlichen Lustgartens in der Burg diente. Die Braun-, auch Jakoberbastei, 1545 bis 1555 auf Kosten der Reichsstände erbaut, stand auf dem Flächenraume, wo sich gegenwärtig das Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft befindet. In der südwestlichen Front entstand zunächst die Löbelbastei, genannt nach Johann Löbel, einem Rathe des Kaisers Ferdinand I., welcher in der Nähe ein Haus besaß. Ein Nachkomme dieses Mannes, Hans Christof Löbel, kaiserlicher General, Oberst der Stadtguardia von Wien, gestorben 1638, machte sich um die Verbesserung der Befestigung Wiens verdient. 1558 wurde die Neuthorbastei vollendet und das in der Courtine angebrachte Thor gleichen Namens eröffnet. 1561 wurde auf Kosten der deutschen Reichsstände die Elendbastei erbaut. In demselben Jahre erschien die kaiserliche Verordnung, daß Niemand unter fünfzig Klaftern Entfernung vom Stadtgraben ein Gebäude aufbauen dürfe, womit der erste Schritt zur Schaffung des Glacis gemacht wurde, welches erst vor wenigen Jahren gänzlich verschwunden ist.

Die Wiedereroberung der wichtigen Festung Raab durch Adolf von Schwarzenberg und Niclas Palffy im Jahre 1598 rief eine verderbliche Sicherheit in den Gemüthern hervor. Die unter Ferdinand mit so großem Eifer begonnene Umgestaltung Wiens zu einer Festung ersten Ranges kam allmälig ins Stocken, die vom Kaiser diesbezüglich erlassenen Verordnungen, insbesondere das Verbot, nicht auf das Glacis, sondern in der vorgeschriebenen Entfernung vom Stadtgraben zu bauen, wurden in allen Richtungen überschritten, nachdem nur einige Zeit seit der drohenden Gefahr verstrichen war. Erst später unter der Regierung Leopold I. konnte durch ein gewaltsames Niederreißen der auf dem Glacis aufgebauten Wohnungen endlich erzwungen werden, daß sich kein Gebäude zu nahe den Festungswerken erhebe. Leider benützte das wilde Soldatenvolk nicht selten die Maßregel, um die zur Demolirung bestimmten Häuser auszuplündern. Gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und nach demselben wurde der Ausbau der Festungswerke wieder eifrig

aufgenommen; täglich waren bei 700 Arbeiter an diesem Werke beschäftigt. Nebst vielen Verbesserungen in der Anlage wurde 1640 das Schanzelthor, 1656 das Schottenthor vollendet; auch wurde die Löbelbastei, welche vorher nur aus einem Erdwerke bestanden hatte, mit Steinen ausgemauert.

Als Kaiser Leopold I. den Thron bestieg, erkannten er und seine Regierung sofort die Gefahr, welche der Hauptstadt durch die Aufregung in Ungarn und die Nähe der Türken drohte; sie ließen sich daher die Befestigung Wiens besonders angelegen sein. Die Burgbastei, früher nur ein Erdwerk, wurde 1659 mit Ziegelsteinen ummauert, im Jahre 1660 das Burgthor neu gebaut und mit Quadersteinen bekleidet, der vorliegende Graben erweitert, das Ravelin angelegt und manche sonstige Verstärkung und Verbesserung vorgenommen.

Im Jahre 1660 wurde vom Kaiser Leopold das lange, sich vom Schweizerhofe gegen den Amalienhof hinziehende, vier Stockwerke hohe, imposante Gebäude angelegt, welches den Schweizerhof mit dem Cillyerhofe (jetzt Amalienhof genannt) in Verbindung bringen sollte. Der Bau wurde 1666 vollendet; er bildet einen Theil der k. k. Hofburg und wird nach seinem Erbauer der Leopoldi-Tract oder die Leopoldinische Burg genannt.

Die beiden Kärntnerthore und das vor denselben befindliche Ravelin fanden in den Jahren 1672 und 1673 ihre Vollendung.

Was die Vorstädte und sogenannten „Gründe" anbelangt, die nach ihrer Zerstörung im Jahre 1529 neu angelegt wurden, wird berichtet, daß im Jahre 1609 Hungelbrunn mit dem Laurenzergrund, 1612 der Hundsthurm, 1630 die Laimgrube und „bei den Windmühlen", 1646 der Thury, 1650 der Magdalenengrund, 1660 Mariahilf oder nach der damals gebräuchlichen Bezeichnung „der Schöff", 1668 aus dem ehemaligen unteren Werde und der verödeten Judenstadt die Leopoldstadt, und in demselben Jahre aus dem sogenannten Croatendörfel die Vorstadt Spittelberg entstanden sind. Selbstverständlich hatten die meisten dieser Vorstädte, mit Ausnahme der Leopoldstadt, noch eine geringe Ausdehnung; manche dieser Gründe waren sogar noch sehr unbedeutend; dagegen waren die übrigen, älteren Vorstädte, wie Erdberg, Landstraße, Rennweg, Wieden, Alserstraße und Roßau, wo es Paläste mit Gärten,

Ansicht von Wien im Jahre 1683.

(Südseite.)

Nach einem Kupferstich von Daniel Hüttinger.

Klöster und Kirchen gab, und wo sich eine wohlhabendere Bevölkerung angesiedelt hatte, von größerer Bedeutung und hübschem Ansehen.

Als im Jahre 1661 der Krieg mit den Türken erneuert zum Ausbruche kam, wurde im Interesse der gefährdeten Stadt anbefohlen, daß alle Baulichkeiten und Anlagen, welche nicht 300 Schritte von den Festungswerken entfernt sind, dem Boden gleichgemacht werden müssen. Eine Menge Häuser und Gärten fiel diesem Verbote zum Opfer. Dieser ganz gerechtfertigte Vorgang war fast gleichbedeutend mit einer zweiten Zerstörung der Vorstädte. Als indeß später durch die Schlacht bei St. Gotthardt (1664) die Gefahr für die Hauptstadt glücklich abgewendet schien, wurde das Verbot nicht mehr beachtet und vielfach überschritten.

Kaum daß die Vorstädte sich neuerdings erholt hatten und sich zu neuer Blüthe entfalteten, traf sie zum dritten Male das fürchterliche Schicksal der Zerstörung, und diesmal um so härter, als Hab und Gut vieler Familien zu Grunde gerichtet werden mußte. Die Vorstädte waren schon unmittelbar vor der dritten Zerstörung ziemlich groß und faßten ansehnliche Kirchen, Paläste und Gebäude in sich. Der Großwesir erhielt von denselben einen großartigen Eindruck. Das geht aus dem irrthümlichen Berichte hervor, den er gleich in den ersten Tagen der Belagerung nach Constantinopel sandte, und in dem er meldete: „Wien habe er bereits eingenommen und nur das Schloß bleibe noch zu erobern übrig!" — Er hielt nämlich die Vorstädte für die Stadt und die Stadt für das Schloß! —

Die großen fortificatorischen Umbauten, die nach den damals neuesten Grundsätzen der Befestigungskunst angelegt wurden und Wien zu einer Festung ersten Ranges machen sollten, gingen im großen Ganzen ihrer Vollendung entgegen, als durch den Sieg an der Raab die Gefahr einer Belagerung abgewendet schien und an die Stelle des Eifers eine unglückselige Fahrlässigkeit trat. Die noch nothwendigen Ausrüstungsarbeiten wurden von den betreffenden Behörden unterlassen, und dieser Zustand der Unthätigkeit währte auch dann noch fort, als eine Schreckensbotschaft nach der andern aus Ungarn und von dem Gesandten Caprara aus Constantinopel einlangte. Diese Botschaften fanden nicht die richtige Würdigung, weil man im blinden Vertrauen auf den abgeschlossenen

Vertrag einen Waffenstillstandsbruch für unmöglich hielt. Selbst dann, als der Großwesir gegen Belgrad rückte, hoffte man noch immer auf die Erhaltung des Friedens. Um so größer waren Entsetzen und Rathlosigkeit in allen Schichten der Bevölkerung, als Wien einer Belagerung entgegensehen mußte, auf die es gar nicht vorbereitet war.

Der Hofkriegsrath und die anderen Behörden, denen die Sicherung der Hauptstadt zukam und die durch Energie und thatkräftiges Handeln das in sie gesetzte Vertrauen hätten rechtfertigen sollen, ließen sich im eigentlichsten Wortsinne von den Ereignissen überraschen.

Mannigfache Verordnungen, die sich auf die Befestigung der Hauptstadt bezogen, waren wohl schon vor Jahren erlassen worden, aber da man den Frieden für gesichert hielt, wurden dieselben von den Vollzugsorganen entweder ignorirt oder nicht im vollen Umfange durchgeführt. Erst im Augenblicke der unmittelbar drohenden Gefahr — als es sozusagen schon unter den Sohlen brannte — stellten sich Eifer und Gehorsam ein.

Ursprünglich glaubte die Kriegsverwaltung mit dem bei Kittsee versammelten schwachen Armeecorps, das später über die Raab vorgeschoben wurde, den heranbrausenden Heeresmassen des Großwesirs einen schützenden Damm entgegenstellen zu können. Man hoffte, gestützt auf die Festungen Comorn, Raab und Leopoldstadt, dem Anstürmen der Osmanen so lange Widerstand zu leisten, bis die Hilfsmacht der Bundesgenossen einlangen und im Vereine mit ihnen eine nachdrückliche Offensive möglich würde. Aber die Unterstützung von Seite der Alliirten war noch in weiter Ferne und Kara Mustapha — im Gegensatz zu der gewöhnlichen Langsamkeit der Türken — diesmal viel früher im Felde als seine Gegner. Der Großwesir umging den Neusiedler-See und stand mit zehnfacher Uebermacht bereits im Rücken des schwachen kaiserlichen Heeres, als dieses in größter Eile und unter sehr ungünstigen Verhältnissen den Rückzug nach Wien antrat. Kurz, man hatte es dahin kommen lassen, daß der Angriff wie ein Ueberfall wirkte, ein verhängnißvoller und stets unverzeihlicher Fehler im Kriege.

Spät genug begann man sich endlich zu regen. Während die Abgesandten des Kaisers sich an den Höfen von Warschau, München,

Dresden und Berlin bemühten, Allianz- und Subsidien-Tractate abzuschließen, wurden in Oesterreich und insbesondere in Wien alle Mittel aufgeboten, die zur Abwehr des immer näher rückenden Feindes nothwendig waren. Schon in den letzten Wochen des Jahres 1682 mußten alle erwachsenen männlichen Bewohner der Umgebung sich zur Arbeit in Wien einfinden. Jedes Haus auf dem Lande mußte auf die Dauer von zwei Monaten einen Mann stellen, so daß täglich 3000 Mann verfügbar wurden, die zur Ausbesserung der schadhaften Wälle, zum Baue neuer Festungswerke und zum Fällen der Baumstämme für die Palissadirung verwendet wurden.

Diese Arbeiten gingen jedoch sehr langsam von statten, weil zeitweise Mangel an dem nöthigen Material eintrat und die erforderliche Anzahl von Werkzeugen nicht vorräthig war.

Werbungen wurden auf das Eifrigste betrieben und allgemeine Steuern zur Beschaffung der Kriegserfordernisse ausgeschrieben. Jedermann, die Geistlichkeit und der Adel diesmal nicht ausgenommen, mußte den hundertsten Pfennig des Vermögens dem Staate abliefern. Im März 1683 erging der Befehl, daß jeder Hausbesitzer und ansässige Bürger für sich und seine Hausgenossen innerhalb vier Wochen die für die Dauer eines Jahres nöthigen Lebensmittel beischaffen und sich mit allen Bedürfnissen versehen müsse, sofern er in der Stadt verbleiben wolle; wer nicht vermögend war, sich zu verproviantiren, mußte die Stadt verlassen. Alle der Stadt zu nahe gelegenen Häuser, Gärten, Mauern und Zäune, dann Bodenerhöhungen, welche die Aussicht verhinderten oder dem Feinde Deckungen bieten konnten, wurden abgetragen und dem Boden gleich gemacht.

Dreißigtausend Baumstämme wurden in den nächsten Waldungen gefällt, zu Palissaden hergerichtet und an Ort und Stelle gebracht.

Der Stadtgraben war jahrelang vernachlässigt worden. Man hatte ihn als Ablagerungsstätte für Schutt und Unrath benützt; in Folge dessen war er beinahe ganz trockengelegt und konnte, wenige Stellen ausgenommen, überall leicht überschritten werden. Nach vorgenommener Reinigung wurde er jetzt mit dem Wasser gefüllt, das bei dem Ravelin am Fischerthore von der Donau zufloß. Schanzkörbe waren nur in

geringer Zahl vorhanden, und auf den Stadtwällen befanden sich blos 10 Geschütze, zur vollständigen Armirung des Platzes aber waren mehr als 300 Geschütze erforderlich; zudem mußten die Batterien mit den nothwendigen Hand-Pulvermagazinen erbaut und Bettungen gelegt werden, wozu zunächst nicht einmal das nothwendige Holzmaterial vorbereitet war.

Die gewöhnliche Besatzung bestand aus dem Stadtguardia-Regimente in der Stärke von 1200 Mann.*) Diese Truppe, dem Polizei-

*) Unter dem Titel „Tag- und Nachtwache" wurde im Jahre 1540 eine Art Sicherheitswache aus hundert Handwerksknechten errichtet, über welche der Stadtkämmerer das Commando führte. Ihre Bestimmung und ihr Zweck waren: die Stadtthore zu öffnen, zu schließen, zu bewachen, bei Feuersbrünsten die Ordnung zu erhalten und Straßentumulte zu unterdrücken. In letzterer Thätigkeit mußte die Wache im Nothfalle durch bewaffnete Bürger verstärkt werden.

Gegenüber der großen Sittenverderbniß konnte die geringe Leistungsfähigkeit dieser Straßenpolizei nicht aufkommen, deshalb wurde in den Jahren 1563—1569 die Stadtguardia als militärisch organisirter Körper errichtet. Im Anfange zeigte sich dieses Institut recht tüchtig, aber nur zu bald blieb es hinter den Erwartungen zurück, weil die Behörde glaubte, bei der Anwerbung weniger auf den moralischen Werth und die Intelligenz, als auf spitzbübische Verschlagenheit des Individuums Rücksicht nehmen zu sollen. So kam es, daß der Werth der Wache in den Augen der Bevölkerung, die manchen der Schaar angehörigen Strolch allzugenau kannte, sehr zweifelhaft erschien, und daß die Autorität der Guardia oft auf Widerstand stieß. Die komische Maßregel, daß ihre Patrouillen stets von zwei bewaffneten Bürgern begleitet wurden, welche das unparteiische Vorgehen der Wache zu bestätigen hatten, konnte das Ansehen der letzteren eben auch nicht befestigen.

Im Jahre 1595 wurde die Stadtguardia auf 500 Mann und 1607 um weitere 500 Mann verstärkt, aber auch in dieser Stärke konnte sie der Wiener Bevölkerung nicht den geringsten Respect einflößen. Als im Jahre 1610 die Auszahlung des Soldes nicht pünktlich geleistet wurde, erlaubten sich die Soldaten alle möglichen Unverschämtheiten und Erpressungen und griffen zu allen erdenklichen Nebenbeschäftigungen, wodurch ihr Ansehen noch mehr herabgesetzt und die Disciplin immer lockerer wurde.

Daß die Aufführung dieses Corps sich im Jahre 1676 noch nicht viel gebessert hatte, ist aus einem Berichte ihres Obersten Rüdiger von Starhemberg zu entnehmen, in dem es heißt: „solch' schlecht bekleidete undisciplinirte Leute, die weder Lust noch Geschick zu ihrem Stande haben und in Folge karger, unverläßlicher Bezahlung genöthigt sind, allerlei Handtirung zu treiben und den Dienst als Nebensache betrachten".

Als nach der zweiten türkischen Belagerung die Unsicherheit in Wien zunahm, wurde der Stadtguardia ein anderes Sicherheitscorps, die Rumorwache, an die Seite gestellt, was zu argen Zerwürfnissen zwischen den beiden Corps führte; erst im Jahre 1741 erfolgte die Auflösung der Stadtguardia, nachdem dieselbe durch 200 Jahre eine der schlimmsten Plagen der Bewohner Wiens gewesen.

und Sicherheitsdienste gewidmet, entsprach durchaus nicht den Anforderungen, welche in diesen kritischen Tagen an sie herantraten. Mit einem Worte: Wien befand sich in dem Augenblicke der höchsten Gefahr in einem Zustande, der im ärgsten Mißverhältniß zu der Bedeutung des Momentes und der Wichtigkeit des Platzes stand und daher Alles befürchten ließ.

Wir haben die schrecklichen Tage zum Beginne des Monats Juli, in welchen Flucht und Verwirrung die Parole von ganz Wien war, schon an anderer Stelle zu schildern versucht.

Als am 8. Juli der General-Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg in der Stadt anlangte und das Commando übernahm, änderte sich die Sachlage mit einem Schlage. Die Mißstimmung im Volke, die bisher von Stunde zu Stunde gestiegen war, verschwand und an deren Stelle trat Muth, Opferwilligkeit und rastlose Thätigkeit.

Durch die unermüdliche Thatkraft des Commandanten und die zweckmäßigen Anordnungen, die derselbe im Interesse der Stadt und ihrer bedrängten Bewohner traf, wurden nicht allein die bereits bis zur Zaghaftigkeit herabgestimmten Gemüther der Wiener neu belebt und zum Wetteifer in der Anspannung der Kräfte entflammt, sondern das Genie Starhemberg's und die Umsicht, mit der er zu Werke ging, machten auch in kurzer Zeit wieder gut, was durch jahrelange Nachlässigkeit verschuldet worden war.

Die wichtigsten Arbeiten, welche dem äußerst herabgekommenen Vertheidigungszustande der Stadt wieder aufhelfen mußten, fanden in den wenigen Tagen vom 7. bis 12. Juli — beinahe im Angesichte des Feindes — statt. Es ist geradezu staunenswerth, was innerhalb dieser fünf Tage geschaffen und bewerkstelligt wurde. Eine lückenlose Aufzählung der vielen Arbeiten und Vorkehrungen, welche in einem so wichtigen Platze zum Zwecke nachdrücklicher Vertheidigung unbedingt nothwendig waren, könnte den Leser leicht ermüden, genug an dem Folgenden: Am ersten Tage der wirklichen Belagerung — am 16. Juli — waren die Palissaden längs der ganzen Contrescarpe gesetzt, die Gräben mit Abschnitten versehen, die nöthigen Communicationen angelegt, auf den Basteien an den wichtigsten Punkten die Batterien erbaut und mit

Geschützen versehen. Um für den leicht möglichen Fall eines Brandes die Ausbreitung des Feuers zu verhindern, wurden die Schindeldächer, mit denen die Häuser versehen waren, abgetragen und dafür die Häuser mit Balken, die nebeneinandergereiht wurden, eingedeckt. Auf diese Art „Plattform" wurde Erde und Mist aufgeschüttet und festgestampft, wodurch die Gefahr vermindert wurde. In jedem Hause mußte eine Wache aufgestellt sein, damit Brände im Entstehen entdeckt und noch im Beginne erstickt werden könnten. Den Hausbesitzern wurde zur strengsten Pflicht gemacht, in jedem Hause Wasser vorräthig zu halten, um es im Bedarfsfalle sogleich bei der Hand zu haben.

Auf dem Judenplatz wurde eine Anzahl Wagen aufgestellt, welche mit Wassereimern, Leitern, Haken und sonstigen für den Fall einer Feuersbrunst nothwendigen Requisiten beladen waren. 400 Mann, zu den Löscharbeiten bestimmt, mußten von der Bürgerschaft mit täglicher Ablösung bereit gehalten werden.

Das Pulver, das seit der letzten, noch glücklich abgewendeten Gefahr im Zeughause nicht mehr sicher genug verwahrt erschien, und andere feuergefährliche Vorräthe wurden an anderen sicheren Orten, wie in Kellergewölben, Grüften und Kirchen untergebracht. Die Jesuitenkirche am Hof, die Dominikaner- und Franziskanerkloster-Kirche und die Magdalenenkapelle am Stefans-Friedhofe*) wurden als geeignete Munitions-Depots benützt und zur noch größeren Sicherheit alle überflüssigen Eingänge und Fenster dieser Gebäude vermauert und verrammelt.

Besonders gefährlich erschien das mit verschwenderischer Pracht, aber aus Holz erbaute große Opernhaus auf dem Burgplatze, das sich an der Stelle befand, wo heutigentags der neue Tract, die sogenannte Reichskanzlei steht. Da dieses gefährliche Object sich in der unmittelbaren Nähe der kaiserlichen Burg befand, ertheilte der Graf Starhemberg den Befehl zum Abtragen desselben. Bei Ausführung dieses Befehles wurden indeß die Arbeiter zu stark von dem feindlichen Feuer belästigt, und so griff man denn zu dem Auskunftsmittel, die Hauptstützen von den Zimmerleuten durchsägen zu lassen, worauf der Bau in sich selbst

*) Wurde 1780 abgetragen.

zusammenstürzte. Das Holz lieferte ein vortreffliches Material zu den im Laufe der Zeit sich erneuernden Verstärkungsarbeiten und zur Herstellung von Abschnitten in den Gräben.

Alles Geläute in den Kirchen und Klöstern wurde eingestellt, nur die große Glocke bei St. Stefan (die sogenannte Angstern) sollte mit feierlichem, dumpfem Klange das Sturmzeichen geben. Auf dieses Unglückszeichen hin mußte Alles, was die Waffen zu tragen vermochte, auf die bestimmten Sammelplätze eilen. Die Soldaten, welche nicht im Wachdienste standen, mußten auf die den einzelnen Compagnien und Regimentern zugewiesenen Wälle und Bastionen eilen, die Bürger auf den Hof, die Universitätshörer auf die Freiung, die Niederlags- und Buchhaltereiverwandten nebst den Hofbefreiten hatten sich auf dem neuen Markt einzufinden und der weiteren Befehle gewärtig zu sein.

Tag und Nacht mußten zwei Jesuiten, mit Fernrohren versehen, vom Stefansthurme aus die Bewegungen im feindlichen Lager beobachten und bei besonders auffälligen Wahrnehmungen sogleich, sonst aber von Stunde zu Stunde Bericht erstatten.

Das Pflaster in den Straßen wurde aufgerissen, Stein für Stein beseitigt, damit das Abprallen der feindlichen Geschosse die Gefahr nicht vergrößere. Die öffentlichen Brunnen wurden sorgfältig bewacht und eingehende Verfügungen getroffen, wie dieselben in den verschiedenen Stadtbezirken von den Bewohnern benützt werden dürfen. Von den weiteren Maßnahmen in Betreff der Verpflegung, gegen die Vertheuerung der Lebensmittel, in sanitärer Beziehung und zur Kräftigung und Unterstützung des Vertheidigungswesens, werden wir an geeigneter Stelle Erwähnung thun.

Ueber die Zusammenstellung des Stadtrath-Collegiums haben wir bereits berichtet. Wir wenden uns nun der aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengesetzten Besatzung zu. Soldat, Bürger oder Handwerker setzten in dieser Gemeinschaft Leben, Gut und Blut für die Erhaltung Wiens ein. Die Tapferkeit und heldenmüthige Ausdauer dieser Opferwilligen hat dem Vordringen der Erbfeinde im Westen Deutschlands für immer ein „Halt“ geboten.

An der Spitze der Vertheidiger stand, wie bereits erwähnt wurde, Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg.*) Ihm zur Seite standen die

*) Die Starhemberge, welche sich aus dem erlauchten Stamme der Agilolfinger herleiten, sind ein altes steirisches Geschlecht. Der Ahnherr Gundaker erhielt vom Bischof Wolfker von Passau die Herrschaft Wildberg in Oesterreich ob der Enns zum Lehen. In dem Diplome ddo. Passau, 30. Juni 1198, heißt es ausdrücklich: „Fidelis noster Gundakerus de Styria" (aus der Steiermark).

Gundaker II., des ersten Gundaker Sohn, baute auf dem Storchenberg oberhalb der Enns am Hausruck eine Feste, die Starhemberg genannt wurde. In einem Diplom vom Jahre 1245 nennt ihn der letzte Babenberger, Herzog Friedrich: „Dilectum fidelem ministerialem nostrum", woraus zu entnehmen ist, daß die Starhemberge zum Ministerialadel gehörten, wie viele edle Geschlechter, z. B. die Liechtensteine und Dietrichsteine, es ursprünglich waren. Im Dienste Habsburgs und durch vortheilhafte Heiraten kamen die Starhemberge empor.

Ulrich von Starhemberg ging im Jahre 1452 als Freiwerber des Kaisers Friedrich III. zu Eleonore von Portugal und geleitete die Braut zum Kaiser nach Rom.

Im sechzehnten Jahrhunderte traten die Starhemberge, wie fast alle übrigen österreichischen Adelsgeschlechter, auf die Seite der Reformation. Bartholomäus von Starhemberg und sein Sohn Erasmus waren eifrige Protestanten. Letzterer unterschrieb auch die Supplik ddo. Prag, 8. December 1541, in welcher Kaiser Ferdinand I. um freie Religionsübung gebeten wurde. Beide standen mit dem Reformator Luther in Correspondenz.

Dieser Erasmus Herr von Starhemberg heiratete 1540 die Erbgräfin Anna von Schamberg oder Schaumburg, welche ihrerseits die Stammmutter aller Starhemberge wurde. Sie gebar siebzehn Kinder und starb bei der Geburt des achtzehnten. Die Grafen von Schaumburg besaßen fast das ganze Donauthal von der bairischen Grenze bis nach Linz.

Erasmus starb 1560 und seine drei Söhne Rüdiger, Gundaker und Heinrich erhielten durch Vergleich mit den Schaumburg'schen Miterben und dem Kaiser Max II., der das Erbe als lehensfällig ansprach, die Herrschaft, Stadt und Mauth Efferding an der Donau bei Linz, dann Schamburg, Mistelbach, Peuerbach, Erlach und andere Güter.

Die Gebrüder Rüdiger und Heinrich stifteten die noch blühende Rüdiger'sche und Henrici'sche Hauptlinie des Hauses. Die Gundaker'sche Linie auf Peuerbach ist schon 1643 erloschen.

Rüdiger von Starhemberg, Freiherr zu Schönbühl und Efferding, ein Eiferer für die protestantische Sache, starb auf seinem Schlosse Schönbühl am 5. December 1582. Von seinen beiden Söhnen Gotthard und Paul Jakob war ersterer der gewaltige Bezwinger des furchtbaren Bauernkrieges in Oesterreich in den Jahren 1595—1599; er starb 1624 in Linz. Paul Jakob starb 1635 und hinterließ einen Sohn Conrad Balthasar. Dieser hatte drei Söhne: Ernst Rüdiger (der Retter von Wien 1683), Franz Ottokar und Gundaker Thomas.

Dem Conrad Balthasar, der sich convertirte, wurde vom Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1643 die Reichsgrafenwürde verliehen; er brachte die im dreißigjährigen Kriege

Der Hoch ũ: Wohlgebohrne Herr
Graff und Herr von Stahrenberg auff
der Graffschafft Schaumburg u: Herrschafft
Ihrer Röm Kays: M. Kriegs Rath, Camerer
Regiment zu Füß, und Commendant



H: Ernst Rüdiger, des H: R. Reichs
Wildberg Riedegg Löbenstein Herren
Efferding, Ritter des güldenen Vlüsses.
General Feld Marschall Obrister über ein
der Kays: Residentz Stad Wienn.

Ernst Rüdiger Graf v. Starhemberg,

k. k. Feldmarschall und Commandant der kais. Residenzstadt Wien,

geboren zu Gratz 1635,

gestorben zu Wesendorf 1701.

Generale: Johann Karl Graf von Serenyi*) (Szörenyi), Ludwig Karl

zum Theile in Verlust gerathenen Güter wieder zusammen, war überhaupt ein trefflicher Haushalter, löste die Stadt und Burg Efferding wieder ein und kaufte die Grafschaft Wächsenberg, auf welche hin später das fürstliche Majorat gestiftet wurde; er starb 1687 als Statthalter von Niederösterreich.

Ernst Rüdiger, der den Hauptruhm des Geschlechtes begründen sollte, wurde in Graz 1635 geboren. Seine Mutter war Anna Elisabeth, des Freiherrn Joachim von Sinzendorf Tochter, sein Vater Conrad Balthasar, welcher sich während des dreißigjährigen Krieges bei mehreren Gelegenheiten auszeichnete und sich vom Kriegsdienste als Oberstlieutenant zurückzog.

Unser Held versuchte sich zuerst — fast noch im Kindesalter — in den beiden letzten Feldzügen des dreißigjährigen Krieges und nahm unter Montecuculi an den meisten Unternehmungen des kaiserlichen Heeres wider die Schweden, Kurutzen, Türken und Franzosen rühmlichsten Antheil; durch eigenes Verdienst stieg er von Stufe zu Stufe und ward endlich Feldzeugmeister.

Der Kaiser Leopold I. setzte großes Vertrauen in den Grafen Ernst Rüdiger, und vertraute ihm deshalb die Obhut seiner Haupt- und Residenzstadt Wien unter sehr schwierigen Verhältnissen an. Glänzend rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen, sein unerschütterlicher Muth, seine bewunderungswürdige Standhaftigkeit hat Wien vor dem Untergange bewahrt.

Zum Lohne für die hervorragenden Verdienste wurde er vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt, die übrigen christlichen Mächte ließen ihm andere Auszeichnungen zu Theil werden. Starhemberg zog später mit der vereinigten österreichischen, deutschen und polnischen Armee nach Ungarn und befehligte unter König Johann Sobieski das österreichische Fußvolk; die ihm eigenthümliche Heftigkeit veranlaßte eine Entzweiung der beiden Heerführer und wurde die Veranlassung, daß das Treffen bei Parkany sich im Anfange ungünstig gestaltete.

Bei der Belagerung von Ofen (1686) wurde er sehr schwer verwundet, mußte deshalb den Oberbefehl aufgeben und sich nach Wien bringen lassen. Dort übernahm er das Hofkriegsraths-Präsidium, in welchem Amte er stets bemüht war, das österreichische Kriegswesen und das Interesse des Staates zu fördern. Er zählte zu den ersten Schöpfern des k. k. Heerwesens, denn unter ihm wurden die ersten stehenden Truppen eingeführt.

Er starb zu Wesendorf am 4. Jänner 1701 im 66. Lebensjahre und liegt in der Schottenkirche in Wien begraben. Hoher Verstand, soldatische Strenge, die erst durch Beispiele, dann durch Worte gebot, unbeugsame Standhaftigkeit in der Gefahr und im Unglücke waren die Grundzüge im Charakter dieses Mannes, der übrigens von Unversöhnlichkeit und Eigenliebe nicht ganz freigesprochen werden kann.

*) Johann Karl Graf von Serenyi, aus einem uralten polnischen Geschlechte, das sich in Ungarn fortpflanzte und mehrere ungarische Heerführer auch schon in den Kreuzzügen aufzuweisen hatte, starb als k. k. geheimer Rath, Feldmarschall, Hofkriegsrath und Inhaber eines Regimentes im Jahre 1691. Die Familie wurde vom Kaiser Ferdinand III. in den Reichsgrafenstand erhoben.

Ratwich Graf von Souches,*) Sigmund Friedrich Graf von Schärffenberg,**) Wilhelm Johann Anton Graf von Daun***) und Ferdinand Marquis d'Obizzi, zugleich Obristwachtmeister der Stadtguardia.†)

Der Oberst von Börner und Obristlieutenant Gschwind von Peckstein (dessen Urgroßvater sich schon während der ersten Türkenbelagerung rühmlich hervorgethan hatte) leiteten die Artillerie, der berühmte Georg Rumpler und der wackere Schlesier Elias Kuhn das Ingenieur- und Minenwesen.

Als Besatzung befanden sich folgende kaiserliche Truppen in Wien: Das Ernst von Starhemberg'sche Regiment zu Fuß, 10 Compagnien unter Commando des Obristlieutenants Georg Moriz von Kotulinski in der Stärke von 1591 Mann; das Mansfeld'sche Regiment, 10 Compagnien unter Commando des Obristlieutenants Graf Alexander Leslie in der Stärke von 1467 Mann; das Graf de Souches'sche Regiment, 10 Compagnien unter Commando desselben in der Stärke von 1410 Mann; vom Regimente des Obersten Melchior Freiherrn von Beck 7 Compagnien unter seinem Commando in der Stärke von 700 Mann; das Schärffenberg'sche Regiment, 10 Compagnien unter Schärffenberg's Commando in der Stärke von 1482 Mann; vom Kaiserstein'schen Regimente 5 Compagnien unter Commando des Obristlieutenants Wolfgang von Schenk in der Stärke von 707 Mann; vom Pfalzgraf Anton von Neuburgschen Regimente 5 Compagnien unter Commando des Obristlieutenants

*) Ludwig Karl de Souches führte das Commando in der mit Sturm eroberten Festung Ofen 1686, machte sich durch die Erstürmung der Essegger Brückenschanze 1687 berühmt und starb 1691 als Feldmarschall-Lieutenant an den in der Schlacht bei Szlankamen erhaltenen Wunden. Sein Vater hatte den Oberbefehl in Ungarn während des Feldzuges 1660—1661 geführt, die Türken zu St. Benedict und bei Parkany geschlagen, aber später den Oberbefehl verloren, weil er sich dem Commando des Grafen Montecuculi nicht hatte unterordnen wollen.

**) Aus einem uralten Herrengeschlechte Steiermarks, dessen Glieder in allen Kriegen Oesterreichs treu der Fahne Habsburg dienten. Sigmund Friedrich blieb 1688 als Feldmarschall-Lieutenant vor Belgrad.

***) Aus der vom Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1655 in den Grafenstand erhobenen Familie; er starb 1706 als geheimer und Hofkriegsrath und Feldmarschall. Der Feldmarschall Graf Leopold von Daun, der im siebenjährigen Kriege siegreiche Feldherr, war sein Enkel.

†) Starb 1710 als Stadtcommandant von Wien.



Sigbertus Comes de Heist.

Siegbert Graf von Heister,

kaiserlicher General, Inhaber eines Regiments zu Fuß,
Hofkriegsraths-Vicepräsident,

gestorben 1718.

Baron Arriezago in der Stärke von 602 Mann; vom Siegbert Graf von Heister'schen Regimente unter dessen Commando 5 Compagnien in der Stärke von 568 Mann; vom Friedrich Herzog zu Würtemberg'schen Regimente 5 Compagnien unter dessen Commando in der Stärke von 499 Mann (die andere Hälfte dieses Regimentes, unter Commando des Obristlieutenants Franz Ferdinand Kuhländer, war beim Hoflager in Linz); vom Regimente Daun 3 Compagnien unter Commando eines Capitäns in der Stärke von 397 Mann; dann die gewöhnliche Wiener Garnison, das Stadtguardia-Regiment unter Commando ihres Obristwachtmeisters Marchese d'Obizzi in der Stärke von 1200 Mann; endlich das am 15. Juli vom Herzog Karl von Lothringen als Verstärkung nach Wien entsendete Reiterregiment Dampierre unter Commando des Obersten Baron Bernhard Conneberg et Dupigny in der Stärke von 600 Mann, zusammen 11.223 Mann.*)

Behufs Verstärkung der Besatzung wurden sogleich alle wehrfähigen Männer der Bürgerschaft zum Dienste aufgeboten und in Compagnien formirt. Der Stadtrath errichtete zuerst 8 Compagnien und zwar je zwei aus jedem der Viertel, in welche die Stadt eingetheilt war (nämlich aus dem Schotten-, Widmer-, Kärntner- und Stubner-Viertel). Der heldenmüthige Bürgermeister Andreas von Liebenberg wurde als Oberst, der Stadtoberkämmerer Daniel Focky als Obristlieutenant, der Stadtrichter Simon Stefan Schuster als Obristwachtmeister und Commissär dem bewaffneten Bürgercorps vorgesetzt. Zu Hauptleuten wurden folgende acht Rathsherren gewählt: Johann Martin Drach, Johann Ludwig Braun, Niklas Kraus, Vitus Henrici, Johann Franz Peikhard, Ernst Josua Pentz, Samuel Loth und Johann Ernst Zirk; zu Lieutenants die Bürger: Johann Caspar Präms, Michael Schmickel, Sebaldus Stembler, Johann Georg Metzger,

*) Obbenannte Regimenter existiren heutigen Tages in der k. k. Armee, und zwar die Regimenter Starhemberg als Inf.-Reg. Nr. 8 Vincenz Freiherr von Abele; Mannsfeld als Inf.-Reg. Nr. 24 Carl Ludwig, Herzog von Parma; Beck als Inf.-Reg. Nr. 59 FZM. Erzherzog Rainer; Schärffenberg als Inf.-Reg. Nr. 13 FZM. Johann Karl Graf Huyn; Neuburg als Inf.-Reg. Nr. 20 Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Deutschland; Würtemberg als Inf.-Reg. Nr. 35 FZM. Josef Freiherr von Philippovic; Daun als Inf.-Reg. Nr. 42 Herzog August von Cumberland, und das Kürassier-Regiment Dampierre als Dragoner-Regiment Nr. 8 Prinz Karl von Preußen.

Michael Pergganer, Matthäus Alxinger, Johann Christof Gulden und Daniel Plackner; zu Fähnrichen: Paul Schmuderer, Augustin Schmidbauer, Joachim Klebel, Johann Melchior Zorn, Johann Peter Rauch, Martin Ferner, Johann Paul Mauser, Hermann Dübelius. Von den Compagnien hießen die Einen Schottner, Widmer, Kärntner, Stubner, die Anderen Jung-Kärntner u. s. w. und waren auch von verschiedener Stärke; so zählte die 1. Compagnie 260, die 2. 456, die 3. 300, die 4. 266, die 5. 290, die 6. 334, die 7. 226 und die 8. 250 Mann, in Summa 2382 Mann.

Außerdem wurden die übrigen waffenfähigen Leute aus der männlichen Bevölkerung aufgefordert, an der Vertheidigung theilzunehmen. Freudig unterzog sich Jeder dem Waffendienste, von der Universität allein folgten 700 Studenten diesem ehrenvollen Rufe und bewaffneten sich. In drei Compagnien formirt, wurde dieses Corps zum Dienste in der Festung beigezogen und leistete während der Belagerung Ausgezeichnetes. In die Führung theilten sich der Rector magnificus Domherr Laurentius Grüner als Obrist, der niederösterreichische Regierungsrath Ferdinand Karl Freiherr von Wels als Obristlieutenant und der gelehrte und beherzte Niederländer Doctor Paul von Sorbait,*) der Leibarzt der Kaiserin-Witwe Eleonore, welcher als Obristwachtmeister das Commando dieses freiwilligen Corps mit großer Umsicht und echtem Muth führte. Die drei Compagnien wurden von den Hauptleuten J. U. Dr. Stanislaus Altmann, J. U. Dr. Johann Miller und Ignaz von Tibler commandirt. Letzterer dankte jedoch bald ab, worauf Sorbait die Compagnie selbst übernahm und einen sicheren Silvestro de Colcolossa zum Capitän-Lieutenant bestimmte. Als im Verlaufe der Belagerung der Hauptmann Johann Miller gefallen war, folgte ihm im Commando der Magister philosophiae Josef Schmutz. Zu Lieutenants wurden erwählt: Dominik Henner von Hennefeld und Ulrich Jäger von Heißenberg; zu Fähnrichen: J. U. S. Johann Jakob Meister, J. U. S. Hieronymus von Imendorf, J. U. S. Johann Philipp Andreas von Reidegg; an die Stelle

*) Geboren 1624, gestorben 1691, war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, der sich schon durch seine umsichtige und menschenfreundliche Hilfe während der Pestseuche um Wien sehr verdient gemacht hatte, sowohl beim Hofe als beim Volke ungemein beliebt war und in hohem Ansehen stand.

des Letzteren, welcher während der Belagerung starb, trat Johann Franz Wennighoffer. Ueberdies hatten sich die Universitätshörer den J. U. Dr. Adam Sutter zum Auditor, den Universitäts-Syndicus J. U. Dr. Johann Christian Kirchstätter zum Secretär (Adjutanten) auserkoren. Die Compagnien der Universität standen für gewöhnlich in der Bastei beim rothen Thurm oder im Ravelin zwischen dem Mölker- und Neuthor-Bollwerke, auch auf dem Walle zwischen dem Kärntner- und ungarischen (Stuben-) Thore.

Ambrosius Frank, Mitglied des äußeren Rathes, errichtete aus Wirthen und sogenannten Freileuten eine eigene Compagnie in der Stärke von 335 Mann, der er als Hauptmann vorstand; unter ihm war Peter Schwäbel der Lieutenant und Lukas Härtel der Fähnrich.

Ferner traten noch folgende Innungen zusammen und errichteten aus der Mitte ihrer Genossen Freicompagnien: 1. Die Fleischer und Bierbrauer mit 290 Mann; ihr Hauptmann hieß Adam Simon Schmidt von Ehrenhausen, der Lieutenant Wolfgang Steinhard, der Fähnrich Kaspar Taglang. 2. Die Bäcker,*) 206 Mann unter Commando des Adam Loth als Hauptmann; Lieutenant war Niklas Bürgler, Fähnrich Johann Michael Wagenlechner. Als während der Vertheidigungskämpfe der Hauptmann Adam Loth seine Bürgertreue mit dem Tode besiegelte, trat Rudolf von Kirch an seine Stelle. 3. Formirten die Angehörigen der Schuhmacherzunft eine 288 Mann starke Freicompagnie, die von Wilhelm von Rudolf als Hauptmann commandirt wurde.

Von den ledigen Handwerksgesellen, die den Zünften von Wien angehörten, wurden noch zwei Compagnien zusammen in der Stärke von 300 Mann errichtet, welche von den Hauptleuten Johann Kaufmann und Christof von Uhl befehligt wurden. Der Rest der von den Zünften gestellten Leute, es waren deren im Ganzen 1293 Mann, wurde bei den

---

*) In einer gleichzeitigen Chronik liest man Folgendes: „Es hatten sich auch die Bäcker zusammen geschlagen und eine Compagnie unter ihnen aufgerichtet, und obgleich diese Leute Tag und Nacht geschäftig waren mit Brodbacken für so viele tausend Menschen, ja ihrer nicht genug da waren, wollten sie dennoch an der Vertheidigung der Stadt auch Theil haben; sie waren fertig im Gewehr, und wußten auf ihren anvertrauten Posten sehr wohl damit umzugehen.“

Arbeiten im Arsenale oder in sonstigen militärischen Werkstätten verwendet.

Auch die Großhändler und sogenannten Niederläger (ausländische zum Großhandel befugte Kaufleute) errichteten auf eigene Kosten eine 250 Mann starke, mit Feuergewehren bewaffnete Compagnie. Die Mannschaft erhielt aus der Kaufmannslade (Genossenschaftscassa) wöchentlich ihren Sold. Zum Anführer wählte diese Compagnie einen alten erprobten Offizier Namens Wilhelm Schütz, welcher im Baden'schen Regimente als Obristwachtmeister gedient hatte und die Leute im Gebrauche der Feuerwaffe sehr tüchtig machte. Außer diesem Anführer hatte die Compagnie noch folgende Offiziere: Hauptmann Heinrich Pöller, Lieutenant Christian Weyer und Fähnrich Wolfgang Bauernfeind. Die Compagnie hatte ihren Posten zunächst der kaiserlichen Burg, „von dannen sie ohne Unterlaß auf die Feinde losbüchseten und derselben eine große Menge erlegten".

Dem lobenswerthen Beispiele der Zünfte und Innungen folgten später über Aufmunterung des 70jährigen Kammerrathes und Hofbuchhalters Wolfgang Reuschel von Reuschelsberg die kaiserlichen Hofbedienten und Hofbefreiten. (Letztere waren Handwerksleute, die weder das Bürger-, noch das Meisterrecht erlangt hatten, aber in Folge specieller kaiserlicher Bewilligung ihre Profession so wie ordentliche Meister ausüben durften.)

Auch diese Leute wollten im Dienste der Vertheidigung kräftig mitwirken und gleich den übrigen Bürgern und Einwohnern der Stadt sich nützlich machen. Vorerst errichtete Reuschel zwei Compagnien, da sich aber immer mehr Leute bei ihm zum Waffendienste meldeten, formirte er mit Zustimmung des Stadtcommandos später vier Compagnien, jede circa 250 Mann stark.

Franz Anton Maximilian Graf von Trauttmansdorff, welcher sich schon in dem niederländischen Kriege ausgezeichnet hatte, trat als Oberst an die Spitze dieses Corps, der alte Reuschel wurde Obristwachtmeister und befehligte eine Compagnie. Die übrigen Offiziere des Corps waren: Hauptmann Michael von Mihlberg, Marcus Marcolini und Martin Martini; die Lieutenants: Johann Christof Zweich, Franz Jakob von Wolkering, Claudius Buguet, Friedrich Scornus; als Fähnriche fungirten: Leopold Ignaz Franz Wüssendo, Franz Mathias Hueber, Johann



Cardinal Leopold Graf von Kollonits,

geboren zu Komorn am 16. October 1631,
gestorben zu Wien am 20. Jänner 1707.

Karl Bertoletti und Johann Bapt. Vitali. Sie hielten mit mehrfacher Abwechslung das Ravelin vor dem ungarischen (Stubner=) Thor besetzt.

Zu diesen wackeren Männern aus allen Schichten der Bevölkerung, die sich in der harten Bedrängniß ohne Zaudern dem Waffendienste mit edler Aufopferung widmeten, kamen noch andere tapfere Freiwillige, die keiner der erwähnten Gemeinschaften angehörten, die aber blos durch ihr patriotisches Gefühl aufgefordert, nicht säumten, sich dem gefahrvollen Vertheidigungswerke anzuschließen. Diese Männer, welche fern von dem Schauplatze, wo ihnen stündlich der Tod drohte, in Ruhe und Wohlbehagen hätten leben können, die es aber vorzogen, die Gefahren einer belagerten Festung freudig zu theilen und die Vertheidiger durch das erhebende Beispiel der Entsagung und Tapferkeit aufzumuntern, verdienen in der Geschichte der Belagerung zweifellos einen Ehrenplatz.

Der erste Platz gebührt dem patriotischen, menschenfreundlichen Bischof von Neustadt, Leopold Grafen von Kollonits,*) welcher aus eigenem Antriebe sich in den ersten Tagen des Monats Juli von Wiener-Neustadt nach der Hauptstadt begab, um das Schicksal der Bewohner zu theilen; ihm folgte ein langer Zug von Wagen mit Lebensmitteln, welche der dringendsten Noth steuern sollten. Sowie dieser wackere Priester schon im Jahre 1679 zur Zeit der großen Pest mit Rath und That den Bewohnern Wiens zur Seite gestanden war, so war auch bei der nahenden

---

*) Kollonits stammt aus dem alten, schon seit Rudolf II. sich in den Türkenkriegen auszeichnenden croatischen Geschlechte, welches in dem Jahre 1638 in den Grafenstand erhoben worden war. Geboren zu Comorn am 16. October 1631, trat er frühzeitig in den Malteserorden und wurde 1650 zum Ritter geschlagen. Er erhielt bald darauf die Würde eines Ordenscastellans und wurde Commandeur zu Mailberg, Eger und Michaloupp. 1654 wohnte er dem Feldzuge gegen die Türken auf Candia bei und eroberte 1655 eine türkische Fahne, verließ dann die kriegerische Bahn und wurde Priester, 1668 Bischof. Im Juni 1670 erhielt er das Bisthum Wiener-Neustadt und wurde ungarischer Kammerpräsident, im Jahre 1685 Bischof von Raab und in Anerkennung seiner in Wien geleisteten Dienste Cardinal, 1691 Erzbischof von Kolocsa mit Beibehalt des Raaber Bisthums, 1692 Staats- und Conferenzminister und Präsident der Hofkammer in Wien, 1695 Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn. Seine wichtigen Geschäftsobliegenheiten machten stets seine Anwesenheit in Wien nothwendig, wo er am 20. Jänner 1707 im Heiligenkreuzerhof starb. Er wurde in der Salvatorkirche zu Preßburg beigesetzt.

Türkengefahr seine erste Sorge der Hauptstadt gewidmet. Als die Türken Wien einschlossen und die Belagerung begann, übernahm er freiwillig statt des Bischofs von Wien, des Emerich Sinellius, der in der Begleitung des Kaisers nach Passau gegangen war, die kirchlichen Angelegenheiten und stand dem Commandanten Grafen Starhemberg thätig bei. Er begleitete denselben täglich auf die gefährlichsten Posten, ermunterte durch Beispiele und Mahnungen die Krieger in Erfüllung ihrer gefährlichen Pflichten, trieb die Saumseligen auf ihre Plätze, pflegte die Kranken und Verwundeten, tröstete die Sterbenden, war den Armen und Hilflosen ein schützender Vater, kurz ein Priester in der edelsten Bedeutung des Wortes, der für alle Zeiten ein Vorbild bleiben wird.

Da Kollonits in seiner Jugend als Malteserritter drei Jahre hindurch mit der Waffe in der Hand Dienste geleistet und mehrfache Proben persönlicher Tapferkeit abgelegt hatte, so besaß er Kriegserfahrenheit, welche ihm und besonders der Stadt zu großem Vortheil gereichte. Ihm verdankte man die zweckmäßige Einrichtung und Leitung der Löschanstalten, sowie er auch strenge über die Beschaffung und die Preise der Lebensmittel wachte und jedem Wucher in dieser Beziehung steuerte. Die Weiber, Kinder und Greise, die leider sonst als überflüssige, lästige Bewohner einer belagerten Stadt betrachtet werden, verwendete er in eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Werkstätten zum Anfertigen von Schuhen, Strümpfen, Wäsche und anderen Kleidungsstücken für die Soldaten, sie schafften Ersatz, sobald in der Bekleidung der Krieger durch mehrmonatliche Strapazen ein sichtbarer Mangel eingetreten war. Durch diese weise Maßregel war es möglich, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, ohne daß zu diesem Zwecke dem Waffendienste ein brauchbarer Arm entzogen werden mußte.

Als sich später zu den Schrecken der Belagerung eine bösartige Ruhr gesellte, welche durch den Genuß untauglicher Speisen entstanden war und zahlreiche Menschen dahinraffte, bemächtigte sich aufs Neue große Entmuthigung der ganzen Stadt, und es wäre vielleicht die traurigste Katastrophe eingetreten, wenn nicht der unerschrockene, unermüdlich sorgsame Kollonits durch seine segensreiche Thätigkeit den inneren Feind so siegreich bekämpft hätte wie Graf Starhemberg den

äußeren. Er sorgte dafür, daß alle in der Stadt befindlichen Klöster in Krankenhäuser umgestaltet wurden, erschien selbst täglich in den überfüllten Spitälern, gab himmlischen Trost, wo irdische Hilfe nicht mehr möglich war, ordnete die zweckmäßigsten Maßregeln gegen die Seuche an, leitete persönlich die Unterbringung der Erkrankten und beaufsichtigte die Reinlichkeit in der Stadt.

Er war es auch, der Hilfe schaffte, als sich der Geldmangel in drückender Weise fühlbar machte. Die ausgeschriebenen Kriegssteuergelder flossen zwar richtig ein, Cardinal Cibo hatte schon im Frühjahre 1,200.000 Kronen als Kriegsbeitrag des Papstes Innocenz XI. übergeben, aber der größere Theil dieses Geldes war bald auf unnütze Weise verausgabt und für die Heeresbedürfnisse ungenügend vorgesorgt, was in den Reihen der Soldaten heftige Klagen hervorrief.

Selbstverständlich war auch die Hauptstadt nicht in dem Maße mit einem Baarfonde ausgestattet, wie es die außerordentlichen Verhältnisse erforderten. Als nun Graf Starhemberg dem Bischofe Kollonits im Laufe der bedrängten Zeit diese Noth klagte, darauf hinwies, wie nachtheilig die Verstimmung der Truppen, die ihren Sold nicht erhielten, auf die ohnehin kritische Lage der Stadt einwirken müsse, und endlich einen Betrag von 160.000 Reichsthalern als nothwendig zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse bezeichnete, ruhte der edle Kirchenfürst nicht, bis er durch erfolgreichen Appell an die Wohlthätigkeit die Summe von 600.000 Gulden zusammengebracht hatte, wodurch die regelmäßige Bezahlung der Truppen und die Beischaffung anderer Erfordernisse ermöglicht wurde.*)

*) Das geheime Deputirten-Collegium hatte inzwischen Kenntniß erhalten von dem nach Wien geretteten Vermögen des Graner Erzbischofs Georg Szelepczenyi und des Bischofs Georg Szechenyi von Raab, und es erging an den Bischof Kollonits und den kaiserlichen Hofkriegszahlamts-Controlor Johann Michael Einöder der Auftrag, die in dem Hause des Erzbischofs und im Pazmaneum befindlichen Kostbarkeiten und Gelder der genannten geistlichen Herren abzuschätzen, einzuziehen und zur Bestreitung der unentbehrlichen Kriegsbedürfnisse zu verwenden. Kollonits und Einöder kamen am 19. und 20. Juli 1683 dem Auftrage nach. Das confiscirte Vermögen ergab an gemünztem Gelde die respectable Summe von 499.780 fl. $7^3/_4$ kr. aus dem Schatze Szelepczenyi's und 61.555 fl. 10 kr. aus dem Szechenyi's. Indessen hatte der Letztere von Enns aus, wohin er vor den Türken sich geflüchtet hatte, an den Kaiser geschrieben, er habe sein

Wir wollen hier dem Gange der zu schildernden Ereignisse vorgreifen und zur vollständigen Charakteristik des edlen Priesters gleich hier über dessen Haltung in späterer Zeit berichten. Nach dem glücklichen Ausgange der Schlacht vor Wien zeigte sich der edle Sinn und die uneigennützige Menschenliebe des frommen Bischofs im glänzendsten Lichte. Beiläufig fünfhundert Christenkinder, deren Eltern getödtet oder in Gefangenschaft geschleppt worden waren, und die nun im türkischen Lager dem sicheren Verderben entgegensahen, außerdem viele andere Erkrankte oder Verwundete, die im Lager und auf den nächsten Feldern beinahe verschmachteten, ließ Kollonits auf seinen Wagen in die Stadt bringen und vorläufig auf seine Kosten sorgfältigst verpflegen.

Ausgezeichnet in jeder Richtung waren die Dienste, welche Kollonits der Stadt leistete — er war der Schutzengel von Wien. Seine edle Thätigkeit gab den Wienern Gelegenheit zu dem schönen Worte: „Herzog von Lothringen und Starhemberg haben Wien und die Christenheit durch ihre Tapferkeit, Bischof Kollonits aber hat sie durch seine Liebe gerettet.“

Eine kräftige Unterstützung in der Beschaffung von Geld und Lebensmitteln fand Wien bei dem königlich freigebigen Fürsten Ferdinand Wilhelm Eusebius zu Schwarzenberg,*) welcher in seiner Eigenschaft als Obersthofmeister der Kaiserin-Witwe zwar mit dem Hofe abreiste und sich später nach Böhmen zurückzog, aber der bedrängten Lage Wiens

---

Vermögen nur deshalb nach Wien bringen lassen, damit es, wenn desselben Se. kaiserliche Majestät bedürfen sollte, gleich bei der Hand sei. Der Kaiser möge nur eine geeignete Person zu ihm nach Enns senden, der er die Schlüssel zu übergeben bereit sei, nur bitte er um 5 Procent Verinteressirung, damit er wovon zu leben habe — allein diese Verwahrung kam zu spät.

*) Ferdinand Wilhelm Eusebius Fürst zu Schwarzenberg 1652 zu Brüssel geboren, Sohn des Johann Adolf I., welcher wegen seiner hohen Verdienste am 14. Juli 1670 in den Fürstenstand erhoben worden war, begann seine Laufbahn als Regimentsrath im niederösterreichischen Herrenstande, ward Hofrath im Reichsrathe und später Obersthofmeister der Kaiserin-Witwe. Weite Bildungsreisen und gründliche Studien, auch in den Kriegswissenschaften befähigten ihn zu jeder Stellung in der großen Welt. Verschiedene Gründe, besonders aber das mehrere Generationen hindurch drohende Erlöschen des Hauses, dann auch die Verwaltung eines ausgedehnten Güterbesitzes hielten seinen Vater und ihn von dem Eintritte in die kriegerische Carriere ab. Dieser vortreffliche Fürst starb am 22. October 1703.

mit theilnehmendem Herzen eingedenk blieb. Als während der Belagerung Mangel eintrat, war Schwarzenberg einer der Ersten, welche Hilfe leisteten, indem er 50.000 Gulden an baarem Gelde beisteuerte und 3000 Eimer Wein für die Soldaten verabreichen ließ. Anfangs September lieh er zum gleichen Zwecke 100.000 Gulden her. Ein unvergängliches Andenken hatte er sich in den Annalen Wiens schon durch sein aufopferndes, unermüdliches und energisches Benehmen während der großen Pest in Wien 1679 bis 1680 gegründet. Er war damals Helfer, Tröster und Berather und wurde wegen seiner Verdienste von den Zeitgenossen der „Pestkönig" genannt. Ueber sein Wirken in jener Zeit heißt es in den „Frankfurter Relationen": „Indessen haben Ihro Excellenz der Herr Graf von Schwarzenberg, geheimer Rath und Reichshofrath-Präsident, sich bei diesem elenden Jammer ein immerwährendes Lob gemacht, indem er alle Tage Vor- und Nachmittags auf den Gassen herumgeritten und gute Anstalten gemacht, daß die Kranken nach den Lazarethen gebracht, die Todten aber begraben wurden, ja er hat sogar neun Personen in einer Woche vor der Stadt aufhängen lassen, weil sie in die versperrten Häuser gestiegen und viel Geld nebst anderen Kostbarkeiten weggenommen haben."

Für die Bedürfnisse des Staates hatte Fürst Ferdinand stets einen offenen Säckel und leistete für die Fortführung des Türkenkrieges bedeutende Subsidien. Hormeyr in seinem Werke „Geschichte und Denkwürdigkeiten Wiens" bemerkt mit Bezugnahme auf das Wirken Ferdinands: „Wie durch Adolfs und Karls Sieg leben die Schwarzenberge in den Büchern und im Herzen des dankbaren Wien auch als Vorbilder unerschrockener freigebiger Menschenfreundlichkeit in den Tagen der großen Pest und in der zweiten türkischen Belagerung fort." Ferdinands Thun und Wirken wog Heldenthaten auf und Wien zählt ihn zu seinen größten Wohlthätern.

Außer dem würdigen Kirchenfürsten und dem großmüthigen Prinzen aus dem Hause Schwarzenberg leisteten noch folgende Männer besonders ersprießliche Dienste: Friedrich Heinrich Baron Kielmannsegg, Verwalter des Obristjägermeisters Franz Christof Grafen Khevenhüller, war mit achtzig ihm untergeordneten Jagd- und Forstmännern schon in den ersten drei Tagen der Belagerung auf der Burgbastei äußerst thätig.

Er, sowie die Mitglieder seines Jägercorps waren vorzügliche Schützen; sie fügten dem Feinde großen Verlust zu, da jeder Schuß, den sie thaten, ein sicherer Treffer war. Auch bei den Ausfällen waren ihre Dienste vortrefflich, aber den wichtigsten leistete der Baron Kielmannsegg durch seine außerordentliche Thätigkeit als Feuerwerker, Bau- und Brückenmeister. Seine Kenntnisse im artilleristischen Fache und sein Erfindungsgeist halfen über sehr bedeutende Schwierigkeiten hinweg; er errichtete eine Pulvermühle, wodurch dem Mangel an Schießpulver abgeholfen wurde, und erfand eine Art Handgranate, welche allerdings nur aus Thon angefertigt war, aber ungeachtet dessen von den Belagerten bei der Grabenvertheidigung mit Erfolg angewandt wurde. Johann Karl Graf von Fünfkirchen, Kreiscapitän im niederösterreichischen Lande; die Zustände, die in Folge des türkischen Einfalles eingetreten waren, veranlaßten ihn, nach Wien zu gehen. Ein bewährter Kriegsmann, der sich schon im ungarischen Kriege als tapferer Parteigänger hervorgethan hatte, schloß er sich jetzt freiwillig den Vertheidigern Wiens an; desgleichen auch Gottfried Graf von Sallaburg, Obristlieutenant des croatischen Regiments Kerry. Der Graf war im Felde erkrankt und behufs ärztlicher Behandlung nach Wien gekommen. Nach erfolgter Genesung konnte er nicht mehr zu seinem Regimente einrücken, stellte sich daher dem Stadtcommandanten von Wien zur Verfügung und nahm an einigen Ausfällen tapferen Antheil. Graf Vignancourt, ein französischer Edelmann, der früher (1657) Gesandter Frankreichs am Hofe Kaiser Ferdinand III. gewesen und nunmehr außer Dienst war, stand nun wieder an der Seite der Vertheidiger Wiens, wie er sich ehemals im Dienste des Kaisers bei Korneuburg und Krems rühmlich verhalten hatte. Mathias Graf Collalto von San Michele, von venetianischer Abkunft, vormals Oberst eines kaiserlichen Croaten-Regiments, dermalen außer Dienst, stand dem Grafen Starhemberg als Adjutant zur Seite. So oft es sich um ein Unternehmen handelte, welches besondere Umsicht und Tapferkeit erforderte, war Collalto der Erste, der sich hiezu freiwillig antrug und seine Pflicht so streng nahm, als ob er noch immer im Solde des Kaisers stünde. Ernst Sigismund von Zetteritz, aus altem schlesischen Adelsgeschlechte, befand sich wegen Abwicklung eines Processes in Wien;

obgleich er noch Zeit gehabt hätte, sich zu salviren, zog er es vor, die Gefahren der belagerten Stadt zu theilen und sich nach Kräften nützlich zu erweisen. Oberst Georg Rimpler, ein ganzer Mann, klein von Gestalt, aber groß an Verstand und Kriegserfahrung. Wiewohl 62 Jahre alt und geplagt vom Podagra, blieb er doch stets an der Seite des Commandirenden, immer bemüht, mit guten Rathschlägen behilflich zu sein, wofür er auch Starhemberg's Freundschaft und Achtung genoß; dann Franz Sigismund Roßtauscher von Reithoffen, ein Edelmann aus Mähren, früher Adjutant und Quartiermeister beim Schulz'schen Dragoner-Regiment, ein fleißiger, wackerer Mann, ungemein gewissenhaft in allen Verrichtungen, die ihm vom Commandanten anbefohlen und vertraut wurden. Einen schätzbaren Freund in der Noth fanden die Wiener endlich in der Person des Schlesiers Elias Kühn, welcher durch eine besondere Verkettung von Umständen genöthigt war, in Wien Schutz zu suchen. Im Hinblick auf die Verdienste, die er sich im ungarischen Kriege erworben, war er zur Vertheidigung des Schlosses Schönau berufen worden und auf der Reise dahin sammt seiner Familie einer türkischen Streifabtheilung in die Hände gerathen. In verzweifeltem Kampfe gelang es ihm nicht, Frau und Kinder zu befreien; er mußte sehen wie sie von den Tataren fortgeschleppt wurden, während er selbst sich mit genauer Noth nach Wien rettete. Dort leistete er im Schanzenbau, besonders aber durch seine Erfahrungen im Minenkriege die allerwichtigsten Dienste. Tollkühn, mit wahrer Todesverachtung stürzte er sich bei jeder Gelegenheit in den Kampf und unternahm die gefährlichste Arbeit beim Aufsuchen der vom Feinde gelegten Minen oder beim Betriebe der Gegenminen. Vergebens setzte er sich den feindlichen Kugeln aus; der Tod mied ihn, obgleich er denselben aus Schmerz über den Verlust seiner Familie suchte. Es war ihm beschieden, den Tag der Befreiung Wiens zu erleben. Die Generalität und die Bürgerschaft entließen ihn dankgerührt mit dem herrlichsten Zeugniß über seine Dienste.

Die Hauptstärke der Türken während der Belagerung lag weder in der von ihnen in Anwendung gebrachten Belagerungskunst, noch in der Wirkung ihrer Geschütze, sondern in dem Minenkriege, von dem sie

sich vor Allem Erfolg versprachen. Die Rücksicht auf den Umstand, daß das Erdreich an der westlichen Seite der Festung den Bau der Minengänge außerordentlich begünstigte, dürfte den Großwesir und seine Ingenieure, die in ihrer Mehrzahl französische und italienische Renegaten waren, zum Angriffe auf die scheinbar stärkste Vertheidigungsfront der Festung Wien bewogen haben. Vom ersten Tage der Belagerung angefangen rückten die Belagerer unausgesetzt, an vielen Stellen zugleich, unter der Erde vor; rastlos verlängerten und erweiterten sie die unterirdischen Gänge; gleich Maulwürfen trieben sie die Stollen bis unter die Bastionen vor; ging dann eine von den vorbereiteten Pulverminen in die Luft, so folgte stets unmittelbar darauf die Sturmattaque. Um nun diesen Angriffskrieg zu bekämpfen, mußten die vom Feinde gelegten Minen aufgesucht, unschädlich gemacht oder durch Gegenminen zerstört werden, dazu aber waren ungewöhnlich muthige und tüchtig geschulte Mineure erforderlich; technisch gebildete Männer dieser Art befanden sich wohl bei der Armee des Herzogs von Lothringen, aber da sie sich während des Marsches von Ungarn nach Wien beim Nachtrabe des Heeres befunden hatten, waren sie durch Kara Mustaphas überraschenden Anmarsch von der Stadt abgeschnitten; demnach mußte dieser Zweig der Vertheidigung in der belagerten Stadt von Dilettanten betrieben werden, welche allerdings die mangelnde Kenntniß und Uebung durch brennenden Eifer und muthige Verachtung der Gefahr zu ersetzen suchten. Namentlich der vorerwähnte Elias Kühn leistete im Vereine mit dem genialen Baron Kielmannsegg Außerordentliches. Unterstützt wurden diese Beiden in thatkräftiger Weise vom Stadtguardia-Hauptmann Hafner und Bartolo Cammcini, einem ehemaligen venetianischen Hauptmann und Waffenbruder des Bischofs Kollonits im Kriege auf Candia. Die vereinigten Bemühungen dieser Männer ermöglichten die Errichtung eines Mineurcorps, welches den Minenbau mit Erfolg betreiben konnte.

Das im Allgemeinen vortrefflich geführte Artilleriewesen leitete der Oberst Christof von Börner, ein mecklenburgischer Edelmann, welcher leider schon im Beginne der Belagerung durch einen Schuß im Gesichte schwer verwundet wurde und deshalb seiner vielversprechenden Thätigkeit entsagen mußte. An seine Stelle kam Johann Martin Gschwind von



Loopgraven. Batterijen, en Krygsgewelt der Turken etc N.2. Approches Batteries et prepatifs de guerre des Turcqs etc voor Weenen. Per. R de Hooghe in. devant Vienne.

Laufgräben, Batteriebau und sonstige Belagerungsarbeiten der Türken vor Wien.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe

Peckstein, der ihm vorher als Obristlieutenant zur Seite gestanden war, ein würdiger Urenkel jenes kärntnerischen Edelmannes, der sich bei der ersten Türkenbelagerung 1529 einen unsterblichen Namen gemacht hatte. Peckstein leuchtete durch erfinderischen Geist und verwegenen Muth seinen Untergebenen voran. Die Hauptleute Maximilian von Weidlingen, ein Böhme, Michael Jemagne, ein Wiener, Heinrich Cressel, ein Däne, Christof Zimmermann und Michael Mied, Beide aus Sachsen, waren besonders wackere, pflichteifrige Artillerie-Offiziere; sie fanden zumeist auf dem Walle, während der Ausübung ihres Berufes, den Tod. Rühmliche Erwähnung verdient insbesondere Hauptmann Mied wegen seines heroischen Benehmens; er verließ seine Geschütze auch dann nicht, als er bereits an beiden Händen fürchterlich verwundet war, sondern führte in diesem Leidenszustande das Commando weiter.

Nach Reassumirung der Vertheidiger Wiens, und zwar der kaiserlichen Regimenter und Compagnien mit 11.223 und der Freiwilligen: 8 Compagnien Bürgerwehr mit 2382, 3 Compagnien Universitätshörer mit 700, 1 Compagnie Kaufleute und Niederläger mit 250, 1 Compagnie Gastwirthe und Freileute mit 335, 5 Compagnien Zünfte und Handwerker mit 1293, 4 Compagnien Hofbediente und Hofbefreite mit 1000 und 1 Compagnie Jäger des Baron Kielmannsegg mit 80 Mann, ergibt sich eine Gesammtstärke von zusammen 17.263 Mann, welche dem Grafen von Starhemberg zur Verfügung standen, nämlich mit der Waffe in der Hand an der Vertheidigung Antheil nehmen konnten; hiebei muß indeß im Auge behalten werden, daß die Anzahl der Vertheidiger beim Beginne der Belagerung diese Höhe nicht erreicht hatte, da einzelne Freicompagnien erst im Laufe der Zeit errichtet wurden.*)

In Wien verblieb, obgleich sich bei 60.000 Menschen geflüchtet hatten, einschließlich der Besatzung und der Landbewohner, die aus den umliegenden Ortschaften in die Stadt gekommen waren, noch immer eine

*) Die Angaben über die Stärke der Besatzung einschließlich der bewaffneten Bürger und sonstigen Freiwilligen sind im Allgemeinen sehr verschieden, zumeist wird der Stand zu hoch angegeben; so z. B. werden die k. k. Truppen in der Stärke von beiläufig 14.000 Mann verzeichnet, während deren höchstens 12.000 in der Festung waren.

Hormeyr gibt die Zahl der von den Zünften beigestellten Leute auf 4012 Köpfe an, worunter auch Jene zu verstehen sind, welche in den Zeughäusern, Laboratorien ꝛc. ꝛc.

Bevölkerung von mindestens 80.000 Seelen, welche, vom Feinde umringt, auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengepfercht war. Durch die Festungswälle und die Stadtmauern wurde der Zutritt gesunder, reiner Luft beträchtlich gehemmt. Außerdem war die Stadt in nicht allzugroßer Entfernung von einem lebenden Gürtel umschlossen, der von 200.000 Menschen und ebenso vielen Tausenden von Pferden, Kameelen, Eseln, Rindern und Schafen gebildet wurde und dessen Tiefe mindestens auf 2000 Schritte geschätzt werden darf. Innerhalb dieses Gürtels befanden sich unzählige Brandstätten, Menschenleichen und Thiercadaver; auf Reinlichkeit durch Beseitigung der Abfälle von Menschen und Thieren wurde wohl schwerlich im türkischen Lager ausreichende Rücksicht genommen; denkt man sich nun die Temperaturverhältnisse der Monate Juli und August hinzu, so kann man sich leicht vorstellen, in welch' hohem Grade die Atmosphäre in und um Wien verpestet gewesen sein muß.

Unter solchen Umständen erscheint es überraschend, daß der Gesundheitszustand im belagerten Wien erst in der Mitte des Monats August sich verschlechterte und im türkischen Heere, das in 22 Lagern die Stadt umschlossen hielt, keine epidemische Krankheit ausbrach. Wenigstens wird von einer solchen in keinem Berichte Erwähnung gethan.

Diese günstigen sanitären Verhältnisse im türkischen Lager müssen wohl zumeist dem Umstande zugeschrieben werden, daß der größere Theil der Armee schon seit Jahren ununterbrochen im Felde stand, und daß die asiatischen Kriegsvölker von Kindheit an das Nomadenleben gewöhnt, mithin gegen die nachtheiligen Einwirkungen des Lagerlebens im Allgemeinen mehr abgehärtet waren; auch kommt die Thatsache in Anschlag, daß die Mohamedaner, mit wenigen Ausnahmen, strenge nach des Propheten Gesetzen, demnach einfach und mäßig lebten. Dagegen bleibt es immerhin merkwürdig, daß in Wien, wo außer den Uebelständen, die

Verwendung fanden. Diese Angabe kann insofern als richtig bezeichnet werden, weil auch Diejenigen, welche in Etablissements für Kriegszwecke verwendet wurden, als indirect an der Vertheidigung betheiligt, zu den Vertheidigern gerechnet werden können. Wenn zu den ausgewiesenen 17.263 Vertheidigern auch Jene gezählt werden, welche bei Herstellung von Kriegserfordernissen in Wien thätig waren, so dürfte die bei allen Geschichtsschreibern ausgewiesene Summe von 20.000 Mann annähernd erreicht werden.

der Belagerte mit dem Belagerer gemein hatte und noch andere höchst ungünstige Factoren auftraten, sich erst in der zweiten Hälfte des August ein auffälliger Umschwung der Gesundheitsverhältnisse zeigte, der übrigens hauptsächlich der Verschlechterung der Lebensmittel zugeschrieben werden mußte. Die Thatsache, daß dieser Umschwung in sanitärer Beziehung so lange hintangehalten wurde, rückt die von der Behörde im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege getroffenen Maßregeln in ein günstiges Licht. Wie viele Uebelstände waren ohnedies vorhanden, die mit dem besten Willen damals nicht zu beseitigen waren! Wir erinnern zunächst an die Friedhöfe, deren es in der Stadt mehrere gab.

Und selbst wenn die Begräbnißstätten nicht in der Stadt gewesen wären, so hätten doch die während der Belagerung Verstorbenen und die im Dienste der Stadt gebliebenen Vertheidiger innerhalb der Wälle begraben werden müssen!

Mit der Kanalisirung mag es auch nicht zum Besten bestellt gewesen sein, und wenn auch Abfuhrswege vorhanden waren, die nach damaliger Ansicht als genügend erachtet wurden, so konnte doch während der Einschließung die Beiseiteschaffung der Abfallstoffe und die Reinigung der Senkgruben nicht so ausgiebig erfolgen wie in normalen Verhältnissen, da man hiezu in erster Linie Wasser in hinreichender Menge gebraucht hätte.

Ein Hauptbedürfniß für die Erhaltung der Gesundheit ist bekanntlich frisches, von allen organischen Stoffen freies Wasser. Auch dieses muß in dem belagerten Wien gemangelt haben, das heißt nicht in überreichem Maße vorhanden gewesen sein; einen Beweis für diese Annahme liefert die von der Stadtbehörde getroffene Maßregel, daß die Brunnen bewacht und deren Benützung in jedem Stadtviertel behördlich geregelt wurde. Reines Quellenwasser dürfte gar nicht oder nur in geringer Menge zu finden gewesen sein. Die Mehrzahl der Brunnen wurde vom Grund- oder Donauwasser gesättigt, und darin mag wohl die Ursache der häufigen Erkrankungen und insbesondere der Ruhr, die endlich auftrat, gelegen gewesen sein.

Wenn wir die in unserer Zeit noch häufig ungenügende Approvisionirung mit gesundem Wasser in Betracht ziehen und bedenken, daß in den Monaten Juli und August der Wasserzufluß sich vermindert,

so läßt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß vor 200 Jahren in dem belagerten Wien unbedingt Mangel an gesundem Wasser geherrscht haben muß.

Die engen winkeligen Gassen und Straßen, die aus vielen Stockwerken bestehenden Häuser, welche, dicht an einander gebaut, düstere finstere Gruppen bildeten, welche den Zutritt von Luft und Licht erschwerten, beförderten gleichfalls die Entwicklung der Krankheitserzeuger, der Miasmen. Zur Herstellung einer gesunden Atmosphäre fehlten die nöthigen Desinfectionsmittel, die eben zu jener Zeit noch unbekannt waren; nur der durch Geschützfeuer und durch die auffliegenden Minen erzeugte Pulverdampf bildete ein Mittel, das zur Zerstörung der Ansteckungsstoffe in der Luft beigetragen haben mag.

Der Bischof Graf Kollonits war eifrigst bemüht, den Anordnungen des Doctors Paul von Sorbait in Bezug auf die sanitären Vorkehrungen den nöthigen Nachdruck zu geben, und nur den vereinten Bemühungen dieser Männer war es zu danken, daß Nothspitäler errichtet wurden, als Anfangs August die Erkrankungen größere Dimensionen annahmen.

Schließlich blieben, wie erwähnt, die zwei Uebel, die zu den natürlichen Folgen einer jeden Belagerung gehören: ansteckende Krankheiten und Vertheuerung der Lebensmittel, nicht aus. Die bösartige Ruhr, die sich Mitte August in Wien entwickelte und die viele Einwohner und Soldaten dahinraffte, soll hauptsächlich durch den häufigen Genuß von geräuchertem, sowie gedörrtem Fleisch und Häringen und die damit zusammenhängende Consumtion frisch gebrauten, unausgegohrenen Bieres, ferner durch die Anhäufung von Unrath in Häusern und Gassen entstanden sein. Als die Seuche schon viele Opfer gefordert hatte, darunter den Bürgermeister Andreas von Liebenberg, den Prälaten des Schottenklosters und Weihbischof Johann Schmiedberger, den Domprobst von St. Stefan Peter Vauthier, den Universitäts-Rector Lorenz Grüner u. A. m., erkannte man das Bedürfniß, noch strengere sanitäre Maßregeln zu treffen, deren Durchführung freilich nur durch eine verschärfte Ueberwachung von Seiten der Behörde ermöglicht werden konnte.

Bischof Kollonits war im Dienste der Menschenliebe rastlos, die Behörde in Ausübung ihrer Pflichten wahrhaft unermüdlich. Alles wurde

angewendet, um das Umsichgreifen des gefährlichen Uebels zu verhindern. So wurde den Bäckern streng befohlen, das Brod gehörig auszubacken; alle Keller und Magazine wurden untersucht, die Vorräthe an Lebensmitteln aufgezeichnet, Ungenießbares beseitigt; an das Bürgerspital, worin sich damals ein Brauhaus befand, erging die Aufforderung, nur gut gekochtes und gehörig ausgegohrenes Bier auszuschenken, alle Speisen, welche die Ruhr beförderten, z. B. Häringe, mit deren Verkauf sich die Soldatenweiber beschäftigten, wurden confiscirt und vernichtet.

Die Erkrankten mußten allsogleich in die Spitäler gebracht werden, man duldete nicht, daß sie in den Quartieren unter den gesunden Leuten verblieben; ebenso wurde unter den auf den Gassen lagernden Flüchtlingen aus der Umgebung, die in den Häusern keine Unterkunft gefunden hatten, strenge Umschau gehalten und dafür gesorgt, daß die kranken Personen in die Nothspitäler gebracht wurden. Um die Reinlichkeit in den Gassen zu befördern, wurden geräumige Gruben eröffnet, in denen sich der Unrath sammelte, ferner reinigte man die Rinnsale öfters mit Wasser und stellte eigene Wächter auf, die über die genaue Befolgung der Vorschriften zu wachen hatten.

Die Regimenter erhielten den Auftrag, verwundete und erkrankte Soldaten bestimmten Klöstern zuzuweisen, deren Angehörige sich dem Spitalsdienste mit großem Eifer widmeten; besonders die barmherzigen Brüder leisteten ersprießliche Dienste. Als ihr Kloster in der Leopoldstadt verbrannt war und kurz darauf ihre Kirche von den Türken als Stall benützt wurde, flüchteten sie in die bedrängte Stadt und waren die Ersten, welche die Kranken und Verwundeten zu heilen, zu trösten und das traurige Loos Derjenigen zu lindern suchten, denen nicht mehr zu helfen war.

Im brüderlichen Bunde mit dem Commandanten war der heldenmüthige und menschenfreundliche Bischof unermüdlich thätig; er war ebenso oft in den Spitälern, den Bäckerläden und Werkstätten, wie im Zeughause und auf den Wällen zu sehen.

Den Großwesir hatte die Kunde von der in Wien ausgebrochenen Seuche mit frischen Hoffnungen erfüllt, die Stadt endlich zur Uebergabe zu zwingen. Als er nun von dem rastlosen Eifer des edlen Kirchen-

fürsten Nachricht erhielt, soll er darüber in heftigen Zorn gerathen sein und in seinem Ingrimm den Schwur abgelegt haben: er werde den Kopf des Bischofs, auf eine Lanze gesteckt, dem Sultan überschicken, sobald der Verhaßte in seine Gewalt gekommen sei. Das Letztere war seiner Ansicht nach nur eine Frage der Zeit, denn davon war er fest überzeugt, daß er den zähen Widerstand der Wiener endlich bezwingen werde.

Nebst den so nothwendigen Vorkehrungen gegen das gefährliche Umsichgreifen der Seuche, die täglich 30 bis 40 Opfer forderte, traf die Behörde auch Maßregeln gegen die Vertheuerung der Lebensmittel durch gewissenlose Verkäufer; ebenso sorgte sie für eine zweckentsprechende Gebahrung mit den reichlichen Vorräthen, um die Gefahr einer Hungersnoth abzuwenden. Sämmtliche Vorräthe in der Stadt wurden besichtigt und auf alle Lebensmittel eine unter den damaligen Verhältnissen sehr mäßige Satzung *) gelegt, woraus man schließen kann, daß die wichtigsten Lebensmittel in bedeutender Menge vorhanden gewesen sein müssen. Besonders groß war der Vorrath an Wein; nach dem authentischen Verzeichnisse im Stadtarchive waren 169.000 Eimer in den Kellern der Stadt vorhanden. Dieser bedeutende Vorrath erklärt sich daraus, daß sich zu jener Zeit viele Bürger mit der Weinerzeugung und dem Weinhandel beschäftigten und Weingärten alle Anhöhen der Umgebung bis in die Nähe der Stadt bedeckten.

Sehr viel Wein war in den geistlichen Stifts- und Klosterkellern angehäuft; so fanden sich z. B. in den drei Kellern der Jesuiten 32.000, im Bischofhofe 20.000, im Melkerhofe 12.000 und bei den Schotten 7000 Eimer vor.

Zum Zwecke der Verproviantirung wurden im bürgerlichen Zeughause „Am Hof" zwanzig Hand- und vier Pferdemühlen, außerdem im Rathhause eine Pferdemühle mit zwei Gängen errichtet. Ueberhaupt müssen die von der Behörde getroffenen Vorkehrungen, welche die Einwohner und die Besatzung vor Mangel schützten, vorzüglich genannt werden, und dies umsomehr, als die Belagerung bedeutend länger andauerte, als beim Beginne derselben allseitig angenommen worden war.

*) Siehe Beilage II.

Als im Laufe der Belagerung in Folge der Epidemie, sowie der Verluste im Gefechte sich namhafte Lücken in den Reihen der Vertheidiger zeigten, mußte auf Ersatz aus den Reihen der Bevölkerung gedacht werden. Daß unter einer so zahlreichen Bevölkerung sich auch manche Feiglinge befanden, kann nicht Wunder nehmen, und so erging denn ein strenger Befehl, daß jeder Waffenfähige, der sich aus Feigheit den Pflichten der Vertheidigung entziehe und sich schimpflich in Winkeln versteckt halte, sogleich nach seiner Entdeckung unter dem Fenster seiner Wohnung aufgehängt werden soll. Zugleich wurde eine Commission niedergesetzt, welche in den vier Stadttheilen eine diesbezügliche Untersuchung vorzunehmen hatte. Durch diese Verfügung kamen auf einmal viele neue Krieger zum Vorschein, die der geschwächten Garnison und der Bürgerschaft sehr willkommen waren. Jeder dieser neu Ausgehobenen erhielt ein Handgeld von drei Reichsthalern und wurde von der Stadt mit Brod und Wein reichlich versehen. Ueberhaupt wurden die Soldaten während der Belagerung auf das Freigebigste verpflegt; sowohl die Geistlichen, als die übrigen bemittelten Einwohner öffneten ihre Keller willig zur Labung ihrer tapferen Vertheidiger.

Eilftes Capitel.

Vorfälle während der Belagerung in dem Zeitraume vom 16. Juli bis 17. August. — Das Unternehmen Tököli's gegen Preßburg. — Tököli vom Herzog Karl von Lothringen geschlagen. — Des Letzteren Thätigkeit. — Der Kundschafter Koltschitzki. — Strenge Zucht und Ordnung in der Stadt Wien.

Es wurde schon an anderer Stelle erwähnt, daß die Türken am 16. Juli mit ihren Sapespitzen bis auf 70 Schritte der Contrescarpe des Burgravelins nahegerückt waren und an demselben Tage die Festung aus zwanzig Geschützen beschossen. Aber die solide und feste Bauart der meisten Gebäude, dann die an den Häusern getroffenen Vorsichtsmaßregeln: die Entfernung der Schindeldächer und die Bedeckung der obersten Gewölbe mit dicht aneinander gelegten Balken und aufgeschütteter Erde oder Sand, bewahrten die Stadt vor bedeutendem Schaden; nur die Dächer der kaiserlichen Burg und der dem Walle zunächst stehenden Gebäude wurden durchlöchert.

Ungeachtet des lebhaften Geschütz- und Musketenfeuers von den Wällen gelang es dem Feinde, sich mit neuen Laufgräben auch der Löbelbastei zu nähern. Die große feindliche Batterie beim rothen Hofe, welche ihr Feuer nur gegen diese Bastion richtete, im Anfange aber keine Treffer aufzuweisen hatte, begann sich nach und nach besser einzuschießen und zertrümmerte endlich einige Laffetten.

Dem überlegenen feindlichen Feuer von dieser Seite her mußte energischer entgegengetreten werden; General Graf Kaplir, welcher während der Verwundung des Grafen Starhemberg das Commando führte, ordnete daher den Bau von je einer neuen Batterie auf der Löbel- und Mölker-

bastei an, doch konnten diese Batterien, deren Vollendung einige Zeit in Anspruch nahm, erst am 18. Juli in Thätigkeit treten.

Aus Vorsicht lagerte übrigens ein großer Theil der Garnison in den Werken und auf den zunächst gelegenen Plätzen und Gassen. Die Brücke vor dem Burgthore wurde abgebrochen, das Thor selbst verrammelt.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli machten die Belagerten den ersten Ausfall auf die beiden Endpunkte der feindlichen Approchen, wobei ein großer Theil der gegnerischen Arbeiten — ungeachtet des heftigen Widerstandes der Janitscharen — zerstört wurde. Der Schaden freilich, der dem Feinde zugefügt wurde, war im Grunde sehr gering, denn was die Belagerten in einer Stunde mit großen Opfern mühsam zerstört hatten, wurde durch Tausende von türkischen Arbeitern in wenigen Minuten wieder hergestellt.

Gleich den folgenden Tag benützte der Feind, um die in der vergangenen Nacht zerstörten Arbeiten auszubessern, und baute eine neue Batterie für vier Geschütze links und etwas rückwärts von der großen Batterie zunächst des rothen Hofes. Das den ganzen Tag andauernde Bombardement richtete wenig Schaden an; auch das Steinwerfen der Belagerten blieb vollkommen wirkungslos, man begann daher mit dem Werfen der Bomben aus der Festung. Im Laufe der Nacht rückte der Feind mit seinen Laufgräben näher und erweiterte dieselben beträchtlich. Zur selben Zeit aber erhielten auch die Belagerten eine schätzbare Verstärkung. Der Oberst Börner von der Artillerie, der sich im Dunkel der Nacht durch die feindlichen Linien geschlichen hatte, kam in die Stadt und stellte sich dem Commandanten zur Verfügung.

Am 18. Juli entfaltete der Feind eine große Thätigkeit in der Leopoldstadt; er baute zu beiden Seiten der Brücke mächtige, ausgedehnte Erdwälle mit schützenden Traversen und beschoß auch von dieser Seite her die Stadt.

Vom frühesten Morgen bis zum Einbruch der Dämmerung ängstigten die Belagerer die Stadt auch in der Hauptangriffsfront durch ein starkes Mörser- und Kanonenfeuer, ohne indeß einen besonderen Effect zu erzielen; nur eine Stallung zunächst der Burg gerieth in Flammen, aber der

Brand wurde trotz des heftigen Geschützfeuers, ehe er umsichgreifen konnte, gedämpft.

Weniger vom Glücke begünstigt als am vorigen Tage, konnte der Feind den Bau einer dritten Batterie links vom rothen Hofe nicht beenden, da die Belagerten durch ein gut geleitetes Feuer von der Burgbastei aus ihn an der Vollendung hinderten.

Die feindlichen Approchen gegen die Burg- und Löbelbastei wurden im Laufe der Nacht verlängert und erweitert, von den Kaiserlichen dagegen am Neuthor ein neues Werk angelegt.

Graf Starhemberg übernahm am 18. Juli wieder das Commando, obgleich er von der Wunde, die er am 15. erhalten hatte, noch nicht hergestellt war und sich in einer Sänfte auf die Wälle tragen lassen mußte.

Ein Ueberläufer, der an demselben Tage aus dem feindlichen Lager in die Stadt kam, konnte über die dortigen Verhältnisse keine Auskunft geben, da er erst vor einigen Tagen bei der Einschließung der Stadt in Gefangenschaft gerathen war.

Wie bisher begann der Feind auch am 19. schon bei Tagesanbruch mit einer Kanonade, die indeß nach einer zweistündigen Dauer wieder eingestellt wurde. Sehr stark litt die Löbelbastei unter dem Feuer der großen Batterie beim rothen Hofe, welches sie nicht erwidern konnte, da ihre kaum vollendete Batterie noch nicht ordnungsgemäß fungirte.

Günstiger gestalteten sich die Umstände in den Batterien auf der Biberbastei und am unteren Falle;*) es gelang hier, die feindlichen Geschütze am Eingange in die Jägerzeile und eine Batterie von zwei Geschützen, die querüber der Leopoldstädter Hauptstraße beim Hause „zum goldenen Strauß" errichtet war, einzuwerfen. Nachmittags und die folgende Nacht dauerte das Bomben- und Granatenwerfen fort, ohne erheblichen Schaden zu verursachen; nur Abends 8 Uhr fiel eine Bombe in den gräflich Buchheimer'schen Palast, in dem der königlich spanische Gesandte seine Wohnung hatte. Eine Stallung brannte ab; aber die Gefahr für die Stadt wurde Dank der getroffenen Vorsichtsmaßregeln

---

*) Das Rothenthurmthor hatte drei Ausgänge: beim oberen Fall, „das Wasserthörl" und beim unteren Fall.

auch diesmal wieder beseitigt. Hier sei gelegentlich erwähnt, daß auf Anordnung Starhemberg's eine Art Pompiercorps in der Stärke von 250 Mann errichtet worden war, das unter dem Commando des Hauptmannes Heinrich Wolfgang Venediger, des Lieutenants Anton Hauer und des Fähnrichs Johann Caspar Schenkler schon bei diesem Brande ersprießliche Dienste leistete.

Im Laufe der Nacht vollendete der Feind die dritte Batterie links vom rothen Hofe, deren Bau schon in der Nacht vorher begonnen worden war; auch bemerkte man von den Wällen aus die Versuche, die beiden gegen die Burg- und Löbelbastei gerichteten Approchen an zwei Stellen durch Communicationen in Verbindung zu bringen. Um diesen Fortschritt zu hemmen, entschlossen sich die Belagerten zu einem Ausfall. Hauptmann Guido Graf von Starhemberg vom Regimente seines Onkels und Hauptmann Christof Samson von Steinbach vom Regimente Mansfeld unternahmen an der Spitze von einigen Hundert Freiwilligen den Angriff auf die beiden Endspitzen der vorerwähnten Approchen. Der Kampf in den Laufgräben wurde von beiden Seiten mit Erbitterung geführt, den Moslimen auch ein empfindlicher Verlust zugefügt, aber der Zweck des Ausfalles wurde nur zum Theile erreicht.

Im Laufe des Nachmittags wurde man gewahr, daß die Türken zum Zwecke einer besseren Verbindung mit der Besatzung auf der Donauinsel den Bau zweier Pfahlbrücken in Angriff nahmen; eine dieser Brücken sollte unterhalb des Ortes Nußdorf in die Brigittenau, die andere unterhalb der Weißgärber in der Richtung zum heutigen Lusthause über den Donauarm geschlagen werden.

Am 20. Juli wurde in der Stadt durch Ausruf öffentlich bekannt gegeben, daß Derjenige, der es unternähme, mit Briefen zum Herzog von Lothringen vorzudringen, vom Magistrate mit 100 Gulden belohnt werden sollte. Vorläufig meldete sich noch Niemand zu diesem Wagestücke. Wie bekannt, hatte schon am 17. der General Schulz die Donauinsel mit den letzten kaiserlichen Truppen verlassen und war somit die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Im Laufe des Tages erschien ein türkischer Parlamentär mit dem Bedeuten, daß der Großwesir um einen kurzen Waffenstillstand ansuche, um seine Todten begraben zu können;

gleichzeitig ließ der Großwesir die Stadt neuerdings auffordern, sich zu ergeben und fügte die Drohung hinzu, daß, falls die Stadt im Sturm genommen werden müßte, das Kind im Mutterleibe nicht verschont bleiben werde. Graf Starhemberg gab zur Antwort: Da er in der Stadt lauter gesunde Soldaten habe, daher keine Todten zu begraben seien, so wolle er von einem Waffenstillstande nichts wissen; übrigens werde die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt werden, und man mache sich auf das Aeußerste gefaßt.

Das Feuer währte daraufhin mit gleicher Stärke von Früh bis Abends nicht allein gegen die Burg- und Löbelbastei, sondern auch von den Batterien in der Leopoldstadt gegen die Biberbastei. Auf der letzteren wurde die Batterie durch zwei Geschütze verstärkt, zugleich deckte man sich durch Traversen und Schulterwehren besser gegen das feindliche Feuer. Da die Schlagbrücke nicht gänzlich abgetragen und verbrannt war, wurde zum besseren Schutze am rechten Ufer eine Brustwehr aufgeworfen und das Rothenthurmthor stärker verbaut.

Die Türken wiederum bauten eine neue Batterie zunächst den heutigen kaiserlichen Stallungen und eine bei der Schwarzspanierkirche, welche letztere indeß durch die Geschütze auf der Schottenbastei bald wieder demolirt wurde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli kam die erste Nachricht von außen nach Wien. Ein Schiffmann, der die Donau durchschwommen hatte, brachte vom Herzog Karl von Lothringen unter anderen Nachrichten auch die tröstende Versicherung eines nahen Succurses; den Vertheidigern muthige Ausdauer empfehlend, stellte der Herzog baldigen Entsatz in Aussicht. Allerdings versprach hier der Feldherr mehr, als in seinen Kräften stand; aber es gibt Lagen, in denen man eine Nothlüge gebrauchen muß, um den Menschen zu dienen. Tagsüber wurde durch eine dicke Rauchsäule, des Nachts durch Raketen, die vom Stefansthurme aufstiegen, dem Herzog zu erkennen gegeben, daß sein Bote glücklich angekommen und daß man bereit sei, seine Botschaft zu beherzigen.

Wie gewöhnlich fing der Feind auch am 21. schon zeitig Früh zu kanoniren an. Man bemerkte an diesem Tage, daß er Stücke von größerem Kaliber als bisher in Anwendung bringe. Auch die Batterien

in der Leopoldstadt setzten sich wieder in Thätigkeit. In der Löbelbastei, die dem feindlichen Feuer bis nun am meisten ausgesetzt war, ließ der Obristlieutenant Gschwind zum besseren Schutze der Geschütze und der Bedienungsmannschaft die Schießscharten mehr versichern und die Brustwehre durch Balken verstärken. Die Organisirung der Bürgerwehr-Compagnien und die Aufstellung der anderen Freiwilligencorps ging rasch vor sich und war schon so weit gediehen, daß den wackeren Männern ihre Plätze im Vertheidigungsdienste zugewiesen werden konnten. Zur Vermittlung des dienstlichen Verkehrs mit den freiwilligen Vertheidigern wurde ein gewisser Johann Georg Wilhelm Rueß als Adjutant an die Seite des Obercommandanten gestellt; er hatte den Adjutantendienst im Vereine mit den Hauptleuten Kalckreuter und Heisterman und dem Lieutenant Bürger zu versehen.

Ein Vorschreiten der Approchen gegen die beiden attaquirten Bollwerke wurde nicht bemerkt, dagegen arbeiteten die Türken in der Leopoldstadt ersichtlich emsig an dem großen Schutzwalle, der an der Stelle gegenüber den Weißgärbern begann, parallel mit dem Donaukanale lief und bis nahe an die Brigittenau reichte.

Die Garnison erhielt am 21. Juli einen halben Monatssold ausbezahlt.

Bereits früher wurde erwähnt, daß die Hospodare der Moldauer und der Wallachen mit ihren Heerescontingenten in der beiläufigen Stärke von 6000 Mann die beiden von ihnen erbauten Schiffbrücken, welche die Verbindung der Hauptarmee mit dem Prater und der Brigittenau herstellten, zu bewachen hatten. Später schien jedoch das Vertrauen, welches der Großwesir in die beiden Woiwoden setzte, wahrscheinlich weil dieselben Christen waren, wankend zu werden. Kara Mustapha übertrug den Befehl in der Leopoldstadt dem Achmed Pascha von Ssaruchan (Magnesia) und dem Chisir Pascha von Bosnien, welche mit ihren 6000 Egyptiern die wallachisch-moldauischen Kriegsvölker überwachen mußten.

Der 22. Juli war einer der ruhigsten Tage im bisherigen Verlaufe der Belagerung. Die Türken begannen zwar auf der ganzen Linie mit Kanonen- und Bombenfeuer, doch währte es nur kurze Zeit, bis das Feuer auf allen Seiten verstummte. Die Wasserbastei war diesmal

ausschließlich das Zielobject der feindlichen Geschütze am linken Donaukanalufer.

Auch in den Laufgräben hatte während der verflossenen Nacht eine geringe Thätigkeit geherrscht.

Ein Trupp Studenten unternahm an diesem Tage auf eigene Faust einen Ausfall; eine Heerde Ochsen, die sich in der Nähe der Stadt zeigte und wahrscheinlich zur Tränke getrieben wurde, sollte erbeutet werden. Mehrere Stücke wurden in der That glücklich in die Festung gebracht und als willkommene Beute zum Theile dem Spitale, zum Theile den tapferen Studenten überlassen.

An demselben Tage wagte der kaiserliche Resident Baron Georg Christof Kunitz, der gleich dem polnischen Gesandten Proski den Kriegszug des osmanischen Heeres nach Wien im Gefolge des Großwesirs hatte mitmachen müssen, den Versuch, aus dem türkischen Lager einen seiner Diener mit Briefen in die Stadt zu senden. Im Vertrauen darauf, daß der Diener des Residenten türkisch gekleidet und der türkischen Sprache mächtig war, glaubte der Baron Kunitz einen glücklichen Ausgang des Unternehmens erhoffen zu können. Aber die Sache wurde verrathen und der Abgesandte auf dem Rückwege abgefangen und vor den Großwesir gebracht. Zum Glücke gelang es dem treuen Diener, Namens Jakob Heider, auf dem Wege zu diesem die Antwort des Grafen von Starhemberg, die in einem Wachskügelchen verwahrt war, heimlich von sich zu werfen; die schlimmste Gefahr wurde dadurch abgewendet, aber der kaiserliche Resident wurde in der Folge strenger bewacht.

In dem Briefe des Baron Kunitz hieß es unter Anderem, daß sich Kara Mustapha schmeichle, im Verlaufe von wenigen Tagen Herr der Stadt zu werden, und daß bereits mehrere ungarische Magnaten, welche die Sache Oesterreichs für verloren hielten, in das Lager gekommen seien, dem Großwesir ihre Huldigung zu bezeugen.

Die auffallende Stille, die am 23. Juli nach einer kurzen Kanonade den ganzen Tag hindurch im feindlichen Lager herrschte, hatte in der Festung nicht geringe Besorgnisse erregt. Die letzteren erwiesen sich bald als gerechtfertigt. Abends zwischen 6 und 7 Uhr flogen an dem ausspringenden Winkel der Contrescarpe der beiden attaquirten Bastionen zwei

Minen zu gleicher Zeit auf, warfen zwanzig Palissaden ein und tödteten 15 Mann. Gleich darauf unternahmen zum ersten Male die Türken mit großer Vehemenz gegen beide Objecte einen Sturm, den sie dreimal wiederholten. Die Türken wurden in allen drei Stürmen auf das Tapferste mit Granaten, Piken, Sensen und Musketen zurückgetrieben, ohne nur einen Fuß breit Erde gewonnen zu haben; dem Großwesir wurde auf diese Art die Ueberzeugung beigebracht, daß seine Hoffnung, Wien in einigen Tagen zu erobern, nur eitler Wahn sei.

Die Wirkung der feindlichen Minen veranlaßte den Grafen Starhemberg, gleichfalls mit Minen dem feindlichen Angriffe entgegenzuarbeiten. Obgleich der Minenkrieg eine aufreibende Thätigkeit erforderte und ein großer Mangel an kundigen Arbeitern herrschte, so mußte zu diesem Vertheidigungsmittel gegriffen werden; es galt Zeit zu gewinnen, denn Starhemberg gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß geringe Hoffnung auf einen baldigen Entsatz der Festung vorhanden sei.

Eine der größten Schwierigkeiten — nämlich der verhältnißmäßig geringe Vorrath an Schießpulver — ließ sich bald beheben. Freiherr von Kielmannsegg, der die Erzeugung von Pulver verstand, erhielt den Auftrag, den Bau und die Leitung einer Pulvermühle zu übernehmen. Dadurch wurde eine große Verlegenheit beseitigt.

Am 23. wurden im Verlaufe des Morgens durch eine Kanone der Biberbastei zwei Geschütze der feindlichen Batterie an der Schlagbrücke demontirt; ferner wurde vom Judenravelin aus eine Barke, welche Mörser über den Donaukanal auf die Insel bringen wollte, in den Grund gebohrt.

Durch eine Kundmachung ertheilte das Festungscommando den Befehl, daß jedes Haus zunächst dem Walle eine verläßliche Wache im Kellerraume zu bestellen habe, allenfallsige Minenarbeiten des Feindes bei Zeiten zu entdecken. Die Gemüther wurden nicht wenig irritirt, da das Gerücht auftauchte, daß der Feind, durch verrätherische Mithilfe unterstützt, sich einen unterirdischen Weg in die Stadt bahnen wolle.

Während der Nacht arbeitete der Feind in den Laufgräben emsiger, als dies in den vergangenen zwei Nächten der Fall gewesen war; er erweiterte die Gräben und suchte die angegriffenen Bollwerke zu um-

fassen; die Belagerten ihrerseits waren bemüht, die durch die Minen entstandenen Schäden wieder auszubessern.

Am 24. Juli eröffnete der Feind wie gewöhnlich seine Kanonade sehr früh am Morgen; von der Festung aus wurde bis 6 Uhr kräftigst erwidert; dann gebot ein heftiger Platzregen beiderseits Schweigen. Eine Bombe drang durch ein Fenster in den Stefansdom, prallte von der Säule, an welcher die Kanzel angebaut ist, ab und fiel zu Boden. Obgleich die Kirche voll Andächtiger war, richtete das Geschoß, abgesehen von dem großen Schrecken, kein Unheil an.

Abends bemerkte man, daß der Feind neue Minen bei der Contrescarpe der Löbel- und Burgbastei anlege; der Commandant veranlaßte sofort die Anlegung einer Gegenmine.

Viele Besorgnisse erregte die traurige Wahrnehmung, daß das ohnehin nicht zahlreiche Artilleriepersonale bisher sehr empfindlichen Verlust erlitten hatte und somit an einen Ersatz gedacht werden mußte.

Im Laufe dieses Tages entstand ein falscher Alarm, weil mehrere Bürger in den Kellern ihrer Häuser beim rothen Thurm die feindlichen Mineure gehört haben wollten; das verdächtige Geräusch rührte indessen, wie die Untersuchung ergab, nur von Arbeitern her, die in einem Kanale zum Zwecke der Reinigung beschäftigt waren.

Am 25. Juli eröffneten die Türken bei Tagesanbruch aus allen Batterien ein heftiges Feuer gegen die Stadt. Besonders lebhaft war das Bombardement von der Leopoldstadt, so daß viele Häuser auf dem alten Fleischmarkt beschädigt wurden. Plötzlich aber trat eine ungewöhnliche Stille ein, die bis Nachmittag währte. Gegen 4 Uhr sammelten sich zahlreiche Schaaren in den Laufgräben, aus welchen das Geschrei der Türken und die Janitscharenmusik bis in die Stadt drang. Zwischen 4 und 5 Uhr ging eine Mine an der Spitze der Contrescarpe des Burgravelins empor, warf eine größere Anzahl Palissaden ein und tödtete zehn Soldaten.

Begünstigt durch die hier schon sehr weit vorgerückten Laufgräben, suchten die Türken durch dreimaliges Anstürmen sich in den Besitz des bedeckten Weges zu setzen. Die Wucht ihres Ansturmes war sehr groß, so daß in der Vertheidigung ein kritischer Moment eintrat und der

Widerstand schwächer wurde. Da erschienen der General vom Tage, Graf Serenyi, und der Obristlieutenant St. Croy vom Dupigny'schen Regimente mit 100 Grenadieren und griffen mit solcher Entschiedenheit in das Gefecht ein, daß der stürmende Feind nach einem verzweifelten Handgemenge nicht nur zurückgeschlagen, sondern sofort auch ein Ausfall unternommen wurde. Die Türken wurden noch in den Laufgräben verfolgt und ein beträchtlicher Theil ihrer Arbeiten zerstört; die Verluste auf ihrer Seite waren bedeutend.

Groß war der Nutzen, der aus diesem Gefechte für die Belagerten entsprang, aber leider durch das Blut vieler Tapferer sehr theuer erkauft. Obristlieutenant Baron Walter von Würtemberg und Hauptmann Schemnitz von dem Starhemberg'schen Infanterie-Regimente nebst vielen Anderen fanden hier ruhmvoll den Soldatentod.

General de Souches, Hauptmann Guido Graf von Starhemberg, Hauptmann Blumenthal, Lieutenant Baron Dubsky und ein Fähnrich vom Regimente Würtemberg wurden verwundet. Besonders zu beklagen war die tödtliche Verwundung des Oberst-Ingenieurs Georg Rimpler, dem eine Musketenkugel den linken Arm derart zerschmetterte, daß er an den Folgen der schweren Verletzung bald verschied.

Wien kann stolz auf diesen Mann sein, der aus der Ferne herbeikam, um für diese Stadt zu denken und zu streiten, zu bluten und zu sterben.*)

Starhemberg, der Alles durch seine Thätigkeit aneiferte und wo die Gefahr eintrat immer der Erste am Platze war, wurde auch diesmal wieder am Arme durch einen Bombensplitter verwundet, als er nach dem glücklich abgeschlagenen Sturme den Posten visitirte und einige Arbeiten anordnete.

---

*) Rimpler war der Sohn eines Bürgers zu Laissing in Sachsen, nicht blos Kriegsmann, sondern auch ein edler Mensch und der größte Ingenieur seiner Zeit. Die von ihm herausgegebenen Werke über Festungsbaukunst haben noch heute ihren Werth. Der Markgraf Hermann von Baden, der ihn bei der Belagerung von Philippsburg kennen lernte, bewog ihn, in kaiserliche Dienste zu treten. Am 25. Juli erhielt er eine Janitscharenkugel in den Arm. Der Unmuth, am Kampfe nicht theilnehmen zu können, und seine Unlust, sich während der Krankheit zu schonen, beförderten seinen Tod, der am 1. August 1683 erfolgte.

Der bedeckte Weg war für dieses Mal wieder gerettet. Aber der würdige Commandant äußerte in dem durch einen Kundschafter an den Kaiser abgesendeten Rapporte große Besorgnisse wegen der längeren Behauptung dieses Weges und bat um möglichst baldigen Entsatz, trotzdem er der Garnison, sowie der Bürgerschaft für deren gute Haltung die vollste Anerkennung zollte.

Nach einer kurzen Kanonade trat am 26. Juli im feindlichen Lager eine ungewöhnliche Ruhe ein, welche die Befürchtung aufkommen ließ, daß wieder ein Sturm zu gewärtigen sei. In dem Garten und in dem Ziegelofen, die vor dem rothen Hofe lagen, erbauten die Türken eine Batterie. Diese Arbeit wurde ihnen durch Geschützfeuer von der Löbel- und Burgbastei sehr erschwert und kostete viele Opfer. Ueberhaupt wurde das Feuer der Belagerten von Tag zu Tag wirksamer, was der umsichtigen Thätigkeit des geschickten Artillerie-Obersten Börner zu danken war, der das Artilleriewesen in der Festung leitete.

Gegen Abend ließen die Wiener die erste Vertheidigungsmine außerhalb der Contrescarpe an der rechten Seite des Burgravelins auffliegen. In Folge der fehlerhaften Anlage entsprach indeß die Wirkung den allgemein gehegten Erwartungen nicht, ja man hatte sogar Verluste zu beklagen, da drei Mineure auf der kaiserlichen Seite verschüttet wurden.

Im Allgemeinen hat man während der ganzen Belagerung mit dieser Art der Kriegführung nie den gewünschten Erfolg erreicht, weil unter den Besatzungstruppen nur wenige geübte Mineure waren, während um jene Zeit die Hauptstärke der türkischen Belagerungskunst im Minenangriffe lag. Zum Unglücke waren die bestgeschulten, daher brauchbarsten Mineure der Armee nicht in der Festung anwesend, sondern bei dem durch Kara Mustaphas eiligem Anmarsche abgeschnittenen Nachtrab des Herzogs von Lothringen. Dieser Zweig der Vertheidigung war daher — abgesehen von einigen Fachmännern — in der Hand kühner Dilettanten, welche die mangelnde Sachkenntniß und Uebung allerdings durch brennenden Eifer und muthige Todesverachtung zu ersetzen suchten.

Vor Einbruch der Dunkelheit wurde am 26. Juli ein von den Türken aufgefangenes Schreiben, an einen Pfeil geheftet, in die Festung zurückgeschleudert. Dem Schriftstück war eine abermalige Aufforderung

zur Uebergabe beigefügt; dieselbe war in lateinischer Sprache abgefaßt, machte den Bürgern für den Fall der Capitulation große Versprechungen, spielte auf bereits früher aufgefangene Briefe an und schloß mit der Bemerkung: „daß die Belagerten nicht nothwendig hätten in Chiffern zu schreiben, da ihr kläglicher Zustand ohnehin der ganzen Welt bekannt sei, dieser Zustand sei übrigens eine gerechte Strafe, weil sie den Zorn des Sultans gereizt hätten".

Das Benehmen des Großwesirs während der ganzen Belagerung bewies deutlich, daß es ihm weit eher erreichbar schien, Wien durch Capitulation als durch Sturm zu bezwingen. Außerdem hätte eine durch Feuer zerstörte, geplünderte Stadt mit beinahe rasirten Festungswerken seinen Plänen nicht entsprochen. Seine Habsucht schmeichelte sich mit der Hoffnung, die bereits zusammengerafften Schätze mit jenen der Hauptstadt zu vermehren; das war eben nur durch eine Capitulation möglich, denn wenn die Stadt mit stürmender Hand erobert worden wäre, hätte die so theuer erkaufte Beute den Truppen preisgegeben werden müssen.

Am 27. Juli währte auf beiden Seiten die heftigste Kanonade von Morgens bis Abends. Gegen Abend unternahm der Feind einen Sturm gegen den ausspringenden Winkel der Contrescarpe des Burgravelins und setzte sich rasch in den Vertiefungen fest, welche von der Minensprengung am 23. herrührten und nicht wieder ausgefüllt worden waren. Begünstigt durch diesen Umstand, fochten die Türken sehr hartnäckig. Dreiundzwanzig Janitscharen sprangen sogar über die Palissaden mitten unter die Vertheidiger auf den bedeckten Weg; aber diese Waghalsigen wurden sofort in den Graben geworfen und dort in Stücke gehauen. Nachdem die Türken einen Verlust von 300 Mann erlitten hatten, zogen sie sich zurück.

Die Besatzung verlor in diesem Kampfe den Obristwachtmeister Karl Burghardt Baron Gallenfels vom Mansfeld'schen Regimente, der wenige Stunden nach dem Gefechte an der Wirkung eines vergifteten Pfeiles verschied, obschon sein Nebenmann im Kampfe, der Generalwachtmeister Graf Serenyi, das Geschoß — im Augenblicke der Verwundung — aus der leichten Wunde herausgezogen hatte. Außerdem deckten 40 Todte und die doppelte Zahl Verwundeter den Kampfplatz.

Unter den Letzteren befanden sich der General Serenyi und der Obristwachtmeister Franz Christof Montenelli vom Regimente de Souches, der wegen seiner bei dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit zum Obristlieutenant im Regimente Würtemberg ernannt wurde.

Für die Besatzung der Stadt war jeder Verlust um so fühlbarer, weil sie nicht allein einen unternehmenden Feind vor ihren Mauern zu vertreiben, sondern einen noch fürchterlicheren im Innern der Festung — die ansteckenden Krankheiten, die sich schon allenthalben zeigten — zu bekämpfen hatte. Starhemberg war daher gezwungen, zu dem äußersten Mittel zu greifen; er verordnete die allgemeine Bewaffnung; die Menge sollte ersetzen, was an geübten Truppen abging.

So oft das Sturmzeichen der großen Glocke zu St. Stefan ertönte, mußten alle wehrfähigen Leute ohne Unterschied des Alters, die bisher in keine der Freicompagnien eingereiht waren, sich auf dem Hofe, der Freiung oder auf dem Neumarkt versammeln; den Säumigen oder Ungehorsamen drohte die Todesstrafe. Die Bewaffnung dieses letzten Aufgebotes bestand aus Spießen, Sensen und Morgensternen. Tag und Nacht wurde an diesen in der Hand des Entschlossenen fürchterlichen Waffen, sowie an Fußangeln, spanischen Reitern und an auf Rädern beweglichen Traversen, welche zur Sperrung der Straßen dienten, gearbeitet. Zugleich wurden neue Vertheidigungsabschnitte auf den den Wällen zunächst gelegenen Straßen und Plätzen errichtet.

Der nächste Tag, der 28. Juli, verging unter fortwährendem Kanonenfeuer, das besonders von der neugebauten feindlichen Batterie beim Ziegelofen kräftig unterhalten wurde. Das Bombenwerfen aus der Leopoldstadt verursachte in dem dem rothen Thurme nahe gelegenen Stadttheile großen Schaden. Das Haus „zum goldenen Wolf“ wurde gänzlich zusammengeschossen, der Verkehr in den Gassen in jener Gegend war unmöglich geworden.

Einige christliche Gefangene, denen die Türken die Köpfe abgeschoren hatten, und die nach türkischer Sitte bekleidet worden waren, fanden am 28. Gelegenheit, aus dem feindlichen Lager zu entkommen und in die Stadt zu flüchten. Abends sprang an der Contrescarpe der Löbelbastei eine Mine, warf eine Palissadenreihe ein und verwundete

18 Soldaten. Man erwartete auf diese große Wirkung hin einen Sturm, aber der Feind begnügte sich, unter dem Schutze der Geschütze die Laufgräben zu erweitern; auch auf kaiserlicher Seite gewann man Zeit, den beschädigten Theil der Contrescarpe herzustellen und die Palissaden wieder einzurammen.

Den 29. Juli hindurch blieb es gleichfalls ziemlich ruhig. Das feindliche Feuer war sogar schwach und aus untrüglichen Anzeichen ließ sich auch entnehmen, daß auf türkischer Seite bereits Mangel an Munition eingetreten sein mußte, denn der Feind benützte die aus der Stadt geschossenen Kugeln und allerlei Eisenstücke. Der gute Erfolg einer Nachmittags 4 Uhr vor dem Burgravelin entzündeten Mine, durch welche die dreifache Reihe der Palissaden eingeworfen, 7 Mann verschüttet und 30 blessirt wurden, blieb von dem Feinde unbenützt; der letztere arbeitete in den Approchen fort und duldete sogar die Ausbesserung des stark beschädigten bedeckten Weges.

Am 30. Juli feuerte der Feind auch mit der neuen Batterie im Garten des rothen Hofes. Der Bau derselben war bereits vor vier Tagen begonnen, wegen des heftigen Feuers der Belagerten aus der Burgbastei aber erst in der Nacht vorher beendet worden. Das feindliche Geschützfeuer war diesmal besonders auf die Burgbastei gerichtet. Um 2 Uhr Nachmittags explodirte eine feindliche Mine nahe der Contrescarpe der Burgbastei, wobei drei Mann der Kaiserlichen getödtet wurden; eine Abends 8 Uhr von Seite der Besatzung entzündete Mine mißlang gänzlich.

Mittelst Verordnung des Festungscommandos wurde der von Bürgern, Studenten u. s. w. bisher geübte Unfug, auf eigene Faust und ganz unzweckmäßig Ausfälle zu unternehmen, abgestellt und den Uebertretern dieses Befehles die Todesstrafe angedroht.

Am Morgen des 31. Juli begann um 7 Uhr Früh die feindliche Kanonade mit nie vorher bemerkter Stärke gegen die Burgbastei. Obristlieutenant Gschwind, welcher in dieser Bastei den Befehl führte, ließ das feindliche Feuer, vornehmlich jenes der Batterie im Garten des rothen Hofes, nicht unbeantwortet. Mit Ruhe und Entschlossenheit leitete er den Geschützkampf und nachdem er zwei Kanonen demontirt hatte,

brachte er auch die übrigen Geschütze dieser gefährlichen Batterie zum Schweigen; aber das seit dem frühen Morgen anwährende Bombenwerfen konnte nicht erwidert werden. Eine feindliche Bombe fiel in der Burgbastei so unglücklich auf, daß sich mehrere gefüllte Granaten die dort vorräthig waren, entzündeten. Es fehlte nicht viel, so wäre der Besatzung durch diesen Unfall in dem Obristlieutenant Gschwind einer der fähigsten Offiziere geraubt worden, ein Verlust, der um so empfindlicher gewesen wäre, da an demselben Tage auch der allgemein geschätzte Artillerie-Oberst Börner verwundet wurde.

Gschwind, der in der Nähe der entzündeten Granaten mit dem Richten eines Mörsers beschäftigt war, warf sich im Momente der Gefahr platt auf den Boden und entging dadurch dem sicheren Tode.

Da der Cavalier*) der Löbelbastei schon so arg zerschossen war, daß die Geschütze und die Bedienungsmannschaft gegen das feindliche Feuer nicht mehr zu schützen waren, so wurden auf Befehl des Grafen Starhemberg in der Nacht die Kanonen herausgenommen und theils in der Bastion, theils an der Courtine aufgestellt. Die Feinde waren mit ihren unterirdischen Arbeiten um diese Zeit schon so weit vorgeschritten, daß sie nicht mehr weit vom Graben entfernt waren. Die Türken standen den Belagerten schon so nahe, daß sie zusammen sprechen und mit den Händen einander erreichen konnten. Besonders in der Nacht arbeiteten die Feinde mit bewunderungswürdiger Emsigkeit an dem Vorwärtsbringen ihrer Sapen und an der Anlage von neuen Werken, eine Thätigkeit, die ihnen bei Tage durch das wohlgezielte, mörderisch wirkende Geschütz- und Hakenfeuer der Vertheidiger beinahe unmöglich gemacht wurde. Ihre Laufgräben kleideten sie zum besseren Schutze vor den Bomben und Granaten zu beiden Seiten mit Holzstämmen aus, auch bedeckten sie dieselben mit Pfosten, die überdies mit Sandsäcken noch besser verwahrt wurden. Für die Paschas und Sandschakbegs, welche die Arbeiten in den Approchen zu überwachen hatten, wurden unterirdische Räume ausgeweitet, gleich Gemächern mit Ziegeln gepflastert, mit Teppichen

*) Cavalier heißt ein Werk, welches in einer Bastion oder auch an anderer Stelle in einer Höhe errichtet ist, welche gestattet, die vorliegende Gegend zu übersehen und feindliche Batterien zu beherrschen.

belegt, mit Sophas und Aborten versehen und die letzteren mit den aus den Kirchen geraubten Heiligenbildern ausspalirt.

Die Belagerer waren mit ihren Arbeiten schon so nahe an die Gegenböschung (Contrescarpe) gekommen, daß sie am 31. Juli mit den Belagerten handgemein wurden; mit Prügeln und Schaufeln schlugen die Türken auf die hinter den Palissaden liegenden Soldaten los, während diese mit Hellebarden und Handgranaten die Feinde empfingen und zurücktrieben. Auf Veranlassung des Generals Grafen Daun kamen bei dieser Gelegenheit Sicheln und Sensen, an lange Stangen gebunden, zur Anwendung, Waffen, mit denen die Feinde aus den Erdlöchern förmlich wie mit Haken herausgehoben wurden.

Obgleich die Türken bei ihren bisherigen Versuchen, in den Graben zu dringen jederzeit mit blutigen Köpfen zurückgetrieben worden waren, so ließ ihr immer weiteres Vordringen in den Minengängen nichtsdestoweniger einen baldigen heftigen Sturm befürchten. Der immer wachsame Festungscommandant traf dagegen die wirksamsten Gegenanstalten. Unter den Vorkehrungen waren die folgenden die wichtigsten: in der Front, wo die stärksten Angriffe zu gewärtigen waren, wurden neue Abschnitte geschaffen, spanische Reiter, Fußtreppen mit aufwärts gekehrten starken Nägeln, dann dreieckige Fußangeln und Palissaden aus den Zeughäusern auf die am meisten bedrohten Punkte überführt und gehörig vertheilt. Siedendes Wasser, Pech und Feuerbrände wurden bereit gehalten.

Der überaus thätige Graf Starhemberg kannte für seine Person keine Gefahr; er fand sich an den bedrohtesten Punkten ein und setzte sich furchtlos dem feindlichen Feuer aus, wenn es galt, seinen Untergebenen mit gutem Beispiele voranzugehen. Dreimal des Tages und einmal im Verlaufe der Nacht machte er die Runde um die ganze Stadt, um sich zu überzeugen, ob den ergangenen Befehlen allseitig entsprochen werde. Seinem Scharfblicke entging nicht der geringste zu benutzende Umstand; unermüdlich in der Anordnung von Vorkehrungen und in der raschen Ergreifung der wirksamsten Hilfsmittel, war er stets zur Stelle, wo die Gefahr eintrat.

Nicht der Eifer allein für die Erhaltung der Hauptstadt, sondern auch die Vielseitigkeit der Fürsorge Starhemberg's verdient die höchste

Bewunderung. Derselbe Mann, der unter den schwierigsten Verhältnissen den großartigen Vertheidigungskampf leitete, kümmerte sich zugleich um die wohlfeilen Preise aller Lebensbedürfnisse, handhabte die zweckmäßigsten Sanitätsmaßregeln und sorgte väterlich für die Kranken und Verwundeten.

Starhemberg war eben so oft in den Spitälern und Bäckerläden, wie im Zeughause, und so wie er früher mit der Kopfwunde seine Pflicht nicht versäumt und, in einer Sänfte ruhend, die Wälle inspicirt hatte, so war er auch später, als er von der epidemischen Ruhr ergriffen wurde, nicht weniger um das Wohl der Stadt und ihrer tapferen Vertheidiger besorgt. Alles ermunternd, aneifernd und durch eigenes Beispiel aufrichtend, dabei milde und freundlich im Umgange, konnte er in der Handhabung der Disciplin alle Rücksichten bei Seite setzen und eine Strenge zeigen, die an Härte grenzte. Ein Hauptmann, der den Befehl zum Vorrücken erhalten hatte und nur einen Augenblick zögerte, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Einem Lieutenant, der in der Löbelbastei auf Wache stand und es zuließ, daß sich in der Nacht die Türken unfern von seinem Posten eingruben, ließ er die Wahl zwischen dem Galgen und dem Wagestück, einen Ausfall mit 24 Mann zu machen und die Arbeiten der Feinde wieder zu zerstören. Der Lieutenant wählte das Letztere und fand mit dem größeren Theil seiner Begleitung in den Trancheen den Tod. Soldaten, welche über den anstrengenden und gefährlichen Dienst in der Festung laut gemurrt hatten, mußten auf der Stelle um ihr Leben würfeln. Zwei Knaben im Alter von 12 und 15 Jahren, die sich als Kundschafter der Türken hatten gebrauchen lassen, wurden ungeachtet ihrer Jugend enthauptet.

Täglich bestieg der Graf Starhemberg den Stefansthurm. In dem nordöstlichen Eckpfeiler zeigt man noch heute die steinerne Bank, von der aus er das feindliche Lager übersehen konnte und seine Beobachtungen machte.

Sowie der tapfere Starhemberg alle Anstalten zu einer nachhaltigen Gegenwehr traf, so leitete auch der Großwesir selbst alle Belagerungsarbeiten mit unermüdlichem Eifer. Jeden dritten Tag ließ er sich in einer durch eiserne Platten gut verwahrten Sänfte in die Approchen

tragen, besichtigte die ausgeführten Arbeiten und traf weitere Anordnungen. Ungeduldig und erbost über die geringen Fortschritte ließ er die Nachlässigen züchtigen und trieb die Janitscharen mit dem bloßen Säbel in der Faust zum Sturme an.

Zum Zwecke eines längeren Aufenthaltes in den Laufgräben hatte er seinen eigenen Posten, der tief eingegraben, mit Steinen ausgepflastert, mit Baumstämmen eingedeckt und mit einer dichten Lage von Sandsäcken gegen die Wucht der Bomben gesichert war. Zuweilen stieg er auch auf den Kirchthurm von St. Ulrich, um die Arbeiten auf den Wällen der Festung besser in Augenschein nehmen und darnach die erforderlichen Maßnahmen treffen zu können.

Bevor wir die Ereignisse in und vor Wien weiter zu schildern versuchen, müssen wir uns mit den Vorgängen bei den kaiserlichen Truppen vertraut machen, die unter Commando des Herzogs Karl von Lothringen die beobachtende Stellung auf der Donauinsel aufgegeben und bei Jedlersee ein Lager bezogen hatten. Die Kämpfe des Herzogs Karl mit Tököli jenseits der Donau stehen mit dem Unternehmen des Kara Mustapha in so engem Zusammenhange, daß sie nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Unmittelbar nach der pomphaften Zusammenkunft des Grafen Tököli mit dem Großwesir in Essegg kehrte Ersterer nach Ober-Ungarn zurück, um seine Armee mit den Truppen der Paschas von Erlau und Großwardein zu vereinigen und im Sinne des getroffenen Uebereinkommens die Kaiserlichen in Ober-Ungarn zu beschäftigen, während der Großwesir dieselben mit der Hauptmacht in Nieder-Ungarn angreifen wollte. In Ober-Ungarn waren, wie schon erwähnt, die Ungarn unter ihrem Palatin, dann Graf Schulz mit einigen Dragoner-Regimentern, endlich Fürst Lubomirski mit circa 3000 für die kaiserlichen Dienste angeworbenen Polen zur Vertheidigung des Waagflusses aufgestellt. Als die Türken aber die Raab überschritten hatten, mußte auch die Vertheidigungsstellung an der Waag aufgegeben werden. Schulz und Lubomirski zogen sich in Bestürzung gegen Wien zum Armeecorps des Herzogs

Karl zurück; die Ungarn traten in der Mehrzahl zu den Rebellen über, und dem von seinen Soldaten verlassenen Palatinus blieb kaum Zeit übrig, um die in Preßburg gefährdete Krone des heiligen Stefan in Sicherheit zu bringen.

Durch diese Vorgänge war Ober-Ungarn wie mit einem Schlage von aller Vertheidigung entblößt und der Willkür des Tököli und seines Anhanges in gleicher Weise preisgegeben wie Nieder-Ungarn und Inner-Oesterreich den Türken.

Zur Festhaltung der mit so geringen Mitteln errungenen Vortheile fehlte Tököli ein Platz an der Donau, der nahe genug lag, die Verbindung mit dem türkischen Heere am andern Ufer zu sichern. Preßburg dünkte ihm dazu der bestgeeignete Punkt, umsomehr, als eine abgebrochene Schiffbrücke unter den Kanonen des nur schwach besetzten festen Schlosses lag, und er hoffen konnte, den Commandanten zur schleunigen Uebergabe zu vermögen. Ein großer Theil der Einwohner war seiner Partei zugethan und hielt im geheimen Einverständniß zu ihm. Als Tököli erfuhr, daß die Belagerung von Wien eine entschiedene Sache sei, überschritt er mit 14.000 Ungarn und 6000 Türken unter den Paschas von Erlau und Peterwardein die Waag, rückte über Tyrnau nach Preßburg und belagerte das Schloß, nachdem ihm die Stadt die Thore freiwillig geöffnet und den Eid der Treue geleistet hatte.

Die Besatzung des Schlosses war entschlossen, dasselbe auf das Aeußerste zu vertheidigen, allein gering an Zahl, konnten sie nicht verhindern, daß die Belagerer eine Schiffbrücke, zu der das Material vorhanden war, zu schlagen begannen.

Als der Herzog von Lothringen die erste Nachricht davon erhielt, daß sich Tököli über Tyrnau her nähere, hob er das Lager bei Jedlersee auf und marschirte an die March. Der Obristwachtmeister Ogilby vom Regimente des Markgrafen Ludwig von Baden wurde mit 200 Mann Infanterie und 300 Reitern vorausgesendet mit dem Auftrage, sich als Verstärkung der kaiserlichen Besatzung in das Schloß Preßburg zu werfen. Dieses Unternehmen scheiterte aber vollständig, da Ogilby am 26. Juli von einer überlegenen Abtheilung feindlicher Reiterei angegriffen und geschlagen wurde.



Die Entsatzschlacht am 12. September 1683.

Gleichzeitig mit der Nachricht von dem mißlungenen Versuche des Detachements Olgiby erfuhr man, daß ein türkisches Corps von 10.000 Mann aus dem Lager von Wien vor Preßburg in der Absicht angelangt sei, nach Vollendung der Brücke zu Tököli zu stoßen; daraufhin entschloß sich der Herzog, am 28. Juli die March an zwei Stellen zu überschreiten und mit der gesammten Reiterei nach Preßburg zu marschiren. Er wollte vor Allem die Eröffnung der Schleuße verhindern, hinter welcher die raublustigen Horden der Tataren und Türken bereit standen, sich in das Marchfeld zu ergießen, die reichen Hilfsquellen der dortigen, vom allgemeinen Kriegselende noch ziemlich verschont gebliebenen Gegenden zu vernichten und die Vereinigung der zum Entsatze von Wien nahenden Verbündeten zu verhindern.

Am 29. Juli kam er vor Preßburg an. Er warf eine Truppenabtheilung als Verstärkung in das Schloß, eroberte die Vorstädte und zwang nach einer ausgiebigen Kanonade die Stadt zur Uebergabe. Tököli, der mit den türkischen Paschas über die militärischen Maßregeln in Zwist gerieth, andererseits durch das kühne Vorgehen der Oesterreicher überrascht wurde, wagte es nicht, sich mit dem ruhmvollen kaiserlichen Feldherrn zu schlagen, und nur die ein wenig verzögerte Uebergabe der Stadt verschaffte ihm die Möglichkeit, den größeren Theil seiner Truppen zu retten; ungeachtet dessen erlitt er namhaften Verlust, denn im Vereine mit dem mittlerweile auf dem Kampfplatze eingetroffenen polnischen Reitercorps ereilte der Herzog von Lothringen die ungarischen und türkischen Truppen und erfocht einen vollständigen Sieg, der die Feinde in große Verwirrung setzte und sie bis Tyrnau zurückwarf. Bei 1000 feindliche Wagen mit dem größten Theile des Gepäckes und ein Aga fielen den Siegern in die Hände; von Tököli's besten Kriegern blieben 600 todt in der Ebene liegen. Lubomirski und seine Polen verrichteten Wunder der Tapferkeit.

Die vollständige Reinigung des linken Donauufers, sowie die wiedereröffnete wichtige Verbindung mit den Festungen Comorn und Raab waren die schätzenswerthen Früchte dieses Sieges.

Die Türken schoben die Schuld an dieser Niederlage auf die unvorsichtigen Maßregeln Tököli's, während dieser die geringe Unterstützung

von Seite der commandirenden Paschas als die Ursache des Mißerfolges bezeichnete. Der Großwesir Kara Mustapha suchte zwar diese Schlacht und deren Erfolg als höchst unbedeutend im großen Lager vor Wien darzustellen, aber die Schmach der erlittenen Niederlage und die geheimen Vorwürfe des Großwesirs stachelten Tököli zur vollen Wuth auf.

Dieser durchstreifte mit seinem bald wieder ergänzten Heere Ober-Ungarn und suchte durch Versprechungen und Drohungen die noch von den kaiserlichen Truppen besetzten Plätze zu gewinnen. Als ihm auch diese Absicht durch die Tapferkeit der Befehlshaber vereitelt wurde, zog er 14.000 Türken an sich und fiel im Monat August in das fruchtbare Marchfeld ein, um vom Herzog Karl von Lothringen noch empfindlicher aufs Haupt geschlagen zu werden, wovon später an geeigneter Stelle ausführlicher Bericht erstattet werden soll.

Nach dem Entsatze von Preßburg ließ Herzog Karl die Bürger der Stadt aufs Neue dem Kaiser den Huldigungseid leisten, nachdem dieselben ihren offenbaren Verrath durch den Zwang der Nothwendigkeit entschuldigt hatten. Das vorhandene Brückenmaterial wurde unbrauchbar gemacht, und Karl von Lothringen rückte mit seinen Truppen wieder in die Centralstellung am Bisamberge ein. Der Marchfluß wurde durch kleine Abtheilungen beobachtet. In dieser Centralstellung, unmittelbar im Angesichte der Belagerten, erhielt sich der Herzog fast den ganzen Monat August, indem er von hier aus mit musterhafter Thätigkeit nicht allein die kaiserlichen Erblande nördlich der Donau vom Feinde rein erhielt, sondern auch unternehmende Parteigänger ober- und unterhalb Wiens über die Donau schickte. Die Letzteren warfen sich auf die Verbindungen der Belagerer, führten einen erfolgreichen kleinen Krieg gegen sie und setzten im Vereine mit den österreichischen Landaufgeboten den schändlichen Raubzügen der Tataren so glücklich Schranken, daß der Tataren-Chan zuletzt kaum mehr wagte, aus seinem in der Ebene von Tulln aufgeschlagenen Lager herauszugehen.

Da die Affaire bei Preßburg von uns bisher nur in wenigen Worten berührt wurde, so lassen wir hier zur Vervollständigung einen Theil des Berichtes folgen, den der Herzog dem Kaiser am 30. Juli erstattete.

„Der Prince Louy (Ludwig von Baden), welcher die Avantgarde geführt und solche mit großer conduite gepostiret hat, hat mich also gleich berichtet, daß er das Lager der Rebellen sehete, wie in gleichen auch zu wissen gemacht, daß sich die Statt Preßburg Euer Kaiserlichen Majestät Protection alsogleich wiederumb unterworffen; ich habe zu eben solcher Zeit auch gesehen, daß sich der Feind in Battaillie seze. Erachtend daß, weillen er alle seine Leuth auß der Statt Preßburg gezogen, der Feind ziemblich schwach sein müsse, habe ich Euer kaiserlichen Majestat Cavallerie durch das Weingebürgh auf den Feind avanziren lassen, und seindt des Feindts Truppen mit den unserigen also gleich zu Scharmiziren khomen, einige Ihrer Truppen gegen uns avanziret, welche sie bedekhet haben, habe ich das erste Treffen geformiret und solches darauf, dem anderten Treffen Platz zu machen, auch avanziren lassen, worauf sich der Feindt mit gueter Ordnung an ein bedektes Orth in den Wald einen Mußqueten Schuß von ihren Lager angefangen hat zu retiriren, wo ich geglaubt, das er einige Infanterie gestelter haben könnte, und daß sie daselbsten auf uns treffen würden; da sie aber seheten, daß ich meinen Marsch auf sie zu continuire, haben sie sich von neuem wiederumb retiriret, welches mich obligiret hat, die Polackhen zu commandiren Ihnen nachzufolgen, welche den Feindt dergestalten verfolget und in Unordnung gebracht haben, daß derselbe theils gegen die Donau, theils gegen dem Gebührg geflogen, der größere Thaill Ihrer Armee aber, wie ich vermuthet, sich nach Schinta retiriret haben müsse.

Der Verlust des Feindts Mannschaft ist zwar nicht so considerabel, weil man selbigem nicht hat nachsetzen khönen und daß ich nicht gewollt habe, daß die Polakhen allein Ihnen so weit nachfolgen sollen, daß ich sie nit von den unserigen secundiren khönte, und daß auch Euer Majestät Cavallerie einer so leichten Reiterei nit hat gefolgen khönen, haben sie Polakhen den Feindt nit weiter als drei Stunden weit poussiret, wodurch die Türkhen und Rebellen ihre pagage, welche über Tausend Wagen gewesen sein sollen, verloren und das Meiste die Polackhen überkommen. Es sein von den Türkhen und Rebellen an unterschidlichen Orthen gegen 600 Mann auf dem Platze Todter gesehen, gefangen aber wenig bekohmen worden, von welchen der vornehmere ein Aga ist, und solt Er

von ihrer Armee viel wissen; von Euer kaiserlichen Majestät und denen Polackhen aber ist Niemandt geblieben, weillen der Feindt nit gestanden, und wie ich berichtet worden, sollen sie ihre Stuckh, und Infanterie in der Nacht, weilen sie meinen Marsch, der Gefangenen Aussag nach vernohmen, retiriret haben. Wie stark aber die Rebellen mit denen Türkhen gewesen, kan ich Euer kaiserlichen Majestät aigentlich nicht zu wissen machen, indeme die Gefangene mit der Zahl nit mit einander übereinstimmen, und ein Thaill demselben 30 Thaill 20.000 Mann stark gemacht haben. Ihrem Lager nach, hat mich gedünckhet, daß der Feindt wohl 20.000 Mann stark gewessen sein müsse; Euer kaiserlichen Majestät Truppen haben bezeugt, mit was Freuden sie vor den Feindt gehen thuen; der Fürst Lubomirski mit seinen polnischen Völkhern hat diese Action schier allein ausgeführt, ist aber von Euer kaiserlichen Majestät Reiterei sousteniret worden. Die Avantage von dieser Action besteht hauptsächlichen in disen, daß man diese nahe Communication von diß- und jenseits der Donau bei Preßburg mit den Feindt abgeschniten, und daß man die Rebellen in einen Standt gesetzt hat, daß sich dieselbe gegen Euer kaiserlichen Majestät Waffen nicht leicht mehr setzen, sondern hoffentlich von tag zu tag mehr abnehmen werden."

Wir ersehen aus alldem, daß der Herzog von Lothringen der ihm zu Theil gewordenen Aufgabe — die Erblande zu decken und dem Feinde bei Gelegenheit Abbruch zu thun — nach Möglichkeit gerecht wurde. Gegenstand seiner Sorge war zunächst, dem Tököli den Uebergang über die March zu verwehren, damit er dem kaiserlichen Heere nicht in den Rücken komme; außerdem richtete er sein Augenmerk darauf, daß alle befestigten und haltbaren Plätze in Niederösterreich mit Besatzungen versehen wurden, wie sie für den Widerstand nöthig waren und, wenn es Noth that, auch für Ausfälle ausreichten. Die Stadt Krems erhielt eine Truppenzahl, welche stark genug war, auch die nahe gelegene, sehr wichtige Donaubrücke zu decken. Sehr bewährte Offiziere wie Graf Dünnewald und Leslie wurden mit dem dortigen Commando betraut; nach Tulln wurde Baron d'Orlice gesendet; selbst Klosterneuburg, dessen Stift und obere Stadt unter der Leitung wackerer Männer tapferen Widerstand leistete, wurde mit einer Truppenabtheilung bedacht.



Johann Heinrich Graf von Dünewald,

kaiserlicher General und Oberst eines Kürassier-Regiments,

geboren 1620,

gestorben 1691 als kaiserlicher General-Feldmarschall.

Die Besatzung in Wiener-Neustadt wurde namhaft verstärkt, wodurch es ihr möglich wurde, durch Ueber- und Ausfälle einige Vortheile über feindliche Streifcorps zu erlangen.

Die Landesmarschälle Otto Ehrenreich Graf von Abensberg-Traun und Wolf Graf von Weißenthurn in den Herzogthümern Oesterreich unter und ober der Enns gingen zwar spät, aber dann um so energischer daran die geeigneten Maßregeln für die innere Vertheidigung des Landes zu treffen. Alle wehrfähigen Männer der Landbevölkerung wurden aufgeboten, in Abtheilungen zusammengestellt und zum Theil als Besatzung in die festen Schlösser und Klöster gelegt, zum Theil dazu verwendet, den räuberischen Tatarenhorden das Vordringen zu verwehren.

Die Ufer der Flüsse Ybbs und Enns wurden mit Schanzen und Palissaden an den schwächsten Punkten verstärkt, die Straßen und Walddefilés gesperrt, Verhaue angelegt, kurz alle Vertheidigungsanstalten getroffen, die unter den schwierigen Verhältnissen und in der kurzen Zeit möglich waren.

Graf Herberstein schützte, verstärkt durch ein Aufgebot aus dem Landvolke, mit einem kleinen Truppencorps die Grenze Steiermarks, indem er die am meisten bedrohten Zugänge besetzt hielt.

Der Vandalismus, mit dem das türkische Heer auf dem Marsche durch Niederösterreich alles Korn zerstörte und in der Umgebung von Wien alle Vorräthe an Mehl und anderweitigen Victualien verwüstet oder leichtsinnig vergeudet hatte, zwang die Barbaren bald, ihre Verproviantirungs- und Fouragirungszüge auf weitere Entfernungen auszudehnen, um den Bedarf für die ungeheure Menge von Menschen und Thieren decken zu können. Ein zu diesem Zwecke entsendetes Detachement kam auch bis Neustadt, um in dieser Gegend zu rauben und zu plündern. Ein Convoi von circa 600 Wagen, die mit Verpflegsvorräthen beladen waren, stand bereit, um in den ersten Tagen des August nach Wien abzugehen. General Dünnewald, der mit mehreren Escadronen in dem Defilé von Schottwien stand, erhielt davon Nachricht, überfiel die sorglose Bedeckungsmannschaft, hieb sie nieder, nahm die Wagen und beunruhigte den Feind bis Pottendorf.

Von demselben Schicksale wurde zu gleicher Zeit ein zu ähnlichem Zwecke nach Petronell entsendetes Detachement ereilt. Die Donau selbst schützte in diesem Falle die Türken nicht vor dem unternehmenden Geiste Lubomirski's. Er übersetzte mit seinen polnischen Reitern den breiten Strom, verjagte und verfolgte die Feinde, auf welche er stieß, und kehrte über die Leichen mehrerer hundert Tataren wieder auf das linke Donauufer zurück.

Wir kehren nunmehr zur Geschichte der belagerten Haupt- und Residenzstadt zurück. Die Geschichte berichtet wenige Beispiele von so hartnäckiger Vertheidigung eines bedeckten Weges, wie sie während der Belagerung von Wien durchgeführt wurde. Am 1. und 2. August versuchten die Feinde wiederholt die Palissaden an dem ausspringenden Winkel des Ravelins beim Burgthore einzureißen, zu verbrennen oder mit Erde zu überschütten, aber die gewichtigen Hiebe mit Sensen und Morgensternen, die unausgesetzt auf die Türkenköpfe niedersausten, trieben die Angreifer immer wieder zurück.

Die Türken, beharrlich in ihrem Erdaufwerfen, standen schon um eine Klafter höher als die Vertheidiger des bedeckten Weges, warfen Pechkränze und andere Brennstoffe auf die Palissaden, aber die Christen brachten Wasser in ihren Hüten herbei, um das Feuer zu dämpfen. Die Verluste auf beiden Seiten waren sehr beträchtlich, aber der bedeckte Weg wurde immer wieder gerettet.

Am 1. August war feierlicher Gottesdienst in der Stefanskirche, und am 2., am Festtage der heiligen Portiuncula, versammelte sich eine große Volksmenge in der Kapuzinerkirche. Beide Male richteten die Feinde ihr Kanonenfeuer gegen die stark besuchten Kirchen, woraus zu entnehmen war, daß in verrätherischer Weise den Türken Mittheilungen gemacht wurden. Eine Kanonenkugel drang durch das Fenster in die Stefanskirche, beschädigte indeß von den versammelten Personen, die über 1000 an der Zahl waren, nur eine einzige, eine alte Frau. Eine Bombe, die durch das Dach in die Kapuzinerkirche fiel, verursachte mehr Schrecken als Schaden.

Je mehr die Gefahr anwuchs, um so höher stieg der Muth der Belagerten. An allen Orten, in allen Schichten der Bevölkerung zeigte sich vortrefflicher Geist und gleicher Eifer.

Zurückgetrieben von den Palissaden des bedeckten Weges, erlitten die Feinde noch einen zweiten Schlag durch eine Mine, welche am 2. August zwischen 7 und 8 Uhr aufflog. Dieselbe war von dem Hauptmann Hafner von der Stadtguardia an dem ausspringenden Winkel des bedeckten Weges an der rechten Face der Burgbastei geschickt angelegt worden und verschüttete viele Türken, sowie einen großen Theil der feindlichen Arbeit.

Wüthend über die am 1. und 2. August erlittenen Mißerfolge und über die Wirkungslosigkeit der zahlreichen Bomben, feuerten die Türken einen wahren Hagel von Brandpfeilen gegen die Stadt, welche indeß zum Theile in der Luft erlöschten, zum Theile von den wachsamen Bürgern aufgelesen wurden, ehe sie zünden konnten. Auch die vorsichtigerweise längst durchgeführte Entfernung der gefährlichen Schindeldächer leistete gute Dienste.

Im Verlaufe des an Ereignissen reichen 2. August wurden von feindlicher Seite Anstalten getroffen, um die schwächste Front der Stadt — die beim Rothenthurm — anzugreifen. Wie wir schon früher erwähnten, war die Brücke zunächst dem Rothenthurm nur theilweise abgetragen und zerstört worden. Um nun einen Sturm auch von der Leopoldstadt aus zu versuchen, ließen die Türken von Klosterneuburg und Nußdorf eine große Anzahl Barken und Flöße auf dem kleinen Donauarme herabschwimmen, welche sich an den noch feststehenden Jochpfählen der Brücke stauten und so fest ineinander schoben, daß dadurch ein ziemlich festes Uebergangsmittel geschaffen war. Als man aber in der Stadt die Absicht des Feindes erkannte, zogen alle zur Verfügung stehenden Schiffer und Flößer hinaus und zerstörten trotz heftigen feindlichen Feuers diese Nothbrücke, wodurch der gefährliche Anschlag vereitelt wurde. Mehrere dieser wackeren Männer sind bei diesem kühnen Unternehmen zu Grunde gegangen.

Leider wurde die Freude der Stadt über die Abwendung der Gefahren, die von zwei Seiten her gedroht hatten, durch ein trauriges

Ereigniß sehr beeinträchtigt, nämlich durch den Tod des Ingenieurs Oberst Rimpler, welcher am 2. August den Wunden, die er am 25. Juli erhalten hatte, erlag. Der Verlust dieses trefflichen Offiziers war ein unersetzlicher für die bedrängte Stadt.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August griff ein von der Besatzung entsendetes Detachement in der Nähe des feindlichen Lagers eine Heerde von circa 50 Ochsen auf, welche am 3. als willkommene Beute in die Stadt gebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß — ungeachtet der großen Menschenmenge, die in Wien eingeschlossen war — während der ganzen Belagerung immer frisches Fleisch, in späterer Zeit allerdings nur um hohe Preise zu haben war. Die kaiserliche Infanterie hatte nämlich von der Insel Schütt eine große Menge Hornvieh nach Wien gebracht und den Schlächtern überlassen. Das Pfund Fleisch kostete im Beginne der Belagerung nur 6 Kreuzer, stieg jedoch bis zum Ende auf 24 Kreuzer und darüber. Als später die Stadt entsetzt wurde, kamen so viele Rinder und Schafe als Beute aus dem türkischen Lager in die Stadt, daß nicht allein Wien und die umliegenden Ortschaften durch diese Menge auf längere Zeit verproviantirt waren, sondern die Ochsen auch noch als Zugthiere die Pferde ersetzen konnten; das letztere war sehr erwünscht, da die Türken alle Pferde aus der Umgebung mit sich genommen hatten.

Die schwache Kanonade am 3. und die wiederholt gemachte Wahrnehmung, daß der Feind die von der Stadt hinausgeschossenen Vollkugeln, dann andere Eisenstücke, endlich sogar Steine — allerdings zum Schaden der eigenen Geschütze — als Munition verwendete, wirkte ermuthigend, denn man glaubte daraus schließen zu dürfen, daß der Feind an Kugeln Mangel leide. In der That hatten die Türken eine Zeit lang mit diesem Mangel, dem indeß bald durch einen Munitionstransport abgeholfen wurde, zu kämpfen.

In Folge der vom Regierungs-Directorium erlassenen Aufforderung durfte sich um jene Zeit von der männlichen Bevölkerung Niemand dem Vertheidigungsdienste entziehen — mit Ausnahme der Kranken und solcher Krüppel, die absolut nirgends verwendet werden konnten. Wer sich dem Dienste entzog, insbesondere sich der betreffenden Commission, die in den

Stadtvierteln amtirte, nicht vorstellte, mußte der strengsten Ahndung, selbst der Todesstrafe gewärtig sein. Diese Maßregel brachte nach und nach neue Kämpfer zum Vorscheine, die der von Tag zu Tag immer schwächer werdenden Garnison und den anderen Vertheidigern sehr willkommen waren.

Der große Vorrath an Wein in den Kellern der Klöster und reichen Bürger machte es möglich, daß die Soldaten und übrigen wackeren Kämpfer im Laufe der ganzen Belagerung auf das Freigebigste mit Getränken bedacht wurden. Die vom Stadtrathe erflossene Verordnung, daß jeder hundertste Eimer Wein aus den Vorräthen der Klöster und der Privaten zum Besten der Besatzung abgegeben werden müsse, wurde von der Geistlichkeit und den Bürgern ohne die geringste Widerrede befolgt; Mancher lieferte gerne ein größeres Quantum, als vorgeschrieben war. Der Fürst Schwarzenberg widmete allein bei 2000 Eimer Wein der Verproviantirungs-Commission. Auch die Keller der abwesenden Magnaten, der Minister und anderer Personen des kaiserlichen Hofstaates, die so manchen köstlichen Tropfen verwahrten, blieben von der Requisition nicht verschont und mußten ihren Theil zum Besten der braven Vertheidiger abgeben.

In der Nacht vom 3. auf den 4. August, gegen 10 Uhr, rückte eine starke Janitscharen-Abtheilung gegen die Spitze des bedeckten Weges zunächst dem Burgthore vor. Diese Stätte, wo seit drei Wochen jede Schaufel Erde dem Feinde hartnäckig bestritten wurde, gewährte den Janitscharen den Vortheil einer vollkommen gedeckten Annäherung, denn die Laufgräben und Erdwälle, an deren Verlängerung und Verstärkung Tag und Nacht mit emsiger Thätigkeit gearbeitet wurde, waren schon zu einer Höhe und Mächtigkeit gediehen, daß sie dem Feinde die Annäherung bis dicht an die Palissaden gestatteten. Nach einem mörderischen Handgemenge war es der tapferen Besatzung ungeachtet aller Anstrengung nicht möglich, zu verhindern, daß sich die Janitscharen in den Besitz des ausspringenden Winkels der Contrescarpe setzten. Das Regiment Starhemberg (dermalen Infanterie-Regiment Freiherr von Abele Nr. 8), welches diesen Posten vertheidigte, unter den Augen des Inhabers mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit kämpfte und Alles anwendete, was

man von einer entschlossenen braven Truppe erwarten durfte, mußte endlich doch, nachdem es vier Stürme abgeschlagen hatte, vor dem Feinde, der, mit neuen Schaaren verstärkt, zum fünften Male vordrang, einige Schritte zurückweichen. Aber das Regiment, von dem ein großer Theil bereits todt oder verwundet den Kampfplatz bedeckte, nahm muthig den Kampf wieder auf, und es gelang den Tapfern, dem Feinde das weitere Vordringen zu verwehren. Was leider nicht verhindert werden konnte, war, daß die Janitscharen die Spitze des bedeckten Weges in ihrer Gewalt behielten und mit Zuhilfenahme der mitgebrachten Erdsäcke sich daselbst verbarricadirten.

Doch trotzdem der Feind einen Theil des bedeckten Weges besetzte, erreichte das Regiment Starhemberg mit Hilfe der herbeigeeilten Unterstützungstruppen den Erfolg, das Ausbreiten des Gegners im bedeckten Wege zu vereiteln; noch in derselben Nacht wurden an geeigneten Punkten Brustwehren aufgeworfen, welche vortreffliche Dienste leisteten.

Obristlieutenant Georg Moriz von Kottulinsky, dann Hauptmann Korne, ein Lieutenant und viele Soldaten des Starhemberg'schen Regiments blieben todt am Platze. Unter den Schwerverwundeten befand sich Hauptmann Adolf Georg von Kottulinsky vom Beck'schen Regimente, ein Bruder des Obristlieutenants, und Lieutenant Johann Georg von Kottulinsky, ein Neffe der Vorgenannten, der in Folge seiner Verwundung nach einigen Tagen starb; somit haben drei Mitglieder einer Familie in einem und demselben Gefechte ruhmvoll gekämpft und geblutet und zwei davon für Kaiser und Reich den Tod ehrenvoll gefunden.

Am 4. August bemerkte man bei Tagesanbruch eine neue feindliche Batterie gegenüber der rechten Face der Burgbastei im sogenannten Reikowitz'schen Garten. Die feindlichen Geschütze donnerten den ganzen Tag, und es wurden beiderseits große Anstrengungen gemacht, einerseits um den verlorenen Theil des bedeckten Weges wieder zu erobern, andererseits um ihn zu behaupten. Es gelang den Belagerten, wiederholte Stürme auf die Contrescarpe der Burgbastei und des nahen Ravelins abzuschlagen, selbst die Palissaden, welche der Feind an der weggenommenen Spitze gesetzt hatte, mittelst Bomben anzuzünden und die Erdwälle zu zerstören, aber der Feind benützte die Nacht, um Alles wieder herzustellen.

Der gute Erfolg des letzten Sturmes gab dem Feinde die Hoffnung, daß der neuerliche Sturm, den er in der nächsten Nacht zwischen 1 und 2 Uhr auf die ausspringende Spitze des bedeckten Weges vor der Burgbastei unternahm, dasselbe günstige Resultat haben werde. Aber diesmal war die Hoffnung eitel. Das Gefecht war überaus heftig, endete jedoch mit dem Rückzuge des Angreifers. Starhemberg, an diesem Tage durch heftige Schmerzen an das Krankenlager gefesselt, war über den glücklichen Ausgang dieses Kampfes ungemein erfreut; er umarmte den Hauptmann Gottschalk Heistermann, der ihm die gute Nachricht und einen prächtigen, noch vom Blut triefenden Damascenersäbel, den er einem im Zweikampfe erlegten Türken abgenommen hatte, überbrachte; der Generalität, die mittlerweile vom Kampfplatze herbeikam, sprach er den wärmsten Dank aus.

Ein Ueberläufer aus dem türkischen Lager, ein geborener Pole kam um diese Zeit in die Stadt und brachte verschiedene Nachrichten, unter Anderem auch die Mittheilung, daß der christliche Succurs von Süden her im Anmarsche sei, und daß ein aus dem Wienerwalde hervorgebrochenes Corps den Türken einen Convoi von circa 1000 Wagen mit Fourage weggenommen habe. Er berichtete ferner, daß die Feinde schon zwei Paschas, darunter den von Anatolien, verloren hätten, nur mehr zehn Tage vor Wien bleiben wollten, und daß der Großwesir sich jeden dritten Tag in einem eisernen Kasten in die Trancheen tragen lasse.

Am 5. Früh bemerkte man, daß feindliche Abtheilungen, sogar Kanonen in südlicher Richtung abzogen. In der Festung gründete man auf diese Wahrnehmung die verfrühte Hoffnung, daß das so sehnsüchtig erwartete Entsatzheer im Anmarsche sei. Die Bewegung im feindlichen Lager und das Erscheinen kaiserlicher Truppen zwischen Laxenburg und Wiener-Neustadt hatte sowohl die Türken, als auch die Wiener zu der Annahme verleitet, daß in dieser Richtung Außerordentliches vorgefallen sein müsse.

Bald wurden indeß beide Theile aufgeklärt. Den Türken wurde durch die gelungenen Ueberfälle des großen Verpflegsconvois, die von den Generalen Dünnewald und Herberstein zunächst Wiener-Neustadt durchgeführt wurden, vorerst nur die Ueberzeugung beigebracht, daß

sie ihre Raubzüge in größerer Entfernung von ihrem Lager nicht mehr ungestraft ausführen könnten. Die tapferen Wiener aber gelangten zu der traurigen Erkenntniß, daß ein Entsatz noch nicht in Aussicht stehe, und daß sie vorläufig auf die eigene Kraft und feste Ausdauer einzig und allein angewiesen seien.

An demselben Tage um 5 Uhr Abends wurde eine Mine am ausspringenden Winkel der Contrescarpe der Burgbastei entzündet, die ohne Wirkung blieb oder vielmehr nur den Belagerten den Nachtheil brachte, daß sich der Feind in dem neu gebildeten Erdtrichter festsetzte. Im Verlaufe der Nacht arbeitete der Feind an mehreren Stellen daran, sich durch Vortreiben der Sape einen Eingang in den Graben zu verschaffen; der Verkehr in den Laufgräben war ein außergewöhnlicher; die Vertheidiger vermutheten, daß eine größere Attaque ins Werk gesetzt werden sollte, und blieben die ganze Nacht vollzählig im Dienste.

Unverdrossen trug die brave Bürgerschaft, unbeschadet ihrer sonstigen eifrigen Dienste, zur Herrichtung und Verstärkung der an Umfang stetig wachsenden Vertheidigungsanstalten bei. Der bereits erwähnte schlesische Edelmann Elias Kühn, ein in der Befestigungskunst wohlerfahrener Volontär, beaufsichtigte einen Theil der fortificatorischen Arbeiten und ersetzte den Ingenieur Rimpler, der seinen Wunden erlegen war. Vom bewaffneten Bürgercorps mußten täglich 1000 bis 1300 Mann auf verschiedenen Posten aufziehen; auch stellte die Bürgerschaft Tag für Tag 30 bis 40 bespannte Wagen zur Verfügung, um Artilleriegeräthe, Munition, Schanzkörbe u. s. w. auf die Wälle zu bringen, wobei viele Pferde zu Grunde gingen

Um auch während der Nachtzeit die feindlichen Arbeiten beobachten zu können, wurden Pechkränze, auch mit Pech getränkte Schindeln angezündet und in die Festungsgräben geworfen; das Materiale nahm man von den Dächern der damals häufigen Kramläden und Verkaufsbuden, später wurden sogar Einrichtungsstücke verwendet.

Am 6. August begann das Feuer der Belagerer schon vor Tagesanbruch, ließ jedoch bald nach und verstummte dann gänzlich. Vom Stefansthurm bemerkte man, daß die Moldauer und Wallachen die große Donaubrücke am Tabor, die General Schulz am 15. Juli abgebrochen hatte,

wieder herstellen wollten, ein Versuch, der vom Herzog von Lothringen vereitelt wurde, indem er durch Obrist Heißler den Brückenbau mittelst Geschützfeuer beunruhigen ließ. Zu dieser Maßregel des Herzogs kam ein glücklicher Zufall hinzu: das Wasser riß die türkische Brücke über den Donauarm unterhalb Nußdorf weg, und da diese Brücke zur Herstellung der Verbindung unbedingt nothwendig war und augenblicklich neu gebaut werden mußte, gaben die ohnehin nicht sehr kampflustigen Moldauer ihren gefährlichen Versuch am Tabor auf.

Der Großwesir Kara Mustapha hatte den Bau der Brücke über den großen Donauarm angeordnet, um sich mit Emerich Tököli, welcher am 6. August die March bei St. Johann überschritten hatte, zu einem gemeinsamen Angriffe auf den Herzog von Lothringen im Marchfelde vereinigen zu können. Jedoch die Geistesgegenwart und das entschlossene Auftreten des kaiserlichen Feldherrn vereitelten den Plan, dessen Scheitern einen fluchtartigen Rückzug Tököli's auf das linke Ufer der March herbeiführte.

In der Nacht des 6. August, zwischen 9 und 10 Uhr, stürmten die Janitscharen gegen das Burgravelin und suchten in den Graben zu dringen. Während hier mit einer an Raserei grenzenden Erbitterung gekämpft wurde, sprang unter der Contrescarpe vor der Löbelbastei eine Mine und öffnete auch hier dem Feinde einen Weg in den Graben, den er gleich zu benützen und mit Wollsäcken auszufüllen trachtete. Durch diesen unerwarteten Sturm wurde die Verwirrung derart gesteigert, daß die Vertheidiger schon zu wanken begannen; da eilten der General Graf Daun und Obrist de Souches mit den Reserven zur Verstärkung heran und griffen mit einer solchen Entschiedenheit in den Kampf ein, daß der Feind an beiden Punkten bis an die Contrescarpe zurückgeworfen wurde, woselbst er sich wieder verschanzte. Die Besatzung hatte über 100 Todte und Verwundete; unter Letzteren befand sich der Obristlieutenant Leslie vom Mansfeld'schen Regimente, ein Hauptmann vom Regimente de Souches und ein Lieutenant vom Regimente Schärffenberg.

General Graf Daun und Obrist de Souches verblieben die ganze Nacht auf den beiden sehr gefährdeten Posten. Groß waren die Opfer, welche man der Behauptung des bedeckten Weges brachte; die 23tägige

Vertheidigung desselben dürfte in der Geschichte einzig dastehen. Wie die Dinge aber jetzt lagen, wäre es eine zwecklose Aufopferung der braven Besatzung gewesen, wenn man länger an der Behauptung des am stärksten angegriffenen Theiles der Contrescarpe festgehalten hätte. Man sah sich in die unliebsame Nothwendigkeit versetzt, die vom Feinde schon an mehreren Stellen untergrabene Contrescarpe des Burgravelins zu verlassen; dagegen mußte man zur Vertheidigung des Grabens Traversen ziehen, Palissaden setzen und die bereits begonnene Caponière*) zu vollenden trachten. Diese Verstärkungsarbeiten, die in einer beträchtlichen Ausdehnung, nämlich vom Augustiner-Ravelin bis zu jenem des Schottenthores durchgeführt werden mußten, erforderten eine überaus kräftige Mithilfe von Seite der Bevölkerung, die indeß auch bereitwilligst geleistet wurde und nicht ohne schwere Opfer, da der Feind durch heftiges Feuer diese Arbeiten zu verhindern suchte.

Am 7. August begannen die feindlichen Geschütze ihr Feuer mit Tagesanbruch, sie stellten dasselbe doch bald wieder ein. Ueberhaupt hofften die Türken mit ihrem unterirdischen Minenkriege viel eher ans Ziel zu gelangen als mit dem Geschützkampfe; sie suchten daher neuerdings durch eine Sape und neue Mine, die fast an denselben Stellen wie am Tage vorher angelegt wurden, sich einen Zugang in den Graben zu verschaffen. Zur Unterstützung dieses Vorhabens brachten sie im Dunkel der Nacht drei Kanonen bis an den Rand des Grabens, gegenüber der rechten Seite des Burgravelins, und setzten drei Mörser gegen die rechte Face der Löbelbastei in Thätigkeit. Die Belagerten waren jedoch keineswegs müßige Zuschauer dieser Arbeiten, sondern suchten durch Angriffe auf die feindlichen Batterien den Türken Abbruch zu thun. In mehreren Gefechten gelang es ihnen auch, die zum Baue der Geschützstände herbeigebrachten Sandkörbe und Sandsäcke zu zerstören und während des Morgengrauens die von den Türken in den Graben geworfene Erde zu zerstreuen und mit Schiebkarren wegzuführen. Doch diese Vortheile waren von sehr zweifelhaftem Werthe, indem sie mit großen Verlusten verbunden

*) Ein Verstärkungswerk im Festungsgraben, das zu dem Zwecke angelegt wurde, als Reduit der Besatzung eines Außenwerkes zu dienen und dem Belagerer beim Uebergang über den Graben in ein nahes Musketenfeuer bringen zu können.

waren und keinen Bestand hatten, denn die wenigen Sandsäcke und Sandkörbe, welche dem Feinde mit ungeheuren Opfern an eigener Mannschaft vernichtet wurden, hatten die Türken mit ihren enormen Arbeitskräften in sehr kurzer Zeit durch neues Material ersetzt.

Starhemberg verbot daher diese kleinen, oft ohne Plan unternommenen Gefechte. Um den nunmehr bis nahe an die Contrescarpe vorgerückten feindlichen Geschützen zu begegnen, ließ er die Batterien in der Löbel- und Burgbastei und in der dazwischenliegenden Courtine mit mehreren Kanonen und sieben großen Mörsern verstärken, welche ihr Feuer hauptsächlich auf die Arbeiten des Feindes zu richten und dessen Vordringen im Graben zu verhindern hatten.

Allein die Janitscharen waren sehr geschickt und arbeiteten so rastlos, daß sie ungeachtet des Geschützfeuers noch im Verlaufe der Nacht vom 7. auf den 8. August in den Graben des Burgravelins gelangten. Die Gefahr für dieses Bollwerk war nun bedeutend gestiegen; man befürchtete mit vollem Recht das Hereinbrechen einer Katastrophe, da keine geschulten Mineure in der Festung waren, die dem Feinde mit Erfolg entgegenarbeiten konnten, und überdies die zur Vertheidigung gegen stürmende Abtheilungen unentbehrlichen Handgranaten zum größten Theile schon verbraucht waren.

Am 8. August fing die neugebaute feindliche Batterie im Reikowitzschen Garten schon früh zu spielen an, wurde jedoch durch das wohlgezielte Feuer von fünf Kanonen der Burgbastei, bei welchem Obristlieutenant Gschwind die Artillerie commandirte, bald zum Schweigen gebracht. Eine Mine, welche die Feinde unter der Spitze der Gegenböschung der Burgbastei springen ließen, blieb ohne Wirkung; dagegen machten die Türken Fortschritte mit der Sape, die gegen das Burgravelin gerichtet war.

In der Nacht unternahmen General Daun und Obrist de Souches mit 300 Mann einen Ausfall, warfen die Türken zurück, verbrannten ihre Gallerie und kehrten siegreich und mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Verluste zurück. Die Kanonen wurden aus dem Burgravelin zurückgenommen, da sie dem feindlichen Feuer zu sehr ausgesetzt und wirkungslos waren. Dafür wurde in der Mitte des Burgravelins ein kleines

Retranchement erbaut und mit Mannschaft und Doppelhaken besetzt, da man bemerkte, daß der feindliche Angriff hauptsächlich auf dieses Object gerichtet sei.

In der Stadt wurde zu wiederholten Malen öffentlich verlautbart, daß eine Geldprämie für Denjenigen ausgesetzt sei, der sich in das Lager des Herzogs von Lothringen begeben wolle, um Nachrichten von dem Zustande der Stadt zu überbringen. Vergebens waren die Aufforderungen, denn Niemand wollte das Wagstück unternehmen.

Endlich am 6. August kam zur allgemeinen Freude ein Bote des Herzogs von Lothringen nach Wien. Die Wiener erhielten durch denselben Nachricht von der Ansammlung und täglichen Vermehrung des kaiserlichen Heeres und der Hilfstruppen, sowie die bestimmte Versicherung eines baldigen Entsatzes. Die glückliche Ankunft des Boten, eines kaiserlichen Reiters vom Regimente Götz, der sich durch alle Donauarme schwimmend hindurchgewagt hatte und einen Brief des Herzogs in Wachs verwahrt am Halse trug, wurde dem fernen Heere durch aufsteigende Raketen verkündet. Auf dem Rückwege war dieser verwegene Mann (dessen Name leider der Nachwelt nicht aufbewahrt wurde) weniger glücklich; er fiel den Türken in die Hände. Vor den Großwesir geführt, wurde er genau um den Zustand der Stadt und um den Inhalt des in Chiffern geschriebenen Briefes befragt, den man bei ihm gefunden hatte. Der Reitersmann, welcher wohl merkte, wie die Nachrichten lauten müßten, um dem Großwesir willkommen zu sein, sagte aus, die Besatzung sei schon äußerst geschwächt und durch die häufigen Stürme schon ganz entkräftet, Alles sei voll Verzweiflung und der überwiegende Theil der Bevölkerung bereit sich zu ergeben. Durch diese List rettete der Mann sein Leben. Kara Mustapha ließ diese Nachrichten augenblicklich im Lager verlautbaren, um die Seinigen aufzumuntern, da der Muth durch den schlechten Erfolg ihrer bisherigen Bemühungen schon bedeutend erkaltet war. *)

Da der Großwesir den aufgefangenen Brief, an einen Pfeil gebunden, in die Stadt zurückwerfen ließ, gelangte man zur Kenntniß,

*) Nach den Mittheilungen des im Türkenlager gefangen gehaltenen kaiserlichen Residenten Baron Kunitz.

daß der brave Soldat in Feindeshände gerathen sei. Man mußte daher daran denken, einen andern Boten mit Nachrichten an den Herzog von Lothringen zu entsenden. Zu dem Wagestück erbot sich ein gewisser Michael Gregorovic, der früher als Lieutenant im Heister'schen Regimente gedient hatte, von den Türken gefangen worden war und sich aus der Gefangenschaft wieder ranzionirt hatte. Gregorovic ging am 9. August in der Nacht mit Briefen an den Herzog von Lothringen ab. Als Belohnung wurde ihm eine Compagnie in Aussicht gestellt und später auch wirklich ertheilt. Gregorovic, welcher der türkischen Sprache mächtig war, gelangte in türkischer Kleidung glücklich durch das Lager und über die Donau und gab durch ein Feuerzeichen auf dem Bisamberge Nachricht von dem gelungenen Erfolge seiner Unternehmung.

Inzwischen kam es auf dem Marchfelde zu einem erneuerten Zusammenstoße der kaiserlichen Truppen mit den Tököli'schen Schaaren. Tököli forcirte am 6. August bei St. Johann den Uebergang über die March. Seine Absicht war, sich mit der türkischen Hauptarmee, welche vom Tabor aus über die Donau gehen sollte, zu vereinigen, die Oesterreicher aus ihrer Stellung am Bisamberge zu verdrängen und sich sodann in Mähren festzusetzen. Um die Vereinigung leichter bewerkstelligen zu können und den Herzog zur Theilung seiner geringen Streitkräfte zu veranlassen, sollte eine starke Diversion gegen St. Pölten unternommen werden, welche auch wirklich durch die Detachirung des Tataren-Chans mit seinen Reitern auf die Tullner Haide begonnen wurde. Das Gelingen dieses Planes hätte wahrscheinlich auch den Verlust Wiens herbeigeführt.

Bereits am 6. wurden von den Wallachen und Moldauern, die am Tabor aufgestellt waren, Vorbereitungen getroffen, um die abgeworfene Donaubrücke wieder herzustellen. Allein der Herzog erhielt rechtzeitige Kunde von diesem Vorhaben, sowie von dem Unternehmen des Tököli. Die Donau wußte der Feldherr durch das befestigte Tulln gesichert. An der Taborbrücke ließ er den Obersten Heißler mit dem Regimente Jung-Lothringen, einer Abtheilung Croaten und einigen Kanonen zurück, um den Bau der Brücke zu verwehren; er selbst rückte mit den übrigen Truppen dem Grafen Tököli entgegen, auf dessen Zurücktreibung Alles ankam. Oberst Heißler unterhielt ein wohlgezieltes Kanonen- und

Musketenfeuer und trieb die Moldauer und Wallachen von der Brücke zurück. Diese versuchten zwar durch ihre Batterien die Heißler'schen Kanonen zum Schweigen zu bringen und den Brückenbau fortzusetzen, aber die Geschütze des Angreifers waren in einer vorzüglichen gedeckten Stellung, wo ihnen nicht beizukommen war. Oberst Heißler war daher in der Lage, sein Feuer unausgesetzt auf die Brückenarbeiter richten zu können. Dieser Umstand, sowie der glückliche Zufall, daß gleichzeitig die türkische Nothbrücke unterhalb Nußdorf über den kleinen Donauarm weggerissen wurde und dringend eine Reparatur erforderte, bewog die ohnehin nicht sehr kampflustigen Moldauer zur Verzichtleistung auf weitere Versuche, die Taborbrücke unter so schwierigen Umständen zu bauen, und das ganze Unternehmen der Türken endete mit einer Kanonade, die nicht den geringsten Erfolg hatte.

Tököli, der von der Vereitlung des Ueberganges der Türken, sowie von dem Anrücken des Herzogs Nachricht erhalten hatte, gab seine ursprüngliche Absicht auf und suchte seinen Rückzug dadurch zu decken, daß er die auf seinem Wege gelegenen Dörfer anzündete; aber er war schon zu weit vorgerückt, der Herzog ereilte ihn, griff ihn an und nur nach schweren Verlusten erreichte sein geschlagenes Corps das linke Marchufer. Die Oesterreicher lagerten auf dem Schlachtfelde und kehrten dann wieder in ihre Stellung zurück. Die Tataren rückten nach mehreren Tagen, nachdem sie die fruchtbare Ebene des Tullner Bodens bis an die Mauern dieses Städtchens verwüstet hatten, wieder in das große Lager bei Wien ein.

Im Verlaufe des 9. August begnügten sich die Türken mit einigen Kanonenschüssen aus ihrer neuen Batterie im Reikowitz'schen Garten. Um 8 Uhr flog eine Mine unter der Contrescarpe der Burgbastei auf, welche bis an den Graben hin wirkte, eine Reihe Palissaden umriß und etwa 45 Mann, darunter auch viele Türken, verschüttete. Diese Mine, welche überaus stark geladen war, warf auch einen großen Theil der nächstgelegenen Laufgräben ein, und obwohl die Janitscharen schon in Bereitschaft standen und die durch diese Explosion eröffnete Bresche sehr beträchtlich war, so erfolgte diesmal doch kein Sturm. Die gute Verfassung, in welcher die Wiener einen Sturm erwarteten, schreckte die

Türken von einer Attaque ab; der Feind griff wieder zur Schaufel, welche ihm den ferneren Weg sicherer öffnen sollte.

Nachdem die Belagerten eine Zeit lang vergebens den Angriff erwartet hatten, unternahmen sie in der Nacht einen Ausfall und zerstörten — freilich nicht ohne Verlust — einen Theil der im Laufe des Tages zu Stande gebrachten feindlichen Arbeiten.

In der von Christian Wilhelm Huhn im Jahre 1684 in Wien herausgegebenen Schrift: „Raritäten oder umständliche Beschreibung was anno 1683 vor, bei und in der denkwürdigen türkischen Belägerung Wiens vom 7. Juli bis 12. September täglich vorgelaufen" werden zwei Episoden erzählt, die auch hier angeführt sein mögen. „Der 9. August war ein sehr schöner heller Tag, an welchem ein junger reich gekleideter Türke auf einem aufgeputzten Pferde sich zur Bravade sehen ließ und mit seiner Lanze allerhand seltsame Luftstreiche machte. Ohngeachtet er von der Kontreeskarpe wohl über 300 Schritte entfernt war und mit dem Pferde hin- und hersprengte, legte doch der auf der Kärnthnerbastey mit seiner Jägergesellschaft zu eben der Zeit gegenwärtige Heinrich Friedrich von Kielmansegg aus einem gezogenen Stutzen auf diesen türkischen Stutzer dermassen glücklich an, daß er mit einem zierlichen Sprunge nicht ohne Gelächter und Jubelgeschrei der umstehenden Belagerten aus dem Sattel gehoben und todt zur Erde gefället worden. Ein dergleichen glücklicher Streich begegnete einem von den Herrn Studenten, welcher einen der Türken nahe an den Palissaden der Contreescarpe mit einer Kugel durch den Kopf erlegte, nachmals den todten Körper mit einer Hellebarden an sich zog, und weil die Erfahrung gelehret, daß die Türken entweder zur Stärkung des Magens oder daß, wenn sie todt geschossen würden, die Christen keine sonderliche Beute machen möchten, die Dukaten zusammengerollter zu verschluken pflegten, (?) so schnitte er dem Türken ohne einzige Ceremonien den Leib auf und fand in seinem Magen sechs zusammengerollte Dukaten, den Kopf sonderte er vom Rumpfe ab, steckte ihn auf eine lange Stange und trug denselben zum Spektakel seiner Ovation in der Stadt öffentlich herum."

Von wenigen Schüssen abgesehen, verhielt sich der Feind am 10. August Vormittags ziemlich ruhig. Nachmittags um 3 Uhr eröffnete

eine Mine, die sich an der Contrescarpe zwischen der Löbelbastei und dem Burgravelin entladen hatte, einen Zugang nach dem Graben, der von den Türken gleich benützt wurde, um sich im Graben festzusetzen. Die Anlage dieser Mine war insoferne eine fehlerhafte, als mehrere der feindlichen Mineure durch ihr eigenes Werk getödtet wurden; von der Besatzung wurden drei Mann in die Luft geschleudert, ohne erheblichen Schaden zu leiden. Dem feindlichen Versuche, sich im Graben festzusetzen, setzte Oberst de Souches den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Dieser und das heftige Kartätschenfeuer zwang die Stürmenden, sich aus dem Graben zurückzuziehen.

Abends 6 Uhr wurde ein Ausfall unternommen, um die feindlichen Arbeiten zunächst dem Ravelin zu zerstören, was mit einem Verluste von 30 Todten und Verwundeten zum Theile erreicht wurde. Der Feind reparirte im Laufe der Nacht den erlittenen Schaden und rückte mit seinen Approchen näher gegen das Ravelin heran.

Vom 10. August ist noch zu berichten, daß an diesem Tage ein Bursche von circa 16 Jahren in dem Augenblicke ertappt wurde, als er über die Palissaden kletterte und sich ins türkische Lager begeben wollte. Ueber sein Vorhaben ins Examen genommen, gestand er, schon etliche Male im türkischen Lager gewesen zu sein, wo er gegen Belohnung dem Feinde über Verschiedenes Auskunft ertheilt hatte; diesmal habe er gemäß dem erhaltenen Auftrage über die Anzahl der Kanonen und über deren Aufstellung auf den Wällen Bericht erstatten wollen. Der jugendliche Verräther wurde später mit dem Tode bestraft.

Am 11. August begann das Feuer aus allen feindlichen Batterien mit einer überraschenden Heftigkeit und Ausdauer und währte den ganzen Tag und die kommende Nacht ohne Unterbrechung fort. Die frühere Calamität der Türken, Mangel an Munition, war durch das Eintreffen eines Transportes von 4000 Wagen im Lager vollständig behoben worden. Mit diesem Munitionstransporte war auch der k. k. Internuntius Graf Caprara, der als Gefangener betrachtet wurde, im türkischen Lager vor Wien eingetroffen. Ohne Aufenthalt wurde er mit seinem Gefolge nach Tulln geführt und dort an den kaiserlichen Befehlshaber übergeben, worauf er dann ohne weitere Behelligung von

Seite des Feindes die Reise an das kaiserliche Hoflager nach Passau fortsetzte.

Mittags und Abends 6 Uhr am 11. August ließ der Feind eine Mine an der Contrescarpe der Löbelbastei auffliegen, ohne damit besondere Wirkungen zu erzielen. In der Nacht unternahm der Herzog von Würtemberg einen Ausfall auf die feindlichen Arbeiter im Graben vor der Burgbastei. Der Herzog und seine Begleiter verrichteten Wunder der Tapferkeit; die Türken wurden bis an die dritte Reihe ihrer Laufgräben zurückgeworfen. Der Verlust der Kaiserlichen betrug 40 Mann.

Das Kanonenfeuer und die Bombenwürfe, welche am 11. August Früh mit aller Kraft begonnen hatten, dauerten auch am 12. fort. Die Gegenstände, auf welche vorzüglich das feindliche Geschützfeuer gerichtet wurde, waren die kaiserliche Burg, die auch von Schüssen ganz durchlöchert wurde, dann der Stefansthurm und die Häuser von der Kärntnerthor- bis zur Mölkerbastei. Der vordere Theil der Löbelbastei wurde derart zusammengeschossen, daß sich Niemand auf demselben zu halten im Stande war und das Geschütz aus dem vorliegenden Ravelin anderwärts vertheilt werden mußte. Um Mittag flog eine gut angelegte Mine auf, welche die ganze Spitze des Burgravelins einwarf. Die halbe Stadt wurde durch diese Explosion erschüttert, die Erde erzitterte unter dem Krachen dieses donnerähnlichen Schlages, die Mauern des Bollwerkes barsten und die Gewalt des Pulvers trieb Schutt und Mauertrümmer himmelwärts. Wie aus einem Höllenpfuhle qualmte Rauch, Schwefeldampf und Schutt empor, und hinein in den erstickenden Qualm stürzten mit lautem Allah! Allah! die Janitscharen, bis ihnen die Piken und Hellebarden der tapferen Besatzung todtbringend entgegenstarrten.

Starhemberg, der bei jedem Sturme an die bedrohte Stelle eilte, ließ die große Glocke bei St. Stefan zum Zeichen des allgemeinen Alarmes anschlagen. Alles, was zum Waffentragen verpflichtet war, eilte auf die zugewiesenen Sammelplätze. Andere, zum Handlanger- oder sonstigen Dienste bestimmte Personen — auch Weiber — schleppten Kessel mit siedendem Wasser oder Pech herbei und hielten sich bereit, die Verwundeten aus dem Gedränge zu bringen. Zwei Stunden dauerte dieser hartnäckige Kampf, immer neue Schaaren wälzten sich heran, die gefallenen

Brüder zu ersetzen, Leichen waren auf Leichen gethürmt, bis endlich nach einer übermenschlichen Anstrengung die Feinde zum Weichen gebracht und gezwungen wurden, über die aufgethürmten Leichenhügel der Ihrigen hinweg das Heil in der Flucht zu suchen. Der Sturm am 12. war einer der stärksten, die im Laufe der denkwürdigen Belagerung abgeschlagen worden. Die Türken erlitten einen Verlust von 2500 bis 3000 Mann, während die Besatzung 80 Todte, darunter 2 Offiziere, und 30 Verwundete zählte. Hier abgewiesen, entzündete der Feind eine zweite Mine an der rechten Face der Burgbastei, ohne einen Schaden zu verursachen.

Nach dem so glücklich abgeschlagenen Sturme entblößte der ebenso tapfere als gottesfürchtige Graf Starhemberg sein Haupt und dankte mit Freudenthränen im Auge dem Himmel für die Abwendung der großen Gefahr; es war nicht einer unter den tapferen Streitern, der diese Gefühle nicht mit seinem erhabenen Anführer getheilt hätte. Von den Basteien erschallte kriegerische Musik und weithin in das feindliche Lager ertönten die Freudenrufe der Sieger.

Starhemberg wandte sich dann zu seinen Kriegern, um ihnen mit warmen Worten seinen Dank auszusprechen; diese Anerkennung gebührte insbesondere dem General Grafen Szerenyi und dem Obersten Grafen Schärffenberg, welche besondere Umsicht und Tapferkeit an den Tag gelegt hatten. Inzwischen war der fromme Seelenhirt Bischof Kollonits im Vereine mit anderen wackeren Priestern bemüht, den Sterbenden Trost zu spenden, die Verwundeten in die Spitäler zu befördern und zu erquicken.

Nach der ersten Pause der Erholung und der Freude über den errungenen Sieg war Rüdiger von Starhemberg wieder der ernste Kriegsmann; die gemessensten Befehle wurden ertheilt, die durch die Minen in dem Mauerwerke entstandenen Schäden rasch auszubessern. Ungeheure Baumstämme wurden herbeigeschleppt, Palissaden gesetzt, die Oeffnungen mit Woll- und Sandsäcken verstopft und neue Abschnitte geschaffen. So hatten die Feinde das Leben Tausender an einem Orte geopfert, der ihnen in wenigen Stunden eine noch stärkere Wehre als vorher entgegensetzte. In der kommenden Nacht wurden von beiden Seiten die Arbeiten



Sigmund Friedrich Graf von Schärffenberg,

kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant,

gestorben 1688.

fortgesetzt. Auf Seite der Belagerten gewann man die freudige Ueberzeugung, daß der am 9. abgesendete Lieutenant Gregorovic die Donau glücklich überschritten habe, die verabredeten Feuerzeichen flammten auf dem Bisamberge auf. Aber der Bote kam nicht mehr in die Stadt zurück, und somit wurde der Hauptzweck seiner Entsendung nicht erreicht; denn es handelte sich darum, Nachrichten vom Herzog zu erhalten, ob die polnischen und deutschen Hilfsvölker bereits angelangt und damit die Hoffnungen eines baldigen Entsatzes ihrer Erfüllung nahe seien.

Der 13. August verlief unter anhaltendem Kanonen- und Bombenfeuer, welches von beiden Seiten heftig geführt wurde. Die Belagerten verloren einige Leute und auf der Burgbastei wurde ein Geschütz demontirt. Die Besatzung bekam an diesem Tage einen halben Monatssold ausbezahlt.

In der Nacht schickte der Feldzeugmeister Graf Kapliř einen Boten an den Herzog von Lothringen. Kolczicki, aus Sambor in Polen gebürtig, übernahm dieses schwere Geschäft und machte sich dadurch so verdient, daß sein Name ewig in der Geschichte Wiens glänzen wird.

Das vom Kaiser eingesetzte geheime Rathscollegium war die ganze Zeit her eifrig bemüht gewesen, dem Herzog von Lothringen über die Zustände in der belagerten Stadt möglichst oft Nachrichten zu übermitteln, weil dieser seinerseits dem Kaiser Bericht erstatten sollte.

Leider hatten sich, wie schon erwähnt, bisher nur wenige Personen gefunden, die das schwierige und sehr gefährliche Wagestück unternehmen wollten, obgleich dafür eine nach dem damaligen Geldwerthe sehr reichliche Belohnung in Aussicht gestellt worden war.

Bürgermeister von Liebenberg, eifrigst bemüht, geeignete Botengänger ausfindig zu machen, brachte in Erfahrung, daß in der aus Gastwirthen bestehenden Freicompagnie des Hauptmanns Ambros Frank sich ein sehr entschlossener, findiger, in der Leopoldstadt ansässiger Bürger Namens Georg Franz Kolczicki*) befinde, der früher als Dolmetsch bei

*) Kolczicki, auch Koltschitzky genannt, wurde 1640 zu Sambor in Galizien geboren, war Raize (Serbe der griechisch-nichtunirten Kirche), hatte während seiner häufigen Handelsreisen die Türkei genau kennen gelernt, sich längere Zeit in Belgrad aufgehalten und war sodann nach Wien gekommen, wo er sich bei der orientalischen Compagnie verwenden ließ.

der orientalischen Handelscompagnie gedient habe, der türkischen Sprache mächtig sei und die türkischen Sitten und Gebräuche aus eigener Erfahrung gut kenne. Liebenberg ließ den Mann zu sich kommen, um ihn für das Unternehmen zu gewinnen. Kolczicki erklärte sich bereit zu der Mission und wurde nun zu den Grafen Starhemberg und Kaplił geführt, die, über den Entschluß des verläßlichen Mannes erfreut, ihn einer „sattsamen Recompens" versicherten.

Am 13. August zwischen 10 und 12 Uhr Nachts trat Kolczicki, versehen mit einem Schreiben an den Herzog und einer Beglaubigungsurkunde, welche ihm allerorten auf christlicher Seite möglichsten Beistand sichern sollte, den gefährlichen Weg an; er wurde begleitet von seinem Diener Georg Michaelovitz,*) der gleichfalls der türkischen Sprache und Sitte kundig war. Beide waren nach türkischer Art gekleidet und bewaffnet.

Von einem Adjutanten des Stadtcommandanten bis zur äußersten Palissadenreihe vor dem Schottenthore begleitet, gingen sie in der durch aufsteigende schwere Gewitterwolken außergewöhnlich verfinsterten Nacht am Fuße des Schottenhügels entlang und gelangten ohne jedwede Begegnung bis in die Nähe des Pestlazareths unweit Währing, als sie sich plötzlich mitten zwischen türkischen Zeltreihen befanden und nunmehr nicht wußten, welchen Weg einzuschlagen, um aus der gefährlichen Umgebung zu entkommen. Durch den mittlerweile ausgebrochenen Gewittersturm und starken Regen, dann durch die undurchdringliche Finsterniß waren sie am Weitergehen gehindert; sie verbargen sich daher in einer Grube, um das Austoben des Gewitters und den Anbruch des Morgens abzuwarten.

Als der Morgen graute, machten sie sich auf den Weg. Im Lager war bereits Alles rege. Sie gingen mitten durch die Zeltreihen hindurch und stimmten ein lustiges türkisches Volkslied an, um bei den ab- und zureitenden Türken keinen Argwohn zu erregen. Ein Aga, der vor seinem Zelte stand, wurde auf sie aufmerksam und fragte, woher sie kämen und in wessen Dienste sie ständen. Kolczicki erzählte ganz unbe-

*) War gleichfalls Raize und früher bei dem kaiserlichen Residenten Casanova in Constantinopel bedienstet.

fangen, daß er ein Kaufmann aus Belgrad sei, der mit seinem Diener dem Heere gefolgt wäre und sich mit der Beischaffung von Lebensmitteln für das türkische Heer befasse. Dermalen sei er im Begriffe, sich einige Feldfrüchte zum eigenen Bedarfe aus der nächsten Umgebung zu holen. Der Aga, der an dem lustigen Gesange Wohlgefallen gefunden hatte, auch Mitleid mit dem ganz durchnäßten Sänger empfand, lud Beide zu sich ins Zelt und bewirthete sie mit heißem Kaffee, der ihnen gar wohl zu Statten kam. Beim Weggehen gab der Aga den Gästen noch den wohlmeinenden Rath, sich nicht zu weit vorzuwagen, da die Wachen der Kaiserlichen bis zum Fuße des Leopoldsberges streiften. Kolczicki dankte für den wohlgemeinten Rath und durchschritt unangefochten das türkische Lager. Im freien Felde angelangt, nahm er die Richtung gegen den Kahlenberg, wich aber dann, als er dort eine feindliche Reiterabtheilung gewahrte, nach links ab, um durch die Weingärten und den Wald nach Klosterneuburg zu gelangen. Während des Weges stiegen jedoch allerlei Bedenken in ihm auf; namentlich war er nicht sicher, ob er in Klosterneuburg überhaupt kaiserliche Soldaten antreffen werde. Er änderte sofort die Marschrichtung und ging wieder zurück in das Kahlenbergerdörfchen.

Dort bemerkte er auf einer gegenüberliegenden Donauinsel Leute, darunter Weiber, die Wäsche säuberten, woraus er entnahm, daß es Christen seien. Als er mit seinem Begleiter an das Ufer kam, fielen einige Schüsse von der Insel; nur mit Mühe konnte er die Leute drüben verständigen, daß er Christ sei und auf das andere Ufer überführt zu werden wünsche. Endlich erhielt er Antwort, und zwar die Weisung, daß er eine Strecke aufwärts gehen und sich dort über das hohe Gestade herunterlassen solle. Er that dies und wurde mit einem Kahne abgeholt. Auf der Insel zu dem Richter von Nußdorf geführt, der mit den Bewohnern dieses Ortes dort Schutz gesucht hatte, legitimirte er sich als Abgesandter der Stadt Wien an den Herzog von Lothringen; daraufhin wurde er mit der größten Bereitwilligkeit ohne Aufenthalt auf das linke Donauufer überführt.

Von der nächsten kaiserlichen Patrouille in Empfang genommen, wurde er zum Obersten Donat von Heißler geführt, den er von seinem

Auftrage in Kenntniß setzte. Der Oberst wies ihm und dem Diener Pferde zu, damit sie so schnell wie möglich das Hauptquartier des Herzogs erreichten, der mit seiner Armee damals an der March zwischen Angern und Stillfried stand.

Auf dem Wege dahin, in Stammersdorf, brannte er jetzt das verabredete Feuer ab, was für die Wiener ein Zeichen war, daß er glücklich durchgekommen sei.

Am Morgen des 15. August übergab Kolczicki seine Briefe dem Herzog, welcher die Abgesandten Wiens sehr gnädig aufnahm und wohl verpflegen ließ. Das glücklich ausgeführte Wagniß erregte allgemeines Erstaunen im kaiserlichen Lager, und der Herzog überhäufte die wackeren Männer mit Lob und Danksagungen. Das Schwierigste stand indeß den Beiden noch bevor, nämlich die Aufgabe, die Antwort des Herzogs Karl nach Wien zu überbringen.

Da Kolczicki wußte, daß von der raschen und vollständigen Durchführung seines Unternehmens die Rettung der hartbedrängten Stadt abhänge, so entschloß er sich, den gefährlichen Rückweg noch an demselben Tage anzutreten. Am 16. August Abends überführten die wackeren Nußdorfer die beiden Männer an derselben Stelle über den Strom wie bei ihrer Ankunft. Nach einer einstündigen Rast im Kreise der biederen Landleute gingen die Muthigen am rechten Ufer entlang dem Donauarme geraden Weges der Stadt zu. Je näher sie der letzteren kamen, um so gefahrvoller wurde der Marsch; sie wurden fortwährend von feindlichen Patrouillen umschwärmt. Da inzwischen Regenwetter eingetreten war, so waren sie gezwungen, die Nacht im freien Felde zu verbringen.

Als sie am 17. im Morgengrauen durch die Roßau gegen die Alserstraße zuschritten, bemerkten sie, daß ihnen einige Türken nachgingen. Aus Besorgniß, so nahe dem Ziele in feindliche Hände zu gerathen, verbargen sie sich in der Ruine eines abgebrannten Hauses. Sie versteckten sich im Keller, indem sie sich der Hoffnung hingaben, daß das Nachgehen der Fremden ein zufälliges gewesen sei. Nach einigen Minuten hörten sie die Kellerthüre öffnen; entschlossen rief Kolczicki auf türkisch hinaus: „Wer da? Komm her!“ worauf der Unbekannte sich wieder



Georg Franz Koltschitzky,

Bürger in der Leopoldstadt und Dolmetsch der orientalischen Compagnie,

geboren zu Sombor im Jahre 1640,
gestorben in Wien am 20. Februar 1694.

entfernte. Ein längeres Verweilen in dem Keller schien ihnen nicht mehr rathsam; sie verließen das Haus und erreichten gedeckt durch Häuserruinen wieder das Freie. Die Strecke bis zu den Palissaden legten sie unter fortwährenden Rufen, welche die Schildwachen vom Schießen abhielten, laufend zurück und kamen so, nachdem sie ihre Aufgabe vollständig gelöst hatten, durch das Schottenthor in die Stadt zurück.

Ehe wir von Kolczicki's Ankunft in der belagerten Stadt berichten, wollen wir die Ereignisse registriren, die sich während seines gewagten Botenganges in der Stadt zutrugen. Das Feuer des Feindes am 14. verursachte ebensowenig Schaden als eine Mine, welche sich um 5 Uhr Nachmittags an der Contrescarpe der rechten Face der Burgbastei entlud. Die Garnison stand die ganze Nacht in Bereitschaft in der Erwartung, daß der Feind einen Sturm unternehmen werde. Die Bürger arbeiteten fleißig an der Anlage von neuen Abschnitten und an dem Setzen von Palissaden. Der Mangel an Holz, das sich zu Palissaden eignete, machte sich bereits fühlbar; man machte den gefährlichen Versuch, das in größerer Menge vor dem Neuthor aufgeschichtete Bauholz in die Stadt zu schaffen, allein das starke Feuer der durch die Ruinen der Roßau gedeckten Türken vereitelte das Unternehmen.

Auf der Burg- und Löbelbastei wurden neue Batterien gebaut und der Cavalier der letzteren, nachdem er schon zu arg vom feindlichen Feuer mitgenommen war, zum Theile abgetragen.

Am 15. August war das Bombenwerfen stärker als das Kanonenfeuer. Vormittags sprang eine Mine in der Contrescarpe des Burgravelins ohne erhebliche Wirkung. Glücklicher waren die Feinde mit ihren Arbeiten im Graben, wo sie zwar jede Schaufel Erde mit Blut erkaufen mußten, aber doch bis an die Berme des Ravelins vordrangen, um sich daselbst einzugraben, wie sie es auch vor der Löbelbastei thaten.

Um so eifriger waren die Belagerten bemüht, die auf den beiden Bastionen begonnenen Retranchements zu vollenden, ebenso den am meisten bestürmten Ravelin mit immer mehr erhöhten Abschnitten, welche eine dreifache Reihe von Palissaden, Sturmpfählen und anderen Annäherungshindernissen vor sich hatten, zu verstärken. Die Courtine, d. i. der Verbindungswall zwischen den vorgenannten Basteien, wurde zur besseren

Vertheidigung mittelst Palissaden und Gräben in Abschnitte eingetheilt, auch wurden neue Batterien erbaut.

Im Innern der Stadt wurden die Straßen und Gassen, welche zu der am ärgsten bedrohten Front führten, an den dem Walle zunächst gelegenen Ausgängen mit Barricaden gesperrt, die damals gebräuchlichen Vorzugsketten, deren Mauerringe sich bis in unsere Zeiten erhalten haben, angebracht und im Zeughause deren noch mehrere angefertigt, um im Nothfalle die Gassen absperren zu können. In den einmündenden Seitengassen wurden Traversen aus Holz, die durch Räder beweglich gemacht waren, aufgestellt, um die Zugänge im Bedarfsfalle abschließen zu können, endlich behufs besserer Beobachtung der ferneren Bewegungen und Verrichtungen der Feinde auf den Kirchthürmen verläßliche Männer aufgestellt. Auf dem Stefansthurme mußten sich täglich zwei Jesuiten aufhalten, welche mit Fernrohren Beobachtungen anstellten und ihre Bemerkungen dem Commandanten schriftlich zu melden hatten.

Der Commandant nahm seine Wohnung in der kaiserlichen Burg, damit er Alles besser überwachen könne und dem bestürmten Walle näher sei.

Im türkischen Lager langte ein weiterer Nachschub von vielen Wagen und Kameelen mit Munition an.

In der Nacht vom 15. auf den 16. August schlichen sich mehrere Türken zu dem vor dem Neuthore aufgeschlichteten Bauholze und zündeten dasselbe an, aber eine Compagnie Studenten, die in der Nähe des Neuthores im Dienste stand, machte einen Ausfall, verjagte die Feinde und löschte den Brand.

Am 16. August währte den ganzen Tag das Kanoniren, Bomben- und Steinwerfen mit einer noch nicht dagewesenen Heftigkeit. Unter dem Schutze des Feuers erweiterten die Feinde ihre Erdarbeiten ungemein, sie nahmen sogar den Bau einer Breschbatterie (der ersten) auf dem bedeckten Wege gegen die Löbelbastei in Angriff. Um die Batterie wieder zu zerstören, unternahmen die Oesterreicher Abends gegen 5 Uhr unter der Leitung zweier eben so umsichtiger als tapferer Männer, des Grafen Serenyi und des Obersten Schärffenberg, einen Ausfall, dessen Erfolg alle Erwartungen übertraf, da der Feind nicht nur zurückgetrieben,

sondern auch dessen ganzes Logement zerstört wurde. Der Verlust war nicht groß. Die ganze Action kostete nur 9 Mann. Der Graf Serenyi und von Schärffenberg erlitten durch Steinwürfe leichte Verletzungen.

Aber um 7 Uhr kehrte der Feind in größerer Stärke zurück und trachtete seinen früheren Posten an der Berme des Ravelins und zunächst der Löbelbastei wieder zu gewinnen. Die Besatzung vertheidigte entschlossen den erkämpften Vortheil, und der Feind wich nach einem hitzigen Gefechte unter bedeutendem Verluste, wozu eine gelungene Flattermine am Ravelin das Ihrige beigetragen hatte. Nach 10 Uhr Nachts nahmen die Türken zum dritten Male den Kampf auf; sie wälzten vor sich mehrere hundert Schanzkörbe und Wollsäcke, um während des Vorrückens gegen die Kugeln geschützt zu sein, und warfen diese Objecte dann in den Graben, um sich eine Brücke zu schaffen.

Oberst Beck fiel mit 50 Mann in ihre Flanke, drängte sie zurück, verbrannte einen Theil der feindlichen Palissaden, sowie die hölzerne Decke der Laufgräben an der Contrescarpe. Ein plötzlich eingetretener Sturm mit Regen trennte die streitenden Parteien für eine kurze Weile.

Wenngleich das Glück den Kaiserlichen in allen Gefechten dieses heißen Tages treu geblieben war, so wurden die Opferwilligen endlich doch erschöpft durch den fortwährenden ungleichen Kampf und konnten es endlich nicht hindern, daß der um Mitternacht mit Uebermacht anstürmende Feind die verlorenen Posten wieder gewann, eine neue Batterie auf der Contrescarpe gegen die Spitze der Löbelbastei aufwarf und in der Absicht, eine Bresche zu eröffnen, mit drei Kanonen besetzte; doch vier 24pfündige Kanonen in einer Batterie auf der Courtine links von der Löbelbastei geboten diesen feindlichen Geschützen Schweigen.

Da nun vorauszusehen war, daß der Feind den Sturm bald gegen die Bastion selbst richten werde, ließ der Graf Starhemberg einen großen Vorrath von Pechkränzen, Steinen und brennbaren Materialien an geeigneten Plätzen anhäufen; es galt, dem Feinde das Vordringen in den Gräben und Breschen so viel als möglich zu erschweren.

Um nächtlicher Weile des Feindes Arbeiten im Auge behalten zu können und um zugleich den Belagerern in den Minen Schaden zuzufügen, wurden Pechkränze und mit Pech getränkte Schindeln angezündet

und in den Stadtgraben geworfen. Man sorgte dafür, diese Objecte in Flammen zu erhalten, indem man entzündbare Stoffe aller Art hinzugesellte. Das Material wurde durch Abtragen der Dächer gewonnen, und sogar Möbelstücke aus den Wohnhäusern wurden diesem Zwecke geopfert.

Am 17. in früher Morgenstunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Nachricht, das Kolczicki bei den Palissaden am Schottenthore in die Stadt gelangt sei. Er sei, hieß es, mit genauer Noth den türkischen Wachen entkommen und habe dem Stadtcommando eine frohe Botschaft baldiger Hilfe aus dem Lager des Herzogs von Lothringen mitgebracht. Mit Ungeduld erwartete man definitive Nachrichten, Alt und Jung sammelte sich auf den Plätzen, um Näheres zu erfahren.

Starhemberg säumte auch nicht, zur Belebung des Muthes den Inhalt der Depesche, die er erhalten, öffentlich bekannt zu geben. Der Herzog schrieb: Er beklage mit tiefer Rührung den Verlust so vieler braver Offiziere und Soldaten, sowie den mißlichen Zustand der Stadt sowohl dadurch, als durch die eingerissene Seuche. Doch dürfe man gewiß glauben, daß man niemals einen Ort von so großer Wichtigkeit dem Feinde preisgeben werde. Bereits sammle sich ein zahlreiches Heer, täglich kämen Hilfstruppen aus Baiern, Franken und Sachsen, und man erwarte nur noch die zahlreiche polnische Armee unter dem Oberbefehl des Königs, die längstens bis Ende August eintreffen werde, um dann mit vereinten Kräften zum Entsatze Wiens herbeizueilen. Des Weiteren war noch die tröstende Nachricht beigefügt, daß Preßburg von den Kaiserlichen wieder erobert und über Tököli ein zweifacher Sieg erfochten worden sei.

Die glückliche Rückkehr der Trost bringenden Boten wurde Mittags durch einen starken Rauch auf dem Stefansthurme und bei einbrechender Dunkelheit durch aufsteigende Raketen der Armee jenseits der Donau kundgemacht.

Die freudige Aufregung in der Stadt über diese frohe Botschaft war unbeschreiblich, denn nur ein Entsatz, wie man ihn jetzt erhoffen durfte, konnte Wien retten. Hunger, Krankheit, tägliche Verminderung der kampffähigen Mannschaft hatten die Einwohner schon sehr entmuthigt,

die Stürme der Feinde wurden immer zahlreicher und heftiger. Ohne Hilfe von außen her, das ward erkannt, müßte man endlich der Uebermacht erliegen.

Nun war die Stimmung wieder zuversichtlich. Mit erneuertem Muthe suchte Jeder, ob Bürger oder Soldat, zur Erhaltung der Kaiserstadt das Aeußerste zu wagen.

Kolczicki, der bereits vor seinem kühnen Wagestück als tapferer Mann gegolten, wurde jetzt, nachdem er sein Leben hundertfachen Gefahren preisgegeben hatte, von seinen Mitbürgern mit noch größerer Achtung behandelt. Er war ein äußerst jovialer gefälliger Mann, dem das Herz stets auf der Zunge schwebte. Jedem, der ihm begegnete und bieder zu sein dünkte, kam er mit Gruß und Handschlag entgegen. „Wie geht es, Bruderherz?“ war stets seine Anrede, daher er auch in der Folge nicht anders als „Bruderherz“ genannt wurde.

Wir werden im Verlaufe der Erzählung auf diesen Mann, der sich um Wien so verdient gemacht hat, noch zurückkommen.*) Zunächst genug daran, daß Kolczicki's Rückkehr und Botschaft die günstigste Stimmung verbreitete.

Der laute Jubel, welcher unter dem Volke herrschte, und den Starhemberg durch eine Feldmusik, die auf der Kärntnerbastei lustige Weisen aufspielte, noch steigerte, mußte auf die Türken einen entmuthigenden Eindruck machen. In der That machte man von den Wällen aus die Wahrnehmung, daß die Janitscharen mit Gewalt in die Laufgräben getrieben werden mußten.

Abends 7 Uhr ließen die Belagerer eine Mine am Fuße des Burgravelins springen, darauf folgte ein lebhafter Sturm, der indeß wie immer muthig abgewiesen wurde. Die Stürmenden wurden bald zurückgeworfen.

---

*) Die Verdienste, welche sich Koltschitzky (Kolczicki) um die Befreiung Wiens erworben hat, kommen auch einem Wiener Gastwirthe Namens Georg Altschaffer zu Gute. Dieser war es nämlich gewesen, der durch eindringliches Zureden Ersteren veranlaßt hatte, sich aus der belagerten Stadt zu schleichen und die Nachricht von der baldigen Rettung zu überbringen. (Siehe Geschlechterbuch der Wiener Erbbürger.)

Hiebei ereignete sich ein Vorfall, den der Augenzeuge Christian Wilhelm Huhn in seiner Schrift: „Raritäten oder umständliche Beschreibung was anno 1683 vor, bei und in der denkwürdigen Belägerung Wiens täglich vorgelaufen“ mit folgenden Worten schildert: „indem ein gemeiner Soldat, mit einem Türken in Zweikampf sich einlassend, seinem Widerpart nach langem Ringen die Lanze aus der Hand wand und ihn mit seinem Säbel des Kopfes kürzer machte. Bei hierauf angestellter Visitation fand der Ueberwinder einen nicht allzusauberen leinwandenen Beutel, und darinnen 100 Species Dukaten eingenäht, welches ihn, so vielleicht die Zeit seines Lebens so viel Geld nicht beisammen gesehen hatte, dergestalt aus sich selbsten brachte, daß er gleich einem Rasenden durch die Straßen der Stadt lief und seinen Schatz Allen, so ihm begegneten, mit großem Erstaunen und Verwunderung, mit Zusammenklopfung der Hände und anderen Freudenbezeugungen bekannt machte, und Andere zu gleichen Unterfangen, als ob das Gold also nur vom Himmel regnete, durch sein Exempel aufmunterte.“

Der rastlos thätige Starhemberg, dessen Energie durch die äußerste Noth nicht gebrochen worden war, fühlte auch jetzt — unter dem Eindrucke günstiger Aussichten — seinen Eifer nicht ab. Er wußte überall die entsprechenden Maßregeln zu treffen. Wie er selbst in Pflichterfüllung und Aufopferung Allen ein leuchtendes Vorbild war, so forderte er auch von jedem Einzelnen die größte Anstrengung und Hingebung bis zum Todesmuthe. Er verlangte von jedem waffenfähigen Bewohner der Stadt, daß er sich an der Vertheidigung betheiligen müsse. Gegen Solche, die sich etwa dem Waffendienste endgiltig entzögen, wurden die schärfsten Befehle erlassen. Den Feigen wurde die Strafe, gleich unter ihrem Fenster aufgehängt zu werden, angedroht. Eigene Commissäre wurden in den vier Stadtvierteln aufgestellt, die mit äußerster Strenge allen bisher Verborgenen nachspüren mußten; es kamen wirklich immer wieder neue Streiter zum Vorscheine, die sogleich in den Waffen geübt und zum Dienste verwendet wurden. Es gereichte aber den Wienern zur Ehre, daß die Drohung genügte und daß man nirgends einer Weigerung begegnete, welche die Ausführung der strengen Strafe zur Nothwendigkeit gemacht hätte.



, Iver der Geestelyke en Wereltlyke in Weenen int ruineeren en verbranden der Turkse werken. en Logementen. N. 4. Ardeur des Assieges tant ecclesiastiqz que dautres pour ruiner et brusler les Logements et travaux des Turcqs

Die Zerstörung der türkischen Batterien und Belagerungsarbeiten.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

Selbst die Geistlichkeit trug ihren Theil zur Vertheidigung bei. Die Priester, welche nicht in Seelsorge und im Spitalsdienste vollauf beschäftigt waren, erschienen mit Krampe und Schaufel beim Schanzenbaue, oder nahmen mit der Waffe in der Hand, gleich den übrigen Wehrmännern, thatkräftigen Antheil an dem Kampfe oder sie machten sich im Beobachtungsdienste nützlich.

Gegen Pflichtvergessene ließ Starhemberg stets der Strenge des Gesetzes freien Lauf. Auf die geringste verrätherische Handlung folgte sofort die Todesstrafe. Zum Glücke konnte er in dieser Richtung ohne Sorge sein, da die Bürger selbst strenge Polizei übten. Es ergaben sich sehr wenige Fälle von Verrätherei, die rechtzeitig entdeckt wurden. So wird von zwei blutjungen Burschen berichtet, die mehr aus Leichtsinn, als im Vollbewußtsein ihrer erbärmlichen Handlungsweise dem Feinde als Kundschafter dienten. Die Elenden wurden ertappt und bald darauf enthauptet.

Zwölftes Capitel.

Fortsetzung des Berichtes über die Vorfälle in und vor Wien während der Belagerung in dem Zeitraume vom 18. August bis zum Eintreffen des Entsatzheeres. — Vorgänge jenseits der Donau und im Marchfelde. — Schlacht bei Stammersdorf. — Verhalten des Großwesirs, als er vom Anmarsche der Verbündeten Kenntniß erhielt.

Gegen die Mitte August traten in Wien jene traurigen Zustände auf, welche in einer belagerten Stadt unvermeidlich sind. Die Vertheuerung der Lebensmittel und die Epidemien wurden von Tag zu Tag empfindlicher. Insbesondere die bösartige ansteckende Dysenteria (Ruhr) machte so große Fortschritte, daß beinahe kein Haus zu finden war, welches ohne Kranke gewesen wäre. Hauptsächlich die Familien der ärmeren Classe wurden von der Seuche am ärgsten befallen. Auch unter der Besatzung wüthete die Krankheit in einer nahezu erschreckenden Weise und forderte ebenso viele Opfer als der Kampf auf den Wällen und in den feindlichen Approchen.

Frisches Fleisch und andere gesunde Lebensmittel waren nicht mehr in genügender Menge vorhanden, um diese auch den minder Bemittelten zu gewöhnlichen Preisen verkaufen zu können; daher wurde der Verbrauch des geräucherten oder nur gedörrten Fleisches, der Häringe u. s. w. auf Seite der Besatzung und der Einwohner ein stärkerer.

Unter solchen Verhältnissen wurde auch häufiger neugebrautes unausgegohrenes Bier und nicht gut ausgebackenes Brot genossen, während der Mangel an gesundem Trinkwasser immer drückender ward. Diese Umstände, vereint mit der Unreinlichkeit in den Häusern und auf den Gassen, der bei der Einschließung unmöglich gesteuert werden konnte, sowie eine

Menge anderer schädlicher Einflüsse brachten es mit sich, daß die Krankheiten stets in der Zunahme begriffen waren.

Die Behörden versuchten das Möglichste für die Beseitigung des Uebels. Die Bäcker sollten nur gut ausgebackenes Brot verkaufen, das Brauhaus im Bürgerspital erhielt strengen Befehl, nur vollkommen ausgegohrenes Bier zu verabfolgen, die der Gesundheit nachtheiligen Lebensmittel wurden confiscirt, auf größere Reinlichkeit in den Gassen u. s. w. wurde ein wachsames Auge gerichtet.

Nur den zweckmäßigen Maßregeln der Behörden und des Stadtrathes, namentlich aber der Sorgfalt, welche der unermüdliche, edle Bischof Kollonits dem allgemeinen Wohle und insbesonders den Spitälern zuwandte, war es zu danken, daß dem Uebel überhaupt Grenzen gesetzt wurden und nicht ein geradezu verzweiflungsvoller Zustand eintrat.

Alle Klöster, sowie eine Menge öffentlicher Gebäude wurden zu Spitälern eingerichtet. Die kranken Personen wurden von den Gesunden getrennt, mittellose Einwohner, die in kleinen Wohnungen zusammengepfercht lebten und in Folge dessen den Erkrankungen am ehesten ausgesetzt waren, wurden in gesünderen Localen, im Passauerhofe, in den beiden Ballhäusern, bei den Franziskanern und in der Himmelpfortgasse untergebracht und auch mit besserer Kost versehen.

An die verwundeten und erkrankten Soldaten, die, nach den Regimentern eingetheilt, in den verschiedenen Klöstern untergebracht waren, ließ die Stadt 500 Eimer Wein und 4500 Ellen Leinwand verabfolgen; ebenso erhielten die gesunden Vertheidiger der Stadt ihre tägliche Ration an Wein, zu welchem Ende die Geistlichen und die übrigen bemittelten Einwohner ihre Keller freiwillig öffneten.

Für das Wohl der Soldaten trug Starhemberg eifrige Sorge. Selbst die Paläste abwesender kaiserlicher Minister und Anderer vom Adel wurden aufgeschlossen und den Offizieren als Wohnungen eingeräumt; auch den reich besetzten Kellern wurde der entsprechende Antheil zum Besten der tapferen Kämpfer abgenommen. Mit nicht geringerer Aufmerksamkeit wurde für eine richtige Vertheilung der Lebensmittel gesorgt, um die Stadt vor einer Hungersnoth zu sichern. Wenn später, wie berichtet wird, sogar manche Katze gefangen und verzehrt oder

insgeheim Eselsfleisch ausgehackt wurde, so geschah dies mehr aus Uebermuth, als daß die Noth dazu gedrängt hätte.

Um dem voraussichtlichen Mangel an Pulver rechtzeitig vorzubeugen, wurden unter der Leitung des Barons Kielmannsegg Stampfen errichtet; auf dem Schottenplatze begann man gleichzeitig mit dem Kohlenbrennen, wozu die Bevölkerung ihr überflüssiges Holz abgeben mußte.

Der Commandant, sowie mehrere hohe Offiziere wurden von der Seuche befallen, aber glücklich wieder hergestellt. Aber Tod, Krankheit und Verwundung rissen bedenkliche Lücken in die Bataillone, so daß manche nur mehr mit der Hälfte ihrer ursprünglichen Stärke auf dem Kampfplatze erscheinen konnten und nur 3 bis 4 Offiziere zum Dienste hatten. Der durch die Anstrengung und Beschwerlichkeit des Vertheidigungsdienstes, wie durch schlechte Nahrung herabgekommene Mann schleppte sich oft nur mehr mit Mühe auf die Wälle.

Unter den zahlreichen Opfern, welche die verderbliche Seuche forderte, waren auch der Bürgermeister Andreas von Liebenberg, der Prälat von den Schotten und Weihbischof Johann Schmidberger, der Domprobst von St. Stefan Peter Vauthier, der Rector der Universität Dr. Laurenz Grüner, dann mehrere hohe Beamte und Geistliche.

Die zahlreichen Klöster in der Stadt wurden im Interesse der Besatzung zu Krankenhäusern umgestaltet, und die Klosterbewohner mußten so wie die übrigen Einwohner der Stadt zum allgemeinen Wohle nach Kräften beitragen. Bemerkenswerth sind die Aufzeichnungen eines Augustinermönchs, aus denen wir die interessantesten Stellen hier folgen lassen:

„Von 60 unseren Geistlichen sind in der Belagerung 27 zu Hause geblieben, die treu und fleißig, so viel wie möglich dem Kloster mitgeholfen haben. Es wurde aber aus ihnen durch das continuirliche Schießen, Bombenwerfen und Wachen, auch wegen dem unleidentlichen Gestank der kranken und blessirten Soldaten, welche von der Kreuzpforte rechter Hand bis zur andern Thüre gegen die Infirmaria zu gelegen und man schwer durch sie hat hindurch gehen können, sehr viele krank.

„Die zwei großen Zimmer gegen die Kellnerei wurden von den Starhemberg'schen Offizieren und Soldaten belegt. Es mußten unsere

Geistlichen diesen Soldaten auch aus der Infirmaria weichen, allwo sehr enge Zellen, und gleichwohl lagen in einer solchen Zelle 8 bis 10 Soldaten.

„Während der Belagerung sind durch die Kugeln und Bomben unser Kirchendach, Chor und Klosterdach völlig verdorben worden, indem viele hundert Stück- und Falkonetkugeln darein geschossen worden; auf den Kirchthurm sind auch etliche Schüsse geschehen, weil unsere Patres und Fratres in den Thurm hinaufgegangen, in der Feinde Lager gesehen und erblickt worden, worauf dann die Schüsse erfolgt.

„In den Zellen waren die Patres gar nicht sicher vor den Kugeln, wie denn die erste und anderte Zellenthür zunächst der Stiege bei der Klosterpforte durchschossen worden, daß man die Kugeln noch an der Mauer unter dem Hängtische sieht.

„Es ist oben gedacht worden, daß Emerich, Bischof allhier, ein Decret geschickt und die Geistlichen ersucht, nicht allein der Stadt mit Schanzen, sondern auch mit Waffen, wenn es die Zeit erforderte, beizuspringen. Deswegen haben sich unsere Geistlichen im Schießen geübt und auf die Scheibe von der Pfortenstube im engen Gange der Kanzel zu geschossen, in mehrerer Gefahr dem Feinde sich auch entgegenstellen zu können.

„Während der Belagerung hatten die meiste Mortificatione und größten Anstoß der Pfortner und Kellermeister. Dieser mußte manches Faß Wein, so die Soldaten in der Stadt mit mehr Gewalt als Recht bekommen, vorher aber von uns erpressen wollen, mit Geduld annehmen, in unseren Keller hinabziehen lassen und seitelweise den Starhemberg'schen Soldaten zu bestimmter Zeit in Gegenwart von zwei Gefreiten ausmessen. Der Pfortner mußte beim Tage schanzen, bei der Nacht einen Portier abgeben und allerlei Droh- und Schmähworte anhören, Anderes zu geschweigen.

„In vigilia unserer lieben Frauen Himmelfahrt kamen einige Todtengräber, machten ohne Wissen und Willen des Pater Vicars eine sehr große Grube im Hofe bei der Tischlerei, wo des Kaisers Wagen und unserer Vorfahren Kloster gestanden, alldort die Todten, so man in der Stadt hin und wieder zusammengetragen, zu begraben, welchem sich zwar der Pater Vicarius widersetzte, mußte aber dem Decret der

geheimen Rathsdeputirten, die solches zu thun anbefohlen, wider seinem Willen nachkommen. Sind also auf diesem Platze gegen 2000 Mann bei der gewesenen Kalkgrube begraben. Die vom Starhemberg'schen Regimente liegen von den Sacristeifenstern an bis zum Roßstall einer an dem andern.

„Das Schießen, Wachen und andere Kriegsmühseligkeiten brachten Etliche schon in Gewohnheit, so daß die vorige große Furcht abzunehmen begann.

„Unter und nach der Belagerung sind unsere Geistlichen alle, ausgenommen einen Novizen, am hitzigen Fieber, rother Ruhr krank gelegen, davon auch vier gestorben."

Am 18. August war im türkischen Lager, abgesehen von einem nicht zu heftig unterhaltenen Geschützfeuer, eine auffallende Ruhe zu bemerken, und nach den bisher gemachten Wahrnehmungen schloß man daraus, daß ein Sturm zu erwarten sei. Abends gegen 6 Uhr warf eine Mine die linke Böschungsmauer des Ravelins zur Hälfte in den Graben und in dichten Haufen stürmten die Feinde, 3000 an der Zahl, gegen die entstandene Oeffnung. Die große Zahl der Stürmenden erhöhte indeß nur den Verlust des Feindes und das Verdienst der tapferen Vertheidiger. In Folge des wüthenden Anfalles mußten sich die letzteren anfänglich in die innerhalb des Ravelins aufgeworfene neue Umwallung zurückziehen; auch hatten die Feinde bereits zehn Fähnchen auf den eroberten Posten gepflanzt und zur besseren Versicherung eine Menge Wollsäcke und Schanzkörbe zur Deckung hinaufgebracht, als Oberst Graf Schärffenberg und Oberst von Coneberg et Dupigny mit Verstärkung im rechten Momente anlangten, den Feind in seinem Logement angriffen und glücklich aus der geöffneten Bresche vertrieben. Die Bresche wurde sogleich wieder ausgebessert. 400 Mann ließen die Janitscharen todt liegen.

Nach abgeschlagenem Sturme unternahm Oberst Bernhard Freiherr von Coneberg et Dupigny, dem es bisher an Gelegenheit gemangelt hatte, sich mit seinem Küraßier-Regimente hervorzuthun, ohne Befehl des Stadtcommandanten mit 60 seiner Reiter zu Fuß einen Ausfall am Burgravelin; leider führte die Tollkühnheit den Oberst zu weit in die Reihen der Feinde hinein; er wurde von einer Musketenkugel in

die Brust getroffen und sank todt zu Boden; seinen Rittmeister Marquis Chavellico de Chovari und 30 Kürassiere traf das gleiche Schicksal; sie hatten alle ihr Leben theuer verkauft.

Die Retranchements innerhalb der attaquirten Löbel- und Burgbastei waren um diese Zeit beendet; nun wurden auf Starhemberg's Befehl neue errichtet, und zwar derart, daß die Abschnitte in einer Entfernung von 4—5 Klaftern von einander und je einer höher als der andere zum Behufe nachhaltigerer Vertheidigung angelegt wurden. Auch der Verbindungswall zwischen diesen Bastionen wurde in ähnlicher Weise verstärkt.

Am 18. August ward ein wunderlicher Fall von Verrätherei entdeckt. Man wurde eines kleinen Knaben gewahr, der vom feindlichen Lager ganz gemächlich der Stadt zuging. Ergriffen, in Verwahrung genommen und um die Ursache seines Aufenthaltes im türkischen Lager befragt, gab er an, sein Vater, ein ehemaliger Vorstadtbewohner, sei mitsammt seiner Mutter bei den Türken in Gefangenschaft. Ersterer müsse in den Approchen arbeiten, die Mutter aber Wollsäcke verfertigen. Als man indeß den zehnjährigen Jungen zur besseren Verwahrung in das Bürgerspital abführte, begegnete ihm seine Mutter, die ihn über sein langes Ausbleiben tüchtig ausschalt, und von welcher in Erfahrung gebracht wurde, daß sie niemals im türkischen Lager gewesen und ihr Mann schon lange gestorben sei. Der junge Bösewicht, dem Stadtgerichte eingeliefert, sagte endlich aus, er habe dem Feinde Nachrichten überbracht, und zwar habe er gemeldet, daß schon viele Stücke auf den Basteien bereits unbrauchbar geworden, daß das Brot und die Semmeln nicht mehr so weiß und täglich kleiner gebacken werden, daß das Commißbrot ganz schwarz und ungenießbar sei, daß deshalb viele Soldaten erkrankten und starben, daß die Besatzung bereits den Muth zum Fechten verloren habe u. s. w. Ungeachtet seines jugendlichen Alters war der Knabe listig genug, allerlei Winkelzüge zu versuchen. Als er merkte, daß die Sache schief gehe, schob er die ganze Schuld auf einen Schneider, der ihn verleitet haben sollte, aber nicht ausgemittelt werden konnte. Die Mutter, über die Verderbtheit ihres Sohnes entrüstet, bat selbst um strenge Züchtigung des Knaben und versicherte, daß sie denselben in der

Folge gut überwachen werde. Das Gericht faßte diese Angelegenheit strenger auf. In kurzer Zeit war dieser Fall von Verrätherei der zweite und die Verhältnisse ließen eine milde Beurtheilung nicht zu. Der junge Verräther wurde zum Tode verurtheilt und durch das Schwert hingerichtet. Mit ihm erlitten noch zwei Soldaten, die zum Feinde hatten übergehen wollen und noch rechtzeitig erwischt worden waren, auf dem Neuen Markte den Tod durch den Strang. Da das Stadtcommando in Erfahrung gebracht hatte, daß Soldaten häufig unter dem Vorwande, in den abgebrannten Häusern vor der Stadt nach Beute zu suchen, sich über die Palissaden hinauswagten, und daß solche Zügellosigkeit Anlaß zu Verräthereien gäbe, so wurde jede Entfernung aus der Festung ohne ausdrücklichen Befehl bei Todesstrafe untersagt.

Am 19. Früh um 7 Uhr ließen die Kaiserlichen an der Spitze des Burgravelins eine gut angelegte Mine auffliegen, durch welche dem Feinde ein empfindlicher Verlust zugefügt, ja der Feind sogar zum Verlassen der bisher behaupteten Position im Ravelin gezwungen wurde; dafür rächten sich die Türken durch ein starkes Bomben- und Steinwerfen, das den ganzen Tag hindurch andauerte. Im Verlaufe der Nacht gelang es den Belagerern, durch die Sape den Trichter der Mine zu gewinnen und sich im früheren Neste wieder festzusetzen; zugleich avancirten sie in den Gräben der Löbel- und Burgbastei mittelst unterirdischer Arbeiten.

In derselben Nacht unternahm auf Seite der Belagerten ein Offizier mit 15 Mann beim Kärntnerthor einen Ausfall auf eine Abtheilung Türken, welche eine Viehherde bewachten, die zunächst den Approchen an den Weinbergen weidete. Das Unternehmen gelang. 32 Ochsen wurden glücklich in den Graben und später in die Stadt gebracht. Auch im feindlichen Lager machte sich um diese Zeit der Mangel an Lebensmitteln erneuert fühlbar. Kara Mustapha, durch den hartnäckigen Widerstand der Festung, sowie durch die mißmuthige Stimmung seiner Truppen auf das Aeußerste gereizt, ertheilte in einem Wuthanfalle den grausamen Befehl, „die nutzlosen Fresser im Lager", die christlichen Gefangenen, hinzurichten. In der That wurden die Gefangenen, ausgenommen die jüngeren Personen, die zur Zwangsarbeit ver-

wendet werden konnten, in unmenschlicher Weise getödtet. Drei Tage dauerte die Metzelei und die Leichen der unglücklichen Schlachtopfer bedeckten die Felder in der unmittelbaren Nähe des Lagers.

Ueberhaupt befand sich der Großwesir in sehr gereizter Stimmung, da am 19. August ein Abgesandter des Großherrn, der schwarze Eunuch und Schatzmeister Ali, im Lager angekommen war. Dieser Gesandte war allerdings der Ueberbringer eines belobenden und zugleich ermunternden Handschreibens, brachte überdies als Ehrengeschenke einen mit Diamanten besetzten Säbel, einen Dolch, einen Reiherbusch und einen Zobelpelz, aber er war auch beauftragt, sich persönlich von der Sachlage zu überzeugen. Schon zu lange hatte dem Sultan Mohamed IV. die Belagerung einer Stadt gedauert, deren Ueberwindung er in seinem Hochmuth sich so leicht geträumt hatte. In Belgrad, wohin sich der Beherrscher aller Gläubigen begeben hatte, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, sowie in Constantinopel wurden bereits große Zurüstungen getroffen, um mit noch nie gesehener Pracht in der eroberten Hauptstadt des römisch-deutschen Kaiserthums den Siegestriumph zu feiern. Kostbarkeiten aus allen Welttheilen wurden zusammengerafft, um bei einem Siege zu glänzen, welcher dem Sultan noch höher galt, als ehemals die Eroberung von Byzanz, denn weitaussehend waren die Pläne für die Zukunft. Der Sultan sah schon im Geiste nach dem Falle der Vormauer der Christenheit seinen blutigen Scepter geschwungen über die Throne von Europa und die unzerstörbaren Fesseln seiner Macht drei Welttheilen angelegt.

Müde des vergeblichen Harrens auf die sehnlichst erwünschte Freudenbotschaft, sandte er einen seiner ersten Staatsdiener und Vertrauten in das Lager vor Wien, damit derselbe durch eigene Anschauung die Verhältnisse prüfen und Bericht erstatten könne.

Bald überzeugte sich der Abgesandte, daß keine günstigen Anzeichen für die baldige Erfüllung der glänzenden Hoffnungen vorhanden seien. Mißmuthig über die bisher gebrachten vergeblichen großen Opfer, sprach er sein Bedauern über das langsame Fortschreiten der Belagerung aus und verließ nach einigen Tagen die Umgebung von Wien, um seine nicht eben erfreulichen Wahrnehmungen dem Großherrn zu berichten.

Kara Mustapha gab sich ungeachtet der ihm zu Theil gewordenen Zeichen des großherrlichen Wohlwollens keiner Täuschung darüber hin, daß sich finstere Wolken über seinem Haupte zusammenziehen. Umsomehr fühlte er sich zu rastloser Thätigkeit angestachelt. Er trat sogar aus seiner Weichlichkeit heraus, verließ sein mit allem erdenklichen Reichthum und Luxus ausgestattetes Zelt bei St. Ulrich, wo er bisher im Schooße des Wohllebens die meiste Zeit verbracht hatte, um öfter die Arbeiten in den Approchen zu besichtigen und seine Soldaten zu erneuerten Kämpfen anzueifern. Die Tapferen wurden belohnt, die Feigen oder Widerspänstigen, die nicht sofort gegen die Wälle anstürmen wollten, vor seinen Augen erbarmungslos niedergemacht. Zu seinen Besuchen in den Laufgräben bediente er sich einer mit eisernen Platten wohl verwahrten Sänfte. Er hatte dort einen eigenen Aufenthaltsposten, der tief in die Erde gegraben, mit Steinen gepflastert, mit Balken und Sandsäcken eingedeckt, gegen die Bomben vollkommen versichert war.

Der Großwesir hoffte auch jetzt noch, die Stadt durch Capitulation in seine Hände zu bekommen, darum vermied er es — zum Glücke für die Christenheit — alle seine Kräfte daran zu setzen, um die Stadt im Sturme zu erobern. Er wollte, wie schon erwähnt, die in solchem Falle unvermeidliche Zerstörung verhindern. Er sah in den österreichischen Ländern schon sein künftiges Paschalik und schonte in Wien seine künftige Hauptstadt.

Heftiger als je war am 20. August der Donner der Geschütze, unter deren Schutze die Belagerer sich auf ihren der Stadt nahe gerückten Posten, namentlich bei dem Burgravelin, immer mehr eingruben und ihre Stellung befestigten. Sie begannen auch den Bau einer neuen Batterie gegen die rechte Face der Löbelbastei, wurden jedoch an der Vollendung durch das Feuer aus der Mölkerbastei verhindert. Obristlieutenant Wolfgang Heinrich Schenk vom Regimente Kaiserstein wurde verwundet und starb bald darauf an den Folgen dieser Wunde. Hauptmann Hiller wurde auf dem Walle durch einen Schuß getödtet. Eine um 8 Uhr Früh nahe dem Ravelin entzündete feindliche Mine richtete mehr Schaden auf der feindlichen Seite an als auf der der Belagerten, denen sie zugedacht war.

Das starke Feuer des vorigen Tages währte auch den 21. August fort. Zwei Minen, eine, die sich um 8 Uhr Früh und eine, die sich um 6 Uhr Abends vor der Löbelbastei entlud, erleichterten an diesem Tage den Feinden den Eintritt in den Graben.

In der verflossenen Nacht war der wackere Kolczicki neuerdings im Begriffe gewesen, einen Gang durch das feindliche Lager anzutreten, um sich zu dem Heere des Herzogs zu begeben. Aber ein wieder eingefangener Deserteur machte ihn aufmerksam, daß er dem Feinde aufs Genaueste beschrieben sei und bei einem abermaligen Versuche der Gefangenschaft nicht entgehen könnte.

Daraufhin unternahm der Diener Kolczicki's das gefährliche Wagestück allein. Zweimal gelang es diesem Georg Michaelovits, unversehrt durch das türkische Lager zu kommen und der beängstigten Stadt die Versicherung eines baldigen Entsatzes zu überbringen. Auf seiner letzten Rückkehr gesellte sich ein türkischer Reiter zu ihm, mit dem er sich in ein vertrautes Gespräch einließ; als der Türke sich dessen am wenigsten versah, hieb Michaelovits ihm den Kopf vom Rumpfe, schwang sich auf sein Pferd und kam glücklich in die Stadt zurück.

Ein Ueberläufer aus dem türkischen Lager, welcher am 21. in die Stadt gebracht wurde, berichtete, daß die Türken für den 28. oder 29. August einen Hauptschlag gegen die Festung vorbereiten.

Von den Thürmen der Stadt, welche mit Beobachtungsposten besetzt waren, wurde gemeldet, daß sich feindliche Abtheilungen eilends gegen Hainburg in Bewegung setzen. Diese auffällige Erscheinung wollte man mit der Annäherung des Entsatzheeres in Verbindung bringen, aber spätere Nachrichten gaben eine andere Aufklärung. Die bewaffneten Landleute des Wiener Waldes hatten alle ihre Pässe verschanzt, fielen über die in ihre Nähe gelangten Fouragirungs-Detachements her und erschlugen die beutesuchenden Türken. Um nicht nutzlos so viele Leute zu verlieren, untersagte der Großwesir alle Fouragirungen in dieser Richtung, wodurch ein empfindlicher Mangel an Futter entstand. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden Abtheilungen gegen Hainburg entsendet, welche Futterartikel suchten.

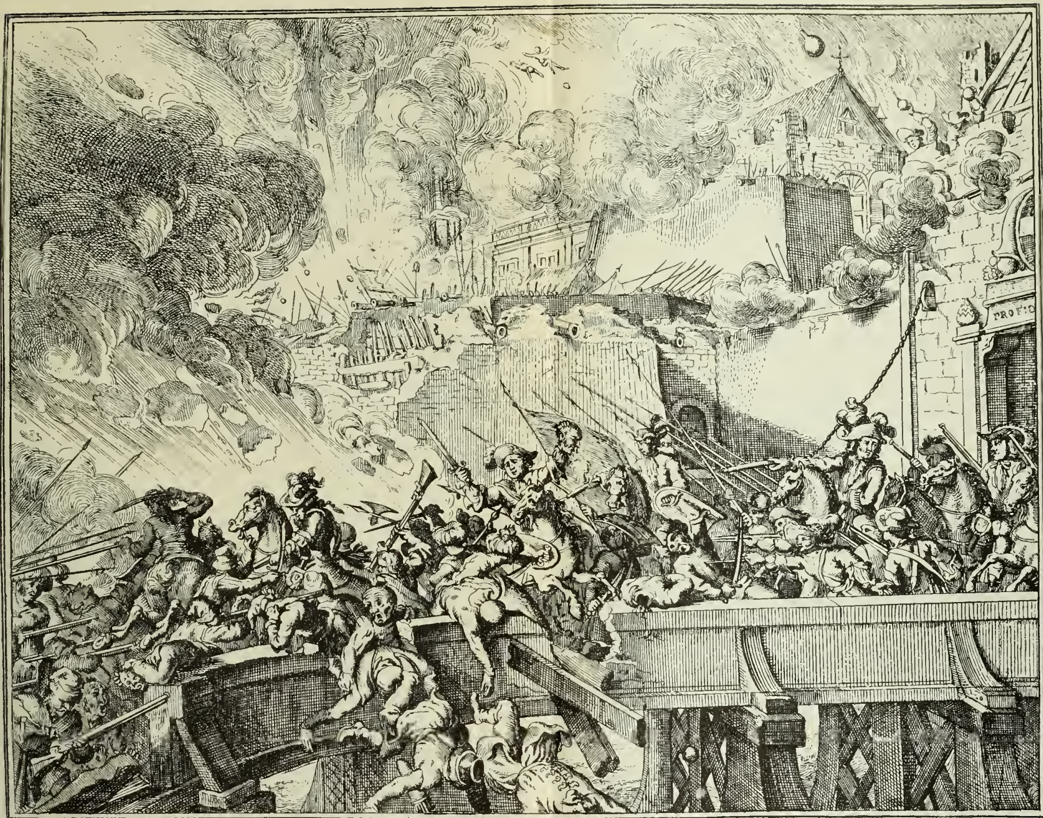
Den 22. August ängstigte der Feind die Stadt durch heftiges Geschütz- und Bombenfeuer. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags wurde von den Kaiserlichen eine Gegenmine am Fuße des Burgravelins entzündet, durch welche die Türken aus ihrem Logement vertrieben wurden; sie kehrten indeß bald wieder zurück, verschanzten sich trotz des Kanonenfeuers von der Courtine mit einer großen Menge von Wollsäcken und steckten sogar die die Bresche sperrenden Palissaden in Brand. Glücklicherweise wurde das Feuer von der Besatzungsmannschaft gelöscht und die Arbeit des Feindes, zu der er so viele Kräfte verwendet hatte, im Laufe des Tages durch die Geschütze vernichtet.

Abends zwischen 7 und 8 Uhr sprang eine feindliche Mine an der Contrescarpe zwischen der Burgbastei und dem Ravelin, wodurch ein neuer Eingang in den Graben eröffnet wurde. Drei Mal wurde von der Burgbastei der Angriff auf die Türken unternommen, um denselben den durch diese Mine erreichten Vortheil wieder zu entreißen. Die ganze Nacht wurde gekämpft, bis endlich die Janitscharen aus dem Graben verjagt und ihre Erdwälle wieder eingeworfen wurden. Da der Feind mit seinen Minengalerien bis dicht an die Spitze der Burg- und Löbelbastei gelangt war, so warf man von oben mehrere mit Pech gefüllte angezündete Tonnen auf die mit Holz eingelegten Minengänge, wodurch die Balken in Flammen geriethen.

Der Verlust in diesem nächtlichen Kampfe war auf beiden Seiten sehr bedeutend.

Am 23. August hatten die Feinde ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes die Vertheidiger bis in die innere Schanze des Ravelins zurückgedrängt und bereits die Palissaden dieses Abschnittes in Brand gesteckt. Die Soldaten trugen in ihren Helmen Wasser herbei, löschten das Feuer und hinderten die Türken am weiteren Fortschreiten. Im Graben vor der Burgbastei arbeitete der Feind mit rastloser Thätigkeit, wodurch die Gefahr für dieses Bollwerk von Stunde zu Stunde zunahm.

Der ausgesandte Kundschafter Michaelovits kam um 9 Uhr Abends in die Stadt und brachte ein Schreiben des Herzogs Karl, worin für das Ende des laufenden Monats das Eintreffen der Hilfstruppen in sichere Aussicht gestellt wurde.



Mynen Stormen etc der Turk. Contramynen en uytvallen der beleegerden. N.5 Per R de Hooghe in — Mines et assauts des Turcqs Contremies et Sorties des Assieges

Minen und Angriffe der Türken; Contreminen und Ausfälle der Belagerten.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

Nach dem letzten glücklichen Gefechte mit Emerich Tököli hatte sich der Herzog mit seinem Corps, welches durch Heranziehen eines Theiles der Besatzung von Raab und einiger Infanterie-Regimenter aus Böhmen verstärkt worden war, nach Tulln begeben, um die dortige Brücke zu decken und für die sich schon nähernden Hilfstruppen die nothwendigen Vorkehrungen treffen zu können. Die Beobachtung des Donaustromes bei Wien wurde dem umsichtigen und tapferen Obristen Heißler übertragen.

Tököli, der mittlerweile eine Verstärkung von 10.000 Tataren erhalten hatte, erhielt vom Großwesir den Befehl, durch wiederholte Einfälle in Oesterreich und Mähren die Vereinigung mit der an der schlesischen Grenze bereits eingetroffenen polnischen Armee zu vereiteln.

Er selbst behielt sich vor, durch eine Diversion auf Göding den Uebergang des Paschas von Großwardein mit 14.000 Mann über die March zu decken.

Nach der Vereinigung des Paschas mit der Hauptarmee wollte Tököli das von Besatzung und Geschützen entblößte Brünn wegnehmen. Unter dem Schutze dieser Bewegung überschritt der Pascha von Großwardein am 22. August die March, fiel mit seinen Horden in das fruchtbare Marchfeld ein und verbrannte 15 Ortschaften, darunter Ebersdorf, Gerasdorf, Leopoldau (Eipeldau), Stammersdorf, Langenzersdorf. Tatarische und Tököli'sche Reitertrupps streiften bis Wolkersdorf.

Oberst Heißler, dem ganz geringe Kräfte zur Verfügung standen, konnte dem Feinde keinen Widerstand leisten und zog sich nach Korneuburg zurück, um von dort seine Beobachtungen fortzusetzen.

Am Abend des 23. August übersetzten circa 4000 Türken unter Commando des Paschas von Erlau auf Kähnen und Flößen die Donau unterhalb Langenzersdorf und vereinigten sich mit dem Pascha von Großwardein, der vom Großwesir den Befehl erhielt, den kaiserlichen Feldherrn aufzusuchen und zu schlagen.

Der Herzog von Lothringen, rechtzeitig benachrichtigt von dem Einfalle der Ungarn und Türken, rückte mit seiner Armee an die Höhen von Weikersdorf, um die Bewegungen der beiden Corps zu beobachten. Kaum hatte er sichere Kunde erhalten, daß Tököli nicht im Vereine mit

dem türkischen Corps operire, sondern sich viel zu früh gegen Brünn gewendet habe,. mithin keine Besorgniß für seine linke Flanke vorhanden sei, so beeilte er sich auch, diesen Fehler zu benützen. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit überraschte er am 24. August die bei Stammersdorf lagernden Feinde, und die Tapferkeit der Truppen, sowie eine auf den Höhen zunächst dem Orte vortheilhaft aufgestellte Batterie brachte nach verzweifeltem Kampfe dem Feinde eine vollständige Niederlage bei, wobei über 1200 Mann nebst dem Pascha von Erlau den Tod fanden, der Tataren=Chan gefährlich verwundet und einer der eifrigsten Anhänger des Töföli, Harsany und dessen Secretär Semay, gefangen wurden. Viele Feinde wurden in die Donau gesprengt, der Pascha von Großwardein rettete sich auf einem Kahne durch den reißenden Strom. 22 Standarten, 27 Fahnen, 600 Pferde und 36 Kameele wurden erbeutet, die Standarten und Fahnen als Trophäen dieses Sieges an den Kaiser nach Passau gesendet. 600 Ungarn traten zu den Kaiserlichen über. Der Rest des geschlagenen Heeres flüchtete sich gegen die March. Töföli, der schon bis Nicolsburg vorgedrungen war, zog sich jetzt hinter die March zurück, von wo er in der Folge kleine Streifabtheilungen nach Mähren aussandte. Lothringen rettete durch diesen Sieg Oesterreich, und durch die Herstellung der Verbindung mit dem polnischen Heere insbesondere das belagerte Wien.

Die Bewohner Wiens waren durch das Aufflammen so vieler Ortschaften im Marchfelde, sowie durch das Erscheinen so bedeutender türkischer Heerschaaren jenseits der Donau in nicht geringen Schrecken versetzt worden. Sie glaubten, der Großwesir habe mit dem größten Theile seines Heeres die Donau übersetzt, um den christlichen Hilfstruppen, vor Allem aber dem Könige von Polen, den Weg zu sperren. Bald indeß sahen die Wiener von den Kirchthürmen und von der Höhe ihrer Häuser, daß die drohende Gefahr durch die Tapferkeit der kaiserlichen Truppen auf dieser Seite abgewendet wurde, und begrüßten mit Frohlocken den glücklichen Ausgang des Treffens; aber es erwartete auch sie ein Tag des harten Kampfes.

Schon Vormittags begegneten die durch den verdienstvollen Hauptmann Hafner der Stadtguardia geleiteten Minenarbeiter den feindlichen

Mineurs, die, ohne es selbst zu wissen, in dem Ravelin auf eine Länge von sieben Klaftern innerhalb des Retranchements vorgedrungen waren. Wäre dieser Fortschritt nicht rechtzeitig bemerkt und der Feind nicht rasch aus der Gallerie vertrieben worden, so hätte nichts mehr geholfen und das Vorwerk wäre verloren gewesen.

Ein blutiger Kampf stand bevor. Nachdem den ganzen Tag hindurch die heftigste Kanonade die zerschossenen Mauern erschüttert hatte, wurde um 9 Uhr Abends der Graben der Löbelbastei und das Ravelin gestürmt. Mit einer beispiellosen Wuth, unter den betäubenden Klängen barbarischer Kriegsmusik, wurde das Ravelin von den Janitscharen angegriffen. Es gelang den Stürmern, sich im ersten Anpralle in einem Theile des Retranchements festzusetzen. Hier entwickelte sich ein erbittertes dichtes Handgemenge. Nach einem einstündigen Kampfe gelang es den Vertheidigern, sich ihrer Feinde zu erwehren und diese zurückzuwerfen.

Piken, Morgensterne, Sensen und Hacken, von den tapferen Wienern gehandhabt, arbeiteten gleich einem verheerenden Hagelwetter in den Reihen der fort und fort durch neue Kämpfer sich verstärkenden fanatischen Moslims. Mit siedendheißem Wasser und Pech, welches in großen Kesseln auf dem Minoriten-, Burg- und Ballplatz, sowie auf der Freiung fortwährend bereit gehalten und zumeist von Weibern und Kindern in Kübeln auf die bedrohten Wälle geschleppt wurde, bewillkommte man die hinaufklimmenden Janitscharen. Viele Türken stürzten, andere mit sich reißend, halbverbrannt in den Graben und wurden durch Nachgießen der siedendheißen Flüssigkeit*) vollends unschädlich gemacht. Die verzweifelte Anstrengung des Feindes, sich in den Besitz des Ravelins zu setzen, scheiterte an dem heroischen Widerstande der Belagerten, und mit einem Verluste von mehreren hundert Todten mußten die Türken von ihrem Vorhaben abstehen. Aber nicht zufrieden, die Stürmenden von den Mauern abgewiesen zu haben, wagte die Besatzung um 10 Uhr Nachts einen Ausfall, um die feindlichen Laufgräben anzugreifen. Zwei Stunden wüthete der blutigste Kampf in dem durch aufgehäuftes, in Harz getauchtes Holz

---

*) Im Verlaufe der Belagerung wurden nicht weniger als 664 Centner Pech verbraucht.

beleuchteten Graben. Die Kühnen zogen sich erst zurück, nachdem sie einen großen Theil der Approchen verschüttet hatten.

Die Kampflust der Feinde begann allmälig zu sinken. Man konnte von den Wällen schon sehen, wie sogar die Janitscharen mit Gewalt in die Laufgräben getrieben werden mußten. Als ungeachtet des fürchterlichen Feuers und mehrerer mit gutem Erfolge gesprengter Minen die Vertheidiger die Stürme der Janitscharen zurückgeschlagen, ja sogar mehrere glückliche Ausfälle gemacht hatten, traten im türkischen Heere äußerst bedenkliche Symptome der erloschenen Kampfeslust, sowie des Ungehorsams auf.

Große Hoffnungen hatten die Janitscharen auf die Wirkung der großen Mine an dem Burgravelin gesetzt; nachdem aber diese von den Vertheidigern entdeckt und unschädlich gemacht worden war, und der letzte Sturm ihnen den Beweis geliefert hatte, daß der Muth der Besatzung noch nicht gebrochen sei, so erklärten sie ganz frei, daß sie, da ja nach osmanischem Kriegsgebrauche keine Festung über vierzig Tage belagert werden soll, nun genug geleistet haben und die Laufgräben verlassen wollen.

Ein großer Theil der tapferen Janitscharen — dieses Kernes der türkischen Kriegsmacht — lag entseelt in den Laufgräben und am Fuße der vergebens bestürmten Werke. Ueber 40.000 Leichen verpesteten die Luft um Wien, da Starhemberg, um den Muth der Belagerer durch den Anblick der getödteten Brüder zu erschüttern, jedes Ansuchen um Waffenruhe zur Begrabung der Erschlagenen abgelehnt hatte. Auch in der Verpflegung trat von Zeit zu Zeit auf türkischer Seite eine sehr fühlbare Stockung ein, weil die tatarischen Horden weit und breit um Wien alle Vorräthe zum Nachtheile ihrer Kampfgenossen verwüstet und verdorben hatten.

Der Großwesir war eifrigst bemüht, den Glauben an eine baldige Uebergabe der Stadt in den Truppen zu nähren, indem er Schilderungen von dem traurigen Zustande der Belagerten verbreiten ließ. Er ließ überhaupt kein Mittel unversucht, um das Heer zu erneuerter Thätigkeit zu vermögen; aber selbst die Predigten des großen und im Heere sehr beliebten Scheichs Wani, der in den Laufgräben vor Wien anwesend



Georg Friedrich Herzog zu Würtemberg und Teck,
Graf zu Mömpelgard ꝛc. ꝛc.,

kaiserlicher General-Wachtmeister und Oberst eines Regiments zu Fuß,

geboren 1656, gefallen 1685 in Ungarn.

war, fruchtete nur so viel, daß die Janitscharen noch einige Tage auszuharren beschlossen. Um den Muth seiner Janitscharen zu heben, sah sich der Großwesir endlich gezwungen, sein eigenes Lager in den Laufgräben aufzuschlagen und sich in seiner mit Eisen beschlagenen Sänfte immer aufs Neue an die gefährlichsten Orte tragen zu lassen, um durch seine Gegenwart und seine Bitten die Muthlosen wieder zu beleben.

Die wenigstens einigermaßen wieder hergestellte gute Stimmung benutzte Kara Mustapha, indem er am 25. August, ohne das Kanonenfeuer zu unterbrechen, die Arbeiten im Graben mit allem Eifer fortsetzen und die Unterminirung der Löbelbastei beginnen ließ. Graf Starhemberg, der Nachmittags in Begleitung der Generalität die Wälle inspicirte und die Absichten des Feindes erkannte, befahl, daß der Letztere in seinen Approchen angegriffen werde. Die Hauptleute Christian Travers und Johann Henemann vom Regimente de Souches, dann Capitän-Lieutenant Simoni vom Regimente Beck, welche mit ihren Compagnien eben die Löbelbastei besetzt hatten, stürzten sich sogleich mit Ungestüm auf den Feind, aber die Uebermacht desselben hätte diese kleine Heldenschaar — nachdem dieselbe bereits mehrere Laufgräben genommen hatte — erdrückt, wenn nicht der Oberst Herzog von Würtemberg, die Gefahr erkennend, mit einer Compagnie zur Unterstützung herbeigeeilt wäre. Die Türken wurden aus dem Graben geworfen und konnten sich selbst in der auf der Contrescarpe erbauten Batterie nicht mehr halten; auch diese wurde genommen und eingeworfen. Leider konnten die in der Batterie vorgefundenen drei Geschütze nicht unbrauchbar gemacht werden, da man das hiezu nöthige Werkzeug nicht bei der Hand hatte.

Als beinahe zwei Drittheile der Truppen todt oder verwundet waren, sah sich endlich der Herzog genöthigt, dem ungestümen Drängen seiner Tapferen nach Vorwärts Grenzen zu setzen. Zufrieden mit dem Erfolge, einen Theil der Laufgräben geebnet, die in der Anlage befindlichen Minen zerstört zu haben, trat er unter fortwährendem Kampfe den Rückzug an, wobei er noch durch eine in der Contrescarpe auffliegende feindliche Mine einen Verlust erlitt.

Bei diesem mit besonderer Bravour durchgeführten Ausfalle blieben 200 Mann todt, darunter Johann Georg Sablitzki von Sauditz, Capitän

im Regimente Kaiserstein, und Adrian Baron von Feldbrug, Capitän im Neuburg'schen Regimente. Der Artillerie-Hauptmann Max von Weidling, welcher vom Walle aus den Ausfall mit seinen Geschützen unterstützte, wurde durch eine feindliche Kanonenkugel niedergestreckt. Der Herzog von Würtemberg wurde durch einen Pfeilschuß am linken Oberschenkel verwundet; er erlitt große Schmerzen und war zu seinem größten Leidwesen für einige Zeit vom Dienste abgehalten.

Während des Ausfallgefechtes entdeckte der thätige Hauptmann Hafner eine zweite vollständig zum Auffliegen hergerichtete Mine im Ravelin, die man sogleich entlud und unschädlich machte.

Der 26. August war ein nicht minder thatenreicher Tag. Schon am frühesten Morgen begann die Kanonade und währte bis Abends ununterbrochen in gleicher Heftigkeit an. Gegen 8 Uhr Früh riß eine Mine an der rechten Seite des Burgravelins einen großen Theil des Mauerwerkes ein, worauf die Türken in großen Massen anstürmten.

Schon hatten vierzig Janitscharen den Ravelin erstiegen, als die herbeigeeilten Oberste de Souches und Schärffenberg die Besatzung durch ihre Tapferkeit zu außerordentlichem Widerstande aufmunterten. Die Vorgedrungenen wurden wieder aus dem Ravelin geworfen, konnten aber nicht verhindert werden, sich in dem Minentrichter festzusetzen. Beide Oberste wurden bei dieser Gelegenheit verwundet. Ein Offizier vom Neuburg'schen und einer vom Dupigny'schen Reiter-Regimente blieben nebst drei Soldaten todt auf dem Platze.

Nachmittags versuchten die Belagerten durch einen Ausfall den Feind von dem Ravelin zurückzutreiben; zwei Gräben wurden auch verschüttet, allein die Janitscharen behaupteten nicht nur den vortheilhaften Posten, sondern ließen um 8 Uhr noch eine Mine springen, in der sie sich — nach einem fruchtlosen Versuche, das Retranchement selbst wegzunehmen — verrammelten und verbauten.

Am 27. eröffnete der Feind gleichsam zum Morgengruße das Feuer aus allen seinen Batterien, stellte dasselbe aber bald wieder ein; dagegen hielt das Steinwerfen aus Mörsern den Tag über an.

Um 7 Uhr Früh unternahmen 200 Mann zu Fuß und 30 Reiter aus den im Graben noch immer behaupteten Caponnièren der Burg-

bastei einen Ausfall auf die am Ravelin arbeitenden Osmanen. Obgleich die Türken, welche die von den Minen herrührenden Gruben als Deckung benützten, den heftigsten Widerstand entgegensetzten, so konnten sie sich des ungestümen Angriffes doch nicht erwehren. Eine von den Gruben wurde sammt den darin befindlichen Türken verschüttet und überdies die feindliche Arbeit derart ruinirt, daß die Türken mindestens drei Tage brauchten, um den Schaden zu repariren.

Der Kampf wurde schließlich noch eine geraume Zeit von den Türken fortgeführt, weil sie die Leiche eines vornehmen Offiziers nicht ihren Feinden überlassen wollten; es gelang ihnen auch mit schwerer Mühe, den Todten in Sicherheit zu bringen. Von kaiserlicher Seite blieb in diesem Kampfe Baron Spindler, Fähnrich im Regimente de Souches.

Nachmittags gegen 5 Uhr sprangen wieder zwei feindliche Minen; die eine eröffnete die Bahn zu einem raschen, aber muthvoll abgeschlagenen Sturme gegen die rechte Flanke des Ravelins, die zweite platzte in der Contrescarpe der Burgbastei, wo der Feind sich fruchtlos bemühte, die von den Kaiserlichen vertheidigten Places d'Armes und Querwälle wegzunehmen.

Hauptmann Jemagne, ein tapferer Artillerie-Offizier, in der Ausübung seines Dienstes zu Tode getroffen, zählte zu den Opfern dieses Kampfes.

Am Abende dieses Tages glaubten die Belagerten zu bemerken, daß die Muselmänner in besonders feierlicher Weise ihr Abendgebet verrichteten und dasselbe mit dreimaligen Salven aus allen Geschützen begleiteten. Starhemberg ließ in der Besorgniß, der religiöse Enthusiasmus möchte zu kühnen Unternehmungen benützt werden, die Besatzung in der Nacht Bereitschaft halten. Später gelangte man durch Ueberläufer zur Kenntniß, daß der Großwesir Kara Mustapha, um den Muth seiner Armee zu beleben, im Lager die Nachricht, daß der Kaiser Leopold gestorben sei, hatte verbreiten lassen, und daß der im Lager entstandene Lärm ein improvisirtes Freudenfest gewesen war.

Von Stunde zu Stunde wurde die Lage der Wiener mißlicher. Das Burgravelin, dieses wichtige Vorwerk, war nur mehr ein regelloser Schutthaufen, und die Vertheidiger mußten jeden Augenblick dem Ver-

luste desselben, sowie dem Kampfe um den Hauptwall, der ihre letzte Schutzwehre blieb, entgegensehen. Zwar war die Umsicht und Entschlossenheit des Grafen Starhemberg unvergleichlich, die Tapferkeit der Besatzung, die aufopfernde Unterstützung der Bürgerschaft, welche bisher alle Stürme des Feindes entschieden abgeschlagen und diesem ungeheure Verluste beigebracht hatte, beispiellos; aber die bösartige Ruhr wetteiferte mit den feindlichen Geschossen, und die Reihen der tapferen Kämpfer wurden täglich schwächer. Die Belagerung machte, wenn auch langsam, immer größere Fortschritte, und was zumeist die Vertheidiger beunruhigte, das war der Umstand, daß in der wichtigsten Periode Munitionsmangel eintrat und die Geschütze nach und nach unbrauchbar wurden.

Diese sehr bedenklichen Verhältnisse brachte das vom Kaiser eingesetzte Regierungscollegium in einem Nothschreiben ddo. 27. August dem Herzog von Lothringen mit folgenden inhaltsschweren Worten zur Kenntniß: „Aus Euer hochfürstlichen Durchlaucht vom 22. dieß an mich Grafen von Kapliř und Grafen von Starhemberg gnädigst Abgelassenen, haben wir vernohmen welcher gestalten der so hoch nötige Succurs gegen Endt dieses Monaths umb Cremms zusamen komen werde, indessen aber dieselben verlangten, daß deroselben, wie so oft als möglich von unseren Zustand Nachricht geben sollten: So berichten wir deroselben unterthänigst, daß der Feindt indessen mit Graben und Miniren daß Ravelin dergestalten zugerichtet, daß wenn er auch nur so lang dauern thut, solcher über ein oder zwei Tag nimmer zu mainteniren sein wird. Er braucht nunmehro einen großen Ernst und avanzirt starkh gegen die beede als Burg- und Löbelpastei, allermassen er nicht allein auf die Contrescarpe viel Kessel und logement macht, sondern auch die descente in dem Graben mit aller Macht poussirt. Man hat Ihme zwar schon zu zweimallen durch rigorose Ausfahl ein und andere Einschnitt ruinirt, und dadurch zur Gewinnung der Zeit so lang als möglich von völliger emportirung des Grabens abzuhalten gesucht, allein wie leicht zu errathen, verlihren wir vill leuth darbei, sonderlich aber Officir, da albereit bei manchem Regimenth khaum zwei Haubtleuth sein, und es darzugekhomen ist, daß viel, die als Corporale in die statt gekhommen sein, nunmehro Lieutenantsdienst thuen müssen, also daß da unsere

Garnison täglich schwächer wirdt, und so wohl den Feindt außerhalb, als innerhalb der Statt die Ruhr, an welcher täglich bei die sechzig sterben, wider sich hat. So hat der Herr Stattobrister,*) gleich wie wir Alle dafür gehalten, daß es nunmehro hohe Zeit, und mit dem Succurs nimmer zu verweilen seye, dann wann der Feindt, wie es die apparenz hat, mit den nächsten beeden Bollwerkhen zugleich die Courtine attaquiren wirdt, so wird allerorthen sufficiente resistenz zu thuen, die Mannschaft, sonderlich aber die Officir hart erkhlekhen, der Granaten, welche aniezo die beste Gegenwehr sein solte, sein wenig mehr, und mit Bomben wird man khaum auf drei tag noch auslangen khönnen, die stuckh sein auch schon meisten theils entwedter vom Feindt, oder weil Sye von schlechter materi gegossen und khaum 50 schuß ausdauern haben khönnen, ruinirt.

„Ueber jüngstbeschriebene Officier ist der Herzog von Wirtemberg, Obrist Souches, und ein Obristlieutenant blessirt, der neue Stahrenbergische Obristlieutenant todt, und viel Unterofficier**) an der Ruhr und vor dem Feindt gebliben oder blessirt, also daß mit einem Wortt die Statt sich in einem solchen Zustand befündet, welcher erfortert, daß ohne einigen Zeitverlust der Succurs geschehen und accelerirt werden möchte.

„P. S. Nach Beschließung dieses hat der Feindt an dem Ravelin abermahl eine Mine springen lassen, also daß, da nunmehro die unsrige darauf aller orthen enfilirt sind, ungewiß ist, ob wir es nicht noch diese Nacht verlihren dürfften.***) In dem übrigen, weile alle überlauffer und gefangene von gewissen Minen reden, wir aber die attaquirende orth recognosciren lassen und nichts dergleichen finden, so stehet man in Sorge, ob nicht an einen orth, den man sich am wenigsten einbildet, dergleichen sein möchte. Gewiß ist es, daß Er ein Haubt-Dissegno vor-

---

*) Graf Starhemberg.

**) Hierunter sind nicht Unterofficiere nach dem gegenwärtigen Begriffe, sondern die Offiziere vom Hauptmann abwärts gemeint.

***) Das Burgravelin behauptete sich noch durch sieben Tage; es wurde erst am 3. September zugleich mit der Grabencaponnière, als nicht mehr haltbar, freiwillig geräumt.

haben mueß, indem Er heut 30 wägen mit großen langen Bäumen aus seinem lager gegen die Stadt herführen hat lassen, entin die Gefahr ist größer, als dem Papier zu vertrauen.

„P. S. Nach völligem Beschluß dieses, bericht herr Stattobrister daß der Feindt mit einer Mine unter dem Purg Pollwerkh sechs schuh unter unserer Mine seie, sehen also Euer hochfürstlichen Durchlaucht, daß mit dem Succurs khein Augenblickh zu versäumen ist." *)

Mit eintretender Dunkelheit ließ man am 27. August vom Stefansthurme mehrere Raketen aufsteigen, um dem Herzog bekanntzugeben, daß die Gefahr für die Stadt im Steigen begriffen sei. Mit Besorgniß wurde dem nächsten Tage entgegengesehen; einige Ueberläufer hatten nämlich für den 28. eine größere Unternehmung der Türken in Aussicht gestellt, auch die wahrgenommenen Vorkehrungen im feindlichen Lager, sowie das mit großem Effect in Scene gesetzte Abendgebet ließen auf ein außerordentliches Ereigniß schließen.

Am 28. August begann schon zeitig Früh das feindliche Geschützfeuer, wurde aber später durch einen heftigen Gewitterregen unterbrochen.

Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr flog eine Mine an der rechten Face des Ravelins auf und eröffnete eine ziemlich große Bresche, die vom Feinde bestürmt, aber von der Besatzung in gewohnter Weise muthig vertheidigt wurde. Obgleich vom Ravelin blutig abgewiesen, arbeiteten die Türken mit großem Eifer an der Erweiterung und Vertiefung ihrer Logements an der Contrescarpe und im Graben der Burgbastei.

Da den Einwohnern und der Besatzung bekannt war, daß Ueberläufer die Mittheilung von einem für den 28. August geplanten Hauptsturme gemacht hatten, und da auffälliger Weise dieser Tag im Verhältniß zu anderen heißen Gefechtstagen im Verlaufe der Belagerung ohne besondere Anstrengung von Seite der Feinde verflossen war, so erwartete man in der Stadt mit banger Ahnung den Tagesanbruch des

*) Der Herzog von Lothringen schickte diesen Brief durch einen Offizier an den König Sobieski, der, im Anmarsche begriffen, zu einer größeren Beschleunigung veranlaßt werden sollte. In den Briefen Johann Sobieski's an die Königin Maria Casimira (deutsche Ausgabe von Oechsle, S. 16) geschieht Erwähnung dieses Schreibens.

29. August; die Besorgniß wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß der 29. der Tag Johannis Enthauptung war, der bei den Türken für besonders glückbringend gehalten wurde.

Der große Sultan Soliman hatte an diesem Tage die Festungen Belgrad und Stuhlweißenburg erobert, an einem 29. August hatte die Schlacht bei Mohacz stattgefunden, in der König Ludwig II. um Krone und Leben gekommen war; darum versparten die Türken zumeist auf diesen Tag ihre wichtigsten Unternehmungen und darum befürchtete man in der Stadt einen allgemeinen Sturm. Graf Starhemberg versäumte nicht, alle denkbaren Vorkehrungen treffen zu lassen.

Das Regenwetter währte auch am 29. August fort, und das feindliche Feuer blieb deshalb schwach und ohne Bedeutung. Nach 9 Uhr öffnete eine Mine einen Zugang in den letzten noch bestehenden Abschnitt des Ravelins. 300 bis 400 Türken wollten über den Schutt hineindringen, aber die Bestürmten gaben keinen Fußbreit ihres Platzes auf und vertheidigten sich gegen die Janitscharen mit Sensen und Piken, bis das Kartätschenfeuer von den Wällen die Feinde endlich zwang, ihr Vorhaben aufzugeben. Um 12 Uhr ließen die Letzteren eine andere Mine in der Contrescarpe vor der rechten Face der Burgbastei springen, die eine ganze Reihe von Palissaden einriß und einen Weg eröffnete, auf den die Türken, wenn sie denselben benützt hätten, mit einer Front von 30 bis 40 Mann hätten in den Graben eindringen können. Im Ganzen aber verlief auch der mit so großer Besorgniß erwartete 29. August, ohne daß der Feind Erkleckliches erreicht hätte. Die Zielobjecte seiner schweren Geschütze waren an diesem Tage hauptsächlich die k. k. Burg und der Stefansthurm gewesen. Von Seite der Belagerten wurden bei einbrechender Dunkelheit vom Stefansthurm ganze Garben von Raketen abgebrannt, um dem Herzog von Lothringen die Dringlichkeit des Entsatzes in Erinnerung zu bringen, wie es auch schon am Tage vorher geschehen war.

Wie man später in Erfahrung brachte, war allerdings im Lager des Großwesirs für den Tag Johannis Enthauptung ein Hauptschlag gegen Wien geplant gewesen. Die Unterbefehlshaber und die Truppen drangen auf solch' einen Schlag, denn sie erhofften von einem mit allen

Kräften unternommenen Sturme günstigeren Erfolg als von der langwierigen Belagerung. Ja die Janitscharen waren wegen Ueberschreitung der gewohnten Belagerungsfrist längst unwillig, ungefügig geworden und gaben ihren Unmuth durch lautes Murren kund. Andere Truppencontingente nahmen sich die Janitscharen zum Vorbilde und konnten nur durch den Hinweis auf die in Aussicht stehende reiche Beute zur Thätigkeit in den Laufgräben zurückgeführt werden.

Der Großwesir aber vermied einen derartigen Hauptsturm. Er wendete alle Mittel an, um die Truppen zu weiterer Belagerungsarbeit zu bewegen. So ließ er, wie wir wissen, daß Gerücht ausstreuen, der Kaiser Leopold sei gestorben, so verbreitete er die Nachricht, daß in der Stadt großer Mangel an Proviant und Munition herrsche, daß Alles dort nach Uebergabe schreie u. s. w. Kara Mustapha glaubte daran, daß die Capitulation der Festung nur eine Frage der Zeit sei, und sein ganzes Vorgehen läßt erkennen, daß er die Stadt lieber durch Accord als mit stürmender Hand bezwingen wollte.

Diese Absicht entsprang jedoch nicht etwa aus Rücksichten der Menschlichkeit, sondern, wie wir bereits andeuteten, aus der Habgier des Großwesirs. Er befürchtete für den Fall eines erfolgreichen Hauptsturmes, daß die Schätze der Residenz allgemeine Beute würden; er wollte aber diesen Reichthum für sich allein. Auch wollte er die Stadt so viel als möglich vor Verheerung schützen, denn Wien sollte gleich nach der Eroberung geeignet sein, den würdigen Regierungssitz der neuen moslimischen Herrschaft im Westen von Europa, die er für sich erträumte, zu bilden. Aus diesen Gründen zog er es vor, seine Truppen gegen die Breschen nur in einzelnen Haufen stürmen zu lassen, die von der Besatzung stets mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden. Hätte er in den letzten Wochen der Belagerung die entkräftete und erschöpfte Stadt mit ihren bereits halbzertrümmerten Festungswerken nur einmal mit ganzer Kraft angegriffen, so wäre ihre Eroberung, wenngleich nur mit vielem Blutvergießen, unzweifelhaft erfolgt.

Kurz vor dem 29. August hatte der Großwesir, von allen Seiten gedrängt, allerdings die Concession machen müssen, für den angeblich den türkischen Waffen so günstigen Loostag einen allgemeinen Sturm in

Aussicht zu nehmen, aber das den 28. und 29. August anhaltende Regenwetter, wodurch die Laufgräben mit Wasser gefüllt, die Communicationen in den vielfach verzweigten Gräben ungemein erschwert wurden, mag dem Großwesir die erwünschte Gelegenheit gegeben haben, das Unternehmen auf spätere Tage zu verschieben.

Am 30. August bemerkte man, daß der Feind mit seinen Minengängen bereits unter die beiden Basteien gelangt sei und auch gegen die Courtine vorrücke. Der Tag verlief unter Fortsetzung eines ziemlich lebhaft geführten Geschützfeuers, das von den Wällen kräftigst erwidert wurde. Gegen Abend entzündete der Feind zwei Minen und stürmte darauf dreimal gegen den kleinen, von den Kaiserlichen besetzten Abschnitt im Ravelin, wurde jedoch immer wieder zurückgetrieben. Bei dieser Gelegenheit kamen die vom Baron Heinrich Friedrich von Kielmannsegg erfundenen Handgranaten zum ersten Male zur Anwendung. Diese Granaten, aus Thon angefertigt und mit einer Sprengmasse versehen, waren so fest und hart, daß sie dem bereits fühlbaren Mangel an Hohlgeschossen abhalfen und im Verlaufe der Belagerung vorzügliche Dienste leisteten.

Die Thätigkeit des Barons Kielmannsegg war von unschätzbarem Vortheil für die belagerte Stadt. Die Einrichtung einer Pulvermühle, die Erfindung eines Ersatzes für die verbrauchten Handgranaten, seine Fertigkeit im Erzeugen von Signalfeuern, Raketen 2c. waren Mittel, durch welche der anhaltende Widerstand möglich gemacht wurde. Als Kielmannsegg durch Fieber und die rothe Ruhr seiner Thätigkeit entzogen wurde, trat sein Vetter, der Obristlieutenant Karl Ferdinand Baron Kielmannsegg, an seine Stelle und wirkte nicht minder erfolgreich.

Heftiger als am Tage vorher war des Feindes Kanonade am 31. August. Mittags sprang eine Mine an der rechten Seite des Ravelins und Nachmittags eine zweite in der Contrescarpe vor der Burgbastei, beide ohne erheblichen Schaden anzurichten und ohne daß der Feind in Folge der Entladung einen Sturm versucht hätte. Die Türken beschränkten sich darauf, die Zugänge in den Graben zu erweitern, um bei einem nächsten Sturme leichter einzudringen.

Nachmittags bemerkte man eine große Bewegung im feindlichen Lager; viele Munitionswagen und Geschütze wurden gegen den Wiener-

wald dirigirt, woraus man schloß, daß die Türken sich zu einem Kampfe gegen das anrückende Befreiungsheer bereit machen.

Durch das Beispiel der Janitscharen aufgemuntert, verließen an diesem Tage die egyptischen Truppen, die unter dem Befehle des Statthalters von Haleb standen, die Laufgräben vor der Burgbastei, indem sie erklärten, sich nicht länger mehr dem Tod und Verderben bringenden Feuer der Bastei aussetzen zu wollen. Ermahnungen von Seite des einflußreichen Scheichs Wani, sowie Geldspenden vermochten erst, die Egypter zu ihrer Pflicht zurückzubringen.

Am 1. September ließ der Feind seine Geschütze vom frühesten Morgen an bis Mittags 2 Uhr arbeiten; im Uebrigen verhielt er sich ganz ruhig, nur daß er seine Arbeiten im Graben eifrig fortsetzte, wo er bereits am Fuße der Burgbastei angelangt war.

Um ihn von dort zu verjagen, wurde ein Ausfall unternommen, der insofern als ungünstig bezeichnet werden muß, als die errungenen Vortheile zu dem erlittenen Schaden in keinem Verhältnisse standen. Einige verbrannte Palissaden und zwei Geschütze in einer Batterie der Contrescarpe, welche man sofort vernagelte, waren die Errungenschaft dieses Ausfalles, bei dem ein Offizier getödtet wurde und 200 Mann todt und verwundet blieben. Der Feind, aus dem Graben in die Approchen gedrängt, erhielt dort namhafte Verstärkung, was die Kaiserlichen zwang, zurückzugehen, ohne die Arbeiten des Feindes geschädigt zu haben. Auch der feindliche Verlust war nicht unbeträchtlich.

In der Nacht suchten die Janitscharen sich im Graben immer mehr auszubreiten, sie durchliefen bereits die ganze Strecke von der Burg- bis zur Löbelbastei; aber ein Hagel von Kartätschen, gegen den sie keine Deckung fanden, und unausgesetztes Granatenwerfen bewirkten endlich, daß sie den Graben zum größten Theile räumten und in ihre alten Löcher zurückkehrten, wo sie nun an neuen Minen gegen die Basteien zu arbeiten begannen.

Durch diese Zurückdrängung der Janitscharen in ihre alten Logements wurde die Verbindung mit der Besatzung im Ravelin, die durch die Ansammlung der Janitscharen im Graben unterbrochen worden war, wieder hergestellt.

Die Vertheidiger erlitten in dieser Nacht großen Verlust: der Artillerie-Hauptmann Kreßler wurde durch eine feindliche Kanonenkugel getödtet. Nun war außer dem Obristlieutenant Gschwind der Hauptmann Mies der einzige kaiserliche Artillerie-Offizier in der Festung. An die Stelle der gefallenen Soldaten hatten schon früher bürgerliche Büchsenmeister treten müssen, die sich durch ihr tapferes Verhalten das allgemeine Lob, insbesonders aber jenes des Stadtcommandanten Grafen Starhemberg zu erwerben wußten; darüber ist folgendes Zeugniß des Grafen erhalten:

„Ich Ernst Rüdiger, des heiligen römischen Reiches Graf und Herr von Starhemberg ꝛc. Bekenne hiermit, und gebe jedem Standesgebühr nach zu vernehmen, wie daß die sammentliche Compagnie der bürgerlichen Büchsenmeister und Kunststähler in Wien, die ganze türkische Belagerung hindurch auf allen Pollwerken, Cortinen, Ravellinen, bei denen Stucken sich willig eingefunden, damit Tag und Nacht dem Feinde christlichen Namens stattlichen Wiederstand gethan und sich also gebrauchen lassen, daß deren viele die ganze Belagerung continuirlich auf ihren anbefohlenen Posten unabgelöst verblieben, und ihre Tapferkeit dergestallt erwießen, daß ich an ihrem verrichteten Fleiße und Eifer ein sattsames Contento gehabt habe, und dahero auf ihr gehorsames Bitten nicht ermangeln wollen, ihnen um solches Wohlverhaltens willen der Wahrheit zu Steuer dieses schriftliche Attestatum unter meiner Handschrift und gräflichen Insigelsvertigung zu ertheilen. So geschehen Wien den 27. Mai 1684.“*)

Am 2. September, Früh 5 Uhr, kam der Serbe Michaelovits, welcher bereits zum zweiten Male zum Herzog von Lothringen abgeschickt worden war, in die Stadt zurück und überbrachte ein kaiserliches Handschreiben, welches öffentlich im Rathhause verlesen wurde und sowohl Lob für das bisherige Verhalten der Garnison und Bürgerschaft, als weitere Aneiferung und das tröstliche Versprechen baldiger Befreiung enthielt. Der muthige Michaelovits unternahm gegen Abend zum dritten Mal das gefährliche Wagestück, mit Briefschaften an den Herzog

*) Hormeyrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1838.

abzugehen, welche Beschleunigung des Succurses erbaten und betonten, daß die Gefahr von Stunde zu Stunde immer größere Dimensionen annehme.

Am Vormittag des 2. September eröffnete eine an der Spitze der Burgbastei entzündete Mine das Mauerwerk, wodurch den Türken der Vortheil entstand, daß sie tiefer graben konnten. Ein Ausfall, zu dem Zwecke unternommen, die feindlichen Arbeiter zu beunruhigen, mißglückte insoferne, als die Feinde nur für kurze Zeit verdrängt wurden und bald die Arbeit wieder aufnahmen und gegen die Courtine vordringen konnten. Auch nahmen sie in der folgenden Nacht trotz der heftigsten Gegenwehr endlich doch vom Graben Besitz, verbrannten eine der Caponnièren gegen die Löbelbastei und drängten die Besatzung des Ravelins, bis auf einen kleinen Abschnitt, dessen sie sich nicht bemächtigen konnten, zurück. Der erwähnte Abschnitt, ein kleines, nur mit Palissaden geschütztes Logement, welches an der Auffahrt des ganz zerstörten Ravelins errichtet war, machte den Türken unendlich viel zu schaffen.

Hauptmann Heistermann vom Regimente Starhemberg befehligte die wegen des geringen Raumes nur aus 50 Mann bestehende Besatzung dieses Postens und leistete, obwohl durch die Erlaubniß des Stadtcommandanten berechtigt, den schon unhaltbaren Ravelin im Falle allzustarken Ansturmes zu räumen, die ganze Nacht hindurch den heldenmüthigsten Widerstand, selbst dann noch, als die Janitscharen die Palissaden, die, da der Erdwall ganz geebnet war, seine einzige Schutzwehr bildeten, in Brand steckten. Heistermann theilte seine Mannschaft; die eine Hälfte mußte die Flammen dämpfen, während er selbst an der Spitze der andern sich den Hereindringenden entgegenstemmte, bis der anbrechende Tag diesem heroischen Kampfe ein Ende machte. Von den heldenmüthigen Vertheidigern blieben 20 Mann todt im Ravelin liegen, darunter ein Lieutenannt Namens Sommervogel.

Obristlieutenant Gschwind wurde durch einen Steinwurf am Arme verwundet, was ihn aber nicht hinderte, bei seinen Geschützen auszuharren.

Die Ablösung der Besatzung am Ravelin geschah am 3. durch den Hauptmann Müller vom Regimente Mansfeld, der eben so entschlossen



Ontdeckte en vernietigde Myn der Turken onder N. 6. Mine des Turcqs soubs la Cour Imperiale. decou
de Keyserlyke Burgh. Per. R. de Hooghe. in. verte et desaicte

Eine türkische Mine unter der kaiserlichen Burg wird von der Besatzung entdeckt und zerstört.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

wie sein Vorgänger den letzten Winkel dieses Bollwerkes vertheidigte und zwei Stunden nach Beziehung des Postens in einem hitzigen Gefechte unter den Säbelhieben der Janitscharen seinen Heldengeist aushauchte. Heftige Regengüsse hinderten an diesem Morgen den Angreifer wohl an der Beschießung der Bollwerke, nicht aber an seinen übrigen Arbeiten; die Türken drangen mit ihren Minen bereits an fünf Orten in die Löbel- und Burgbastei ein.

Unterhalb der Letzteren begegneten die kaiserlichen, an einer Gegenmine arbeitend, den türkischen Mineuren; überrascht und einigermaßen schüchtern betrachteten einander beim Zusammentreffen beide Parteien, indem die Einen sich nicht hinein, die Anderen aber nicht heraus wagten, bis Major Roßtäuscher mit Unterstützung heranrückte, die Türken aus der Gallerie verjagte und die gefährliche Oeffnung wieder verbaute. Anläßlich dieses Vorfalles fand es Graf Starhemberg für nothwendig, einige der schweren Geschütze, die auf der untergrabenen Bastion standen, nach dem an die Burg anschließenden Cavalier*) überführen zu lassen und die Hälfte der Besatzung in der Burgbastei in permanenter Bereitschaft zu halten.

Die furchtbaren Kämpfe um das nur mehr einem Schutthaufen gleichende Ravelin veranlaßten endlich den Grafen Starhemberg, der seine braven Soldaten und tapferen Bürger nicht fruchtlos opfern wollte, dieses Bollwerk nebst der im Graben anstoßenden Caponnière zu räumen. Die Besatzung verließ den durch 24 Tage mit so vieler Aufopferung vertheidigten Posten und verbrannte, um den nachrückenden Feind jedes Schutzes zu entblößen, die Palissaden im Retranchement und in den Caponnièren. Ungeachtet des mörderischen Feuers von den nächsten Werken setzten sich die Janitscharen auf dem beinahe gänzlich demolirten Ravelin fest, warfen eine Brustwehre auf, schleppten mit unsäglicher Mühe zwei Kanonen und zwei Mörser in die erbaute Batterie und beschossen von dort die Burgbastei. Kara Mustapha sah sich nun im Besitze dieses wichtigen Außenwerkes,**) das mit einer ans Wunderbare grenzenden Tapferkeit vertheidigt worden war und im türkischen Lager

*) Auch die spanische Bastei genannt, befand sich dort, wo heute der Rittersaal steht.

**) Das Ravelin nahm ungefähr die Stelle ein, wo sich jetzt der Theseustempel und die Restauration im Volksgarten befindet.

allgemein der „Zauberhaufen", unter welchem die Christen alle ihre höllischen Künste verscharrt hätten, genannt wurde.

Mit Anbruch des Monats September sah der Großwesir ein, daß es nicht mehr an der Zeit sei, die Belagerung in die Länge zu ziehen. Seine Hoffnungen, die Festung durch Capitulation zu gewinnen, schwanden allmälig. Während der Muth der Belagerten durch jede neue Gefahr sich steigerte, gewann er die Ueberzeugung, daß, nachdem er um den Besitz des Außenwerkes Tausende seiner bravsten Kämpfer in den Tod gejagt hatte, der überwiegende Theil seines Heeres unzufrieden geworden sei. Die Besten waren aufgerieben, der Wesir selbst stand in Gefahr, mit seinem Ruhme zugleich die Gnade des Großherrn zu verlieren, der in Belgrad seinem Triumphe vergebens entgegensah und seinem Feldherrn bereits wegen der Beiseitelassung der Grenzfestungen und wegen des fehlerhaften Operationsplanes die bittersten Vorwürfe machte.

Auch die Bewegungen des christlichen Heeres jenseits der Donau und dessen immerwährende Verstärkung konnten ihm kein Geheimniß bleiben. Die letzterwähnte Wahrnehmung drängte ihn zu gewaltiger Anstrengung, sich noch vor Ankunft des Entsatzheeres der Festung zu bemächtigen.

In wenigen Tagen sollte Mohameds Fahne auf den zertrümmerten Wällen der Kaiserstadt aufgepflanzt sein. Durch diesen Erfolg, sei er noch so theuer erkauft, hoffte der Großwesir sich in den Augen seines Herrn glänzend zu rechtfertigen.

Starhemberg hatte die mit jedem Tage wachsende Gefahr erkannt und Vorkehrungen getroffen, um den Kampf um jeden Preis, ja, wenn es sein müßte, sogar im Innern der Stadt fortsetzen zu können. Mit vollem Vertrauen zählte er auf die Bürgerschaft, die alle Drangsale ohne Murren ertrug, und auf die tapfere Besatzung, die zwar auf ein Dritttheil zusammengeschmolzen, aber nach wie vor von dem Muthe beseelt war, die zerstörten Wälle durch ihre Körper zu ersetzen. Ob Bürger oder Soldat, Alles war überzeugt, daß nun von der Frist einiger Tage das Schicksal der Hauptstadt, ja der Monarchie abhing, und Alles war fest entschlossen, die Stadt bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Durch den Verlust des Burgravelins war die zwischen der Burg- und der Löbelbastei liegende Courtine nunmehr ganz offen, überdies durch die ununterbrochene Beschießung schon so mürbe und schadhaft, daß die Soldaten fast ohne Schutzwehre darauf ausharren mußten. Die beiden Bastionen waren durch die täglich entzündeten Minen bereits sehr erschüttert und im Mauerwerk zerklüftet. Binnen Kurzem, das sah man, mußte sie dasselbe Schicksal erreichen, das den Ravelin getroffen, und dann konnte der Feind unbehindert bis zur Hauptmauer vorrücken. Ueberdies gelangten die Türken bald darauf mit ihren Gallerien bis dicht unter die Hauptmauer und trieben an acht nebeneinander liegenden Stellen die Minenstollen in das Fundament ein. Dort, wo die Courtine sich an die Löbelbastei anschloß, war sie auf einer Strecke von circa 50 Klaftern achtmal untergraben.

Um der Gefahr in dieser Richtung zu begegnen und für den Fall, daß der Feind daselbst eine Bresche legen sollte, vorzusorgen, wurde eine dreifache Verpalissadirung, jede Reihe 5—10 Klafter von der vorderen entfernt, in der ganzen Länge der Courtine von der Löbelbastei bis zur neuen Burg errichtet. Diese parallel hintereinander laufenden Palissadenreihen wurden in der ersten, an die Brustwehre anschließenden, und in der dritten, gegen die Stadt gelegenen Abtheilung durch Querlinien in eine Anzahl von Abschnitten getheilt, wodurch dem Feinde die Möglichkeit benommen werden sollte, sich auf der Bastei auszubreiten, falls er die Mauer erstürmen sollte.

Die gegen die Löbelbastei ausmündende vordere und hintere Schenkenstraße und die auf den Minoriten- und Ballplatz führenden Gassen wurden durch starke, mit vorliegenden Gräben versehene Brustwehren gesperrt und mit Kanonen versehen, ferner die dem Walle zunächst gelegenen Häuser zur Vertheidigung eingerichtet. In der spanischen Bastei, in der Courtine und bei der neuen Burg wurden Batterien erbaut.

Aus den Dachbalken, Preßbäumen u. s. w. wurden dicke Holzwände verfertigt, welche, auf Räder gestellt, zum Versperren der Straßen dienen sollten; eiserne Fenstergitter wurden ausgerissen und auf die Straßen gelegt, um diese ungangbar zu machen.

Auch das Innere der Stadt wurde verbarricadirt, namentlich die von der Westfront gegen das Centrum der Stadt führenden Straßen und Gassen durch Brustwehren abgeschlossen.

Die Kärntnerstraße, der Kohlmarkt, der Graben, der Hof, die Freiung glichen einem permanenten Feldlager; die gesammte waffenfähige Bevölkerung mußte da Tag und Nacht bereit sein, die Garnison zu unterstützen, stündlich erwartete man, daß Kara Mustapha einen Hauptsturm unternehmen werde.

Ein neues Corps von 400 Mann wurde aus Individuen gebildet, die bisher der Vertheidigungspflichten enthoben waren, weil sie sich durch anderweitige Geschäfte der Stadt nutzbar machten, wie aus Beamten, nothwendigen Gewerbsleuten u. s. w. Ausreichend war der hiedurch gewonnene Ersatz freilich nicht, denn ein großer Theil der Besatzung, einschließlich der Bürger- und anderen Freiwilligen-Corps, war bereits in der langandauernden, rastlosen Vertheidigung durch Tod, Verwundung und Epidemie aufgerieben worden, und die noch übrig gebliebene Mannschaft war, wenn auch nicht muthlos, so doch selbstverständlich bereits sehr erschöpft. Auch hatte sich die bösartige ansteckende Ruhr derart verbreitet, daß nur wenige Häuser ohne Kranke waren.

Selbst die kampfesmuthige Stimmung der Belagerten mußte unter solchen Umständen endlich herabgedrückt werden, während die Feinde ihre Anfälle immer heftiger und wüthender wiederholten. Besonders im letzten Drittel der Belagerungszeit gestalteten sich die Verhältnisse furchtbar traurig, und nur der unerschütterliche Gleichmuth und das aufmunternde Beispiel des Grafen Rüdiger Starhemberg hielt den Muth der Belagerten noch aufrecht, deren Ausdauer und Tapferkeit in jener geradezu entsetzlichen Lage ein unvergängliches Beispiel des Heroismus bleibt.

Die sämmtlichen Außenwerke vom Burgthor bis zum Schottenthor glichen nur mehr ungeheuren Schutthaufen, das Burgravelin war gänzlich demolirt und diente dem Feinde als Schutzwehre, die Löbelbastei (an deren Stelle sich heutigen Tages das neue k. k. Hoftheater erhebt) war übel zugerichtet und auch die Häuser der Löbelstraße waren sämmtlich hart beschädigt. Der Thurm des Minoritenklosters, das hart hinter der

Angriffsfront lag, war völlig zusammengeschossen, die Glocken zerschmettert; die festesten Mauern der Vorwerke wurden durch die Minen der Türken in die Luft gesprengt. Im Minenkriege bestand überhaupt die Stärke der türkischen Belagerungskunst und bis zum letzten Momente mußte man nach dieser Richtung hin die Anstrengungen der Gegenwehr concentriren.

In den Kellern sämmtlicher Häuser der am meisten bedrohten Gegend waren Gefäße mit Wasser, dann Trommeln mit daraufgestreuten Erbsen aufgestellt, um die geringste unterirdische Bewegung sofort zu bemerken und derselben wirksam entgegenarbeiten zu können. Bei solchen Gelegenheiten stießen wiederholt beide Parteien zusammen und schlugen sich unter der Erde. Vorzüglich wurde von der Burgseite den feindlichen Mineurs entgegengearbeitet, bei welcher Gelegenheit man eine bisher ganz unbekannte, aus schönen Quadersteinen bestehende Treppe von 66 Stufen unter der Burgbastei entdeckte. Einigermaßen beruhigend war der Umstand, daß man bei tieferem Graben sofort Wasser fand, wodurch die Furcht vor den feindlichen Minen ein wenig gemindert wurde; aber nichtsdestoweniger mußten allnächtlich Hellebardiere in den Kellern der Burg Wache halten, eine Vorsicht, die sich auch auf andere Keller in der Stadt erstreckte.

Bei dem sehr reducirten Stande der Besatzung, sowie bei dem unaufhörlichen Andrange der Feinde konnten nur mehr selten Ausfälle unternommen werden; früher war es auch möglich gewesen, bei derlei Unternehmungen Ochsen und andere Nutzthiere zu erbeuten, aber jetzt waren die Türken auf ihre Vorräthe und Heerden wachsamer und hüteten dieselben auf das Sorgfältigste.

Wie es bei jeder langwierigen Belagerung eine unvermeidliche Folge ist, so trat auch in Wien Anfangs September Mangel an Lebensmitteln ein; die Fleischerbuden am Lichtensteg und beim rothen Thurme lieferten nur mehr spärliche Fleischportionen von abgemagerten und ausgehungerten Rindern und Schöpsen; denn auch an Viehfutter war bereits Mangel eingetreten. Der noch karge Vorrath von geräuchertem Fleisch war wie billig an die Soldaten abgegeben worden, und so waren, wie wohl in jeder belagerten Stadt, in erster Linie die Bürgerschaft

und die nicht wehrfähigen Personen den größten Entbehrungen ausgesetzt. Die Fleischbänke waren immer umlagert von Mägden und Frauen, es kam dabei zu förmlichen Faustkämpfen und die errungene Beute mußte noch mit schwerem Gelde bezahlt werden. Das Pfund Rindfleisch, welches beim Beginne der Belagerung einen Silbergroschen gekostet hatte, wurde nun mit neun bis zwölf Silbergroschen bezahlt.

Einfache Nahrungsmittel, die sonst bei jedem nicht ganz unbemittelten Bürger gewöhnlich auf den Tisch kamen, galten in der Zeit der Noth für seltene Delikatessen; für ein frisch gelegtes Ei wurde z. B. ein halber Thaler geboten. Kalbfleisch und Geflügel waren gar nicht mehr zu haben. Hunger und Mangel machten Gegenstände, die sonst nur Ekel verursachten, zu den gesuchtesten Nahrungsmitteln; Katzen wurden theuer bezahlt, und die Verkäufer derselben erfreuten sich eines großen Zuspruches. Ja förmliche Jagd wurde von den Kellern bis zu den Dachböden nach diesen Thieren angestellt, und mit dem Humor, der den Wienern niemals ausgeht, wurden dieselben scherzweise Dachhasen genannt. Auf dem hohen Markte und auf dem Petersfriedhofe etablirten sich förmliche Verkaufsstände, wo ein rohes Stück Katzenfleisch 6—8 Silbergroschen, ein gespickter und gebratener „Dachhase" einen Gulden und auch darüber kostete und raschen Absatz fand. Um den erschöpften Zustand der Stadt dem heranrückenden christlichen Heere anzuzeigen und der Sehnsucht nach Entsatz möglichst starken Nachdruck zu geben, wurden allnächtlich vom Stefansthurme ganze Bündel von Raketen und von der Mölkerbastei Leuchtkugeln abgefeuert.

Auch im türkischen Lager steigerte sich das Mißvergnügen von Tag zu Tag. Die Belagerung hatte schon zu lange gewährt, ohne daß namhafte Erfolge errungen worden waren; Krankheiten hatten bedeutende Lücken ins Heer gerissen, und die Soldaten litten durch den Mangel an hinreichenden Verpflegsmitteln und andere Entbehrungen. Die tatarischen Schwärme hatten in der Umgebung alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, und so kam es, daß die Belagerer fast noch mehr durch Mangel und Theuerung litten als die Belagerten selbst. Nur der Großwesir, seine Paschas, Agas und Begs waren vollauf mit Lebensmitteln versehen; sie geizten aber auch damit und häuften Vorräthe in ihren Zelten und in den sorg-

Türkische Belagerungsarbeiten gegen die Löbel- und Burgbastei.

Nach einer Aufnahme des kurfürstlich sächsischen Hauptmannes und Ingenieurs Daniel Suttinger.

fältig bewachten Kellern der Vorstadthäuser auf. Als nach der Belagerung die Besitzer von ihren zerstörten Häusern in der Vorstadt wieder Besitz nahmen, fanden viele derselben die Keller und Höfe mit Vorräthen jeder Art vollgepfropft und wurden dadurch in die Lage gesetzt, ihre Häuser neu aufzubauen.

Kara Mustapha wurde auch jetzt noch nicht müde, Anträge auf Uebergabe der Stadt zu stellen. Auch wollte er wiederholt eine Waffenruhe vermitteln, um die vielen getödteten Türken begraben zu können; aber Starhemberg beantwortete jeden Versuch dieser Art mit Kanonenschüssen und sprengte die mit dem Begraben der Todten Beschäftigten durch heftiges Feuer auseinander.

In banger Erwartung sah die Besatzung der beiden attaquirten Bastionen jede Stunde dem Auffliegen neuer Minen und einem Hauptsturme entgegen, denn nur zu deutlich gab das Pochen der feindlichen Mineure zu erkennen, daß der Feind bereits bis unter die Füße der Besatzung vorgedrungen war; auch sah man am 4. September Mittags, wie die Gläubigen Mohameds von den das Lager durchziehenden Predigern zum Sturme aufgerufen wurden. Alsbald eilten auch aus dem Lager große Massen den Laufgräben zu, um jubelnd dem Auffliegen bahnbrechender Minen entgegenzusehen. Lange sollte diese beiderseitige Erwartung nicht dauern, denn schon um 2 Uhr — als der Regen, der vom Morgen an dem Feinde hinderlich gewesen war, aufhörte — sprang eine Hauptmine an der rechten Seite nahe der Spitze der Burgbastei. Die Explosion war eine fürchterliche, weil diese Bastei durch ihre feste Bauart heftigen Widerstand leistete. Die halbe Stadt erbebte und man glaubte, daß das ganze Bollwerk eingestürzt sei. Der Schrecken mehrte sich, als die Türken in der Stärke von 4000 Mann, der Großwesir selbst an der Spitze, einen Hagel von Geschossen und Pfeilen voraussendend, durch Staub und Dampf mit wüthendem Allahgeschrei gegen die Bresche anstürmten.

Die Sturmglocke bei St. Stefan ertönte dumpf und schauerlich. Alles eilte auf die Waffenplätze, der Commandant mit der gesammten Generalität erschien auf dem bedrohten Posten, sämmtliche beseelt von dem festen Entschlusse, die Stadt zu retten oder in Erfüllung der Pflicht

zu sterben. Der aufgehäufte Schutt und das Steingerölle erleichterte den Anstieg der Stürmenden, zumal durch die entsetzliche Explosion eine mehr als fünf Klafter breite Mauerstrecke in den Graben geworfen worden war.

In der Rechten den Säbel, die Linke mit einem Schilde bewaffnet, auf dem Rücken gefüllte Erdsäcke, kletterten die Türken über die zerwühlten Erdhügel und Mauertrümmer hinauf, unter immerwährendem gellenden Allahgeschrei und unerschüttert durch die ihnen entgegenblitzenden Geschosse. Anderthalb Stunden lang kämpfte Verzweiflung gegen Verzweiflung, schon hatten die kühnsten der Feinde das Bollwerk erstiegen und vier Roßschweife, der Osmanen Sieg verkündend, auf der Bastei aufgepflanzt, schon umschlossen Wollsäcke und Schanzkörbe schützend die auf dem Bollwerke gedrängt fechtenden Haufen der Janitscharen, als Starhemberg an der Spitze von neuen Reserven in das Gefecht eingriff. Nach einem hartnäckigen und blutigen, auf der kaiserlichen Seite durch ein gutgeleitetes Kartätschenfeuer unterstützten Handgemenge wurden die siegestrunkenen Janitscharen von den bereits eroberten Höhen zurückgetrieben und in ihre alten Verschanzungen geworfen. Die äußerste Gefahr, sowie die Aussicht auf die nahe Rettung flößte den Belagerten fast übermenschlichen Muth ein, und unter den Augen des Commandanten, der an den gefahrvollsten Punkten persönlich einwirkte, geschahen Wunder der Tapferkeit.

Die Besatzung verlor bei diesem Sturme 114 Mann, darunter einen Lieutenant; drei Hauptleute, zwei Lieutenants und bei hundert Mann erhielten ehrenvolle Wunden. Fünfhundert Todte ließen die Feinde auf dem Kampfplatze liegen.

Sobald die größte Gefahr vorüber war, wurde die Bresche durch Balken, Sandsäcke und dergleichen gesperrt und verrammelt.

Am 5. September erschütterte das Geschütz aus allen Batterien die Stadt und Festungswerke. Den ganzen Tag hindurch war die Bürgerschaft ohne Unterlaß beschäftigt das Feuer zu löschen, welches die Bomben und glühenden Kugeln in die Stadt trugen, während von den Außenwerken die Mauertrümmer stückweise in den Graben stürzten. Der Feind warf Kugeln von größerem Kaliber als bisher, woraus die

Belagerten erkannten, daß jetzt neue Geschütze in Thätigkeit gesetzt worden waren. Dieser Umstand war von sehr gefährlicher Wirkung, weil das Feuer wegen Mangels an gleich starken Stücken von der Festung aus nicht erwidert werden konnte.

Abends 6 Uhr stürmten die Türken nochmals die große Bresche in der Burgbastei. Aber der Stadtcommandant hatte die ihm gegönnte Zeit so viel als möglich zu Verstärkungsarbeiten ausgenützt. Die Bresche war mit Palissaden gesperrt, neue Abschnitte in der Burgbastei deckten die Vertheidiger, welche die Stürmenden, ohne einen Fußbreit zu weichen, abermals zurückdrängten, dabei wurde mit Sensen, Morgensternen und Steinen wacker gearbeitet. Demungeachtet griffen die Arbeiten im Graben immer weiter um sich, schon waren die Schanzgräber gedeckt bis unter die Courtine vorgerückt und mit Sorge hörte man auch hier neue Minen ausheben.

Der Großwesir soll um diese Zeit von einem armenischen Arzte in der Stadt ein Schreiben erhalten haben, welches die Nachricht enthielt, daß nur mehr 5000 Soldaten kampffähig, daß die Bürger und Soldaten gegen einander feindselig gestimmt seien und daß der Befehlshaber ob dieser ungünstigen Verhältnisse sich in größter Verzweiflung befinde. Diese Nachrichten sollen Kara Mustapha ungemein ermuthigt haben. Gewiß ist, daß er noch zuversichtlicher als früher hoffte, vor Anlangen des Entsatzheeres die Stadt zu bezwingen. Seine Anstrengungen wurden auch immer größer, die Stürme mit stärkeren Kräften und einer an Verzweiflung grenzenden Tapferkeit ausgeführt; nicht minder schritten die Arbeiten unter der Erde in einer Weise vor, daß die Festung ungeachtet ihrer über alles Lob erhabenen Besatzung und Bürgerschaft nicht mehr lang zu halten gewesen wäre, wenn man mit der Hilfe von außen noch länger gezögert hätte.

Beim Anbruche der Nacht vom 5. auf den 6. September verkündeten ganze Garben von Raketen, vom Stefansthurme aufsteigend, dem näher rückenden Heere die äußerste Noth der Stadt, welche sozusagen in den letzten Zügen lag. Um Mitternacht ging Georg Michaelovits aufs Neue mit Briefen an den Herzog ab. Es war dies das dritte Mal, daß der wackere Serbe den gefährlichen Gang antrat. Bei diesem

letzten Wagestücke dürfte er in Ausübung seines wichtigen Dienstes zu Grunde gegangen sein; denn er kam nicht wieder zum Vorscheine, auch später nicht, als Wien schon befreit war.

Unter fortwährendem Bombardement, wie dasselbe schon seit zwei Tagen andauerte, sprang am 6. eine gewaltige Mine an der linken Face der Löbelbastei, welche die 24 Schuh dicke Mauer in einer Länge von 6 Klaftern niederwarf und eine noch schrecklichere Wirkung hervorbrachte als zwei Tage vorher die Mine unter der Burgbastei; diesmal stürzten auch die Parapets in den Graben hinab. Die Türken unternahmen unmittelbar nach der Explosion einen wüthenden Anfall, dem die Vertheidiger mit unbeschützter Brust, da die Schutzwehre im Graben lag, entgegentreten mußten. Ueber die Leichenhaufen ihrer Brüder drangen immer neue Schaaren muthiger Türken die Schutthügel hinan, und abermals gelang es einer kleinen Abtheilung tollkühner Janitscharen, die Höhe zu gewinnen und zwei Fahnen auf der Bastei aufzupflanzen; allein nach einem zweistündigen, mit größter Erbitterung von beiden Seiten geführten Kampfe wurden die Stürmenden mit einem Verluste von 1500 Mann wieder zurückgetrieben.

Diese Bresche, für die Belagerten von gefährlicher Wirkung, war auch für die Feinde weniger günstig ausgefallen, denn die großen Mauertrümmer im Graben erschwerten den Sturmcolonnen den Anstieg ungemein; auch wurden die Türken während des Sturmes durch Geschütze von der Courtine arg beschossen. Ungeachtet dessen war die Tapferkeit der Vertheidiger der Löbelbastei, welche unter dem Commando des Grafen de Souches dem ersten feindlichen Sturme widerstanden und die Türken nach einem zweistündigen Kampfe von der bereits erstiegenen Bastei wieder hinabdrängten, eine bewundernswerthe. Die Besatzung im Löbel hatte 50 Todte und die gleiche Anzahl Verwundeter. Unter letzteren befand sich auch der tapfere Oberst de Souches. Kaum war die Aufregung, die während des Sturmes herrschte, wieder gedämpft und ruhigere Stimmung eingetreten, so befahl Graf Starhemberg, der dort niemals fehlte, wo die Gefahr am größten war, daß die Bresche verbaut und die Anlage neuer Abschnitte im Innern der Bastion durchgeführt werde. Aehnliche Vertheidigungsabschnitte und neue Batterien ließ der Com=



Sturm der Janitscharen auf die Burgbastei am 6. September 1683.

mandant in der Spanierbastei, auf der erhöhten Courtine im Paradiesgärtchen und zunächst dem Löbel'schen Hause sofort anlegen.

Es ist unmöglich, den Jubel und die Freude der gesammten Bevölkerung Wiens zu beschreiben, als am Abend dieses Tages die gewöhnlichen Nothsignale, die man vom Stefansthurme aus gab, plötzlich mit fünf Raketen beantwortet wurden, die vom Kahlenberge aufstiegen.*) Zum ersten Male nach langer schwerer Zeit durften die bedrängten Wiener in der sicheren Hoffnung auf baldige Befreiung aufathmen. Das Zeichen der Rettung zeigte sich in dem Momente, in dem die Gefahr den höchsten Gipfel erreicht hatte.

Der Anblick dieses Zeichens erfrischte und verstärkte den Muth der Belagerten ungemein; man wollte aus den Signalen erkennen, daß die christliche Armee bereits die Donau überschritten und ihre Vorposten bis auf die von dem Feinde außer Acht gelassenen Berge vorgeschoben habe. Die Belagerten waren außerdem an demselben Tage so glücklich, unter der Burgbastei eine fertige, bereits mit 24 Fässern Pulver geladene Mine aufzufinden und unschädlich zu machen — eine Mine, die, wenn sie zur Wirkung gelangt wäre, die fürchterlichsten Folgen, vielleicht sogar die Einnahme der Stadt herbeigeführt hätte.

Am 7. September währte das feindliche Geschütz- und Bombenfeuer aus allen Batterien zuerst durch volle zwei Stunden, ließ dann in seiner Kraft etwas nach und dauerte mit geringen Unterbrechungen den ganzen Tag hindurch.

An diesem Tage musterte der Großwesir seine Truppen, um die Streitkräfte zu ermitteln, welche ihm von der imposanten Armee, die er vor Wien geführt hatte, noch übrig geblieben waren. Das Resultat dieser Musterung zeigte, daß dem türkischen Befehlshaber noch 173.400 Mann zur Verfügung standen und daß somit die Belagerung bis zum 7. September 48.544 Mann gekostet hatte.**)

---

*) Es wird behauptet, daß der Constabler Johann Georg Keller aus Klosterneuburg sich auf den Kahlenberg schlich und das Zeichen mit den Raketen gab, als das Entsatzheer die Donau zu überschreiten begann.

**) Nach dem Entsatze fanden sich in den Zelten des Großwesirs, des Reis Effendi (d. i. ungefähr so viel wie General-Kriegscommissär) und der übrigen hohen türkischen

Diese Musterung hinderte jedoch die Belagerungsarbeiten nicht im Mindesten, denn die von Zeit zu Zeit abgelösten feindlichen Truppen verlängerten ihre Laufgräben an der Courtine mit dem regsten Eifer, deckten dieselben mit Balken, Schanzkörben und Sandsäcken, um einen Schutz gegen Granaten und Steine zu schaffen, die von der Bastei hinabgeworfen wurden. Unterdessen verstärkte man diesseits die Batterien auf dem Löbel-Cavalier mit 6 Kanonen und 4 Mörsern, um die feindlichen Erdwälle vor der Burgbastei unausgesetzt beschießen zu können.

Ungeachtet der angestrengtesten Aufmerksamkeit der Besatzung, das unterirdische Vorrücken der feindlichen Mineure rechtzeitig zu erlauschen und die gefährlichen Minen, wie es am 6. September in der Burgbastei geschehen war, durch geschicktes Entgegenarbeiten unschädlich zu machen, gelang es doch nicht, die drohende Gefahr auch von der Löbelbastei abzuwenden. Am 8. September, 2 Uhr Nachmittags, flogen zwei Minen auf, welche einen großen Theil der Bastei über den Haufen warfen und eine breite Bresche bildeten, die zwar sehr schwierig zu ersteigen war, aber nichtsdestoweniger sogleich gestürmt wurde. Die Muselmänner boten Alles auf, um die Reihen der unerschütterlichen Oesterreicher zu durchbrechen. In dichten Haufen, unbekümmert um das mörderische Kartätschenfeuer, drangen sie die steile Böschung hinan, um im blutigsten

---

Offiziere eine Menge von Rapporten und Listen vor, welche auf diese Musterung Bezug hatten. Die Documente wurden sorgfältig gesammelt, vom kaiserlichen Dolmetsch übersetzt und gaben die Behelfe, auf deren Grundlage die in unserer Beilage III wiedergegebene Musterliste zusammengestellt wurde. An der Richtigkeit dieser Rapporte, nach welchen die Gesammtstärke des türkischen Heeres sich am 7. September noch auf 173.000 Mann belief, mithin um mehr als 100.000 Mann stärker war als die verbündete Armee, ist jedenfalls zu zweifeln, und zwar aus dem Grunde, weil verschiedene Contingente in die Summe aufgenommen erschienen, die im türkischen Lager gar nicht mehr anwesend waren. So z. B. wurden die Schaaren Tököli's, Apafi's und des Paschas von Erlau mit eingerechnet. Aber Tököli befand sich in Oberungarn, hatte bereits eine doppelte Niederlage erlitten und bestürmte den Großwesir selbst um eine Unterstützung; Apafi blieb hinter der Raab und Rabnitz, um die dortigen Brücken zu decken; das Corps des Paschas von Erlau war im Gefecht bei Stammersdorf beinahe aufgerieben, der Pascha selbst getödtet worden. Außerdem erwecken die runden Ziffern Zweifel an der Verläßlichkeit der Rapporte und gestatten die Annahme, daß man durch absichtliche Uebertreibung dem Stolz des Großwesirs schmeicheln und dessen Vertrauen stählen wollte.

Handgemenge sich einen Weg in die Bastion zu bahnen. Die Besatzung wehrte sich durch zwei Stunden löwenherzig gegen die wüthenden Anfälle des Feindes, der immer wieder durch frische Kämpfer den Angriff mit gesteigerter Wuth erneuerte. Das Gefecht war noch unentschieden, als eine heftige Bewegung im türkischen Lager — wahrscheinlich durch die Nachricht vom Uebergange des christlichen Heeres verursacht — die Stürmenden in ihrem Vorhaben erschütterte und zur Umkehr veranlaßte.

Der Obristlieutenant Croisé, Rittmeister Gauer vom Dupigny-schen Reiterregimente und viele Mannschaft blieben bei der Vertheidigung der Löbelbastei todt liegen.

Die fortwährende Bewegung und Truppenversammlung im Lager ließ den Feldzeugmeister Grafen Starhemberg befürchten, daß für den Nachmittag oder Abend ein allgemeiner Sturm bevorstehe. Die Außenwerke der Stadt waren bereits gänzlich zerstört, und das mußte zum Angriffe ermuthigen. Das Entsatzheer rückte immer näher heran, und das mußte den Feind zu heroischen Anstrengungen anspornen, sich vor Ankunft der Retter der Stadt zu bemächtigen. Aber auch von Seite der Vertheidiger wurden die letzten Kräfte aufgeboten, um nicht, wie es wohl zu befürchten stand, noch im Angesichte des Befreiungsheeres Wien zur Beute des Feindes werden zu lassen. Der Commandant und sein Generalstab trafen die kräftigsten Maßregeln, Starhemberg erschöpfte die letzten Mittel, um nicht im entscheidenden Augenblicke, so nahe dem Ziele, zu unterliegen. Die zertrümmerten Basteien wurden durch neue Abschnitte verstärkt, die neue Bresche verbaut, die anstoßenden Gassen verrammelt, auf die der Löbelbastei zunächst gelegenen Gebäude, welche sich zur Vertheidigung der Stadt eigneten, Geschütze placirt und die am ärgsten bedrohten Stadttheile mit Soldaten und bewaffneten Bürgern besetzt.

Starhemberg, im Vereine mit dem Regierungs-Directorium, unterstützt von seinen Generalen und seinem Freunde, dem allgemein verehrten Bischof Kollonits, wußte durch eigenes Beispiel, sowie durch herzliche Worte der Ermunterung die schwache Besatzung, die wackere Bürgerschaft und die Freicompagnien, die sammt und sonders durch Krankheiten, ununterbrochenen Kampf und schwere Arbeiten ermattet waren, zur

weiteren standhaften Ausdauer zu begeistern. Alle, welche bisher zum Schutze der Stadt Gut und Blut eingesetzt hatten, waren vollkommen überzeugt, daß nur gegenseitige Unterstützung die Möglichkeit biete, die von Tag zu Tag dem Herzen der Stadt näher rückenden feindlichen Angriffe mit Erfolg abzuwehren. Darüber war ja glücklicherweise kein Zweifel mehr, daß die so sehnsüchtig erwartete Rettung durch die Alliirten von Stunde zu Stunde näher komme; freilich drängte der blut- und beutegierige Türke mit gesteigerter Heftigkeit heran. Die Nähe der Entscheidung befeuerte alle Kräfte. Was hätte auch die ganze wetteifernde Aufopferung für einen Werth gehabt, wenn Kara Mustapha die Stadt im letzten Augenblick durch einen allgemeinen Sturm erobert und dadurch schließlich sein Ziel dennoch erreicht hätte? Alle stimmten dem Obercommandanten bei, daß man auch jetzt dem Feinde nicht eine Spanne Grund und Boden der zerschossenen und unterwühlten Basteien überlassen dürfe, ohne daß er dieselbe durch Ströme von Blut erkaufe, und die Vertheidiger waren Mann für Mann entschlossen, keinen anderen Weg in die Kaiserstadt als den über ihre Leichen zu ermöglichen.

Die Aufregung im türkischen Lager, welche bereits am 8. September durch bestimmte Nachrichten über die Annäherung des christlichen Heeres hervorgerufen worden war, zeigte sich am 9. September im stärkeren Maße. Der Großwesir, welcher die ganze Zeit her jede Bemerkung seiner nächsten Umgebung über den Anmarsch der Verbündeten nur mit Geringschätzung entgegengenommen und gar keiner Beachtung gewürdigt hatte, zweifelte noch immer an der Annäherung des christlichen Heeres.*) In seinem Eigendünkel war er der sicheren Meinung, die Alliirten würden es gar nicht wagen, ihn in seiner Stellung anzugreifen. Er scherzte über die Ohnmacht des feindlichen Heeres, welches er für noch schwächer hielt, als es in Wirklichkeit war; er traute demselben nicht die Kühnheit zu, sich mit seiner überlegenen Armee zu schlagen, er erwartete, daß die Völker der verschiedenen Reichsfürsten es gar nicht zu einer Schlacht kommen lassen, vielmehr entmuthigt sich von einander trennen würden,

*) Daß die Türken die Annäherung des Entsatzheeres nicht glaubten, bestätigten die Gefangenen, die dem Könige von Polen am 9. September bei Tulln vorgeführt wurden. (Siehe Briefe Sobieski's an seine Gemahlin, XV. Brief, S. 37.)

Daß Läger, welches die Türckische Armee vor Wien 1683 geschlagen.

Erklarung der Buchstaben.

A. Ein Arm von der Donau bey Nußdorf B. Die Leopolds Insel. C. Closter Neuburg. D. St Marx. E. Der Kalenberg. F Daß veste Land ienseits der Donau bey der Brücken. G. Die grosse Brück H. Die obere Brücke über den Arm bey Nusdorff. I. Die untere Brücke. K Der Wiener Wald. II Der Wiener Berg. L. Deß Graffen von Bercka Garten M. Corneuburg N. Das Ende der Insel, wo der Arm wieder in die Donau fleust. O. Die Insel mitten in dem Fluß, oberhalb Nußdorff. P Der Bisenberg. Q. Der Fluß Wien. R. Nußdorf. S. Die Capell deß H. Leopoldi T. der Camalduenser Begräbnüßen. V. Deß Groß Veziers Zelten. X. Daß Gezelt worinen sich der Groß Vezier in währenden Treffen auffgehalten. Y. Die Fallbrück aus den Stadt in die Insel

A. Burg Bastey
B. Lobel Bastey
C. Revelin
D. Lauffgraben
E. Batterien

Das Lager der Türken vor Wien gegen Ende der Belagerung.

und daß es dann leichtes Spiel für ihn werden sollte, die zerstreuten Haufen der Flüchtenden durch seine Reiter aufreiben zu lassen. Im Vertrauen auf sein blindes Glück, welches ihnen bisher noch nie den Rücken gewendet hatte, hielt er an seinem Lieblingsplane fest, Wien spätestens am 10. oder 11. September zu bezwingen und dann noch Zeit und Mittel zu finden, um über das kleine Christenheer herzufallen.

Als indeß die Nachrichten über die Annäherung des Bundesheeres immer bestimmter lauteten, schien der Großwesir dennoch zur Einsicht zu kommen, daß Vorkehrungen getroffen werden müßten. Ueber die Richtung, in welcher der Feind heranrücke, war er merkwürdigerweise noch im Unklaren. Einen Angriff vom Kahlenberge vermuthete er am allerwenigsten, er erwartete vielmehr einen solchen vom Wienerwalde her, darnach richtete er auch seine Maßregeln ein.

Er ließ am 9. September einen Theil seines Heeres, nämlich die am Hundsthurm und bei Gumpendorf lagernden Truppen ihre Zelte abbrechen und am Wienerberge ein Lager beziehen. Diese Stellung wurde durch Erdwälle verstärkt und zunächst der Spinnerin am Kreuz oberhalb der Ortschaft Inzersdorf das Gezelte für den Großwesir errichtet.

Von den Observationsposten auf den Kirchthürmen, dann von den hochgelegenen Häusern, welche ungeachtet der unausgesetzt drohenden feindlichen Geschosse von Beobachtern und Neugierigen besetzt waren, verfolgte man mit pochenden Herzen alle diese Vorbereitungen. Man schloß aus denselben, daß besonders wichtige Nachrichten die neue Bewegung hervorgerufen haben müssen. Ganze Reihen von Zelten tauchten plötzlich nieder, Tausende von Kameelen und Tragthieren wurden eiligst bepackt und zogen, begleitet von dichtem Menschentroß, in südlicher Richtung ab; das Hin- und Hereilen der kleinen Trupps, das Ab- und Zuströmen von Truppenabtheilungen, kurz das vielfärbige Menschengetriebe im Lager gewann gegen Mittags eine solche Ausdehnung, daß unter den Wienern bereits die Vermuthung auftauchte, der Großwesir wolle die Belagerung vollends aufheben. Darüber war kein Zweifel mehr, daß die außerordentliche Aufregung im Feindeslager zu dem Erscheinen des Hilfsheeres in näherer Beziehung stand. Aber bald gewann man die Ueberzeugung, daß der Großwesir noch nicht im Sinne habe, von Wien

abzuziehen, vielmehr seine Anstrengungen verdoppelte, um Herr der Stadt zu werden.

Gegen Abend änderte er den bereits gefaßten Entschluß, auf und zunächst dem Wienerberge eine Schlachtstellung zu beziehen, weil dadurch die Belagerung gleichsam aufgehoben worden wäre, und dirigirte vielmehr einen großen Theil seiner Truppen auf die nordwestlich von Wien gelegenen Höhen bei Sievring und Grinzing; ferner berief er einen Theil der Truppen, welche den Prater und die Brigittenau besetzt hatten, zurück, um sie gegen Heiligenstadt und Nußdorf vorzuschieben. Die eingelaufenen Nachrichten lauteten ganz bestimmt dahin, daß das Heer der Verbündeten bei Tulln die Donau überschritten habe und im Anmarsche begriffen sei; es war kein Zweifel, daß es diesem Heere Ernst sei, Wiens Rettung von einer Entscheidungsschlacht abhängig zu machen.

Die Vorkehrungen und Truppenbewegungen, welche im feindlichen Lager vor sich gingen, verhinderten nicht, daß die Arbeiten in den Laufgräben und Minengängen auf das Eifrigste fortgesetzt wurden.

Die Belagerten wurden am 9. September Abends gezwungen, die niedere, ganz zerstörte linke Flanke der Löbelbastei (nämlich den Theil, der sich an die Courtine anschloß), dann ein Stück der Communicationslinie vor dieser Courtine den Janitscharen, nachdem diese zweimal zurückgeworfen worden waren, beim dritten Sturme zu überlassen. Nachdem die Feinde eingedrungen waren, begannen ihre Mineure sogleich den Bau von Gallerien vor der Courtine zunächst dem Löbel. In wenigen Tagen wären sie unzweifelhaft bis unter den Hauptwall gelangt und die Entladung einer ganzen Reihe von Minen hätte dann gewiß den letzten Schutzwall zum größeren Theile eingeworfen und den Verlust der Festung herbeigeführt. Zum Glücke wurde dieser Stoß ins Herz durch das Eintreffen des Entsatzheeres noch rechtzeitig abgewendet. Wären die Anstrengungen, mit denen die Türken in den letzten Wochen die Belagerten ängstigten, bereits in der ersten Zeit gemacht worden, so wäre höchst wahrscheinlich der Entsatz zu spät gekommen und hätte nur Ruinen im Besitze des ottomanischen Heeres angetroffen.

Am 10. September setzte der Feind unter immerwährendem, von den Belagerten mit allem Nachdrucke erwiderten Geschützkampfe den

unterirdischen Angriff fort. In der Nacht um 11 Uhr sprang eine türkische Mine unter der Escarpe der Burgbastei, in unmittelbarer Nähe der bereits früher gemachten Bresche, ohne einen erheblichen Schaden zu verursachen. Nur einige Kanonen mußten aus der ohnehin schon hart mitgenommenen Bastion zurückgenommen werden. Obgleich die feindlichen Arbeiter im Graben mit Bomben schwersten Kalibers fortwährend beworfen wurden, setzten sie ihre maulwurfartige Thätigkeit in der ganzen Front fort.

Bei Anbruch des nächsten Tages erfolgte die gewöhnliche Begrüßung durch das Feuer aus den schweren Geschützen; es dauerte indeß nur eine Stunde an, dann begann das Bomben- und Steinwerfen, das mit geringer Unterbrechung bis Abends fortgesetzt wurde. Sonderbar erscheint es, daß die Türken, obgleich sie unverdrossen in ihren Minen und Approchen arbeiteten und schon bis unter den Hauptwall gegen die Minoritenkirche vorgedrungen waren, am 10. und 11. September keinen Sturm mehr unternahmen und sich mit der Entzündung der Mine, die überdies der Burgbastei keinen nennenswerthen Schaden zufügte, begnügten. Man sieht daraus, daß der Großwesir, sobald er sichere Kunde von dem Anmarsche der Alliirten erlangt hatte, nicht umhin konnte, seine Aufmerksamkeit in dieser Richtung zu concentriren. Wahrscheinlich war er der vollen Ueberzeugung, daß es leichte Arbeit sein werde, das anrückende Heer zu schlagen; die Belagerung sollte unterdessen nicht unterbrochen werden und nach Besiegung des Entsatzheeres das Schicksal der erschöpften Stadt ohnehin in wenigen Tagen sich erfüllen.

Aus dem Ergebnisse des Kriegsrathes, den Kara Mustapha am 10. September mit den hervorragendsten Würdenträgern abhielt, geht hervor, daß er die Sachlage in diesem Sinne auffaßte. Der Kriegsrath wurde nur zu dem Zwecke einberufen, um für den Fall eines unglücklichen Ausganges der Unternehmungen, der schließlich doch auch ins Auge gefaßt werden mußte, Jemanden zu haben, auf dessen Schultern die ganze Verantwortung des Mißerfolges zu übertragen wäre.

Dem Großwesir, der vom Sultan unumschränkte Machtvollkommenheit über Krieg und Frieden erhalten hatte, war der Kriegsrath nur ein Deckmantel, hinter den er sich vor dem Großherrn verbergen wollte,

falls das von ihm allein geplante Unternehmen unglücklich ausfallen sollte. So wenig als er bei Eröffnung dieses Feldzuges den Rath Emerich Tököli's und anderer bedeutender Männer beherzigt hatte, ebensowenig beachtete er auch jetzt die Einwendungen des ehrwürdigen Ibrahim Pascha.

Tököli hatte seinerzeit das waghalsige Unternehmen eines Kriegszuges nach Wien in den grellsten Farben dargestellt und Kara Mustapha wohl zu bedenken aufgefordert, daß ein Angriff auf diese Stadt die deutschen Reichsfürsten zur Hilfe des Kaisers bald vereinigen werde, ja daß diese Fürsten auch das eroberte Wien, schon ihrer eigenen Sicherheit wegen, nicht in türkischen Händen lassen werden.

Jetzt wiederum meinte der greise Ibrahim, der Pascha von Ofen und Wesir des Reiches, der seit Beginne des Feldzuges dem Zuge nach Wien abgeneigt gewesen war, die Belagerung müsse unverzüglich aufgehoben und alle verfügbaren Kräfte dem feindlichen Heere entgegengestellt werden. Die Stellung, in welcher der feindliche Angriff abgewartet werde, müsse durch Besetzung der vortheilhaften Höhen, die mit Kanonen zu armiren seien, verstärkt werden. Auch die Wälder seien durch Anlegung von Verhauen unpassirbar zu machen und in die zu vertheidigende Stellung einzubeziehen. Nach Abwehr des ersten Angriffes müsse die Reiterei in die Flanke des christlichen Heeres fallen und so zur Vollendung des Sieges beitragen. Nach der Besiegung der Christen, die man wegen der bedeutenden Uebermacht des türkischen Heeres erwarten dürfe, werde die auf das Aeußerste gebrachte Stadt sich auf Gnade und Ungnade ergeben müssen, denn die Besatzung sei durch die Seuche zusammengeschmolzen, in Folge der vielen Stürme ermattet und der Widerstand bis jetzt nur durch die Hoffnung auf Rettung begründet.

Die übrigen Paschas stimmten zumeist diesem einfachen und klugen Antrage bei, nur der Großwesir verweigerte hartnäckig seine Zustimmung und belegte seine Ansicht mit folgenden, allerdings schlau zurechtgelegten Gründen. Er meinte: sei die Belagerung einmal aufgehoben, dann sei mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Besatzung alle von den Belagerern mit so vielen Anstrengungen und Opfern angelegten Werke und Laufgräben zerstören, die eigenen Wälle ausbessern und verstärken werde;

ferner werde es nach einem erfochtenen Siege gewiß neue Schwierigkeiten haben, die ohnehin mißgestimmten Janitscharen zur neuen angestrengten Arbeit in die Laufgräben zu bringen; endlich müsse man im Hinblick auf die so oft bewiesene Tapferkeit des Commandanten und der Besatzung von Wien diesen Gegnern doch den Entschluß zutrauen, daß sie die Gelegenheit benützen und der türkischen Armee in den Rücken fallen werden.

Die Paschas machten noch mehrere Gegenvorstellungen, mußten sich jedoch dem entschiedenen Ausspruche des Großwesirs unterordnen. Der Letztere sprach seine Meinung dahin aus, daß eine hinlänglich starke Truppenmacht vor der Festung in den Approchen zu belassen sei, welche die Belagerung fortsetzen müsse, mit den übrigen Truppen aber wolle man beherzt auf die Feinde losgehen, denn diese hätten nur mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte einen bunten Haufen Soldaten zusammengebracht, der weder an Zahl, noch an innerem Werth den Namen eines Heeres verdiene und es gar nicht wagen werde, seine letzte Kraft auf den unsicheren Ausgang einer Schlacht zu setzen.

Schon früher, in der Nacht vom 4. auf den 5. September, hatte Graf Starhemberg wieder einen Boten zum Herzog von Lothringen mit einem Zettel entsendet, auf dem in wenigen, aber bedeutungsvollen Worten die große Noth der Stadt und die höchste Gefahr betont wurde. „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit mehr verlieren!“ lautete der Schluß dieses Schreibens. Die Unruhe des Regierungs-Directoriums war eben schon auf das Aeußerste gestiegen, da seit längerer Zeit — mit Ausnahme der Feuersignale — gar keine Nachricht über die Verhältnisse bei der alliirten Armee in die Festung gelangt war. Auch der verläßliche Michaelovits, der schon vor längerer Zeit auf Kundschaft ausgezogen war, wurde vergeblich erwartet. Wie wir wissen, kehrte er überhaupt nicht mehr zurück.

Am 11. September Vormittags herrschte große Bewegung im feindlichen Lager; ein großer Theil der feindlichen Reiterei rückte gegen das Kahlengebirge vor, die noch in der Leopoldstadt postirten Truppen nebst anderen Abtheilungen wurden in dieselbe Richtung entsendet, wo sie auf den Höhen bei Döbling und Weinhaus Gräben und Ver-

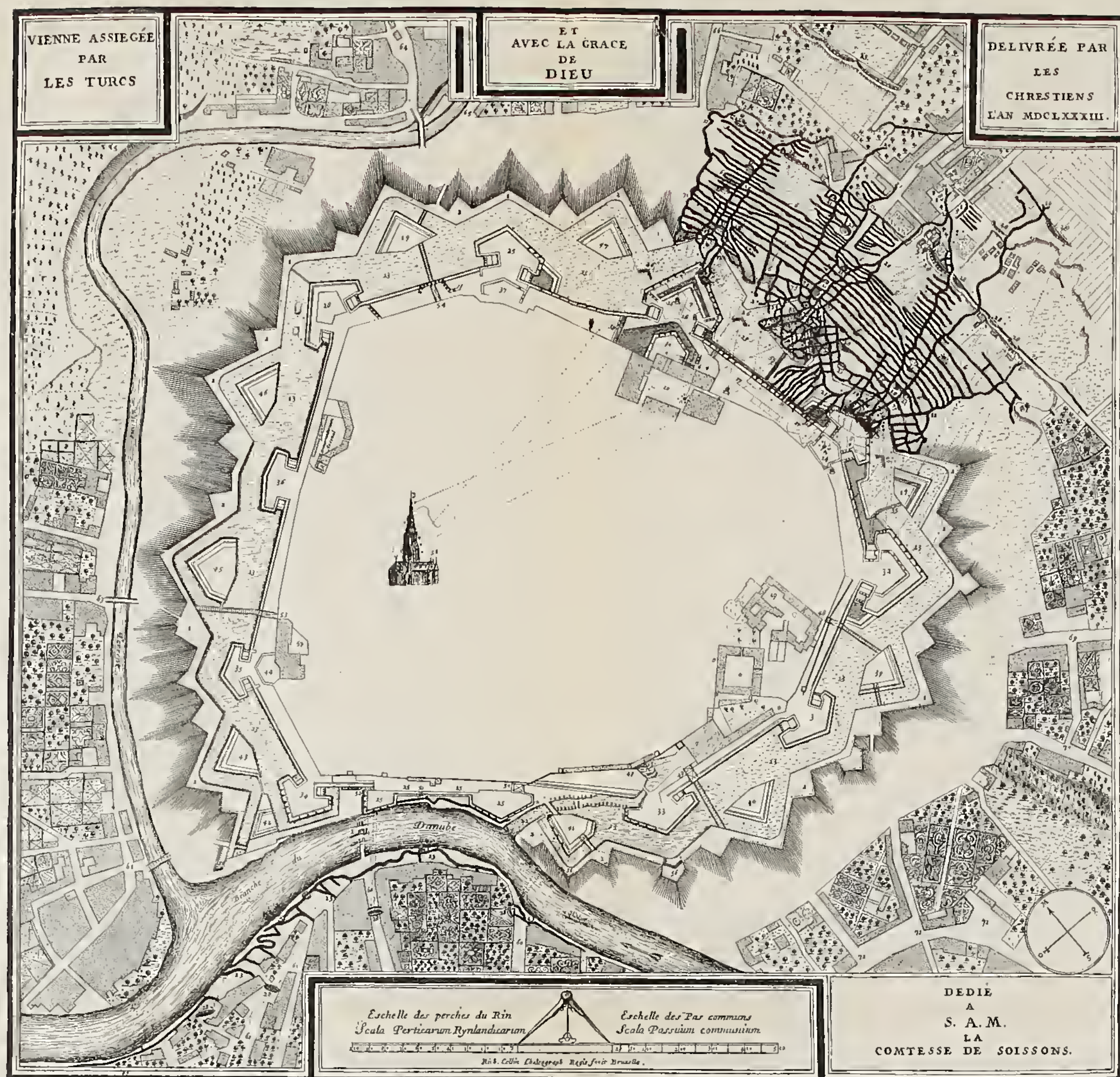
schanzungen anlegten und in Gestalt eines Halbmondes sich aufstellten. Auf einer Anhöhe zwischen Weinhaus und Gersthof bauten die Türken eine große Redoute, welche mit Geschützen armirt wurde.*)

Gegen 4 Uhr Nachmittags bemerkte man von den Wällen Wiens, daß sich Truppen auf dem Kahlenberge zeigen und sich zunächst dem alten und neuen Gebäude ansammeln. Als später die ersten Kanonenschüsse von den Höhen gegen die vorrückenden Türken abgefeuert wurden und in demselben Augenblicke auf dem Gemäuer des Leopoldsberges eine große rothe Fahne mit weißem Kreuze, zugleich Oesterreichs Farben und das Symbol der christlichen Religion tragend, zum Trotz und zur Aufforderung gegen Mohameds Blutfahne sich entfaltete, wurde ganz Wien in die größte Aufregung versetzt. In der Stadt herrschte eine halb freudige und halb ängstliche Stimmung. Jedermann war überzeugt, daß das Schicksal der Stadt bald entschieden werden müsse; ungewiß war nur noch, wie diese Entscheidung ausfallen werde, und der Zustand dieser Ungewißheit wurde den Bewohnern allmälig zur fürchterlichsten Qual. Die Kirchen waren sogleich gedrängt voll von Flehenden, welche von Gott einen glücklichen Ausgang der Schlacht und das Ende ihres so langwierigen Jammers erbaten. Die Kampflustigen eilten auf die Sammelplätze mit dem Begehren, sogleich einen Ausfall zu unternehmen. Andere trieb die Neugierde auf die Kirchthürme und auf die Zinnen der Häuser; da beobachtete man, unbekümmert um die immer forttobenden feindlichen Bomben und Granaten, die Bewegungen der Türken, die Vorrückung der christlichen Truppen aus den Wäldern, sowie den Herabmarsch von den Bergen.

Bei einbrechender Nacht stieg vom Hermannskogel eine große Garbe Raketen empor, welches trostverheißende Zeichen von der Stadt beantwortet wurde.

---

*) Die Benennung „Türkenschanze", die sich bis heutigen Tages erhalten hat, rührt nicht von der Belagerung 1683 her; die Anhöhe trug schon früher diesen Namen. Die Merian'sche Topographie (1649 in Frankfurt a./M. gedruckt) bezeichnete auf einem Plane diese Anhöhe bereits mit „Türkenschanze", wahrscheinlich stand schon bei der ersten Belagerung 1529 an dieser Stelle ein Werk oder ein Depot für Munition. Jetzt befindet sich an dieser Stelle die k. k. Sternwarte.



Das von den Türken belagerte und mit Gottes Gnade durch die Christen befreite Wien 1683.

Nach einem von Bartholomeo Camuccio und Leander Anguiffola verfaßten und von Domenico Roffetti in Kupfer gestochenen Plane.

Ziffern-Erklärung:

7. Burgbastei. 8. Löbelbastei. 17. Courtine zwischen den beiden Basteien. 9. Das Rovelin (Außenwerk) in der Mitte. 38. Courtine vor dem Augustinerkloster.
30. Das Bollwerk, genannt der Spanier. 14. Cavalier im Löbel, genannt die Katze. 27. Das Mölter-Ravelin, genannt Ziegelschanze. 32. Mölkerbastei. 39. Schotten-Ravelin. 3. Elendbastei. 40. Ravelin vor dem Neuthor.
33. Neuthorbastei. 41. Wasser-Ravelin. 15. Zwei Basteien und Verbindungswall, genannt Gonzagabastei.
34. Biberbastei. 42. Judenschanzel. 43. Biber-Ravelin.
35. Bastei zur Hollerstouden. 44. Dominikonerbastei.
45. Stubenschanzel. 36. Braunbastei. 46. Ravelin, genannt im Dachsloch. 18. Wosserkunstbastei.
29. Kärntner-Ravelin. 25. Kärntnerbastei.
37. Cavalier, genannt Vogelgesang. 47. Ravelin vor dem Augustinerkloster. 0. Das Arsenal.

---

4. Burgthor. 48. Schottenthor. 40. Neuthor. 50. Das rothe (Thurm-) Thor oder der obere Foll. 51. Das Fischerthörl. 52. Das untere Fallthor. 53. Das ungarische oder Stubenthor. 54. Kärntnerthor. 13. Festungsgraben.
26. Caponniers der Vertheidiger. 55. Bedeckte und verpalissadirte Wege, unter welchen die Belagerten zu den Ravelins 9. und 27. ab- und zugingen.
56. Andere Retranchements, welche die Vertheidiger in der Contrescarpe vor dem Neuthor errichteten.
33. Dos Wasser-Ravelin. 2. Die Contrescarpe. 58. Stefanskirche. 19. Schottenabtei. 59. Dominikanerkloster.
10. Kaiserliche Burg. 22. Kanal, der innerhalb des Neuthors von der Donau in dos Arsenal führt.
1. Die Schlagbrücke. 61. Stroße in den Prater. 62. Vorstadt unter den Weißgärbern. 63. Auf der Landstraße. 64. Auf der Wieden. 65. Auf der Wien. 66. Auf der Laimgruben.
67. Das Crootendörfel nachmals Spittelberg. 68. Vorstadt St. Ulrich. 69. Alsergasse. 70. Währingergasse.
57. Die Roßau. 11. Der Kaltschmidt'sche Garten.
12. Reikowitz'scher Garten. 5. Der rothen Hof.

6. Die Trancheen der Türken, welche sie in ihrer Sprache Meteriss nannten. 20. Anfang der Magistrallinie mit ihren Traversen, welche die Türken Zischanioly nannten. 71. Die Sappe.

---

9. Die mittlere Attaque gegen das Ravelin.

20. 72. Hier commandirte der Großwesir persönlich.
20. 73. „ „ „ Janitscharen Aga.
20. 74. „ „ Hassan Pascha von Sophia.
20. 75. „ „ Ismael Kihaja Beg.

7. Die Attaque gegen die Burgbastei.

20. 76. Hier commandirte Kora Mehemed Pascha von Mesopotamien und nach dessen Tode Hussein Pascha von Damascus.
20. 77. Hier commandirten Ismael Saghardschibaschi und Kihajabeg.

8. Attaque gegen die Löbelbastei.

20. 78. Hier commandirte Mehemed Pascha von Temesvar und nachdem er am 3. September an der Ruhr starb, ersetzte ihn Hussein Pascha der Schatzmeister.
20. 79. Hier commandirte Soliman Samsundschibaschi.
80. Hier im Trautson'schen Garten nächst der Kapuzinerkirche unweit St. Ulrich hielt sich der Großwesir auf, 81. allwo er die Mauern durchbrechen ließ, um bei
82. in den Laufgraben zu gelangen. Letzterer theilte sich beim rothen Hof, 5. wovon ein Arm zum Ravelin (9), der andere zur Löbelbastei (8) führte.
21. Mehrere Plätze in den Laufgräben für den sicheren Aufenthalt des Großwesirs und der anderen Paschas.
28. Verschiedene Batterien der Türken. 83. Eine türkische Batterie auf dem eroberten Ravelin, von wo die Stadt mit Steinen beworfen wurde. 24. Sappen und Gallerien. 31. Neue Minen, welche die Türken in der Courtine zwischen Burg- und Löbelbastei gelegt hatten.
84. Ein Graben, mittelst welchem die Türken das Wasser, welches von St. Ulrich herobraun, von ihren Laufgräben ab- und anderwärts hingeleitet haben.
23. Erdwälle in der Leopoldstadt, von den Türken ongelegt.

Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeiteten die Türken in den Minengängen, namentlich unter der Löbelbastei und dem Hauptwalle. Der große Mangel an geschickten Mineuren, welche dem Feinde an den gefährdeten Stellen mit Erfolg hätten entgegenwirken können, machte sich leider in den letzten Wochen der Belagerung am empfindlichsten fühlbar. Von Minute zu Minute sah man in der Stadt voll banger Erwartung dem Auffliegen einer Hauptmine entgegen, welche dem Feinde vielleicht in der letzten Stunde noch eine breite Bresche zum Sturme öffnen konnte. Graf Starhemberg traf auch alle nöthigen Vorkehrungen; alle Truppen, die Bürgerschaft und die Freicompagnien mußten sich in Bereitschaft halten, einen Sturm der Feinde abzuwehren, oder, wenn es nöthig sein sollte, während der bevorstehenden Schlacht einen Ausfall zu machen. Auch eine Vereinigung mit dem christlichen Heere zu dem Zwecke, den Rest der Feinde aus den Approchen zu vertreiben, war in Aussicht genommen.

Die größte Gefahr drohte auch jetzt noch der Löbelbastei, diesem ewig denkwürdigen Bollwerke der Vertheidigung. Zunächst dieser so oft mit Blut getränkten Stätte, an welcher noch im letzten Augenblicke des Entsatzes Wien stürmische Angriffe besorgen mußte, wo der Held Rüdiger Starhemberg durch Abschnitte hinter Abschnitte einen Hauptsturm abzuwehren dachte, wo er — an der Ecke der Mölkerbastei — durch drei scharfe Kanonenschüsse Sobieski's und Lothringen's Freudensignale vom Kahlenberge und Hermannskogel erwiderte und bei einbrechender Nacht durch ganze Garben von Raketen und Leuchtkugeln die äußerste Noth andeutete, zunächst diesem historisch geweihten Fleck Erde, dem Schauplatze so vieler Tapferkeit und so großen heroischen Muthes, erhebt sich heute das neue k. k. Hofschauspielhaus und diesem gegenüber das neue Rathhaus, auf dessen durchwühltem Untergrunde so oft die wilden Janitscharen unter dröhnendem Allahgeschrei ihre Schwärme zum Sturme sammelten.

Mit gespannter Erwartung, doch ungebeugten Muthes sahen die Bewohner Wiens der Morgenröthe des 12. September entgegen, der die Erlösung oder ihr gänzliches Verderben mit sich bringen mußte. Ohne Unterlaß stiegen von St. Stefan die Raketen auf, den Freunden die Kunde von dem verzweifelten Zustande der Stadt zu geben, während die

tausend Feuerzeichen von den Höhen der Berge den Wienern als ebenso viele Freuden- und Hoffnungssterne durch die Nacht, die letzte Nacht der zwei Monate langen Unruhe und Qual, entgegenschimmerten.

Der 12. September, ein Sonntag, begann hereinzudämmern und in heftigster Erregung beobachteten Belagerer und Belagerte die im Morgenroth schimmernden Höhen des Kahlengebirges, die von zahlreichen Kriegerschaaren in mancherlei seltsamen Trachten bedeckt waren, wo sie sich im wimmelnden Gedränge immer mehr ausbreiteten, wo die Bewegungen der Truppen an dem Blinken der im ersten Sonnenlichte erglänzenden Waffen deutlich zu erkennen waren.

Kara Mustapha, von den beiden Wesiren Mehemed Pascha von Diabekir und Ibrahim Pascha von Ofen zur Thätigkeit gedrängt, entfaltete endlich die heilige Fahne des Propheten und verließ bei Tagesanbruch mit allen verfügbaren Truppen seine Aufstellung, um das Heer in Schlachtordnung zu bringen und den Verbündeten entgegenzuziehen; nur Hussein Pascha von Damascus und der Kiaja Beg mit ihren auserlesenen Truppen blieben in den Laufgräben, um die Beschießung der Stadt fortzusetzen, welche von den Wällen mit ganzer Kraft erwidert wurde.

Nach „Kantemir's Geschichte des osmanischen Reiches" soll der Großwesir, um den gesunkenen Muth der Seinigen durch Blut und Gräuel wenigstens zur bestialischen Wildheit aufzustacheln, vorher den unmenschlich grausamen Befehl ertheilt haben, alle noch im Lager befindlichen Gefangenen, deren Zahl auf 30.000 angegeben wird, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, niederzumetzeln, und nur die totale Niederlage, welche die barbarischen Horden erlitten, soll die vollständige Ausführung dieses Blutbefehles verhindert haben.

Bevor wir uns eingehender mit den Vorbereitungen des großen Kampfes befassen, der am Fuße des Kahlenberges zum Vortheile der christlichen Waffen ausgefochten wurde, wollen wir das auffällige Verhalten des Großwesirs nochmals ins Auge fassen. Es bleibt unbegreiflich, wie Kara Mustapha mit seinem so starken Heere dem Donauübergange der Verbündeten in einer Entfernung von drei Meilen so ruhig zusehen konnte. Kluge Vorsicht hätte erfordert, das nur von wenigen Bürgern vertheidigte, schwach befestigte Städtchen Tulln gleich beim Beginne der

Belagerung von Wien zu nehmen, um sich der Donau zu versichern. Auch die später vom Herzog Karl nach Tulln geworfenen zwei Bataillone hätten die Zerstörung der Brücke bei dem Vortheile, den das dominirende rechte Ufer den Türken gewährte, nie verhindern können; ebenso leicht wäre es gewesen, der alliirten Armee in einer Gegend, die durch den anhaltenden Regen der letzten Tage stark versumpft und schwer gangbar gemacht worden war, den Uebergang und die Entwicklung zu verbieten oder zu erschweren, wenn der Großwesir mit jenem Theile seiner großen Armee, der vor Wien disponibel war, thätiger und unternehmender gewesen wäre.

Angenommen den Fall, daß Kara Mustapha keine genauen Nachrichten von dem Anmarsche und der Stärke der Verbündeten hatte, oder in seinem übermüthigen Stolze diese Nachrichten ignorirte und von dem Glauben befangen war, daß man es nicht wagen werde, ihn anzugreifen, so blieb ihm zuletzt, da die Thatsachen seinen Irrthum widerlegten, noch immer der sichere, in der gegebenen Zeit immer noch zu benützende Ausweg, durch die Besetzung des Gebirgsrückens, der das Tullnerfeld von Wien trennt, dem Vorrücken des Bundesheeres ein bedeutendes Hinderniß zu bereiten. Allein er übersah schon gleich nach seinem Eintreffen vor Wien dieses wichtige Object und dachte nicht einmal daran, durch einige Verschanzungen und durch Besetzung des Kahlenberges wie des Leopoldberges seiner Stellung vor Wien während der Belagerung einige Festigkeit zu geben.

Welche Schwierigkeiten hätten die Alliirten außer den Terrainhindernissen noch bewältigen müssen, wenn einer jener Paschas, welche schon einige Tage früher auf die Höhen von Sievring, Grinzing und Nußdorf detachirt worden waren, die Uebergänge über den vorgelegenen Gebirgsrücken als wichtig erkannt und die Besetzung auf eigene Faust unternommen hätte! Die Türken aber begnügten sich, nur bis an den Fuß des Gebirges vorzurücken, die ausmündenden Wege und Schluchten am südlichen Abhange zu besetzen und durch kleine unbedeutende Abtheilungen, die in die Berge vorgeschickt wurden, das vereinigte christliche Heer zu umschwärmen.

Dreizehntes Capitel.

Die Ansammlung der deutschen Hilfstruppen bei Krems und Tulln. — Die Rüstungen des Königs von Polen und dessen Marsch an die Donau. — Der Uebergang über diesen Strom und die Vereinigung der Verbündeten bei Tulln. — Marsch des Entsatzheeres über das Kahlengebirge und die Stellung desselben in der Nacht vom 11. auf den 12. September 1683.

Bevor wir zur Schilderung der denkwürdigen Befreiungsschlacht und der glänzenden Resultate derselben schreiten, ist es nothwendig, die Ansammlung der Truppen der einzelnen Bundesgenossen darzustellen und die Details über den Zug des vereinten christlichen Heeres zu berichten. Zu diesem Zwecke aber ist es nöthig, in der Erzählung um einige Monate zurückzugehen.

Am kaiserlichen Hoflager in Wien, sowie im Hauptquartier des Herzogs von Lothringen erwartete man schon Anfangs Juli die Ankunft der Hilfstruppen aus dem Reiche und den Succurs des Königs von Polen. Erstere versammelten sich jedoch in Dresden, München ꝛc. ꝛc. mit der gewöhnlichen Langsamkeit und Bedächtigkeit, die polnischen Truppen waren noch in der Ukraine beschäftigt und die Rüstungen des Königs Johann III. wurden durch die Schwerfälligkeit der polnischen Regierungsform, die Armuth des Kronschatzes, wie nicht minder durch die Intriguen der von Ludwig XIV. erkauften Widerstandspartei wiederholt durchkreuzt und in ihrer Durchführung aufgehalten.

Der Herzog von Lothringen mußte seinen Entschluß, sich von der Leopoldstadt, respective von der Donauinsel nicht verdrängen zu lassen und die Ankunft der Verbündeten daselbst abzuwarten, aus mehrfachen schon erläuterten Gründen aufgeben, ging mit seinem zumeist aus Reiterei bestehenden, circa 11.000 Mann starken Corps auf das linke

Donauufer über und wählte Krems vorläufig zu seinem Hauptquartier. Da aber bald die Nothwendigkeit eintrat, den Tököli'schen Schaaren, die hinter der March standen, die Streifzüge in das Marchfeld, sowie in die reichen Gefilde Mährens nachdrücklich zu verwehren, gleichzeitig die Kaiserlichen in die Gefahr kamen, die Verbindungen mit den von Norden her zu erwartenden Verstärkungen unterbrochen zu sehen, wählte der Herzog später solche Stellungen, welche den Feind in seinen Absichten hindern sollten, und lagerte mit seinem Gros bald an der March, bald zu Jedlersee, Korneuburg, Stockerau u. s. w., je nachdem er es im Interesse der Sache für nothwendig hielt. Während dieses Zeitraumes ging sein Streben dahin, einige Infanterie-Regimenter aus Böhmen, sowie einen Theil der Besatzung aus Raab an sich zu ziehen, dagegen andere wichtige Orte in Niederösterreich mit hinlänglicher Besatzung zu versehen, worüber Näheres an anderer Stelle schon gesagt wurde.

Karl von Lothringen entledigte sich seiner Aufgaben mit der ihm zur Verfügung stehenden geringen Truppenmacht auf das Vorzüglichste; er deckte die österreichischen Erblande nördlich der Donau gegen die verheerenden Einfälle der Tököli'schen und türkischen Streifpartien, und wo sich eine Gelegenheit darbot, dem Feinde einen Schaden zuzufügen, waren seine Schwadronen bei der Hand, den Vortheil zu benützen. Wiederholt wurde Tököli — bei seinem Versuche, in das Marchfeld und in Mähren einzudringen — in die Flucht geschlagen; das als Verstärkung ihm zugesendete türkische Corps unter dem Pascha von Erlau wurde beinahe gänzlich vernichtet und die wichtige Stadt Preßburg entsetzt. Durch diese Reihe erfolggekrönter Unternehmungen leistete der Herzog der kaiserlichen Sache bedeutende Dienste, er ermöglichte die Vorkehrungen, welche mit Bezug auf die Truppenansammlungen getroffen werden mußten, und was die Hauptsache war, der Anmarsch des in getrennten Colonnen sich nähernden polnischen Heeres konnte ohne Hinderniß durchgeführt werden, da die Absicht des Tököli, die Vereinigung des polnischen Heeres mit den deutschen Hilfstruppen zu verhindern, durch den Sieg bei Stammersdorf und Raasdorf gänzlich vereitelt wurde.

Die ersten Hilfstruppen, welche um die Mitte August bei Krems auf dem Sammelplatze der Verbündeten eintrafen, waren die Kurbaiern

unter dem Generallieutenant Graf Degenfeld. Bereits am 13. August fuhren die ersten bairischen Fußtruppen, auf Schiffen von Passau kommend, beim Benedictinerstifte Melk vorüber und wurden mit Kanonenschüssen, Trompeten- und Paukenschall von den Wällen der ehemaligen Residenz der ersten Markgrafen von Babenberg begrüßt. Am nächsten Tage kamen weitere 6000 Mann unter dem Befehle des Markgrafen von Bayreuth. Die Cavallerie marschirte am linken Ufer. Die kurbairischen Truppen bestanden aus den Infanterie-Regimentern: Degenfeld, Steinau, Preißing, Mercy, Perouse und Rommel, den Cavallerie-Regimentern: Münster, Beauvaux, Schik, Arco und Degenfeld, zusammen 11.300 Mann mit 26 Geschützen.

Gleich nach dem Erscheinen der Baiern fanden die Streifereien der räuberischen Tatarenschwärme in den oberen Gegenden ihr Ende. Den Bewohnern dieser Gegenden leuchtete nach langer qualvoller Zeit der erste Stern des Trostes. Die türkischen Renner und Brenner aus diesen Regionen verschwanden und zogen sich gegen Wien zur Hauptarmee zurück.

Der einundzwanzigjährige Kurfürst Max II. Maria Emanuel *) kam erst am 9. September zu seinen Truppen und wollte auch dann, da er noch keinem Feldzuge angewohnt hatte, die Ehre, ein Heer zu commandiren, erst unter den Augen bewährter Feldherren verdienen; er führte kein Commando, sondern verweilte nur als Volontär bei der Armee. Zwei Jahre später wurde er als des Kaisers Schwiegersohn dessen ruhmwürdiger Bundesgenosse in der Wiedereroberung Ungarns,

*) Geboren 11. Juli 1662, folgte er 1679 seinem Vater Ferdinand in der Regierung und trat in ein inniges Verhältniß zu Kaiser Leopold I. Nach dem Entsatze von Wien focht er heldenmüthig für das Haus Oesterreich in Ungarn, entsetzte Gran, eroberte Ofen, half den Sieg bei Mohacz erringen und Belgrad erstürmen. Schon 1685 vermählte er sich mit der Erzherzogin Maria Antonia, Tochter Leopolds. Als spanischer Statthalter in den Niederlanden focht er gegen Frankreich, wurde jedoch 1702 beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges in dessen Interesse hineingezogen, verließ nach der Schlacht bei Höchstädt sein Land und wurde 1706 von Kaiser Josef I. in die Acht erklärt, erst 1714 wieder in seine Kurwürde eingesetzt. 1717 stellte er ein Hilfscorps von 6000 Mann wider die Türken. Er starb am 26. Februar 1726. In zweiter Ehe war er seit 1694 mit einer Tochter Johann III. Sobieski vermählt. Sein Sohn Karl Albrecht erhielt als Karl VII. die deutsche Kaiserwürde.

18 Jahre später aber zu seinem und seines Landes Unheil Oesterreichs gefährlichster Feind.

Der nächste der deutschen Reichsfürsten, welcher dem Kaiser Leopold besonders günstig gesinnt war und die Ueberzeugung in sich trug, daß den Türken mit einmüthiger Kraft entgegengetreten werden müsse, war Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen.*) Wohl erfahren in ritterlichen Uebungen und in den Feldzügen gegen Frankreich (1673 bis 1679), bereits als tüchtiger Kriegsmann erprobt, versammelte er bis 4. August ein Heer von 11.400 Mann, mit dem er nach vorhergegangener Musterung am 11. August von Dresden aufbrach. Dieses Heer bestand aus 6 Regimentern zu Fuß, 4 Regimentern zu Pferd, einem Dragoner-Regiment, einer vollkommen ausgerüsteten Feldbatterie nebst einer Compagnie Grenadiere und der Leibgarde des Kurfürsten. Mit diesen Truppen marschirte der Kurfürst durch Böhmen und erhielt in Prag, wo er sich einige Tage aufhielt, Briefe vom Herzog von Lothringen und dem Kaiser, die ihn zur Eile aufforderten. Sein Heer vereinigte sich am 8. September bei der Stadt Tulln mit den übrigen Hilfstruppen. Er selbst war dem Heere vorangeeilt und hatte bereits am 3. September zu Stetteldorf eine Besprechung mit dem Könige von Polen. Die schlichte prunklose Erscheinung Johann Georg III., dessen Einfachheit in Kleidung, Haltung und Betragen war wenig geeignet, dem Polenkönige, der Luxus und Eleganz liebte, und dem Kaiser zu imponiren; doch wußte die persönliche Tapferkeit des Kurfürsten sich Achtung zu verschaffen. Daß die Einfachheit in der Erscheinung und in der Kleidung des Kurfürsten auf Sobieski Eindruck machte, ist aus den Briefen zu entnehmen, die er an seine Gemahlin in Krakau richtete und in welchen er mehrere Male mit

*) Am 20. Juni 1647 geboren, folgte er seinem Vater Johann Georg II. 1680 in der Regierung. Nach dem Entsatze von Wien ließ er einen Theil seiner Truppen nach Ungarn ziehen und begab sich selbst auf Reisen. Im Vereine mit Brandenburg und Hannover suchte er, jedoch vergebens, den Anmaßungen Ludwig XIV. ein Ziel zu setzen, und als es zum Kriege kam, war er der Erste, der ins Feld zog. Er vereinigte sich 1689 mit Karl von Lothringen und nahm den Franzosen Mainz weg. Im Jahre 1690 commandirte er die Rheinarmee. Während die Franzosen einer Entscheidung auswichen, wurde dem Reichsheere durch eine mörderische Seuche Stillstand geboten. Dieser Epidemie erlag auch Johann Georg zu Tübingen den 12. September 1691.

merklicher Befremdung dieses Umstandes Erwähnung thut, während er andererseits mit besonderer Anerkennung erwähnt, daß die kursächsischen Truppen sehr schön und gut gekleidet, wohl disciplinirt und vollzählig erschienen seien.

Unmittelbar nach den Baiern kamen über Passau die Würtemberger und fränkischen Kreistruppen in das Lager bei Krems. Sie bestanden aus 6 Bataillonen Infanterie und 14 Schwadronen Reiter, zusammen aus 8400 Mann. Sie wurden von dem Reichsfeldmarschall Georg Friedrich Fürsten von Waldeck geführt, der auch den Oberbefehl über die Kurbaiern hatte.

Der kriegserfahrenste aller deutschen Reichsfürsten, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich um des deutschen Reiches Ehre schon so verdient gemacht hatte und seit den beiden Siegen bei Warschau und Fehrbellin große Reputation genoß, blieb diesmal aus, da er die Zurücksetzung nicht vergessen konnte, noch wollte, welche ihm beim Friedensabschlusse zu Nymwegen widerfahren war. Damals war, wie wir schon an anderer Stelle erwähnten, auf ihn keine Rücksicht genommen worden und man hatte ihn der Willkür Ludwig XIV. überlassen.

Die Blicke der ganzen christlichen Welt waren schon mit Beginn der ernsten Gefahr für Wien, um so ängstlicher aber vom Beginn des September an, um welche Zeit die Stadt in große Bedrängniß gerieth, vor Allem dorthin gerichtet, wo der tapfere Sobieski,*) den die Stimme

*) Johann Sobieski, der jüngste Sohn des Jakob, Castellans von Krakau, wurde 1629 geboren. Seine Mutter Theophila Zolkiewski, die reiche Erbin der großen Güter Zolkiew, Zloczow und Oleska konnte ihre Ahnen gleich der Familie Sobieski mehrere Jahrhunderte zurück verfolgen. In seiner Jugend hielt sich Johann mit seinem Bruder Marcus in Paris auf und diente in der Compagnie der „Grand Mousquetaires“, ging dann nach Constantinopel, um eine Macht kennen zu lernen, die so oft mit Polen im Kriege war. 1648 kehrte er in sein Vaterland zurück, um diesem seine Dienste zu weihen. Auf dem polnischen Throne saß Casimir V., der vom Jesuiten zum Cardinal und vom Cardinal zum Könige aufgestiegen war. Johann Sobieski wurde für sein ausgezeichnetes Verhalten im Kriege gegen die Kosaken im Jahre 1650 Krongroßfähnrich. Im Jahre 1660 heiratete er Maria Casimira de la Grange, die Witwe des Woiwoden von Sendomir, des Fürsten Radziwil von Zamoski, welche mit ihrer Mutter, der Obersthofmeisterin der Königin Louise, von Frankreich nach Warschau gekommen war. Im Jahre 1665 wurde



Joannes Rex

Johann III. Sobieski,

König in Polen, Großherzog in Litthauen 2c. 2c.,

geboren zu Olesko 1629,
gestorben in Warschau 1696.

der ganzen Christenheit unter heißen Gebeten um Sieg zum Rettungswerke gegen die Ungläubigen herbeirief, mit seinen Polenschaaren erscheinen sollte.

---

er Großmarschall und als solcher einer der vier Großwürdenträger der Krone, 1666 Unterfeldherr und nach dem Tode des Stanislaus Potocki 1667 Großfeldherr; er vereinigte somit den Großmarschallstab mit den Kronfeldherrnstab und war im Besitze der zwei wichtigsten Staatsämter, die nach dem Gesetze nie in den Händen einer Person ruhen sollten. 1668 dankte König Casimir V. ab und nach einer stürmischen Wahlcampagne kam der unfähigste aller Candidaten, der Abkömmling der alten litthauischen Herzoge, Michael Thomas Wiesnowicki auf den Thron. Gehaßt von den Großen des Reiches, nur von dem niederen Adel geschützt, benützte der neue König seine Macht zu allerlei Bedrückungen gegen die Kosaken; diese wurden von den Tataren und Türken unterstützt, wodurch Polen in einen Krieg verwickelt wurde, dem es nicht gewachsen war. Michael besaß zwar in Johann Sobieski einen tapferen umsichtigen Feldherrn, aber kein Heer. Der Krieg fiel unglücklich aus und endete mit dem schimpflichen Frieden von Buczac am 17. October 1672, der Polen in die größte Schmach versetzte. Der Reichstag verwarf den Frieden, genehmigte die Mittel für eine neue Armee, die Sobieski aufbringen wollte, und ungeachtet der Verträge begann dieser erneuert den Krieg; es kam am 11. November 1673 bei Choczim zur Schlacht und das türkische Heer unter Seraskier Hussein wurde total geschlagen. Der schwache unfähige Wiesnowicki, der nur zum Unglücke der Nation auf den polnischen Thron gelangt war, starb am Tage vor der Schlacht von Choczim, nachdem er zum Unheile Polens fünf Jahre regiert hatte.

Die hervorragenden kriegerischen Eigenschaften des Siegers von Choczim und dessen große Verdienste um das Land veranlaßten die Nation, Sobieski bei der Königswahl vielen Mitbewerbern, nämlich dem Prinzen Thomas von Savoyen, dem Herzog von Modena, dem Georg von Dänemark, dem Fürsten von Siebenbürgen, dem Prinzen Wilhelm von Neuburg und Karl von Lothringen vorzuziehen und 1674 als Johann III. zum Könige zu wählen. Der französische Einfluß trug viel zu seiner Wahl bei.

Während der Wahl hatten die Türken Choczim genommen, die Ukraine bis an den Dnieper mit ihren Schaaren überschwemmt und eine Menge von Plätzen besetzt. Sobieski schlug sie gleich nach seiner Erwählung aus der Ukraine, im Jahre 1675 in Roth-Rußland und verfolgte sie bis an die Moldau. Im Jahre 1676 trat ein neuer kühnerer Führer, Scheitan Ibrahim, gegen ihn ins Feld. Sobieski rettete sich und sein Heer nur dadurch aus einer mißlichen Lage, daß er am 17. October 1676 den Frieden von Zurawno unterzeichnete, in welchem Polen blos zwei Drittel der Ukraine behielt, ein Drittel davon, außerdem Kamienic und ganz Podolien bei der Pforte blieben.

Der Verlust Podoliens kam ihm nicht aus dem Sinn, und der Wunsch, es wieder zu erobern, war eine mächtige Triebfeder für seinen Entschluß, mit dem Kaiser Leopold I. ein Schutzbündniß einzugehen, welches ihn mit dem Kerne der polnischen Armee und Ritterschaft zum Entsatze vor Wien führte.

Der siegreiche weiße Adler Polens brach am Fuße des Kahlenberges für immer des Islams gefahrdrohende Uebermacht, und hundert Jahre später strich — ein wunder-

Wir berichteten bereits darüber, welche Hindernisse seinerzeit überwältigt werden mußten, bevor das Bündniß zwischen Kaiser Leopold I. und König Johann III. zu Stande kam. Nunmehr verursachte aber die Durchführung der übernommenen Verpflichtungen, insbesondere die Aufbringung der nöthigen Geldmittel und die Aushebung der vertragsmäßig zu stellenden Armee von 40.000 Mann dem Könige und den polnischen Reichsständen nicht minder große Schwierigkeiten. Leider war der öffentliche Schatz durch die verrätherische Handlungsweise des Kronschatzmeisters Andreas Morsztyn nahezu geleert, und die vom Papste bewilligten Geldmittel reichten nicht aus, um die laufenden Ausgaben zu decken. Auch mit dem vom Kaiser geleisteten Vorschusse von 200.000 Reichsthalern konnte nicht eben Bedeutendes geschaffen werden. Die polnische Armee wäre nie auf einen ansehnlichen Stand gebracht worden, und sie wäre auch gar nie zu rechter Zeit angelangt, wenn Johann Sobieski nicht seinen Familienschatz zu Hilfe genommen, auf eigene Kosten die Truppenaushebungen bewirkt und die Rüstungen beschleunigt hätte. Geraume Zeit erforderte nicht allein die Aushebung und Einübung der jungen Mannschaften, sondern auch die Vereinigung der Truppentheile auf den Sammelplätzen. Nach dem Frieden von Zurawno 1676 war das Heer auf den Friedensstand von 18.000 Mann herabgesetzt worden. Die verbliebenen Truppen, kampfgeübte Leute von langer Dienstzeit, aber ohne Disciplin und derart verwildert, daß sie aus Rücksicht für den Landmann, gegen den sie sich Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erlaubten, an die Grenzen des Reiches verlegt wurden, hatten in den Wüsten von Podolien und in einem Theile der Ukraine ihre Standlager. Es vergingen Monate, bis sie aus diesen entlegenen Landstrichen an die neuen Sammelorte gelangt waren.

Das Großherzogthum Litthauen hatte seine eigene Verfassung, das polnische und das litthauische Heer waren vollkommen getrennte Körper,

licher Dank — das befreite Europa seinen Retter aus der Reihe der unabhängigen Staaten.

Sobieski starb am 16. Juni 1690 zu Warschau.

Welche Gründe es auch sein mochten, die ihn zu dem Kriegszug nach Wien bewogen haben, jedenfalls machte sein glänzender Sieg, sein Eifer für das Beste der Christenheit ihn zu einem Helden des Kreuzes, dessen Ruhm unsterblich bleibt.

deren jeder seine eigenen Großfeldherren hatte und die von einander gänzlich unabhängig waren. Gesetzlich sollte Litthauen zu diesem Kriege den vierten Theil, mithin 10.000 Mann stellen; dieses Contingent aber wurde dem Könige im Verlaufe der Campagne gar nie zur Verfügung gestellt, weil der litthauische Feldherr ein persönlicher Feind Sobieski's war und die Vereinigung seiner Truppen mit dem königlichen Heere auf jede Weise zu verhindern suchte.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß schon in diesem Kriege die Demoralisation, die in der polnischen Armeee eingerissen war, sich sehr deutlich offenbarte und allerlei Erscheinungen zu Tage förderte, die Symptome des begonnenen Zersetzungsprocesses im großen Polenreiche waren. Die litthauischen Truppen kamen erst zu Ende des Feldzuges in die Nähe des Kriegsschauplatzes und verheerten unnützer Weise ganze Provinzen. Ihr Feldherr, der gesetzmäßig dem Könige unterstellt war, hielt es nicht einmal der Mühe werth, diesem seine Berichte zu schicken. Corpscommandanten verließen die Armee nach Belieben; die Befehle des Königs wurden getadelt und selbst in dessen eigenem Lande nicht immer vollzogen; kurz zahllose Mißbräuche nicht allein in der Armee, sondern auch in den übrigen Ständen ergaben auch in diesem Falle ein Bild der polnischen Anarchie, die in ganz Europa sprichwörtlich geworden ist.

Sobieski für seinen Theil war ganz Eifer für die Sache der Christenheit, der er sich angenommen hatte. Er trat auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg in Unterhandlungen, schmeichelte sich, daß es ihm gelingen würde, den Kurfürsten zur Absendung eines Truppencorps zu vermögen, und nährte diese Hoffnung bis zum letzten Moment. Seine Bemühungen blieben aber fruchtlos, denn die brandenburgischen Truppen nahmen aus uns bekannten Gründen an dieser Campagne keinen Antheil. Es währte lange, bis das polnische Heer im Stande war, den Zug nach Wien zu unternehmen.

Der König scheint anfangs die Gefahr nicht für so dringend oder die Kräfte seines Verbündeten für größer gehalten zu haben, als sich dieselben nachher in Wirklichkeit herausstellten; ferner verzögerten die Schwierigkeiten, die in jeder Richtung zu Tage traten, das Unternehmen,

und endlich trat auch der Stolz des Kaisers, der über die Umgangsweise mit der Republik und dem Wahlkönige nicht schlüssig werden konnte, der Eile des Königs entgegen.

Da die Gefahr von Tag zu Tag zunahm, drängte der kaiserliche Gesandte in Warschau den König unaufhörlich; als er einmal in Begleitung des päpstlichen Nuntius Pallavicini dem Könige im Schlosse zu Warschau begegnete, fielen diese beiden Minister dem Herrscher zu Füßen und beschworen ihn, Wien und die Christenheit zu retten. Zu derselben Zeit versicherte der französische Gesandte am polnischen Hofe, Marquis de Vitry, seinen Herrn, die Polen würden nie fertig werden und König Johann sei in letzterer Zeit so schwerfällig geworden, daß es sehr zweifelhaft sei, ob er in Person in den Krieg ziehen werde. In ersterer Beziehung behielt der französische Gesandte vollkommen Recht; auf die Höhe von 40.000 Mann, welche laut Vertrag zu stellen waren, konnte die polnische Armee nie gebracht werden, weil die Litthauen nicht kommen wollten, was aber die Schwerfälligkeit Sobieski's betraf, befand sich der Marquis im Irrthum. Als der König von diesem Bericht über seine Person Kenntniß erhielt, unternahm er täglich einen drei- bis vierstündigen Ritt, um das etwas hämische Bulletin des Franzosen zu widerlegen.

Als die polnische Armee auf 25.000 Mann gebracht war, entschloß sich Sobieski, nicht mehr auf die litthauischen Truppen zu warten. Er verließ Warschau am 18. Juli 1683. In Krakau hielt er sich einige Zeit auf, um die Ankunft der verschiedenen aus dem Innern des Reiches anmarschirenden Truppencorps zu erwarten. Er benützte diesen Aufenthalt zu Vorkehrungen für den Feldzug; er entwarf den Marschplan, studirte die Umgebung von Wien auf Grund der topographischen Karte und informirte sich, soweit ihm Nachrichten zukamen, über den Stand der Belagerung, sowie über die Verhältnisse bei den Türken.

Während dieses Aufenthaltes in Krakau erhielt er vom Herzog von Lothringen Briefe über Briefe, in denen er um Beschleunigung der Vorkehrungen und raschen Antritt des Marsches angegangen wurde. In einem der Briefe machte der Herzog den Vorschlag, der König möge seinen Marsch nach Wien über Preßburg nehmen. Sobieski lehnte indeß in motivirter Weise diesen Vorschlag ab.

Im Begriffe, eine eingerückte Truppe der Musterung zu unterziehen, erhielt König Johann durch den General Caraffa ein Schreiben vom Kaiser Leopold. „Wir wissen," schreibt der Kaiser, „daß es wegen der überaus großen Entfernung Ihres Heeres durchaus unmöglich ist, daß sich solches bei Zeiten einfinden könne, zur Rettung eines Ortes etwas beizutragen, der in der alleräußersten und größten Gefahr ist. Wir erwarten also nicht mehr Ihre Truppen, Sire, sondern die Gegenwart Euerer Majestät und sind fest überzeugt, wenn Ihre königliche Person nur an der Spitze unserer Kriegsvölker erscheinen will, ob sie auch gleich nicht so zahlreich sein möchten als die Ihrigen, Ihr unseren gemeinschaftlichen Feinden so fürchterlicher Name allein deren Niederlage gewiß machen wird."

Der Brief enthielt unter Anderem auch die umständliche Darstellung aller Truppen, die bei Tulln zusammengezogen werden und der Ankunft Sobieski's entgegensehen, um sodann den Uebergang über die Donau zu bewerkstelligen. Auch war beigefügt, daß die nöthigen Brücken im Baue begriffen seien.

Aus dem kaiserlichen Schreiben geht klar und bündig hervor, daß es sich in erster Linie darum handelte, den im Kriege gegen die Türken vielmals erprobten Feldherrn an der Spitze der verbündeten Heere zu sehen, wovon man sich einen gewissen Erfolg versprach. Die kaiserlichen Heerführer hatten bis nun gegen die Türken keine besonderen Erfolge erringen können. Montecuculi, der ihnen bei St. Gotthard eine derbe, empfindliche Lection ertheilt hatte, lebte nicht mehr. Johann Sobieski war in dieser unglücklichen Epoche der einzige christliche Feldherr, der den Krieg mit den Osmanen und deren Kampfweise aus Erfahrung kannte und dem man zutrauen durfte, er werde die Mittel zur Bewältigung des Erbfeindes finden.

Der Sammelplatz der Truppen war in Tarnowitz, der ersten Stadt in Schlesien unweit der polnischen Grenze. Die ersten Abtheilungen, welche dort eintrafen, gingen unter der Führung des Unterfeldherrn Nicolaus Sieniawski, des Woiwoden von Volhynien, als Vorhut nach Schlesien ab, während der König die Versammlung des Hauptcorps in Krakau abwarten und dann mit diesem nachrücken wollte.

Aber der Stand der Verhältnisse, die Dringlichkeit, mit welcher der kaiserliche Bundesgenosse den König um Beistand beschwor, die immer bestimmter auftretenden Nachrichten, daß für die unglückliche Kaiserstadt das Aeußerste zu befürchten sei, endlich das Vertrauen, das der Kaiser in die Person Sobieski's setzte, bewogen den Letzteren, die Ansammlung des ganzen Hilfsheeres nicht mehr abzuwarten, sondern mit einem Theile der Reiterei vorauszueilen. Mit dem Reste des im Ganzen nur 25.000 Mann zählenden Heeres hatte der Kronfeldherr Stanislaus Jablonowski bald zu folgen. Das Eintreffen der Litthauer wurde, wie gesagt, nicht abgewartet.

In Krakau, wohin auch die Königin und der ganze Hofstaat übersiedelt waren, wurde eine Regentschaft unter dem Vorsitze des Castellans Potocki, des ersten Senators des Reiches, eingesetzt. Der französische Gesandte sah zu seinem Verdrusse alle diese Anstalten zur Abreise des Königs, glaubte jedoch immer noch an dem Ernste der Sache zweifeln zu dürfen.

Am Maria Himmelfahrtstage, 15. August, reiste der König mit dem sechzehnjährigen Prinzen Jakob Ludwig ab, nachdem er vorher bei allen Altären die heiligen Gebete verrichtet hatte. Als sich der König zu Pferde setzte, um nach Tarnowitz zu reiten, sagte er vor dem versammelten Hofe zum Gesandten Ludwig XIV.: „Jetzt, Herr Gesandter, können sie Ihrem Herrn melden, daß ich wirklich nach Wien gehe."

Die Königin, der Hof und die vornehmsten Würdenträger des Reiches, die an dem Feldzuge nicht theilnahmen, begleiteten Sobieski nach Tarnowitz; von dort ging die Königin wieder nach Krakau zurück, wo sie, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, den Aufenthalt nahm. Nach Krakau sind auch die zärtlichen und überaus interessanten Briefe des Königs an seine Frau gerichtet; die Letztere hatte großen Einfluß auf Sobieski, der stets ihre Rathschläge befolgte.

König Johann bekennt es selbst, daß nur die Königin ihn dahin brachte, der Waffengenosse Leopold I. zu werden. „Sie haben die Allianz mit dem Kaiser gewollt," schrieb er ihr von Gran,*) „ich habe meine

*) Siehe die Briefe des Königs von Polen Johann Sobieski an die Königin Maria Casimira von N. A. v. Salvandy. Deutsch herausgegeben von Ferd. Fried. Oechsle. Heilbronn 1827. XXI. Brief, S. 137.

Einwilligung gegeben, ich habe die Armee marschiren lassen, ohne daß es der Republik einen Heller gekostet hat."

Es kann kaum ein Zweifel darüber walten, daß, wenn Ludwig XIV. dem Schwiegervater des Polenkönigs, dem Marquis d'Arquien, das Duc- und Pair-Brevet nicht verweigert und die Königin von Polen in ihrem Ehrgeize nicht gekränkt hätte, die Letztere ihren Gemahl, über den sie Alles vermochte, niemals dazu bestimmt hätte, zum Entsatze von Wien zu marschiren.

Der König trennte sich bald von der Hauptarmee, die bei Tarnowitz im Lager stand.

Am 24. August übernachtete er in Gleiwitz, am 25. außerhalb Troppau in einer Schenke, in der unmittelbaren Nähe des ihn begleitenden Reitercorps. Er hatte nur zwanzig und etliche Escadronen leichte Reiter, dann 400 bis 500 Dragoner, im Ganzen 2000 Mann mit sich. Mit dieser geringen Zahl wagte er eine Strecke von circa 60 Meilen durch Schlesien, Mähren und Niederösterreich zu durchziehen, durch Provinzen, welche durch Streifcorps der Ungarn, Türken und Tataren unsicher gemacht wurden und die vor solchen Heimsuchungen vollends zu schützen der Herzog von Lothringen trotz seiner Umsicht und Herzhaftigkeit bereits verzweifelte.

Die Ungeduld des Königs stieg von Stunde zu Stunde. Dies nicht allein, weil er so bald wie möglich auf dem Sammelplatze der Verbündeten anlangen wollte, sondern auch aus einem Grunde, der mit seinem unbegrenzten Ehrgeize im Zusammenhange stand. Sobieski hatte nämlich von dem Woiwoden von Volhynien, der den Vortrab führte, die Nachricht erhalten, daß der Fürst Lubomirski, der mit einem Corps Lanzenreiter schon längst zur Armee des Herzogs von Lothringen gestoßen war, sich mit dem Vortrab so rasch wie möglich zu vereinigen wünsche. Sobieski glaubte nun, daß der Feind, im Falle dieser Vereinigung, auf die Nachricht hin, daß die Verbindung der Polen mit den Deutschen vollzogen sei, sich zurückziehen werde, und daß er, der Polenkönig, in seinem Ruhme geschmälert werden könnte; weiter befürchtete er, daß sich Sieniawski mit der Vorhut zu einer übereilten

Handlung hinreißen lassen könnte; aus diesen Gründen ertheilte er dem Vortrab den Befehl, den Marsch einzustellen und seine Ankunft abzuwarten.

Ueber den Empfang in Troppau war Sobieski sehr erfreut; er nannte denselben „ehrenvoll". Obgleich Sobieski entfernt von der Stadt in einer Schenke sein Quartier nahm, wurde er mit Damenbesuchen aus der Stadt förmlich belagert.

Nach einem überaus anstrengenden Marsche über das Gebirge kam der königliche Zug am 26. August ganz erschöpft in Olmütz an. Ueber Bitten des Grafen Schaaffgotsche, der den König im Namen des Kaisers begrüßte, mußte Sobieski in der Stadt sein Absteigequartier nehmen, was ihm sehr unangenehm war, da er lieber in der Mitte seiner Truppe unter einem Zelte gelagert hätte.

Im dritten Briefe an die Königin sagt er: „Nichts ermüdete uns mehr als die unaufhörlichen Anreden, die wir hören mußten. Stellen Sie sich vor, daß ich genöthigt bin, mich alle Tage für meine Einzüge und Auszüge zu putzen." Uebrigens beklagte er sich gegen die Königin, daß er in Olmütz nicht so zuvorkommend, wie in Troppau empfangen worden sei.

In Olmütz erhielt er die Nachricht, daß der Herzog von Lothringen aus seiner Stellung bei Tulln gegen Tököli marschirt sei; das beunruhigte ihn, weil er Gefahr für die dortige Brücke besorgte, aber bald kam die Botschaft über den glücklichen Ausgang des Gefechtes.

Der Marsch ging über Prostkau (wahrscheinlich ist Prosnitz gemeint), Brünn und Mödritz, wo der König am 29. Nachtquartier nahm. Hier erhielt er einen Brief vom Herzog Karl mit dem Berichte des Wiener Stadt-Directoriums vom 27. August, in welchem die höchst bedenkliche Situation in der belagerten Stadt geschildert und dringend gebeten wurde, mit dem Succurse ja keinen Augenblick mehr zu versäumen. Johann Sobieski, vom besten Eifer beseelt, schickte sogleich an den Kronfeldherrn Stanislaus Jablonowski, der das Gros der Armee nachführte, den Befehl, mit den Hußaren und dem Rest der Reiterei zu ihm zu stoßen; das Fußvolk solle so schnell als möglich nachfolgen, er, der König,



Franz Graf Taaffe von Carlingford,

geboren 1639,

geſtorben 1704 als kaiſerlicher General-Feldmarſchall.

hoffe sich schon am nächsten Tage mit der Vorhut und am zweitfolgenden Tage auch mit dem Herzoge zu vereinigen.

In einem Briefe, datirt vom 29. August, beklagt sich der König über die Nachlässigkeit des Menzynski in der Berichterstattung über den Fortgang der Werbung bei den Kosakenstämmen; er bittet die Königin um baldige Sendung der Kosaken, „da er dieselben sehr gut brauchen könne". Er wünschte auch Nachrichten über das Treiben der Litthauer und bezeichnete es als zweckdienlicher, daß diese nach Ungarn marschiren und dort dem Feinde eine Diversion machen möchten.

Am 30. August, 7 Uhr Morgens, nächst Hollabrunn, wo sich der König soeben mit der von Sieniawski geführten Vorhut vereinigt hatte, wurde Sobieski von einem unerwarteten Besuche des Herzogs von Lothringen überrascht.

Er schreibt darüber unter dem 31. August aus Hollabrunn: „Er ist so unvermuthet gekommen, daß er nicht einmal von unseren Vorposten erkannt wurde. Er war nur von einigen Reitern begleitet und fand uns zu seinem und seiner Begleitung großem Erstaunen ganz in Ordnung. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich kaum eine halbe Stunde vorher den Befehl gegeben, sich zum Marsche bereit zu halten. Wir haben vier Escadrons Hußaren vollzählig und Lanzenreiter genug in den Reihen; dies imponirt beim ersten Anblick."

Nach dem Herzog kam auch der Fürst von Waldeck. Der König lud Beide zur Tafel; Ersterer nahm die Einladung an, Letzterer entschuldigte sich mit der Verpflichtung, die Befehle an die Seinigen zur Beschleunigung des Marsches auszufertigen. Das Gelage war sehr munter, der Herzog trennte sich erst bei Eintritt der Nacht vom Könige. Beide waren entzückt über den Empfang, den Einer beim Andern gefunden hatte.

Dieses kurze Zusammensein beschreibt der König wie folgt: „Anfangs wollte er nur Moselwein trinken und war noch besorgt, ihn mit Wasser zu vermischen, denn er ist durchaus kein Trinker. Jedoch als er einmal im Zuge war, nahm er auch Ungarwein. Jener Taff,*) den

*) Taaffe war General und Vertrauter des Herzogs von Lothringen.

wir während meiner Wahl als Gesandten des Herzogs in Warschau gesehen haben, war mit seinem Herrn gekommen und hörte nicht auf, ihm ins Ohr zu flüstern, vermuthlich um ihn am Trinken zu verhindern, aber endlich betrank sich der Mentor selbst und veranlaßte die Anderen, es auch so zu machen.

„Als der Fürst schon einen Stich vom Wein hatte, fragte er nach vielen Complimenten, wie Vater, Sohn und Bruder auf polnisch heiße. Man sagte es ihm, und er wiederholte die Wörter mehrere hundert Male. . . .

. „Der Herzog hat mehrere Edelleute, die sehr gute Gesellschafter sind, bei sich, unter Anderen einen Savoyarden,*) der fünfzig Freiwillige zur Armee gebracht hatte, dann die Söhne Montecuculi's, die Grafen Auersperg und Andere. Ich kann Ihnen die Freude, die Zufriedenheit, welche diese Herren zeigten, nicht schildern; es waren unaufhörliche Vivats, wobei sie uns bis in die Wolken erhoben und sogar noch höher, wenn es möglich ist. Endlich trennten wir uns, Einer von dem Andern ganz entzückt. Bei Einbruch der Nacht kehrte der Herzog zu Pferd zu seiner Armee zurück, er dürfte die ganze Nacht geritten sein.

„Keine Nachrichten von Wien; aber man hat einige Signale gegeben, um den Belagerten unsere Ankunft anzuzeigen. Uebrigens will der Herzog meinen Befehlen in allen Stücken folgen.

„Wir haben viel von dem großen Tage gesprochen, wo es Gott gefallen wird, uns den Feind in der Nähe sehen zu lassen, und sie scheinen Alle erfreut zu sein, daß sie mich zum Chef haben."

Ueber die Person des Herzogs von Lothringen spricht sich Sobieski folgendermaßen aus: „Er hat eine starke Adler-, beinahe Papageinase, ist sehr blatternarbig und hat eine gebeugte Haltung, sein Kleid ist grau ohne Schmuck, wenn man nicht ziemlich neue gesponnene Knöpfe dafür gelten lassen will; der Hut ohne Federn, die Stiefeln gelb oder vielmehr waren sie so vor drei Monaten, ein passables Schlachtpferd, aber der Zaum, das ganze Geschirr gemein und abgenutzt, wie auch der

*) Dürfte der Marchese Parella gemeint sein.

Sattel. Bei alledem hat er das Aussehen eines Mannes von Bildung und vom Stande. Er spricht sehr gut über Alles, was in sein Fach einschlägt; im Uebrigen redet er wenig und scheint sehr bescheiden. Er ist, eigentlich zu reden, ein biederer Mann, der den Krieg vollkommen versteht und sich unermüdet darauf verlegt. Er trägt eine sehr schlecht gemachte blonde Perrücke; im Allgemeinen bekümmert er sich wenig um sein Aeußeres, aber er ist ein Mann, mit dem ich sehr leicht auskommen werde und der eines höheren Looses würdig ist."

Aus dem Briefe Sobieski's vom 31. August ist zu entnehmen, daß der Marsch des polnischen Heeres von Krakau bis Hollabrunn dem Könige kein baares Geld gekostet hat, da die nöthigen Lebensmittel bis zum Ueberflusse unentgeltlich geliefert wurden; dennoch desertirte eine Menge Soldaten und Trainknechte, was der König ungemein bedauert; er forderte die Königin auf, auf diese Leute Jagd machen zu lassen. Eine gleiche Anordnung ließ er auch an den Castellan von Krakau, den Andreas Potocki, der während seiner Abwesenheit an der Spitze der Regierung stand, gelangen.

Die Bewaffnung der polnischen Truppen war nicht vollständig; vielen Schwadronen fehlten die Piken oder Lanzen. Der König ließ einstweilen die Ergänzungen aus dem Vorrathe für die Litthauer entnehmen. Die größte Sehnsucht hatte Sobieski nach den Kosaken. Er hatte sich ihretwegen viele Mühe gegeben und hatte sie nun, im entscheidenden Momente, doch nicht zur Hand. „Alles," wie er ausrief, „durch die Schuld des unseligen Menzynski!" In seinen Briefen beschwört er die Königin, diese Leute mittelst Wagen und anderen Transportmitteln nachzuschicken; er könne jede andere Gattung von Truppen entbehren, nur diese nicht, weil sie beim Marsche über Berge und durch Wälder so vortreffliche Dienste leisten.

Ungemein viel Werth legte Sobieski auf die Anerkennung seiner Verdienste um die Christenheit von Seite des päpstlichen Stuhles. „Sie können dem päpstlichen Nuntius bei schicklicher Gelegenheit zu verstehen geben," erinnert der König seine Gemahlin, „daß ich des Degens und der Rose, die der heilige Vater dem Könige Michael überschickt hat, eben so würdig wäre. Gleichwohl hat man mir zum Erstaunen von ganz

Europa diese Ehre entzogen. Man muß gestehen, daß der römische Hof nie einen ähnlichen Mißgriff gemacht hat."

Am 3. September nahm der König zu Stetteldorf im Schlosse des Grafen Hardegg sein Hauptquartier. Er war sehr erstaunt, mit Ausnahme des kleinen kaiserlichen Heeres von den deutschen Hilfstruppen noch Niemanden zu sehen. War ihm doch längst berichtet worden, daß alle Verstärkungen eingetroffen seien. Er meinte auch, daß die Polen den Behörden zu früh gekommen seien, und daß diese noch nicht Zeit gehabt haben, für alle Bedürfnisse der Armee zu sorgen. Sogar die Donaubrücke sei noch nicht fertig. „Hält mich der Kaiser für einen irrenden Ritter?" sagte er. „Ich verlasse mein Kriegsheer, weil er mich versicherte, das seine erwarte nur meine Ankunft. Komme ich für mich oder für ihn zu fechten?"

In Begleitung der Hetmane von Polen und Litthauen machte er einen Recognoscirungsritt gegen die Brücken Wiens, was zur Annahme berechtigt, er habe anfänglich dort einen Uebergang beabsichtigt.

Der Eindruck, den der Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen bei einer Zusammenkunft am 3. September auf den König machte, war kein günstiger. Des Kurfürsten Mangel an geistiger Fertigkeit und Gewandtheit im Umgange, sowie dessen prunklose äußere Erscheinung, die von Sobieski besonders bemerkt wurde, waren vielleicht auch mitbestimmend zu der geringschätzigen Behandlung, die der Kurfürst später von Kaiser Leopold erfuhr.

Sobieski war in dieser Zeit ungemein thätig. Die fortwährenden Besprechungen mit dem Herzog von Lothringen und den übrigen Befehlshabern, die Eile der Märsche, in denen das königliche Heer am linken Donauufer, gegenüber von Tulln, zusammengezogen wurde, die Befehle, die ertheilt werden mußten, sowie viele andere Umstände nahmen den König so sehr in Anspruch, daß er erst am 4. September wieder Zeit fand, an die Königin zu schreiben.

„Noch schlimmer wird es," schreibt er unter diesem Datum, „weil gerade jetzt Wien auf das Aeußerste gebracht ist, wo wir im Begriffe sind, über die Donau zu gehen und nur vier Meilen uns vom Feinde trennen. Rechnen Sie noch dazu das Ceremoniell bei den Zusammenkünften,

die Anstöße, welche die Etikette herbeiführt, bald über diesen, bald über jenen Punkt, wer vorantreten, wer folgen, wer zur Rechten, wer zur Linken gehen soll; dazu die endlosen Kriegsrathsversammlungen, die Langsamkeit, die Unentschlossenheit. Und über Alledem verliert man nicht nur viel Zeit, sondern es macht auch überdies noch viel böses Blut.

„Ich glaube, wenn wir einmal jenseits der Donau sind, wird noch weniger Zeit für die Etikette und für die Ceremonien bleiben."

Je mißfälliger sich Sobieski gegen die unbequemen Formen der damals üblichen Etikette und die steifen Ceremonien bei den verschiedenen Zusammenkünften 2c. ausspricht, je mehr er dahin neigte, einen einfachen, weniger ceremoniösen Verkehr als geeigneter, den Kriegsverhältnissen entsprechender zu bezeichnen, desto überraschender wirkt seine Vorliebe für den äußeren Prunk und die Ostentation, mit welcher er und sein Hofstaat orientalischen Luxus und französische Eleganz zur Entfaltung brachten. Er verwunderte sich sogar über die Einfachheit in der Kleidung 2c. 2c. der deutschen Reichsfürsten, ihrer Heerführer und der vielen Prinzen, die den Feldzug als Freiwillige mitmachten, auch darüber, daß alle diese Herren weder Livréebediente, noch Pagen bei sich hatten.

„Was aber das betrifft, was Sie von meinem guten Aussehen sagen," schreibt er am 4. September, „so kann ich Sie versichern, daß man, wenn man mich nach dem Aeußern beurtheilen wollte, glauben könnte, ich sei so reich wie Krösus.

„Die Livréen meiner Pagen, meiner Junker, meiner Bedienten sind sehr schön, die Pferde haben reiche Decken. Die Zimmer, die ich bewohne, sowie Fanfans,*) sind immer mit Goldstoff, das Vorzimmer ist mit Seidenzeug tapezirt.

„Die Hiesigen haben nicht den geringsten Schmuck von Silber, weder an ihrer Kleidung, noch an ihren Pferden. Sie sind größtentheils deutsch oder ungarisch gekleidet. Wir haben bis jetzt weder Pagen, noch Bediente bei ihnen gesehen.

„Der Kurfürst von Sachsen hatte gestern ein einfaches rothes Kleid an, mit einer carmoisinrothen Schärpe mit Fransen."

---

*) Ein zärtlicher Name, den der König seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Jakob gab; die jüngeren, Alexander und Constantin, nannte er Mignon und Fillon.

Wenn der König den eigenen glänzenden Hofstaat, mit dem er ins Feld zog, betrachtete, so mußte ihm allerdings die schlichte Einfachheit der beiden Kurfürsten, der deutschen und österreichischen Heerführer auffällig erscheinen.

Abgesehen davon, daß jeder seiner Unterfeldherren von einer Schaar glänzend geputzter Diener umgeben war, bestand seine Umgebung aus folgenden Personen: Unterkanzler und Senator Kunyski, Oberstallmeister Matczynski, Hofschatzmeister Modrzyzewski, Kammerherr Graf Dönhoff, Beichtvater Pater S. J. Preyborowski, Leibarzt Dr. Braun, die Prälaten Wiczycki und Kacko, Kronschatzschreiber Ossovski, Geschichtsschreiber Kochowski Vespasianus, der die Thaten des Königs und seines Volkes aufzeichnen und verkünden sollte, dann 18 Kammerjunker, 2 Secretäre, 3 Kammerdiener, 8 Pagen, 6 Lakaien, 12 Trompeter und Pauker, 20 Diener, nebst einem beträchtlichen Troß von Küchen-, Keller- und Stalldienern. Der königliche Marstall enthielt 2000 Pferde und Tragthiere.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des Königs in Stetteldorf wurde am 3. September großer Kriegsrath gehalten, dem außer dem Herzog von Lothringen der Kurfürst von Sachsen, die polnischen Kronfeldherren Jablonowski und Sieniawski, der k. k. Hofkriegsraths-Präsident Markgraf Hermann von Baden, der Reichsfeldmarschall Graf von Waldeck, der bairische General Graf Degenfeld, die kaiserlichen Generale Graf Sylvius Caprara, Prinz Ludwig von Baden, Graf Rudolf Rabatta, Graf Heinrich Dünewald, der polnische Fürst Lubomirski, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, der von Eisenach, Prinz von Nassau, Graf von Hohenzollern, Graf von Kufstein und andere Personen beiwohnten.

In der Conferenz, in der über die Art und Weise und über die Richtung, in der man gegen den Feind vorrücken sollte, berathen wurde, erklärte der Herzog Karl, daß der Weg über den Kahlenberg der kürzeste und sicherste für den Angriff sei. Dieser Vorschlag wurde denn auch unter Verzichtleistung auf alle Operationsvorschläge, die zur Sprache gekommen waren, angenommen. Der weitere Antrag, daß das Heer bei Tulln zu concentriren und von dort, mit dem linken Flügel dem Laufe der Donau folgend, gerade über den die Tullner Ebene von Wien scheidenden Alpenast zu führen sei, um durch eine Schlacht jenseits des-

selben der in den letzten Zügen liegenden Hauptstadt Rettung zu bringen, fand allseitige Zustimmung. Die Bedenken, welche gegen die Wahl einer solchen Operationslinie für eine Unternehmung rein offensiver Natur sich geltend machen ließen, wurde in den Berathungen im Hauptquartier keineswegs übersehen, dagegen als überwiegende Entscheidungsgründe hervorgehoben, daß ohne Magazine und Proviantwagen das zahlreiche Entsatzheer sich von der Donau, der einzigen Zufuhrlinie des Unterhaltes, nicht entfernen könne, daß, im Falle eines unglücklichen Stoßes, bei Tulln und Krems gesicherte Uebergangspunkte auf das linke Donauufer gegeben seien, und daß endlich die nachtheilig scheinende Terrainbeschaffenheit des unwegsamen, dichtbewaldeten und rauhen Kahlengebirges im Grunde ein Vortheil sei, weil das deutsche Fußvolk im durchschnittenen Terrain über die Türken, deren Hauptstärke stets die Reiterei ausmache, von jeher eine entschiedene Ueberlegenheit behauptet habe.

Die Vereinigung aller Hilfscorps in eine Armee unter dem Oberbefehle des Königs, die Schlachtordnung, sowie der Rang, den die verschiedenen Befehlshaber einzunehmen haben, wurden gleichfalls festgesetzt, obschon rücksichtlich der letzteren Angelegenheit bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Der König nahm alle Aeußerungen des Herzogs über die Entsatzoperationen sehr beifällig auf und gab seine Zustimmung zu dem Plane mit dem Beifügen, daß er die königliche Würde in Warschau zurückgelassen habe und bitte, der Herzog möge ihn als seinen Bruder und Freund betrachten; er sei jederzeit bereit, sich dessen besserer Erfahrung zu fügen, nur gelegentlich einer hingeworfenen Vermuthung, daß der Kaiser dem Entsatze in Person beiwohnen wolle und deshalb von Passau nach Linz gekommen sei, ließ der König deutlich eine Anwandlung von Mißvergnügen erkennen; ob aus Eifersucht auf den Oberbefehl, wie von einzelnen Autoren behauptet wird, ob aus wirklicher Besorgniß für den Kaiser, der auf der Reise durch die Streifzüge der Tataren gefährdet worden wäre, wie der König in seinen Briefen an die Königin angibt, mag dahingestellt bleiben.

Als in einem Kriegsrathe von Seite einiger deutscher Befehlshaber die numerische Uebermacht des türkischen Heeres erwähnt und

hervorgehoben wurde, daß die im Verhältnisse sehr schwache Armee der Verbündeten sich in eine große Gefahr begebe, wußte Sobieski diese einigermaßen beunruhigende Einwendung durch folgende Entgegnung zu unterdrücken: „Denken Sie an den Heerführer, gegen den Sie zu kämpfen haben, und nicht an die Menge, die er anführt. Wer von Ihnen hätte an der Spitze von zweihunderttausend streitbaren Männern die Erbauung dieser Brücke, fünf Meilen vom Lager, geduldet? Dieser Großwesir ist ein unfähiger Feldherr!"

Am 5. September, als sich die Truppen nahe an der Donau gelagert hatten und in Bereitschaft waren, die soeben vollendete Brücke zum Uebergange zu benutzen, kam wieder ein Schreiben vom Grafen Starhemberg, jenes schon erwähnte, das mit den wenigen Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr!" dem Herzog von Lothringen die äußerste Noth der Stadt anzeigte. Der König und die anderen Fürsten fühlten sich durch dieses Schreiben zur größten Eile veranlaßt. Schon am 6. begann der Uebergang der Polen und Kaiserlichen bei Tulln, während die übrigen Kriegsvölker am 7. die Donau bei Krems überschritten. Das Regenwetter, das seit einigen Tagen anhielt, sowie der Umstand, daß die schlecht gebaute Brücke mehrmals einbrach, verursachte manche Stockung und erschwerte den Uebergang ungemein.

Die Polen, welche in der Schlachtordnung den rechten Flügel zu bilden hatten, waren auch die Ersten, die auf das rechte Ufer übersetzten; sie waren beinahe durch 24 Stunden — so lange lagerten sie getrennt von den übrigen Truppen bei Tulln — der Gefahr ausgesetzt, in Stücke gehauen zu werden; hätte Kara Mustapha verstanden, Vortheile auszunützen, so hätte er sich mit Uebermacht auf die nach und nach am rechten Donauufer erscheinenden Truppencorps geworfen und dieselben einzeln schlagen können.

Die Baiern und die anderen Reichsvölker, welche am rechten Ufer stromabwärts marschirten, ohne ein Hinderniß von Seite der Feinde zu finden, kamen erst am 8. in das große Lager der Verbündeten zwischen Tulln und Muckendorf. Dieses Lager bedeckte die große Ebene zunächst Tulln; der rechte Flügel war an den Tullnerbach angelehnt, während der linke Flügel bis Muckendorf reichte; die verschiedenen Truppencorps nahmen



Johann Karl von Thüngen,

1696 Feldmarschall, 1708 Reichsgraf, starb 1709 als Gouverneur von Philippsburg.

in dieser Ruhestellung schon jene Eintheilung an, die ihnen nach der Ordre de bataille (Schlachtordnung) zugewiesen war, und die sie auch während des Vormarsches gegen Wien und im Verlaufe der Schlacht mit geringen Veränderungen beibehielten. Das ganze christliche Heer, welches erst nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten und mit außerordentlicher Kraftanstrengung an der Donau vereinigt werden konnte, hatte eine Stärke von 84.800 Mann. Es bestand aus folgenden Truppenkörpern:

Oesterreicher:*) 17.200 Mann Cavallerie, 9900 Mann Infanterie, zusammen 27.100 Mann mit 70 Geschützen;

Polen:**) 18.000 Mann Cavallerie, 8600 Mann Infanterie, zusammen 26.600 Mann mit 30 Geschützen;

*) Die Kürassier-Regimenter: Caprara, Sachsen-Lauenburg, Palffy, Rabatta, Taaffe, Mercy, Gondola, Caraffa, Hallweil, Montecuculi, Götz, Piccolomini, Veterani, Dünewald, Heißler; die Dragoner-Regimenter: Schulz, Styrum, Herbeville; die Croaten- (leichte Reiter-) Regimenter: Kery, Riccardi, Lodron; das polnische Lanzenreitercorps des Fürsten Lubomirski; die Infanterie-Regimenter: Baden, la Grana, Lothringen, Pfalzburg, Croy, Würtemberg, Beck, Daun, Thimb. Von letzteren vier Regimentern befanden sich Theile als Besatzung in Wien.

**) Unter den polnischen Truppen, welche König Johann an die Donau führte, befanden sich nicht weniger als 16.000 Edelleute. Die große Menge Adeliger im Königreiche Polen erklärt sich daraus, daß im XVI. und XVII. Jahrhundert nach einem glücklich vollendeten Feldzuge gleich ganze Reiterregimenter in den Adelstand erhoben worden waren. Nachdem sich der Adel der Zügel der Regierung, sämmtlicher Ehrenämter und aller vortheilhaften Stellen im Reiche bemächtigt hatte, hielt er es auch in der Ordnung, daß ihm allein die Vertheidigung des Reiches zukäme, während der übrigen Bevölkerung Handel, Ackerbau 2c. überlassen blieb. Noch im Jahre 1677 erschien eine Verordnung, durch welche dem Adel verboten wurde, Handel oder Gewerbe zu treiben, weil es sich für seinen Stand nicht zieme; daher mußten bei 100.000 arme Edelleute, um ihr Brod zu verdienen, bei den Reichen in Dienste treten. Beging ein Adeliger als Diener eine Nachlässigkeit oder Vergehen, so wurde er in der Livrée gleich einem Andern mit dem Kantschu gezüchtigt; nur breitete man aus Ehrerbietung für seinen Stammbaum einen Teppich unter seine Kniee.

Die Reiterei, durchgehends Edelleute, bestand aus Hußaren und Panzerreitern; sie war vorzüglich und reich gekleidet und mit kostbaren Waffen versehen. Jeder Edelmann, welcher in Amt und Würde steigen wollte, mußte bei den Hußaren, der Elite des Heeres, seine kriegerische Laufbahn beginnen. Die Reiterei war nicht in Regimenter, sondern in Compagnien bis zu 200 Mann formirt. Das Fußvolk, welches erst im Kriegsfalle aufgestellt wurde, bestand zumeist aus leibeigenen Knechten oder Angeworbenen, auf deren Organisation und inneren Werth keine besondere Sorgfalt verwendet wurde.

Die Infanterie beim Entsatzheere belief sich auf 20 schwache Bataillone.

Sachsen: 6200 Mann Cavallerie, 5200 Mann Infanterie, zusammen 11.400 Mann mit 30 Geschützen;

Baiern: 3500 Mann Cavallerie, 7800 Mann Infanterie, zusammen 11.300 Mann mit 26 Geschützen;

Würtemberger und fränkische Kreistruppen: 1200 Mann Cavallerie, 7600 Mann Infanterie, zusammen 8800 Mann mit 12 Geschützen.

Summe: 127 Divisionen oder 46.100 Mann Cavallerie, 57 Bataillone oder 38.700 Mann Infanterie, zusammen 84.800 Mann mit 168 Geschützen.

Von diesem Entsatzheer, welches im Hinblick auf die zu lösende Aufgabe ohnehin schwach zu nennen war, mußte ein aus Kaiserlichen und Polen gebildetes Detachement behufs Sicherung der Brücke und des linken Donauufers ausgeschieden werden. Gleiche Vorsichtsmaßregeln wurden von den Baiern und anderen Reichstruppen für ihre bei Krems zurückgebliebenen Depots und Bagagen getroffen; außerdem mußte eine bedeutende Truppenabtheilung, der 3000 Polen angehörten, an die March und an die mährische Grenze abgeschickt werden, um dort etwaigen Einfällen der Tököli'schen Streifschaaren zu begegnen.

Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß die erwähnten Detachirungen, dann die anderen natürlichen Abgänge bis zum 8. September mindestens 20.000 Mann betragen haben; wenn nun diese von der Gesammtheit des Heeres in Abzug gebracht werden, erübrigen nur mehr 64.800 Mann, die gegen Wien geführt werden konnten; allerdings waren dies durchgehends geschulte, gut gerüstete und auserlesene Truppen, die aber einen noch einmal so starken Gegner zu bekämpfen hatten.

Rücksichtlich der beiderseitigen Kraftverhältnisse ist es nothwendig, die Stärke des türkischen Heeres erneuert in Betracht zu ziehen. Nach den vorgefundenen, auf die Musterung Bezug habenden Documenten sollen dem Großwesir am 7. September noch 173.000 Mann zur Verfügung gestanden sein; doch wurde schon hervorgehoben, daß man an der Richtigkeit dieser großen Ziffer zweifeln muß, weil Truppen in die Listen aufgenommen erscheinen, die im Lager vor Wien gar nicht anwesend waren, z. B.: Tököli, der sich mit seinen 14.000 Mann in Ober-Ungarn,

und Apafi, der sich mit seinen 6000 Siebenbürgern an der Raab befand; diese Truppen standen zwar unter dem Befehle des Großwesirs, aber sie waren entfernt von Wien im Interesse des Halbmondes thätig. Der Pascha von Erlau, dessen 6000 Mann starkes Corps durch Karl von Lothringen total geschlagen und beinahe vernichtet worden war, erscheint auch in die Liste der Kampffähigen eingestellt, obschon der Pascha selbst im Treffen bei Stammersdorf todt geblieben war und sein Corps gar nicht mehr existirte.

Wenn nun diese drei Posten mit 26.000 Mann von den 173.000 Mann billigerweise in Abzug gebracht werden, erübrigt noch immer die Summe von 147.000 Mann, die eine höchst respectable Armee ausmachen.

Kantemir, der Geschichtsschreiber des osmanischen Reiches, behauptet freilich, daß in den Tagen unmittelbar vor dem Erscheinen der Verbündeten im Angesichte der belagerten Stadt ein Viertel der Armee sich verlaufen habe, wodurch das türkische Heer auf 110.500 Streiter reducirt worden wäre. Diese eines starken Glaubens bedürftige Angabe muß als zweifelhaft dahingestellt bleiben; dagegen darf man in Anschlag bringen, daß die Belagerung und die Beschießung der Stadt ihren Fortgang nahm, und daß auch auf türkischer Seite Detachirungen stattgefunden haben müssen, und kann daraus den Schluß ziehen, daß Kara Mustapha höchstens über eine Macht von 120.000 Mann verfügte, als er den Kampf mit den Alliirten aufnahm.

Den Vortheil der Uebermacht hatte er unbedingt für sich, aber gegen sich die Nachtheile, die daraus entstanden waren, daß er vier Meilen von seinem Lager der gegnerischen Armee unbehelligt die Vereinigung gestattete, und daß er die wichtigen Höhen des Kahlengebirges in seine Stellung nicht einbezogen hatte.

Denkt man überdies an die Entmuthigung bei den Türken, die durch die fruchtlose Belagerung hervorgerufen worden war, so kann gesagt werden, daß sich die beiden Heere gewissermaßen die Wage hielten; bei den Christen fiel der frische ungeschwächte Muth, bei den Türken die numerische Ueberzahl in die Wagschale.

Die historische Objectivität forderte diese Erwägungen, die sich auf unbestrittene oder doch höchst wahrscheinliche Thatsachen stützen. Der

Tapferkeit der christlichen Streiter wird mit solchen Erwägungen durchaus nicht im Mindesten nahegetreten; der Erfolg zeigte diese Tapferkeit, durch welche nicht allein die Hauptstadt, sondern ganz Deutschland gerettet wurde, im glänzendsten Lichte.

Wie bereits erwähnt, war am 8. September die Mehrzahl der verbündeten Truppen im Tullner Lager versammelt. Nur die Geschütze und Fuhrwerke befanden sich noch auf dem Wege, theilweise auch noch jenseits der Donau. Gleich nach dem Uebergange der Kaiserlichen und Polen las der durch frommen Lebenswandel und Glaubensmuth berühmte Kapuzinermönch Marcus d'Aviano, vom Papste eigens hiezu beauftragt, die heilige Messe und theilte an die Heerführer die Communion aus. Die Nachricht, Kaiser Leopold wolle selbst zur Armee kommen, wurde bald widerlegt. Die beabsichtigte Reise des Kaisers in das Armee-Hauptquartier unterblieb in Folge der Vorstellungen, welche König Sobieski gegen dieselbe gemacht hatte.

Im siebenten Briefe des Königs an seine Gemahlin wird diese Angelegenheit mit folgenden Worten berührt: „Ehe ich über die Donau ging, gab ich Pater Marco von Aviano eine Audienz, die über eine halbe Stunde dauerte; er erzählte mir die Privatunterredung, die er mit dem Kaiser gehabt hatte, und sagte mir, er habe Jenem auseinandergesetzt, welcher Art die Sünden wären, die den Zorn Gottes auf dieses Land gezogen hätten, und in welchen Stücken man sich bessern müsse. Er hat dem Kaiser davon abgerathen, zur Armee zu kommen oder sich dem Kriegsschauplatze zu nähern. Selbst als einen Augenblick das Gerücht verbreitet war, der Kaiser komme an, und als man für ihn bereits Zimmer in Tulln rüstete, lächelte der Pater nur und zeigte durch seine Miene an, daß er nicht daran glaube.

„Der Kaiser hat mir inzwischen seine vorgebliche Reise angezeigt; er wollte, sagte er, mich besuchen, sowie verschiedene Armeecorps. Aber er war sehr vergnügt, daß ich ihn ersuchte, nicht über Krems hinauszugehen; und in der That, da wir heute alle Truppen gegen den Feind führen und im Begriffe sind, uns in Defiléen zwischen Wälder und Berge hineinzuwagen, so könnten die Tataren wohl das Land hinter uns durchstreifen, wäre es auch nur, um unsere Depots und Reserven wegzunehmen."



Maximilian Emanuel Kurfürst von Baiern,

geboren 1662,

gestorben in München 1726.

Bereits am 8. September wurden Berathungen über die aufzunehmenden Operationen gepflogen. Ueber den Weg selbst war jedoch der König noch am 9. Früh nicht im Reinen; er zweifelte eine Weile, ob der Marsch auf der kürzesten, aber beschwerlicheren Linie, nämlich über das Gebirge, oder auf der gangbareren Straße über den Riederberg, mit welcher Route ein größerer Zeitverlust verbunden gewesen wäre, eingeschlagen werden soll. Der Kriegsrath sprach sich für den letzterwähnten Weg aus, der König aber entschied sich schließlich für die kürzeste Marschlinie, indem er erklärte, „es sei keine Zeit zu verlieren, die Noth der Stadt sei auf den höchsten Grad gekommen, man müsse ihr zu Hilfe eilen".

Nachdem auch im Allgemeinen die Vorstellung des Königs, daß die Wohlfahrt Wiens nur mehr von Augenblicken abhänge, und daß in solchem Falle ein thätiges Eingreifen ohne Rücksicht auf andere Bedenken erfolgen müsse, Zustimmung gefunden hatte, wurde der Vormarsch mit der Absicht, das Gebirge in der kürzesten Richtung zu überschreiten, begonnen.

In zwei Colonnen marschirte die Armee noch an demselben Nachmittage bis an den Fuß des Gebirges heran, wo in der Linie Königstetten, St. Andrä bis an die Donau das Lager bezogen wurde. Die Truppen lagerten in derselben Ordnung, in der nachher in der Schlacht gekämpft wurde. Ein großer Theil der Infanterie wurde vorausgeschickt, um im gebirgigen Waldterrain der Cavallerie das Vorwärtskommen zu erleichtern.

An demselben Tage, am 9. September, einem Donnerstage, kam auch der Kurfürst Max Emanuel von Baiern an; Sobieski empfing von der Erscheinung dieses Kurfürsten einen sehr günstigen Eindruck. Er schrieb darüber in seinem achten Briefe an die Gemahlin: „Er hat kastanienbraune Haare, kein übles Gesicht, Lippen und Kinn österreichisch, aber nicht häßlich, ein wenig matte Augen, eine französische Haltung. Er ist in der größten Eile bei uns angekommen. Er kleidet sich besser als die Anderen. Er hat schöne englische Pferde, der König von Frankreich hat ihm zwölf mit Sattel und Zeug geschickt; übrigens hat er weder Pagen noch Bediente. Er hat gute Manieren und Lebensart und ist noch ganz jung."

Max Emanuel hatte sich vor der Reise zur Armee einige Zeit am kaiserlichen Hoflager zu Linz aufgehalten und diese Stadt zur Zeit verlassen, als Anstalten für die Reise des Kaisers in das Armee-Hauptquartier getroffen wurden. Das Vorhaben dieser Reise blieb jedoch, wie bekannt, auf Grund der Gegenvorstellungen Sobieski's unausgeführt. Wir erwähnten schon früher, daß es unentschieden ist, ob Sobieski durch Eifersucht oder durch wirkliche Besorgniß um des Kaisers Sicherheit zu diesen Gegenvorstellungen bewogen worden sei. Bedenkt man indeß, daß der Kaiser die Befehlsführung aus bekannten Gründen gar nie beansprucht hätte, so muß man wohl zu der Annahme hinneigen, daß der König von Polen wesentlich durch die Verantwortung für des Kaisers Sicherheit bestimmt wurde, wenn auch nebenher die Besorgniß vor einer nachtheiligen Einschränkung der freien, unumschränkten Oberbefehlshaberschaft auf ihn eingewirkt haben mag. Für die Reinheit der wesentlichen Motive Sobieski's spricht jedenfalls der Umstand, daß der König in den Briefen an seine Gemahlin, in denen er seinen ganzen inneren Menschen bloßlegt und auch die Schwächen seiner Eitelkeit nicht verhüllt, für seine Abneigung gegen die Kaiserreise kein anderes Motiv angibt als die dem Kaiser drohende Gefahr.

Wir wollen aus diesen eben erwähnten Briefen, und zwar aus dem siebenten, vom 9. September datirten, hier einige Stellen, wenn auch nicht dem Wortlaute, so dem Sinne nach anführen, um in die Verhältnisse vor der Schlacht weiteren Einblick zu erhalten. Der König befürchtet, daß die Post in Krakau nicht ankommen werde, da bereits zwei Postillone von den Nachzüglern der Armee, die sich der Pferde bemächtigen wollten, erschlagen worden waren. Das anhaltende Regenwetter verursachte eine Menge von Verlegenheiten, zumal da ein Theil der Bagage noch am andern Ufer der Donau bleiben mußte und die Proviantwagen in dem Lande, das vor einigen Wochen von den Tataren verwüstet worden war, sich als ganz unentbehrlich herausstellten. Heu und Stroh insbesondere war nirgends zu finden, ein Mangel, der für die Reiterei sehr empfindlich war. Mit dem Herzog von Lothringen, meint Sobieski, käme er sehr gut aus und bekennt, daß dieser nicht nur ein sehr artiger, rechtschaffener Mann sei, sondern auch das Kriegs-

handwerk besser verstehe als alle Anderen. Herzog Karl und der Kurfürst von Sachsen holten täglich beim Könige die Parole,*) seitdem die kaiserlichen, die sächsischen und die polnischen Truppen vereinigt waren.

Eine Menge Prinzen, Grafen und Ritter aus allen Theilen Europas kämen als Freiwillige in das Lager, welche alle den König sehen und begrüßen wollten; dadurch würde ihm viel Zeit geraubt. „Sie sind," schreibt er wörtlich, „sehr leicht equipirt und verwundern sich über meine Zelte, über mein Gepäck und über meine Umgebung. Der Kurfürst von Sachsen hat gestern mit mir die Armee gemustert, immer mit seinem gewöhnlichen rothen Rock bekleidet, kaum hie und da einige kleine silberne Sterne an seinem Geschirr; er hat weder Pagen noch Bereiter, sein Zelt ist grob von einfachem Zwilch, sein Hofstaat besteht nur aus einigen Ordonnanz-Offizieren. Uebrigens ist seine Garde, sowie seine übrigen Truppen sehr schön. Man kann von den Deutschen sagen, was man von den Pferden spricht: Sie selbst kennen ihre Stärke nicht."

Weiter erwähnt der König, daß nach den übereinstimmenden Aussagen der Gefangenen die Türken nicht an die Ankunft der Polen glauben wollen. Er bedauert noch immer, daß die Piken und Lanzen nicht eingelangt seien, meint aber auch, daß sie dermalen ganz unnütz wären, da Menzynski mit den Kosaken doch nicht mehr zur rechten Zeit eintreffen werde. Die anwesenden Kosaken, 150 an der Zahl, seien beim Corps des Woiwoden von Volhynien und stehen unter Commando des Obersten Apostol, der ein ganzes Regiment Kosaken hätte anwerben sollen.

Ein eigenthümliches Verhältniß herrschte zwischen Sobieski und Tököli, da sie ungeachtet des Kriegszustandes, in dem sie sich befanden, dennoch Gesandtschaften unterhielten und den Verkehr nicht aufgaben. Die darauf Bezug nehmende Stelle in dem Briefe vom 9. September lautet: „Giza**) ist noch immer in Lubowla, Tököli hat ihn noch nicht holen lassen, er selbst ist nicht weit von hier mit einem Haufen Türken und Tataren. Er hat zu dem Herzog von Lothringen geschickt und ihm einen Waffenstillstand vorgeschlagen, in der Absicht, sich die Türken

*) Eine weitere Bestätigung der Thatsache, daß der König von Polen den Oberbefehl führte.

**) Giza, Gesandter des Königs von Polen bei Tököli.

und Tataren, die sein Land zu Grunde richten, vom Halse zu schaffen. Er vermuthete meine Ankunft gar nicht, und als sein Gesandter mich erblickte, war dieser so betroffen, daß er nicht ein einziges Wort vorbringen konnte. Ich habe ihm einen Brief in Chiffern für seinen Herrn mitgegeben, dem ich eine lange Predigt gehalten habe."

Am 10. September Morgens wurde der Marsch weiter fortgesetzt. Der König schob die Polen, die bairische Infanterie und die deutschen Kreistruppen über Königstetten und St. Andrä vor und ließ die aus den Kaiserlichen und Sachsen bestehende linke Colonne längs der Donau über Höflein vorrücken; alle drei Colonnen vereinigten sich wieder westlich von Klosterneuburg und bezogen auf den Höhen hinter dem Weidlingbache ein Lager, in welchem die Nacht vom 10. auf den 11. September verbracht wurde. Die mittlere Colonne, die den kürzeren, aber beschwerlicheren Weg von St. Andrä über Kierling nach Klosterneuburg benützt hatte, führte die gesammte Artillerie mit sich. Der Marsch hatte bei dem schlechten Zustande der Wege über das steile Gebirge den ganzen Tag erfordert, besonders die Fortbringung der Geschütze war sehr schwierig gewesen, und nur der Thätigkeit des Konski, des Woiwoden von Kiow und Feldzeugmeisters der polnischen Armee, war es zu danken, daß 28 Geschütze dem Heere nachgebracht worden waren. Die polnische Armee deckte durch ihre Aufstellung mit den Vortruppen auf dem Kaiserwinkel- und Sauberge den rechten Flügel; die kaiserliche Cavallerie mit der sächsischen Infanterie sicherte vom Harschhofe bis zum Geblingerberge, der mit einer Batterie besetzt wurde, das Centrum; an sie schloß sich längs dem Weidlingbache bis zur Donau das österreichische Fußvolk und die sächsische Reiterei an. Das zweite und dritte Treffen der deutschen Truppen lagerte in Linien, zwischen welchen die langsam nachfolgende Artillerie auffuhr, bei St. Martin im Rücken von Klosterneuburg, die kurbairische Infanterie am Freiberge. Außer einigen türkischen Streifpartien, welche den Marsch des Heeres in respectvoller Entfernung beobachteten, hatte sich bis nun vom Feinde nichts blicken lassen.

Am 11. September setzte das Heer in vollkommener Schlachtordnung*) über den Weidlingbach; es erklomm sodann unter Zurück-

*) Die Ordre de bataille; siehe Beilage IV.



Kampf am linken Flügel der Kaiserlichen während der Entsatzschlacht.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe

lassung des schweren Geschützes und vielen Gepäckes, die auf den Wegen des steilen Waldgebirges nicht fortzubringen waren, bei drückender Hitze, bei Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser das vorliegende Kahlengebirge, dessen Höhe nur nach mühevollster Anstrengung erreicht wurde.

Der Tag war für eine entscheidende Unternehmung bereits zu weit vorgerückt, das Heer für eine solche auch schon zu ermüdet, daher wurde zunächst auf dem Kamme, an den nördlichen Abhängen des Gebirges, in den dem spähenden Auge des Feindes entzogenen Waldungen das Lager aufgeschlagen.

Der linke Flügel lehnte sich an den Leopoldsberg, welcher mit fünf Bataillonen sächsischer Infanterie besetzt wurde; das Centrum bedeckte den Kahlen- und Langenberg (heute Kobenzlberg genannt), während der rechte Flügel sich vom Hermannskogel bis über den Sauberg ausdehnte. Der Anstieg auf die Berge verzögerte sich ungemein, da erst Brücken über die Wasserrisse gelegt und Wege gebahnt werden mußten, um einige Geschütze vorwärts zu bringen. Endlich, gegen Einbruch der Dämmerung, wurde der Befehl zum erneuerten Vorrücken gegeben. Die Sachsen waren die Ersten, welche den Berg erstiegen hatten, während die Kaiserlichen noch durch das Thal defilirten. Bevor die sächsische Infanterie die Bergkuppe erreicht hatte, machte sie nochmals Halt und schickte einen Offizier mit 50 Mann voraus, um die Höhe zu recognosciren; der Offizier meldete, daß die Türken ihrerseits ebenfalls im Anrücken begriffen seien. Auf diese Nachricht beeilten sich die Sachsen, die Höhe zu ersteigen, um dem Feinde zuvorzukommen, was ihnen auch gelang, da die Türken ihre Vorwärtsbewegung plötzlich einstellten. Bald darauf vereinigte sich die kaiserliche Infanterie mit der sächsischen; beide besetzten gemeinschaftlich das Camaldulenserkloster und brachten zwei sächsische Feldgeschütze und ein kaiserliches bis zur Leopoldskapelle und beschossen von dort die Türken. Diese zogen sich jedoch nach einem unbedeutenden Gefechte mit Freiwilligen, die ihnen entgegengerückt waren, zurück. Die wenigen Kanonenschüsse, welche abgegeben wurden, waren für die Wiener das erfreuliche Signal der Ankunft ihrer Befreier. Der Kamm des Kahlenberges gestattete eine unbeschränkte Aussicht auf die in Rauch und Feuer gehüllte Hauptstadt, auf das unermeßliche Lager

des Feindes und das vorliegende Terrain. Dieser Anblick verursachte dem König Johann, der sich den Colonnen der Oesterreicher angeschlossen hatte und dieses fürchterlich schöne Schauspiel betrachtete, große Unruhe; anstatt der sanften Abstufungen des Gebirges gegen Wien, von denen die kaiserlichen Generale gesprochen hatten, erblickte sein durch die weiten Ebenen der Heimat verwöhntes Auge ein durchschnittenes Terrain von Wäldern, Schluchten und Bergen, das den Gebrauch der Reiterei unmöglich zu machen schien, nachdem es bereits der Artillerie den Weg versperrt hatte.

Im Hinblick auf diese Verhältnisse erklärte Sobieski in dem Kriegsrathe, den er sofort einberief, daß er nur durch eine Reihe hartnäckiger kleinerer Gefechte an das türkische Lager heranzukommen Hoffnung habe, was er für eine Arbeit von zwei Tagen halte; er wies dabei mit dem Finger auf die Stellungen hin, in denen das Heer in der Nacht des 12. und des 13. September zu lagern haben werde.

Während der Feldherr demnach das Loos der Entscheidung erst am 14. erwartete, beschenkte ihn die Ungeschicklichkeit und der den Angriff unterschätzende Hochmuth des Feindes schon am folgenden Tage mit einem glänzenden Siege, der in der Geschichte fast beispiellos dasteht.

Das Verhalten der Türken deutete offenbar auf Geringschätzung der Christen hin; zwar wußte man auf türkischer Seite, daß auch die Polen zur Hilfe oder vielmehr zum Entsatze herbeigeeilt waren, doch glaubte man nicht, daß der König von Polen in eigener Person an der Spitze des Heeres heranzöge. Die Türken gingen auch ganz gemächlich an die Arbeit, ohne sich mit der Einnahme von Wien zu beeilen, auch fürchteten sie den Entsatz nicht, indem sie meinten: „Wenn so große deutsche Heere unsern ersten Angriff nicht bestanden, noch jetzt unsern Blick ertragen konnten, obgleich die Hauptstadt ihres Reiches und ihr eigener Herd bedroht ist, wie könnte uns eine Handvoll Polen besiegen?"

Ungeschicklichkeit war es unbedingt, daß Kara Mustapha, dessen Streitkräfte noch immer wenigstens 120.000 Mann ausmachten, sich weder dem Uebergange seiner Gegner über die Donau widersetzte, noch während dieses Ueberganges die getrennten Corps angriff, endlich noch nach erfolgter Vereinigung den Anmarsch in den leicht zu vertheidigenden

Gebirgspässen aufzuhalten versuchte. Erstaunliche Unterschätzung war es auch jetzt noch, da sich die Schlachtordnung des Entsatzheeres in Ehrfurcht gebietenden Linien ohne Unterbrechung vom Hermannskogel bis zur Donau ausdehnte, den Kern des türkischen Fußvolkes zur Fortsetzung der Belagerung in den Laufgräben zu belassen und die Gegenanstalten nach außen auf die Entsendung eines in 12.000 Reitern und einigen tausend Janitscharen bestehenden Corps zu beschränken. Dieses Corps rückte am 11. September Nachmittags aus dem Lager an den Fuß des Gebirges vor, nahm zur Vertheidigung der Ausgänge desselben Aufstellung und schickte Plänkler vor, die sich bis zum sinkenden Tage mit den Volontärs des christlichen Heeres herumtummelten.

Die einbrechende Nacht und die Menge der bis an die Stellung der Verbündeten heranstreifenden türkischen Truppen verhinderten vorläufige Recognoscirungen. Im Verlaufe der Nacht bestand Leslie mit dem Feinde ein Gefecht. Kämpfend führte er den Befehl des Herzogs von Lothringen aus, einen Weg anzulegen und den Bau einer Batterie auszuführen. Der junge Herzog Eugen von Croy wurde in dem erwähnten Gefechte durch einen Schuß aus einem Hinterhalte tödtlich verwundet. In der Nacht wurden ferner einige vorgeschobene Posten vom Feinde überfallen und mehrere Soldaten niedergemacht, was die Allarmirung der in erster Linie lagernden Truppen zur Folge hatte.

Vor Einbruch der Nacht hatte die Kuppe des Kahlenberges den Ausblick auf eines der schönsten, aber auch schrecklichsten Schauspiele gewährt. Die weite Ebene, dann die Inseln der Donau waren mit Zelten bedeckt, deren einzelne in ihrer Pracht vielmehr ein Lustlager als einen kriegerischen Anblick darboten. Das feindliche Lager, das in seiner ganzen Ausdehnung zu übersehen war, bestand aus folgenden drei Gruppen, die durch bedeutende Zwischenräume getrennt waren: aus dem ersten und kleineren Lager zwischen der Donau und dem Alsbache, aus dem Hauptlager mit dem Zelte des Großwesirs zwischen dem Alsbache und der Wien, und endlich aus dem dritten Lager auf den die Stadt südlich umgebenden Anhöhen; die Zugänge zu dem türkischen Lager waren offen, ohne Schanzen. Als König Johann die Aufstellung des Großwesirs eine längere Zeit betrachtet hatte, sagte er zu den ihn umgebenden

Fürsten und Feldherren: „Dieser Mensch hat sich schlecht gelagert, er versteht nichts, wir werden ihn schlagen."

Ein unzählbares Heer, eine große Menge von Pferden, Kameelen, Büffeln und von Schlachtvieh sah man in Bewegung; außerdem Schwärme von Tataren, die in ihrer gewöhnlichen Unordnung an dem Fuße des Gebirges umherzogen, endlich das entsetzliche Geschützfeuer der Belagerer, welches von der Festung nach Kräften erwidert wurde. Die schöne Kaiserstadt, die in einem großen Chaos von Feuer, Dampf und Rauch begraben lag, konnte man nur an den Spitzen der hervorragenden Kirchthürme erkennen.

Mit banger Ungeduld blickten die edlen Retter von ihrem erhabenen Standpunkte bei einbrechender Nacht hinab auf die Stätte, wo sich vielleicht schon am nächsten Morgen das blutige Drama, von dem das Schicksal der ganzen Christenheit abhing, abspielen sollte.

Die Menge der Raketen, die vom Stefansthurme aufflogen, wirkten wie angstvolle Hilferufe; sie kennzeichneten eine Nothlage, die noch in der letzten Stunde, trotz der Nähe der Befreier, das Schlimmste für die geängstigte Stadt befürchten ließ. Auch hätte Kara Mustapha in der That mit seiner Uebermacht auf einen Erfolg rechnen können, wenn er noch ganz zuletzt einen allgemeinen Sturm unternommen hätte.

Einen solchen befürchteten auch die Wiener von Stunde zu Stunde; in rascher Folge ließen sie Girandolen von Raketen gegen den Himmel auffliegen, um die größte Gefahr für die in den letzten Zügen liegende Stadt anzuzeigen, während ihnen in der letzten Nacht der zwei Monate andauernden Unruhe und Qual von den Höhen tausende von Feuerzeichen als eben so viele Freuden- und Hoffnungssterne schon entgegenschimmerten.

In dem Entsatzheere zeigte sich beim gemeinen Manne wie beim Offizier ein des kommenden Tages würdiger Geist. Niemand gedachte der Nässe, Niemand des Hungers, noch der äußersten Ermüdung; Keinen ließ der Eifer schlummern. König, Kurfürsten und Fürsten gaben ein ruhmwürdiges Beispiel echt ritterlicher Charakterstärke, Alles sah in edler Ungeduld dem Hoffnungsstrahl der Morgensonne entgegen und

horchte auf den ersten Kanonenschuß, auf das Zeichen zum Kampfe gegen den osmanischen Uebermuth und die Barbarei.

König Johann III., der Alles mit eigenen Augen sehen, über die Verhältnisse der Aufstellung sich auf das Genaueste informiren wollte und allen Berathungen über die vorzunehmenden Operationen persönlich beiwohnte, war durch 26 Stunden von den Seinigen entfernt, so daß diese schon unruhig zu werden begannen. Erst Samstag, ungefähr um die Mittagszeit, kam er wieder zu den Polen, jedoch nur für wenige Stunden, da seine Anwesenheit bald wieder im Centrum des Heeres erforderlich wurde.

In der Nacht auf den 12. September befand sich der König am äußersten rechten Flügel; da er gegen 3 Uhr Morgens die Nachricht erhielt, daß gegen den linken Flügel, bei dem sich Karl von Lothringen und Johann Georg von Sachsen in der Nähe des Camaldulenserklosters befanden, bedeutende feindliche Streitkräfte vorrücken, begab er sich bald darauf — nachdem er den achten Brief an seine Gemahlin vollendet hatte — dahin, um zu sehen, was sich thun lasse; noch ahnte er nicht, daß eben für diesen Tag die entscheidende Schlacht bevorstehe.

Die interessantesten Stellen des Briefes, den Sobieski in jener Nacht an die Königin schrieb, mögen hier angeführt werden: „Die zwei Kurfürsten haben sich anfangs ziemlich entfernt von mir gehalten, jetzt, da wir uns dem Feinde nähern, legen sie sich weniger aufs Beobachten; sie holen alle Tage persönlich die Parole bei mir und fragen zehnmal, ob ich nichts mehr zu befehlen habe. Der Kurfürst von Sachsen ist ein rechtschaffener Mann von redlichem Herzen; er ist gestern vom Pferd gestürzt und hat sich das Gesicht aufgeschrammt. Beide Kurfürsten lassen mehrere ihrer Cavaliere bei mir, welche meine Befehle überbringen sollen.

„In der letzten Nacht schickten sie ein Cavallerie-Detachement zur Bewachung meines Zeltes. Theilen Sie dieses Alles dem Bischof von Luck mit, welcher behauptete, ich werde von ihnen und von ihrem deutschen Phlegma viel auszustehen haben.

„Diese Fürsten haben meine polnischen Truppen mit vier großen Infanterie-Regimentern verstärkt, die den rechten Flügel bilden, und der geringste Offizier könnte nicht geschmeidiger und gefälliger sein, als sie

gegen mich sind. Deswegen können wir auch mit Gottes Hilfe auf einen glücklichen Erfolg hoffen; zwar nicht ohne große Anstrengungen, denn wir haben die Lage der Dinge ganz anders gefunden, als man sie uns vorgestellt hatte, besonders in Hinsicht auf die Localitäten und das Terrain. So mußten wir nach dem rühmlichen Donauübergange Berge passiren, oder eigentlich zu reden, haben wir sie nicht erstiegen, sondern erklettert. Seit Freitag essen und schlafen wir ebensowenig wie unsere Pferde. Ich hatte mich an jenem Tage von meiner Armee getrennt, um einem Kriegsrathe beizuwohnen, und war 26 Stunden ohne die Meinigen. Sie waren wegen der verdammten Uebergänge über den Fluß zurückgeblieben, so daß man unter den Subalternen schon anfing, Unglück zu prophezeien. Glücklicherweise hatten mich einige von ihnen gesehen, an der Spitze der ungarischen Infanterie. Ich habe sie vorwärts geschickt, weil die deutschen Truppen schon zu viel gewagt hatten; aber Gott in seiner unendlichen Güte beschützte uns vor aller Verwirrung; kein Mann kam um, ungeachtet die Tataren von allen Seiten angriffen. Was die Türken betrifft, so führt man uns sie zu wie Hunde. Meine Dragoner und Kosaken haben ihnen eine Menge Vieh abgenommen.

„Gestern Mittag gelangte ich wieder zu meiner Armee. Wir haben jene waldigen Berge, von denen ich Ihnen sagte, erklommen. Welche Wohlthat der Vorsehung, daß wir durch diese Defiléen ohne Verlust und Zeitversäumniß kommen konnten! Unser Gepäck haben wir an der Donau gelassen in einer festen Stellung, die durch Schanzen gedeckt ist. Ich habe nur zwei von meinen Wagen, und zwar die leichtesten bei mir. Meine übrigen Effecten sind auf Maulthieren; aber auch diese haben wir seit 48 Stunden nicht gesehen. Uebrigens ist all' dies nicht von großer Wichtigkeit, von größerer aber ist der Irrthum, in den man uns geführt hat. Die Generale selbst haben uns versichert, daß, wenn wir einmal den Kahlenberg erstiegen hätten, die Schwierigkeiten so gut wie behoben wären, und daß von da an der Weg gegen Wien nur ein sanfter Abhang längs der Weinberge sein werde. Oben angekommen, erblickten wir zuerst das unermeßliche Lager der Türken und in der Ferne die Stadt Wien, aber statt daß wir nur durch Felder von ihr getrennt wären, sind es vielmehr Wälder, Abgründe und ein sehr hoher

Berg, die wir vor uns haben; davon hatte uns kein Mensch etwas gesagt. Auch werden wir kaum in zwei Tagen von heute an handgemein werden können. Wir werden jetzt unsere Schlachtordnung ändern müssen und nach Art des Moriz Spinola und Anderer Krieg führen, welche recht sicher vorrückten und allmälig Boden gewannen.

„Jedoch ist zu glauben, daß ein Chef einer Armee, der weder daran dachte, sich zu verschanzen, noch sich zu concentriren, sondern der sich hier gelagert hat, wie wenn wir tausend Meilen von ihm entfernt wären, zum Voraus dazu bestimmt ist, geschlagen zu werden.

. . . „Was die Türken betrifft, so haben sie bis jetzt noch nichts gethan, außer daß sie fünfzig Schwadronen mit einigen tausend Janitscharen gegen unseren linken Flügel abschickten, wo der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen in dem Camaldulenserkloster stehen. Die Türken scheinen diesen Paß vertheidigen zu wollen; ich will mich sogleich dahin begeben und endige daher diesen Brief,*) denn es handelt sich darum, zu wissen, ob sie dort nicht einige Schanzen aufgeworfen haben, was sehr verdrießlich für uns wäre, weil ich sie von jener Seite angreifen will.

„Unsere Armee nimmt einen Raum von einer guten halben Meile ein, mitten durch Berge und Gehölze auf einem so durchschnittenen Terrain, daß man nur auf kleinen Fußpfaden von einem Flügel zum andern gelangen kann.

„Ich habe die Nacht auf dem äußersten rechten Flügel bei der Infanterie zugebracht. Man sah dort das ganze türkische Lager und konnte wegen dem Kanoniren kein Auge schließen. Wir haben in den letzten zwei Tagen, nämlich Freitag und Samstag, so streng gefastet, daß jeder von uns den Hirsch über die Berge jagen könnte. Den Pferden geht es am schlimmsten; sie haben nichts zu fressen als Baumblätter. Die Lebensmittel und das Futter, das man uns versprochen hatte, wurden nicht geliefert; dessenungeachtet sind die Leute voll guten Willens. Die deutschen Infanterie-Regimenter, welche mit den Unsern vereint sind,

*) Der achte Brief trägt folgende Orts- und Datumsbezeichnung: „Auf dem Kahlenberge, nahe bei einem brennenden Kloster, dem türkischen Lager gegenüber, den 12. September, Morgens 3 Uhr.“

dienen mit einer Folgsamkeit, die ich an den Meinigen nie gesehen habe, die Unsern sehen das türkische Lager mit lüsternen Augen an und sind voll Ungeduld, sich darin festzusetzen."

Die vorzüglichen Eigenschaften der kaiserlichen und der deutschen Truppen, namentlich in disciplinärer Beziehung, müssen dem König Johann allerdings ganz besonders schätzenswerth erschienen sein, da er leider nicht in der Lage war, gleiche Tugenden seinen eigenen Truppen nachzurühmen. Dagegen müssen die Polen bezüglich der persönlichen Tapferkeit auf dem Schlachtfelde allen anderen Truppen gleichgestellt werden.

Sobieski war auch nicht frei von Aberglauben; als Beweis diene folgende Stelle, die in dem erwähnten Briefe vom 12. September enthalten ist: „Etwas ganz Außerordentliches ist es, daß sich seit zehn Stunden ein heftiger Wind erhoben hat, der uns gerade in das Gesicht geht. Die Reiter können sich kaum auf ihren Pferden erhalten, man möchte sagen: die Mächte der Luft seien gegen uns losgelassen; denn der Wesir steht im Rufe eines großen Zauberers."



König Johann III. Sobieski hält am 12. September 1683 auf dem Kahlenberge die Ansprache
an die versammelten Heerführer.



Georg Friedrich Fürst von Waldeck,

geboren 1620, gestorben 1692.

Vierzehntes Capitel.

Die Schlacht am 12. September. — Vollständiger Sieg des christlichen Heeres. — Verluste. — Die Opfer, welche die Belagerung in Wien forderte. — Das erbeutete türkische Lager. — Dem Könige von Polen und den Seinen fiel der größere Theil der Beute zu. — In den Vorstädten werden große Vorräthe aufgefunden. — Erobertes Kriegsmaterial. — Bischof Kollonits und seine Beute. — Einzug des Königs Sobieski in Wien. — Auszüge aus der Correspondenz Sobieski's an seine Gemahlin.

Sonntag den 12. September umschwebte die stark bewaldeten Abhänge des Kahlengebirges ein dichter, aber leichter Herbstnebel von jener Art, welche einen heiteren Tag zu verkünden pflegt. Dieser halbdurchsichtige grauweiße Nebelschleier, von den ersten Strahlen des erwachenden Tages mit einem schwachen röthlichen Schimmer durchwirkt, zog sich allmälig, in mancherlei seltsamen Gestalten sich immer stärker verdichtend, bis zur Donau hinab, während die Höhen des Gebirges sich zusehends lichteten, endlich die Gipfel der Bäume von den ersten Strahlen der Morgensonne freundlich widerglänzten. Zu diesem lieblichen Naturbilde des erwachenden Tages stand das furchtbare Schauspiel der kriegerischen Thätigkeit, das sich in kräftigen Zügen ringsum dem Auge darbot, im scharfen Gegensatz.

Von den Höhen erblickte man in der grauen Morgendämmerung die in Dampf und Nebel wie in ein Trauergewand gehüllte Stadt Wien. Der Donner der feindlichen Batterien, welche ihr Feuer gegen die Stadt mit einer Heftigkeit eröffneten wie nie zuvor während der ganzen Dauer der Belagerung, verkündete dem christlichen Heere das Tagesgrauen und gleichzeitig die Herausforderung zum Kampfe. Länger vermochte die nach unerhörten Anstrengungen gänzlich erschöpfte Stadt dem stürmenden Andrang der Ungläubigen nicht mehr zu widerstehen;

nur die Feuerzeichen, die in der vergangenen Nacht vom Kahlenberge und Hermannskogel aufgestiegen waren, hatten die fast schon erstorbenen Hoffnungen bei den Bedrängten wieder belebt, freilich aber zugleich auch drückende Gefühle wachgerufen. Man stelle sich nur die Lage der Unglücklichen vor! Nachdem sie die äußerste Noth und den Jammer einer Belagerung durch lange zwei Monate erlitten, oft geglaubt hatten, mit Weib und Kind dem Schwerte des unbarmherzigen Siegers preisgegeben oder dem grausamen Schicksale der Sklaverei verfallen zu sein, erschien endlich zur allgemeinen Freude der so sehnsüchtig erwartete Befreier, aber mit ihm auch das peinigende Gefühl der Ungewißheit über den Ausgang der unvermeidlichen Schlacht.

Vor den Augen der Bedrängten mußte die Entscheidung fallen, ob Wien durch das Heer Mohameds IV. das gleiche Schicksal erleiden werde wie Constantinopel unter Sultan Mohamed II., ob das abendländische Kaiserthum mit dem morgenländischen vereinigt werden, ob Europa überhaupt noch christlich bleiben werde.

Vor Sonnenaufgang bedeckten zahlreiche Kriegerschaaren in dichtem Gedränge die Höhen der Bergkette, und aus den Thälern von Weidling und Klosterneuburg stiegen noch fortwährend endlose Truppencolonnen bergan, welche voll Kampfeslust sich immer dichter und dichter um ihre erprobten Führer sammelten, ein Anblick, ebenso erfreulich für die Belagerten, als furchtbar für die Belagerer, welche die ganze Christenheit versammelt zu sehen glaubten.

Die ganze Armee befand sich schon vor Tagesanbruch unter den Waffen und erwartete mit Ungeduld das Zeichen zum Vormarsche. König Johann III. war übrigens noch immer der Meinung, man solle den Angriff auf das feindliche Lager auf den nächstfolgenden Tag verschieben und heute nichts weiter unternehmen, als den Abhang des Gebirgsrückens hinuntermarschiren. Der Herzog Karl stimmte dieser Ansicht bei, mit dem Beifügen, daß jeder Fußbreit Boden mit Blut werde erkauft werden müssen und man nur nach vielen vorhergegangenen Detailgefechten werde zur Hauptschlacht gelangen können. Auch wurde beschlossen, den eigenen rechten Flügel noch zu verstärken, weil dort das Terrain offener, der feindlichen Cavallerie besser zugänglich sei, mithin

dort voraussichtlich die wichtigsten und entscheidendsten Kämpfe zu gewärtigen seien. Während dieser Berathungen war zu bemerken, daß der Feind nicht unthätig blieb, sondern sich anschickte, seine Truppen in Schlachtordnung zu bringen. Ein wildes, in den Gebirgen widerhallendes Allah! Allah! gab den christlichen Streitern zu erkennen, daß der Großwesir fest entschlossen war, seine so theuer erkauften Vortheile zu vertheidigen.

Der Großwesir hatte in den frühesten Morgenstunden sein ganzes Heer, mit Ausnahme des Belagerungscorps, auf den Höhen von Dornbach bis Nußdorf in fünf Treffen aufgestellt. Kara Mehemed Pascha befehligte den rechten Flügel, der sich von Nußdorf bis Grinzing ausbreitete, den linken Flügel, welcher in dem Raume zwischen Hernals und Dornbach stand, commandirte Ibrahim Pascha von Ofen und der Pascha von Großwardein, das Centrum des Heeres, bei welchem sich der Kern der Armee, die Janitscharen und Spahis befanden, stand unter dem speciellen Befehle des Großwesirs in dem Raume innerhalb der Ortschaften Döbling, Währing und Weinhaus. Einen großen Theil der Reiterei hatte Kara Mustapha gegen den Fuß des Kahlenberges vorrücken lassen und noch in den ersten Tagesstunden die Hohlwege bei Nußdorf durch Fußvolk unter Oglu Osman Pascha besetzt. Der Letztere hatte den Befehl erhalten, die Hohlwege bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. *)

Beim Ueberblicke der feindlichen Macht, und unter dem Eindrucke des Kleingewehrfeuers, das vom linken Flügel her, wenn auch in ziemlicher Entfernung, zu vernehmen war, faßten der König und der Herzog den Entschluß, so schnell als möglich aufzubrechen, um sich den Vortheil des Abhanges nicht entreißen zu lassen.

Nach dem damaligen Gebrauche wollten die Feldherren der alliirten Armee sich durch einen feierlichen Gottesdienst zu dem wichtigen Kampfe vorbereiten. Der durch die Heiligkeit seines Lebenswandels und durch die Gabe der Weissagung, die ihm von seinen Zeitgenossen beigelegt

*) Sobieski sagt in seinem achten Briefe, daß fünfzig Schwadronen Reiter und einige tausend Janitscharen sich vor 3 Uhr Morgens gegen den linken Flügel in Bewegung setzten; es ist anzunehmen, daß er von diesen Truppen spricht.

wurde, rühmlich bekannte Kapuziner Marcus d'Aviano, der Freund und Beichtvater Kaiser Leopolds I., der stetige Begleiter des christlichen Heeres, las in der halbzerstörten Josefi-Klosterkirche*) am Kahlenberge die heilige Messe, wobei König Johann III. am Altare assistirte. Dem Gottesdienste wohnten sämmtliche Heerführer, dann viele Prinzen aus den katholischen Fürstenhäusern bei, die sich als Freiwillige bei der Armee eingefunden hatten. In der Mitte der Fürsten, an der Seite des Prinzen Ludwig von Baden, sah man einen schmächtigen, kaum zwanzigjährigen, an Gestalt kleinen Jüngling, in dessen länglichem, nicht schönen Gesichte die Augen von Kampf- und Ruhmbegierde strahlten. Es war dies der nachmals so berühmte Feldherr und Kriegsheld Oesterreichs, der Prinz Eugen von Savoyen, welcher als Obristlieutenant vor Wien zuerst seinen Degen auf das Rühmlichste erproben sollte.

Nach Beendigung der Messe, während welcher man fort und fort den Kanonendonner und das Sprengen der Minen, welche Wien bedrohten, vernahm, reichte der ehrwürdige Priester dem Könige und allen übrigen Fürsten und Feldherren das heilige Abendmahl und trat sodann in ihrer Begleitung auf den freien Platz vor der Kirche, wo sich die Soldaten der deutschen Regimenter und die schlagfertigen Polen, die an den langen Schnurbärten, an den mönchsartig geschorenen Köpfen und an der kleidsamen Nationaltracht kenntlich waren, in dichten Reihen versammelt hatten, um den Segen zu empfangen. Aviano segnete das Heer und verhieß demselben den gewissen Sieg. König Johann III. ließ nun seinen Sohn, den Prinzen Jakob, niederknieen und ertheilte ihm vor dem versammelten Heere den Ritterschlag zum Andenken an den größten und wichtigsten Tag, den der Prinz je erleben konnte; er trat dann an die Kapellenpforte und sprach zu seinen polnischen Großoffizieren folgende Worte, welche den deutschen Offizieren sogleich übersetzt wurden: „Krieger und Freunde! Der Feinde da unten sind fürwahr

---

*) Im Jahre 1693 gelobte Kaiser Leopold I., die Leopoldskapelle am nordöstlichen Gipfel des alten Kahlenberges (jetzt Leopoldsberg genannt) aufzubauen, was auch geschah. Am Jahrestage der Befreiung Wiens wird da ein Gottesdienst abgehalten. Durch 43 Jahre las dort der kürzlich verstorbene hochverdiente Pfarrer von Schottenfeld, Pater Urban Loritz, die heilige Messe.



Wien von den Türken belagert und von den Christen befreit.

Nach einer Aufnahme von Leander Anguissola und Radirung von Domenico Rossetti.

eine große Zahl, fast noch größer als bei Choczim, wo wir sie in den Staub getreten haben. Es ist zwar ein fremder Boden, auf dem wir fechten, doch fechten wir auch hier fürs eigene Vaterland, unter den Mauern Wiens schirmen wir zugleich unser geliebtes Polen. Wir retten heute nicht eine einzige Stadt, wir retten die gesammte Christenheit, indem wir deren wichtigstes Bollwerk, die Stadt Wien, von den Feinden befreien. Ihr kämpft einen heiligen Kampf, in dem selbst das unbelohnte Streben rühmlich ist, und in dem zu fallen eine Himmelskrone erwirbt. Nicht für euren König, für Gott selbst streitet ihr! Seine Allmacht hat euch ohne allen Kampf diese unwegsamen Höhen heraufgeführt und euch dadurch den halben Sieg schon in die Hände gegeben. Schon sehen sie Euch über ihren Häuptern, die stolzen Ungläubigen. Ihnen entfällt nun mit einem Male der Muth und sie verkriechen sich in die Thäler und Schluchten, als in ihre baldigen Gräber. Ich habe euch nur einen Befehl zu geben: Euer König sei euch das Beispiel! Frisch auf darum, folgt mir rasch und unverzagt, ihr wackeren Krieger, folgt mir, ihr Edlen und Junker, heute gilt es, sich die Sporen zu verdienen!"

Die königliche Ansprache beantwortete das Heer mit froher Zustimmung, und als sich zugleich auf den Ruinen der alten Markgrafenburg das große rothe Banner mit dem weißen Kreuze entfaltete, das Schmettern und Wirbeln der kriegerischen Musik, zusammenklingend mit dem lauten Freudengeschrei, von einem Flügel des Heeres zum andern ertönte, leuchtete in dem Antlitze des lächelnden Königs und der übrigen Heeresfürsten frohe Zuversicht auf. Und als endlich fünf Kanonenschüsse vom Kahlenberge das Zeichen zur Schlacht gaben, drängte die Armee in dichten, aber wohlgeordneten Colonnen den Berg hinab.

Die vornehmsten Fürsten und Prinzen aus den ersten Geschlechtern Deutschlands, Polens und anderer katholischer Länder befanden sich am Morgen des denkwürdigen 12. September 1683 im Gefolge des größten Feldherrn und Kriegers des XVII. Jahrhunderts, des Königs Johann III. Sobieski, sie waren auch an der Pforte der halbzerfallenen Kirche auf dem Kahlenberge Zeugen der Begeisterung, mit welcher die Ansprache Sobieski's von den Truppen aufgenommen wurde, und führten mit edlem Wetteifer ihre Soldaten in den Kampf. Außer dem Herzog von Lothringen waren

betheiligt: die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, von Eisenach, von Braunschweig-Lüneburg, von Würtemberg, von Holstein, von Pfalz-Neuburg (zwei Brüder der Kaiserin), der Herzog von Croy, der Prinz Eugen von Savoyen, die beiden Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, der Markgraf von Bayreuth, der Landgraf von Hessen, die Fürsten von Waldeck, Hohenzollern, Anhalt und Salm, dann die Würdenträger und Großoffiziere der Krone Polens mit den Vordersten des polnischen Adels: Jablonowski, Lubomirski, Potocki, Sapieha, Zamoyski, Rzewuski, Lescinski, Sieniawski 2c. 2c.

Der Kampf begann am linken Flügel des christlichen Heeres. Diesen Flügel befehligte der Herzog von Lothringen, unter welchem die Generale Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, Fürst Karl Dietrich Otto von Salm, Graf Aeneas Sylvio Caprara, Fürst Lubomirski, Graf Mercy und Taaffe als Unterbefehlshaber, dann der junge Prinz Eugen, sowie eine Schaar von dreißig Prinzen aus größeren und kleineren reichsfürstlichen Häusern als Freiwillige kämpften. Schon vor Tagesanbruch entwickelten die Janitscharen unten am Kahlenberge ein lebhaftes Gewehrfeuer gegen die zwei Bataillone des Infanterie-Regiments La Grana, welche der Herzog noch in der Nacht mit leichtem Geschütz auf den Abhang des Berges vorgeschoben hatte, um den Angriff am folgenden Morgen vortheilhaft einzuleiten. Als das Signal zum allgemeinen Vorrücken gegeben wurde, warfen sich gegen die beiden Bataillone La Grana die feindlichen leichten Truppen, die, geschützt durch die Hohlwege des Nußberges und des Kahlenbergerdörfels, die Entwicklung der kaiserlichen Infanterie und dreier sächsischer Bataillone, welche nachgerückt waren, zu verhindern trachteten. Die Türken wurden aus ihrer vortheilhaften Stellung verjagt, der nördliche Abhang des Nußberges in fortwährendem Kampfe Schritt für Schritt erstiegen. Auf der Höhe erreichten die Kaiserlichen eine niedrige Steinmauer, auf welcher sich eine hölzerne Planke befand; hinter dieser marschirte die erste Linie der österreichischen und sächsischen Infanterie auf und setzte das Gewehrfeuer fort, während die Fußtruppen des zweiten Treffens sich mehr rechts hielten und durch die Waldungen vorzudringen suchten, um die Schlucht



Angriff der Verbündeten am 12. September 1683.

von Grinzing zu gewinnen und die feindliche Macht, welche den Nußberg behauptete, in der linken Flanke bedrohen zu können.

Oglu Osman Pascha, dem an dem Besitze des äußerst vortheilhaft gelegenen Nußberges sehr gelegen war und der diese günstige Position zu verlieren fürchtete, wollte durch einen raschen Angriff die Deutschen zur Verzichtleistung auf die erreichten Vortheile zwingen. Drei türkische Colonnen operirten zu gleicher Zeit; die mittlere stürmte am südlichen Abhange des Nußberges vor, eine Colonne, rechts von dieser, drang durch die Schlucht beim Kahlenbergerdörfel auf einige dort aufgestellte kaiserliche Bataillone ein, die dritte aber zog durch den Kaltenkruggraben hinauf, um die rechte Flanke der Sachsen auf dem Nußberge zu umgehen. Die Angriffe der mittleren und rechten Colonne wurden von den Türken mit großer Bravour unternommen; die zwei Bataillone La Grana, die schon gegen Nußdorf vorgerückt waren, mußten dem Ungestüm des an Zahl überlegenen Gegners weichen und wären wahrscheinlich vernichtet worden, wenn sie nicht von zwei Bataillonen Sachsen, die sich mit seltener Aufopferung den Osmanen entgegenwarfen, aufgenommen worden wären. Das Gefecht wurde nun allgemein und von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt. Die sächsische Infanterie am Nußberge, geringer an Zahl als der ihr gegenüberstehende Feind, mußte, nachdem sie bereits einen Sturm abgeschlagen hatte, aus Besorgniß für ihre rechte Flanke diesen Flügel zurücknehmen, einen Haken bilden und gleichzeitig aus dem dritten Treffen Verstärkung heranziehen. Bevor die Verstärkung in der Gefechtslinie eintraf, hatten die Sachsen einen schweren Stand gegen das fürchterliche Musketenfeuer der Türken, die sich in einer durch Gräben und Schutthaufen gedeckten Stellung befanden, während die Sachsen ohne jede Deckung den feindlichen Kugeln preisgegeben waren. Der sächsische Generalmajor Graf Reuß, der an Ort und Stelle commandirte, erkannte die Gefahr, die seinen Soldaten von dieser Seite drohte, so lange der Gegner nicht aus seiner festen Stellung verdrängt war; da ihm aber die nöthige Truppenmenge nicht zur Verfügung stand, wendete er sich an den rückwärts auf der Höhe stehenden Commandanten der fränkischen Infanterie mit der Bitte, dieser möge seine Bataillone vorrücken lassen, um die Sachsen vor Ueberflügelung

zu schützen. Der fränkische General entschuldigte sich mit den gemessenen Befehlen des Fürsten von Waldeck, ohne dessen Ordre er seinen Platz nicht verlassen dürfe, der Fürst sei auch nicht in der Nähe und dessen Bewilligung könne daher nicht eingeholt werden. Man sah sich daher genöthigt, die entfernter stehenden sächsischen Bataillone der zweiten und dritten Linie vorzurufen.

Unterdessen war der Angriff der feindlichen Colonne, die durch das Kahlenbergerdörfel vorrückte, durch die kaiserliche Infanterie des zweiten und dritten Treffens abgeschlagen worden. Zwei Bataillone unter dem Herzog von Croy reinigten die Hohlwege von den türkischen leichten Truppen und verfolgten sie sogar bis an die Anhöhe vor Nußdorf. Hier erneuerten die Türken, durch frische Kräfte unterstützt, das Gefecht mit aller Entschlossenheit; der Herzog von Croy wurde verwundet, und schon war der Rückzug gegen den Nußberg angetreten, als der Prinz Ludwig von Baden vier sächsische Dragoner-Divisionen absitzen ließ und mit ihnen und zwei Regimentsstücken die in großer Unordnung vorrückenden Osmanen angriff und zurückschlug.

Dieser Vortheil wäre indeß nur von geringer Dauer gewesen, wenn nicht frische Truppen der Alliirten rechtzeitig eingetroffen wären. Oglu Osman Pascha, der immer neue Verstärkungen vorführte, um den Nußberg in seinen Besitz zu bringen, und dessen Truppen die Angriffe mit großem Ungestüm wiederholten, konnte jetzt keinen Schritt Boden mehr gewinnen. Die Wuth der Janitscharen scheiterte an der Kaltblütigkeit und Tapferkeit der österreichisch-sächsischen Truppen. Das Gefecht blieb längere Zeit unentschieden, bis endlich fünf Bataillone sächsischer Infanterie aus dem rückwärtigen Treffen anlangten, in die Offensive übergingen und den Feind zur Flucht zwangen. Die Haltung der sächsischen Krieger war in diesem Gefechte so ausgezeichnet und musterhaft, daß der Kurfürst Georg III., der sofort auf dem Nußberge erschien, denselben sein Wohlgefallen bezeugte.

Nach dem Verluste der vorzüglichen Stellung am Nußberge, deren Behauptung mit so großer Anstrengung versucht worden war, entsagte Oglu Osman Pascha jeder weiteren Hoffnung, den linken Flügel der Verbündeten noch zurückzudrängen. Den günstigen Zeitpunkt hatte der

türkische Pascha eben übersehen; hätte er noch vor dem Anlangen der gegnerischen Verstärkungen aus dem zweiten und dritten Treffen, nämlich in dem kritischen Momente, in dem die Sachsen in Gefahr standen, im Rücken gefaßt zu werden, die günstige Gelegenheit benützt, um nochmals mit großer Kraft vorzudringen, so hätte er die kaiserliche und sächsische Infanterie vom Berge hinabwerfen und vielleicht auch total vernichten können. So aber hatte er sich im Vertrauen auf seine gute gedeckte Stellung eine geraume Zeit auf das Feuergefecht verlegt und den Verbündeten die Möglichkeit, sich zu verstärken und die Offensive zu ergreifen, gewährt. Der Besitz des Nußberges gab nun den Verbündeten einen festeren Stützpunkt, der ganze linke Flügel unter dem Herzog von Lothringen bekam mehr Raum zur Entwicklung, konnte sich aus den unwegsamen, die freie Bewegung hemmenden Abhängen des Leopolds- und Kahlenberges herauswinden und auf ein gangbareres Terrain gelangen, das eine freiere Action gestattete. Die Türken wurden nun von Aufstellung zu Aufstellung gedrängt und nach einer Reihe von hitzigen Detailgefechten, in welchen jedes Haus, jeder Hohlweg, jeder Erdhaufen mit unglaublicher Hartnäckigkeit vertheidigt wurde, zuletzt auf die Anhöhen zwischen Nußdorf und Heiligenstadt zurückgeworfen.

Sieben volle Stunden dauerte bereits der vom linken Flügel geführte blutige Kampf, fünf gewaltige Stürme des Oglu Osman Pascha mußten zurückgeschlagen werden, ehe man auf dem Nußberg und den westlich anschließenden Höhen festen Fuß fassen konnte. Jedes weitere Vorrücken mußte mit schweren Opfern erkauft werden, da der Feind die Höhen von Döbling, insbesonders den Humelberg bei Grinzing, mit großen Batterien besetzt hielt. Der Herzog von Lothringen fand es daher für gut, sich mit den bis nun errungenen Vortheilen zu begnügen und vorläufig nicht weiter vorzudringen, um den außerordentlich ermüdeten Truppen eine kurze Rast zur Erholung zu gönnen.

Während der bisher geschilderten Ereignisse war es bereits Mittag geworden. Noch war nichts vorgefallen, was von entscheidender Wirkung gewesen wäre. Das Centrum und der rechte Flügel hatten noch gar nicht in das Gefecht eingreifen können, überhaupt war der letztere Heerestheil, der hauptsächlich aus der polnischen Armee gebildet war, noch gar

nicht zum Vorschein gekommen, da er einen weiten Marsch durch ein äußerst ungünstiges Terrain zurückzulegen hatte und noch in den Engen des starkbewaldeten Gebirgshanges steckte. Ebenso stand auch der größere Theil des türkischen Heeres, ohne an den bisherigen Gefechten theilgenommen zu haben, kampfbereit auf den Höhen von Döbling bis Breitensee in sechs Treffen formirt.

Das Centrum des christlichen Heeres, befehligt vom Fürsten Georg Friedrich von Waldeck, an dessen Seite sich der junge Kurfürst Max Emanuel von Baiern, der nachmalige Schrecken der Türken befand, folgte allmälig, ohne merklichem Widerstande zu begegnen, den Bewegungen des linken Flügels; es rückte durch dichte Wälder über den Hendels- und Lattersberg (Cobenzl) und machte von Zeit zu Zeit Halt, um die rückwärtigen Massen nachfolgen zu lassen. Am Mittag kam es am Fuße des Gebirges an, von wo es in gleichmäßiger Schlachtlinie vorrückte, bis es mit den Truppen des Herzogs Karl auf gleicher Höhe stand. Letztere hatten Heiligenstadt vor ihrer Front, während Weinhaus und Währing den Truppen des Fürsten von Waldeck als nächstes Angriffsziel vor Augen lag. Nicht das erwähnte Bedürfniß allein, den ermüdeten Truppen einige Zeit zur Erholung zu gewähren, war der Beweggrund für den momentanen Stillstand des linken Flügels und später auch des Centrums, sondern dazu gesellte sich die Nothwendigkeit, den rechten Flügel abzuwarten, der, seiner Aufgabe gemäß, über Neustift und Dornbach sich entwickeln sollte. Außerdem muß man sich den Umstand ins Gedächtniß zurückrufen, daß die Heerführer die Absicht hatten, an diesem Tage nur von den Bergen herabzurücken und die Entscheidungsschlacht erst am nächsten Tage zu schlagen. Da jedoch die beiden Heere, insbesondere in Folge der Action Kara Mustapha's, der den günstigen Moment erfaßte und die polnische Armee während des Debouchirens aus dem Engwege von Dornbach mit aller Kraft angriff, alsbald handgemein wurden, fand die Schlacht noch am 12. September statt.

Es verging eine Pause von mehr als einer halben Stunde; alle Augen der vereinigten beiden Heerestheile waren unverwandt nach der Gegend gerichtet, wo die polnische Armee in Sicht kommen mußte.

Plötzlich wurden auf den Bergen über Dornbach die flatternden Lanzenfähnchen der polnischen Reiterei wahrgenommen. Diesen lang ersehnten Moment verkündigte ein allgemeines donnerndes Freudengeschrei der kaiserlichen und deutschen Krieger, das bis in die Reihe der gegenüberstehenden erstaunten Ungläubigen drang. Die Soldaten erhoben sich, ohne ein Signal oder Befehl abzuwarten, griffen mit Ungestüm zu den Waffen und waren von ihren Offizieren nur mit Gewalt in Reihe und Glied zu halten, so sehr waren sie von Kampflust und Rachbegierde gegen ihre verhaßten Glaubensfeinde aufgestachelt. Einige Abtheilungen, die den Befehl zum Angriff nicht erwarten konnten, brachen aus ihrer Aufstellung vor, um sich auf die Janitscharen zu werfen. Die Offiziere konnten dieselben nur mit Aufgebot der strengsten Mittel von dem verfrühten Angriffe abhalten und in die Bande der Ordnung und des Gehorsams zurückbringen.

Gegen 2 Uhr Nachmittags brach endlich die polnische Armee unter des Königs persönlicher Führung, gedeckt durch vier auf dem Galitzynberge aufgestellte Bataillone, aus dem Walde von Dornbach hervor; den Wienern zeigten sich nun die vereinigten Heere, und zwar in derselben Ordnung im Thale, wie sie bei Tagesanbruch auf dem Kahlenberge gestanden waren.

Der König warf sich, von den aus der Blüthe des polnischen Adels bestehenden Hußaren-Schwadronen umgeben, auf die türkischen Geschwader, mit denen der Großwesir die Ausgänge des Gebirges besetzt hatte, und die nach Art der deutschen Dragoner je nach Beschaffenheit des Terrains bald zu Pferd, bald zu Fuße kämpften. Die Absicht des Königs ging dahin, den Feind nur so weit zurückzudrängen, als es nöthig war, sich zum Herrn der Höhen zu machen; dort wollte er, wie schon erwähnt, die Nacht auf den 13. lagern. Der Großwesir verkannte indeß den richtigen Zeitpunkt nicht, faßte einen großen Theil Kerntruppen, die noch nicht im Kampfe gestanden waren, zusammen, um sie den Polen entgegen zu führen und durch die Vernichtung des rechten Flügels der Alliirten dem Treffen den Ausschlag zu geben.

Fruchtlos blieben alle Anstrengungen der tapferen Polen, die tiefen feindlichen Schaaren zu durchbrechen. Einige polnische Hußaren-Schwa-

dronen wurden in Folge übereilten Angriffs von einer überlegenen Schaar Feinde umringt, zur schleunigen Flucht gezwungen und rissen in ihrer Bestürzung einige Abtheilungen mit sich fort, so daß diese plötzliche Rückbewegung auf die übrigen Truppen schon nachtheilig zu wirken begann. Zugleich kamen von den durch den linken Flügel geschlagenen Türken mehrere Schaaren herbei und fielen in die Flanke der ins Gedränge gebrachten Reiterschwadronen, so daß diese auserlesene Mannschaft, der Kern der polnischen Armee, einer völligen Niederlage nahe war. Die Wage des blutigen Tages zuckte bedenklich, Kara Mustapha wähnte sich in diesem Augenblicke schon Sieger.

In diesem gefährlichen Momente rief der König mit lauter Stimme das deutsche Fußvolk herbei, von welchem vier Regimenter — ein kaiserliches, ein bairisches, ein sächsisches und ein fränkisches — ihm schon vor der Besteigung des Kahlenberges zugewiesen worden waren. Diese Regimenter unterstützten die Polen und hielten den Angriff der Türken nicht nur dreimal aus, sondern nahmen mit den wiedergesammelten Hußaren und nachdem inzwischen auch ein Theil der polnischen Infanterie, nach welcher der König mehrere Male geschickt hatte, herbeigekommen war, den Kampf wieder auf. Die Türken wurden immer weiter zurückgedrängt, bis die Polen zuletzt die Höhen genommen hatten, wo der König, in gleiche Linie mit dem linken Flügel und mit dem Centrum des Heeres gelangt, den Tag zu beschließen gedachte.

Aber sein in den langen Kriegen mit den Ungläubigen geübtes Auge bemerkte in diesem Momente bei einer vor dem türkischen Hauptlager aufgestellten feindlichen Cavalleriemasse von einigen 20.000 Pferden Merkmale von Unschlüssigkeit, wo nicht von Furcht. Daraufhin befehligte er mit dem Ausrufe „Das sind verlorene Leute!“ seine Reiter zum neuen Angriffe. Die polnischen Hußaren, die Schwadron des Prinzen Alexander an ihrer Spitze, brachen auf der Stelle vor; mit kühner Gewandtheit setzten sie über die Ränder des Alsbaches, über Umzäunungen und kaum für Fußvolk gangbare Hindernisse hinweg, drangen an Hernals vorbei auf die Türken ein, brachten sie zum Weichen, erstürmten einen vor dem Lager gelegenen Hügel, der mit Geschützen besetzt war, und warfen den Feind bis circa 100 Schritte Entfernung vor seinem Lager zurück.

Bei dem ersten Zusammenstoße der polnischen Reiterschwadronen, welcher einen verhängnißvollen Ausgang zu nehmen schien, hatten Viele aus dem Adel ihren Tod gefunden; unter diesen sind als die Vornehmsten zu nennen der Kronschatzmeister Modrzewski und Stanislaus Potocki, Starost von Halicz.

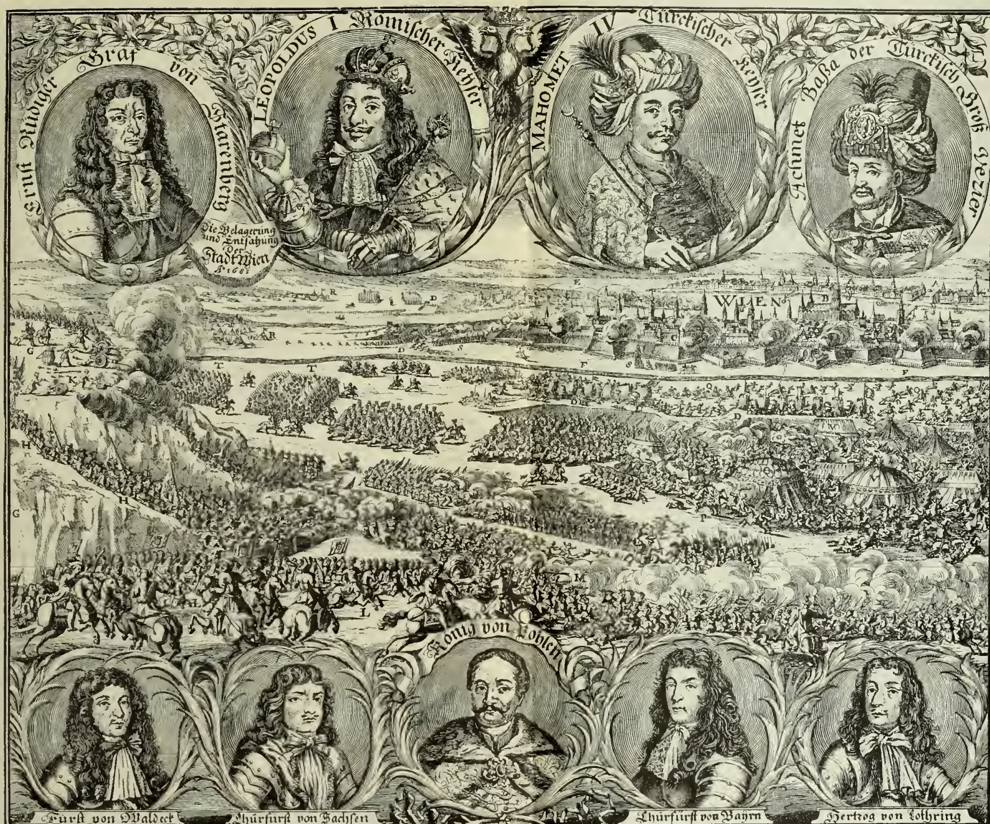
Am linken Flügel benützte der Herzog Karl die kurze Zeit des Stillstandes dazu, um die durch die vorangegangenen Gefechte nothwendig gewordenen Berichtigungen in der Schlachtordnung vorzunehmen, zugleich bemerkte er aber auch, daß eine ungünstige Wendung der Schlacht am rechten Flügel eingetreten war, und daß die immerwährend erneuerten Angriffe der polnischen Armee die ganze Aufmerksamkeit und eine größere Truppenstärke der Osmanen auf diesen Punkt gezogen hatten; daraufhin befahl er den allgemeinen Angriff des ganzen rechten feindlichen Flügels. Mit Ungestüm wurde um 2 Uhr Nußdorf angegriffen und nach einem hitzigen Gefechte glücklich genommen; man rückte dann gegen die vortheilhafte Stellung der Türken in Heiligenstadt vor. Die Entscheidung schwebte hier gleichfalls lange; erst nach einem blutigen Handgemenge, in dem beide Theile große Verluste erlitten, und nachdem die über den engen steilen Hohlwegen aufgestellten Batterien, welche die ganze Stellung beherrschten, durch die angestrengten Bemühungen der deutschen Truppen, namentlich der Sachsen, genommen und gegen die Feinde gewendet worden waren, wichen die Janitscharen, gegen deren gedrängte Haufen nun die Kartätschen aus den eigenen Geschützen wütheten, zurück und suchten sich durch schnelle Flucht zu retten. Nun hatte der linke Flügel freie Hand, am rechten schwankte dagegen die Wage des Sieges noch sehr bedenklich, und einen Augenblick schien es, als ob die Türken diesmal die Oberhand gewinnen sollten.

Karl von Lothringen, welcher von einer Anhöhe den wiederholten Cavallerie-Attaquen des Königs Johann zugesehen und wahrgenommen hatte, daß die Entscheidung zum Nachtheile des Feindes neige und der rechte Flügel des verbündeten Heeres in der Vorwärtsbewegung blieb, ließ den Türken nun auch keine Zeit mehr, sich zu erholen; er nahm den Kampf wieder auf, das Centrum folgte seinem Beispiele; das ganze Heer rückte in einem großen Halbkreise, der von Heiligenstadt bis über

Dornbach hinaus reichte, vor, und auf den beiderseitigen Gefechtsfronten entbrannte das betäubende Gewühle einer allgemeinen Schlacht.

Der feindliche rechte Flügel, durch den Verlust von Nußdorf und der vorzüglichen Stellung auf dem Nußberge und bei Grinzing schon erschüttert, wurde nun gegen die Mitte zu aufgerollt. Nach der Erstürmung von Heiligenstadt wendete sich Lothringen gegen Döbling, wo er aber zugleich mit den Türken eindrang. Der heftigste Kampf entwickelte sich um die große Redoute, die sogenannte Türkenschanze zwischen Weinhaus und Gersthof, welche mit zehn Geschützen armirt war. In diesem auf einem besonders günstigen Punkte angelegten Erdwerke, das in der Schlacht dem türkischen Centrum einen überaus festen Stützpunkt gewährte, standen die Janitscharen unter den vorzüglicheren und tapfersten Paschas, die ihr Leben daran setzten, den ihnen anvertrauten Posten aufs Aeußerste zu vertheidigen. Mehrere Male führte der Herzog seine Tapfern persönlich zum Sturme vor, trefflich unterstützt von den Baiern, Franken und Würtembergern; unerschütterlich behaupteten die Türken diese wichtige Redoute, welche ihrer Stellung eine besondere Widerstandsfähigkeit verlieh; endlich ließ der Prinz Ludwig von Baden noch die sächsischen Dragoner absitzen, und diese nebst zwei kaiserlichen Regimentern nahmen kurz vor 5 Uhr die Redoute in Besitz. Nun konnte das Centrum der Verbündeten erfolgreicher wirken; es rückte gegen Währing vor und gelangte in die Flanke der gewaltigen Heeresmasse des Großwesirs, der, gestützt auf die große Redoute, sich gegen den König Johann vertheidigte.

Kara Mustapha hatte gleich beim Beginne der Schlacht den Ereignissen auf seinem rechten Flügel geringe Beachtung geschenkt; als dann später ein kurzer Stillstand eintrat, schien er sich sogar mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er dort Sieger geblieben sei. Sein besonderes Augenmerk war nun auf den gefährlichen Gegner, auf die polnische Armee gerichtet. Er dirigirte den größeren Theil seiner Streitkräfte gegen den eigenen linken Flügel, um auch hier dem vermeintlich siegreichen Halbmond neuen Glanz zu verschaffen. Zwischen Hernals und Währing, mitten in den dicht geschaarten Ungläubigen erhob sich plötzlich ein rothes Zelt und vor demselben die große, durch den Glauben der



Belagerung und Entsatz von Wien.

Zeichen-Erklärung:

A Die Leopoldstadt.
B Die Stefanskirche.
C Die kaiserliche Burg.
D Türkische Batterien.
E Donaustrom.
F Der Wienfluß.
G Der Kahlenberg.
H Abmarsch der kursächsischen Infanterie.
I Planke, wo der Zusammenstoß erfolgte.
K Batterie auf dem Kahlenberg.
L Anmarsch der Polen.
M Scharmützel türkischer Truppen mit Polen.
N Treffen der Janitscharen mit christlicher Infanterie
O Das Zelt des Großwesirs.
P Johann III. Sobieski erobert die türkische Fahne.
Q Flüchtige Türken.
R Türkische Zelte.
S Ausfälle der Wiener.
T Kaiserliche Infanterie.
V Türkisches Hauptquartier.

Muselmanen geheiligte Fahne des Propheten,*) bei deren Entfaltung schon so oft Wunder der Tapferkeit verübt worden sind. Das Aufpflanzen dieser Standarte fordert die Anhänger des großen Mohamed in wichtigen Momenten auf, sich an Ort und Stelle zum heiligen Kampfe zu sammeln, gleichwie das mit dem Kreuze geschmückte Banner den Christen als Symbol gilt, unter dessen Zeichen dieselben dem sicheren Siege entgegengeführt werden. Die grüne Fahne des Propheten spielte bei dieser Gelegenheit die ihr zugemuthete große Rolle nicht, und es schien vielmehr, als wenn der Großwesir ihr die alte Kraft benommen hätte.

Bereits früher wurde berichtet, daß durch das kühne Vorgehen der polnischen Reiterei, insbesondere der Hußaren, der mörderische Kampf am rechten Flügel sich zu Gunsten der Alliirten wendete und die Türken immer mehr gegen ihr Lager bei Hernals zurückwichen. Ihre vordersten Glieder waren bereits durchbrochen, nur die zahlreichen Geschwader der Spahis, diese vorzüglichen Truppen der türkischen Reiterei, führten den Kampf mit staunenswerther Ausdauer und Tapferkeit fort. An diesen allein schien noch der Zauber seinen günstigen Einfluß zu bewähren, den die heilige Fahne sonst auf alle Vertheidiger des Halbmondes auszuüben vermochte; noch flatterte diese Fahne hoch in der Mitte des Heeres, und in ihrer unmittelbaren Nähe hielt sich der Großwesir mit seinen vornehmsten Befehlshabern auf. Die Spahis machten den Sieg noch streitig; alle anderen Truppen, die Walachen, die Moldauer, die Tataren, selbst die Janitscharen waren schon entmuthigt und schwankend in ihrer Haltung geworden; diese Demoralisation war wesentlich die klägliche Wirkung des Hasses und der Verachtung, die man allseits gegen den mißliebigen Heerführer fühlte. Dieser wollte das Vertrauen dadurch wieder herstellen, daß er persönlichen Muth und Güte zeigte; er ließ seine Söhne kommen und weinte wie ein Kind. Als er sich an den Pascha von Ofen und andere Häupter wendete, um sie zu einem erneuerten Angriffe

*) Wenn die Fahne ins Feld mitgenommen wird, wird sie, in einem goldenen Kasten verwahrt, dem Schutze des Nakibul Eschref, einem Emir aus Mohameds Stamme, anvertraut; bei der ausgesteckten Fahne richtet dieser Emir auf den Gang der Schlacht sorgfältig sein Augenmerk, sobald sich der Sieg nur ein wenig auf die Seite des Feindes neigt, vor Allem den ihm anvertrauten Schatz in Sicherheit zu bringen.

zu bewegen, antworteten sie indessen nur mit einem verzweifelten Stillschweigen. Kara Mustapha, der nun sah, daß er sich nicht mehr halten könne, sagte zu dem Khan der Tataren: „Rette mich, wenn Du kannst." Dieser erwiderte: „Wir kennen ihn wohl, den König von Polen; es ist unmöglich, ihm zu widerstehen, denken wir lieber daran, wie wir uns herausziehen können."

Der Tataren-Chan, der die einzige Rettung in der Flucht sah, scheint auch das Signal zum allgemeinen Rückzug gegeben zu haben. Die Spahis wendeten ihre letzte Kraft an, um dem Vordringen der polnischen Reiterei Einhalt zu thun; allein diese durchbrach ihre Reihen und warf sie über den Haufen. Jetzt verschwand auch die große Fahne des Propheten, die bisher weit sichtbar aus dem türkischen Heere hervorgeragt hatte.

Durch die Wegnahme der großen Redoute, die sogenannte Türkenschanze, war der türkischen Schlachtstellung ein bedeutender Stützpunkt verloren gegangen, dem Herzog von Lothringen aber die Möglichkeit gegeben, dem Haupttreffen der Türken in die Flanke zu kommen. König Sobieski ging mit frischen Truppen, die, durch einen großen Umweg aufgehalten, erst so spät auf dem Schlachtfelde hatten eintreffen können, auf die Hauptmacht des Großwesirs los, bald war der Widerstand des Feindes auf der ganzen Linie gebrochen und die Sieger rückten auf allen Punkten ungestüm vor.

Alle Bemühungen des Großwesirs waren vergebens; in wilder Hast, in Verwirrung und Unordnung flohen die Türken ihrem Lager zu. Kara Mustapha folgte endlich selbst entmuthigt und niedergeschlagen und befahl im ersten Moment der Flucht, aus den vielen Rüstwagen eine Wagenburg zu bauen. Die Entmuthigung und der panische Schreck im Heere aber waren zu groß, als daß diese Maßregel noch hätte durchgeführt werden können.

Mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit hatten die Türken den ganzen Tag über fortwährend die Stadt beschossen und bestürmt, was von den Paschas selbst heftig getadelt worden war. Allein der Großwesir hatte sich um diesen Tadel wenig gekümmert; theils die Furcht vor Ausfällen der Belagerten, theils aber auch die noch immer nicht geschwundene



Das türkische Lager vor Wien wird von Truppen der Verbündeten eingenommen.

Hoffnung, das aufs Aeußerste gebrachte Wien könnte vielleicht vor den Augen der christlichen Heere erstürmt werden, hatten ihn dazu bestimmt. Erst als der Sieg über den Großwesir entschieden schien, ungefähr um 5 Uhr, da die große Feldschanze genommen und das Haupttreffen der Türken zum Weichen gebracht war, wurde der Prinz Ludwig von Baden mit einem kurfürstlich sächsischen Dragoner- und den kaiserlichen Kürassier-Regimentern Heißler und Hallweil nebst dem halben Regiment Würtemberg-Infanterie mit dem Auftrage vorgeschickt, das Feuer aus den Laufgräben zum Schweigen zu bringen und die Janitscharen von dort zu vertreiben. Die Türken leisteten zwar noch einigen, besonders den Sachsen nachtheiligen Widerstand, aber dessenungeachtet drang der Prinz bis an die Contrescarpe am Schottenthor vor. Starhemberg machte sofort einen Ausfall auf die feindlichen Approchen, von welchen aus man noch immer die Stadt beschoß. Endlich als sich die Zahl der Flüchtlinge im Lager immer mehr häufte und drängte, verloren auch die in den Laufgräben kämpfenden Feinde allen Muth, verließen in übereilter Hast die Werke und gesellten sich mit panischem Schrecken den Flüchtenden bei. Kaum vermochte der Großwesir den Strom der Fliehenden noch eine halbe Stunde bei St. Ulrich aufzuhalten. Als aber auch von der Stadt ein Angriff auf die Approchen erfolgte und die Türken so zwischen zwei Feuer geriethen, da hielt Niemand mehr Stand. Alles wogte und tobte in der wildesten Unordnung, in rath- und thatloser Flucht durch- und widereinander, selbst Kara Mustapha, der noch immer bemüht war, neue Truppen gegen die vorrückenden Verbündeten zu stellen, wurde in der allgemeinen regellosen Flucht mit fortgerissen, auf welcher er wohl die heilig gehaltene Fahne des Propheten, sonst aber von seinen Schätzen nicht das Mindeste zu retten vermochte.

Um 7 Uhr war die Schlacht entschieden, Wien befreit, der Feind zerstreut und flüchtig. Der Großwesir eilte über den Wienerberg, um mit den Trümmern seines Riesenheeres die Fischa zu erreichen, nachdem er sein ganzes Geschütz, sein großes Lager mit allen Schätzen und Vorräthen den Siegern als Beute hatte überlassen müssen. Die Flucht ging in einem fort, ohne Rast, bis über die ungarische Grenze, und erst bei Raab, wo ein türkisches Blocadecorps stand, sammelten sich die in

wilder Unordnung zerstreuten Schaaren wieder zu einem etwas festeren Verbande. Die große Ermüdung, dann der Mangel an Lebensmitteln, insbesondere aber allzugroße Vorsicht verhinderten eine nachdrückliche Verfolgung von Seite der Verbündeten; nur zwei kaiserliche und ein polnisches Reiter-Regiment folgten dem geschlagenen Heere bis an die Fischa; bei dieser Verfolgung hieben die Polen unweit Enzersdorf noch einige tausend Türken nieder und General Dünewald jagte viele derselben in die Donau.

Unberechenbar ist der Verlust, den die Türken bei der Belagerung und in der entscheidenden Schlacht erlitten haben. Dieser Verlust bestand nicht allein in dem Abgange an Mannschaft, sondern auch und ganz wesentlich in der nachtheiligen Einwirkung der Niederlage auf den Geist der Truppen. Nie konnte sich seit dieser Zeit das einzige gute Fußvolk der Türken, die Janitscharen, die vor Wien ganz vernichtet worden waren, mehr erholen; die neuere Geschichte des vormals so kriegerischen Volkes zeigt bei jeder Gelegenheit, wie sehr bei demselben die Kunst, Festungen zu belagern, sowie das Vertrauen auf die eigene Taktik und Heeresverfassung gesunken ist.

König Johann rückte gegen 7 Uhr in das feindliche Lager, und zwar in den wichtigsten und vornehmsten Theil, der westlich von der Stadt das Zelt des Großwesirs umgab. Noch fühlte sich indeß Sobieski des vollständigen Sieges nicht sicher. Die überstürzte Flucht des Feindes erschien ihm gar zu erstaunlich. Er befürchtete, zumal die Nacht hereinbrach, daß eine Kriegslist dahinter stecken könnte. Deshalb verbot er den Soldaten bei Todesstrafe, vom Pferde zu steigen und Reihe und Glied zu verlassen. Er befürchtete, die Truppen könnten sich verlaufen und während der Suche nach Beute von den etwa plötzlich rückkehrenden Feinden überfallen werden.

Dieser Vorgang liefert den klaren Beweis, daß dem Könige unbekannt war, in welchem Zustande der Auflehnung sich das Belagerungsheer gegen seinen unfähigen und verhaßten Oberbefehlshaber schon seit geraumer Zeit befand, überdies fehlte ihm auch der Schlüssel zu dem großen Siege, mit welchem er bei Eintritt der Dämmerung überrascht wurde.

Jedermann sah in dem Rückzuge der Türken einen geheimen Plan, glaubte an die Absicht des Feindes, im Dunkel der Nacht zurückzukehren, über die plündernden Christen herzufallen und denselben den Sieg wieder zu entreißen. Beherrscht von diesem Gedanken erließ der König das vorerwähnte Verbot und ließ das Heer die ganze Nacht in Schlachtordnung bereit stehen. Diese Vorsicht rettete das Türkenheer vor dem Untergange, zu dem eine tüchtige Verfolgung mit dem größeren Theile der Reiterei in der bis zur Fischa offenen Gegend sicherlich hätte führen müssen. Vermuthlich hätte Sobieski die Zeit besser angewendet, wenn er den geschlagenen Großwesir verfolgt hätte, wie es, beiläufig bemerkt, auch der Herzog von Lothringen beantragte; allein auch große Männer begehen zuweilen Fehler. Zeitgenossen des Königs, die sein Benehmen rechtfertigen wollten, gaben an, die Armee sei in Folge der vorangegangenen Märsche und Gefechte zu erschöpft gewesen, um eine nachdrückliche Verfolgung durchführen zu können; Andere dagegen, die den Ruhm Johanns zu verdunkeln suchten, behaupteten, die Begierde nach Beute, insbesondere nach dem besseren Theile derselben, der im Nachlasse des Großwesirs zu finden war, sei die Hauptursache gewesen, daß der Feind so schwach verfolgt wurde.

Als die Finsterniß der Nacht mehr und mehr hereinbrach, zündeten die Soldaten des Königs Fackeln an, und die Offiziere suchten, ungeachtet des strengen Verbotes, Reihe und Glied zu verlassen, die nahe gelegenen Zelte auf, um sich in den Besitz der zurückgelassenen Beute zu setzen. Daß die Soldaten niederen Grades dem Beispiele ihrer Offiziere folgten, ist eine selbstverständliche Sache.

Die Begierde nach der reichen Beute war besonders bei den Polen stärker, als das Bedürfniß nach Ruhe und Erholung; die ganze Nacht und den folgenden Tag wurde in den türkischen Zelten geplündert und wohl auch zerstört und verheert. So kam es, daß die Polen den größten und den werthvollsten Theil der Beute erhielten, was der König in seinen Briefen an die Königin selbst bestätigt und worüber an anderer Stelle ausführlicher berichtet werden soll.

Noch an dem Abend des siegreichen Tages wurde der Flügeladjutant des Herzogs, der Graf Franz Karl von Auersperg, mit der

Siegesbotschaft an den Kaiser Leopold I. abgefertigt, der unterdessen seiner Hauptstadt näher gerückt war und zuletzt bei Dürrenstein an der Donau auf einem Schiffe übernachtet hatte.

In der Nacht lagerten die Truppen vom Donauarme im großen Bogen bis an den Wienfluß, und zwar die des Herzogs von Lothringen in der Roßau, an diese schlossen sich die Heerschaaren der Kurfürsten von Sachsen, von Baiern und des Fürsten von Waldeck und an diese endlich der König von Polen mit seinen Regimentern und den ihm zugetheilten Deutschen. Die Heerführer blieben in der Nähe ihrer Soldaten, denen das Plündern im Verlaufe der Nacht, wie erwähnt, strengstens untersagt war, aber doch nicht allseitig verwehrt werden konnte.

Der große, herrliche, an das wunderbare grenzende Sieg über die Ungläubigen unter den Mauern Wiens war mit unverhältnißmäßig geringen Opfern erkauft worden. 1000 Todte, 3000 Verwundete und Vermißte waren die Verluste im christlichen Heere; circa 1000 Mann hatten die Polen allein verloren. Den Deutschen kostete der Sieg den Herzog Moriz von Croy, den Bruder des Feldmarschall-Lieutenants, der in derselben Schlacht verwundet wurde, und den Hannover'schen Obersten von Poland; von den Polen fielen folgende hervorragende Persönlichkeiten: der Großschatzmeister und der Starost von Halicz, deren rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde wir bereits erwähnten, dann Zbaski, Maczinski, Urbanski. Die Köpfe vieler anderer Offiziere fand man an der Stelle, wo das rothe Zelt des Großwesirs während der Schlacht gestanden war.

Der Verlust der Polen, obschon an Zahl nicht bedeutend, war dem Werthe nach sehr empfindlich. Es erfüllte den König mit großem Bedauern, daß er zumeist Reiter, und zwar Adelige verloren hatte.

Ein großer Theil des Heeres der Verbündeten war gar nicht ins Gefecht gekommen, der äußerste rechte Flügel der Polen unter dem Großfeldherrn Jablonowski war den ganzen Tag marschirt, ohne einen Schuß zu thun; das kaiserliche Kürassiercorps, das Centrum des Heeres und der größere Theil der rückwärtigen Treffen waren fortwährend bloße Zuschauer des Kampfes geblieben, welcher eigentlich vom ersten Treffen, den Dragonern und den Hußaren allein geführt und entschieden wurde.



Opening en slaen der Turken aent Weener Wald N.7. Ouverture du Grand Bois de Vienne et defaicte des Turcqs

Der rechte Flügel der Verbündeten dringt aus dem Wienerwalde vor und schlägt die Türken.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

Keiner der anwesenden Fürsten und Generale hatte während der Schlacht seinen Posten auch nur einen Augenblick verlassen; erst gegen Ende des Kampfes kamen der Kurfürst von Baiern und der Fürst von Waldeck auf den rechten Flügel zum Könige von Polen, um diesem zu dem glorreichen Tage, dem schönsten in der Geschichte seines Lebens, ihre Glückwünsche darzubringen.

Wie groß der Verlust der Türken in der Schlacht gewesen sein mag, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, da in dieser Beziehung die Angaben sehr verschieden sind. Wenn von einer Seite eine allzukleine Zahl von einigen Tausend Erschlagenen angegeben wird, so darf man auch den anderweitigen Angaben keinen Glauben schenken, daß 40.000 getödtete Türken das Schlachtfeld deckten. Französische Berichte sprechen von 10.000, die in der Schlacht vom Kahlenberge bis an die Schanzen von Wien gefallen seien. Bei Schätzung dieser Angabe muß man im Auge behalten, daß die Franzosen dem Könige und dem Kaiser wenig gewogen waren; eine gleiche Anzahl Erschlagener hat auch der französische Biograph Sobieski's angenommen. Oesterreichische Quellen berichten von 25.000 Mann, welche die Türken verloren haben; diese Angabe scheint, wenn man alle Umstände erwägt, der Wahrheit am nächsten zu kommen, doch dürften in diese Zahl auch diejenigen Feinde miteingerechnet worden sein, die von den Polen und dem General Dünewald während der Verfolgung niedergemacht worden und sonst im Gedränge der regellosen Flucht umgekommen waren. Einige Tausend feindliche Krieger wurden gefangen genommen; dieselben erwiesen sich später als eine sehr erwünschte Arbeitskraft, als es sich um die Reinigung der Straßen und Plätze und Wegschaffung des Mauerschuttes aus den Festungsgräben, Verschüttung der Laufgräben und anderer Verrichtungen handelte, zu denen die eigene Mannschaft nicht ausreichte.

Die so lange andauernde Belagerung hatte gleichfalls sehr große Opfer gefordert. Von der kaiserlichen Besatzungstruppe, die beim Beginne der Einschließung nicht viel über 12.000 Mann zählte, waren 5000 Mann umgekommen, 2000 Mann lagen am Tage der Befreiung in den verschiedenen Spitälern. 2 Oberste, 4 Obrist-Lieutenants, 1 Major, 17 Hauptleute, 20 Lieutenants und 8 Fähnriche fanden den ehrenvollen

Tod in Ausübung ihrer Pflicht. Von der Bürgerschaft und den anderen bewaffneten Bewohnern Wiens, im Ganzen circa 5000, gingen 1650 Personen, darunter 170 Bürger, theils durch den Feind, theils durch Krankheiten zu Grunde.

Im Ganzen sind während der neunwöchentlichen Belagerung von der Einwohnerschaft einschließlich der Besatzung 25.000 Menschen gestorben und innerhalb der Mauern begraben worden.

Die Katastrophe brach über die Türken so schnell und unerwartet herein, daß das türkische Lager mit dem gesammten Belagerungsgeschütz und anderen Kanonen (170 Stück), nebst einem ungeheuren Vorrathe an Kriegs- und anderweitigem Materiale, ferner die große rothe Fahne des Großwesirs, andere Standarten, Roßschweife und Reichthümer aller Art den Siegern in die Hände fielen. In den Backöfen fand man das Brod, in den Zelten, deren 50.000 erbeutet wurden, standen die Speisen bereit.

Das Wichtigste und Kostbarste der ganzen Beute, des Großwesirs unschätzbar reiches Zelt, in welchem die Pracht eines morgenländischen Satrapen aufgehäuft war, die von Gold und Edelsteinen strotzenden Waffen, das kostbar gezäumte Reitpferd, eine Menge wichtiger Schriftstücke, welche die Correspondenz mit den ungarischen Mißvergnügten und mit Frankreich enthielten, fielen dem Könige von Polen zu, der auf diesen Theil des Lagers eingedrungen war und der auch die Nacht in dem Zelte Mustaphas zubrachte.

Die Correspondenz war ein wichtiger Fund, insbesondere geeignet, Frankreich in der öffentlichen Meinung zu schädigen; sie wurde damals durch alle Reiche der Christenheit ausgebreitet, um zu erweisen, daß man den allerchristlichsten König im offenbaren Einverständniß mit dem Hauptfeind der Christenheit betroffen habe.

Das Zelt des Großwesirs hatte den Umfang einer kleinen Stadt; es enthielt Bäder, kleine Gärten, Kaninchengehege, außerdem eine Menge von Kostbarkeiten und Luxusgegenständen, die, wie König Johann sagte, mit seiner bei Choczim gemachten Beute gar nicht zu vergleichen waren. Der große Schatz an Geld, den der Großwesir in seinem Zelte bei sich geführt haben soll, fand sich jedoch nicht vor, vielleicht, daß derselbe von Mustapha selbst vertheilt oder fortgebracht worden war, vielleicht auch, daß



Veroven der groote Standaert en Nederlaeg der Turken N.9 Prise du grand Estendart et desaicte entiere des Turcqs

Pet Roomÿn de Hooghe in.

Eroberung der großen türkischen Standarte und totale Niederlage der Osmanen.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

das Geld unter den plündernden Soldaten zersplittert worden ist. Außer dem Prachtzelt des Großwesirs fanden sich noch andere reich ausgestattete Zelte, die den Paschas angehörten; auch in diesen waren Werthsachen aller Art aufgehäuft, sogar Geld, das in der Eile nicht hatte mitgenommen werden können, lag in den Zelten der Paschas und höheren Truppenführer.

Die kostbarsten Teppiche lagen haufenweise auf der Erde; gold- und silbergestickte Divans schmückten die Zelte; das Ruhelager des Großwesirs allein wurde auf mehrere 10.000 Thaler geschätzt. Im Zelte des Großwesirs befanden sich überdies kleine Gemächer so künstlich versteckt, daß man erst am dritten Tage in dieselben eindrang; man fand in diesen Gemächern eine Beischläferin des Großwesirs, die sich verborgen hatte, und die Leiche einer zweiten, die Mustapha mit eigener Hand getödtet hatte, damit sie den Siegern nicht in die Hände falle.

Jedermann war überrascht von der Bequemlichkeit und dem Luxus, die bei den Hochgestellten im türkischen Lager geherrscht hatten, von den vollkommen eingerichteten Bädern, wie man sie nur in großen Städten zu finden pflegt, von den schön ausgelegten Brunnen, von der Menge der wohlriechenden Seifen, die schichtenweise auf den Wandleisten lagen, von den riechenden Wässern und den Schränken mit verschiedenen Balsamen und Spirituosen ꝛc., von den silbernen Waschgefäßen, Kannen und Becken, deren manche mit Edelsteinen besetzt waren, von den kostbaren Uhrwerken, die in goldenen Gehäusen hingen, und von den Gebetschnüren aus Saphiren und Korallen, von denen die letzteren noch mit Rubinen oder anderen Edelsteinen besetzt waren. Das Geld fand sich entweder in ledernen Beuteln oder ausgeschüttet in einem Winkel des Zeltes auf dem Boden, nirgends war es in Kisten verschlossen, besser verwahrt überhaupt nur bei den Aermeren, die es im Mantelsacke mit sich geführt hatten. Diebstahl war unter den Türken offenbar zu jener Zeit so gut wie unbekannt.

Schon früher wurde erwähnt, daß der Löwenantheil der Beute den Polen in die Hände fiel, weil an dem Tage der Schlacht, außer dem rechten Flügel, Niemand in das feindliche Lager kam; doch ging von der großen Beute viel auf dem späteren Zuge durch Ungarn verloren,

da die Gepäckswagen im Moraste stecken blieben und das Fortkommen derselben nur dadurch möglich gemacht wurde, daß man den Pferden, die im Schlamme zu versinken drohten, einzelne Gepäckstücke unter die Füße warf.

Am Morgen des 13. September wurde das feindliche Lager den Soldaten preisgegeben. Die Einwohner der Stadt und der Nachbarorte, nahmen, eifrig, sich von den während der Belagerung erlittenen Verlusten zu erholen, ebenfalls Theil, und so wurde volle acht Tage hindurch unaufhörlich fortgeplündert, bis im feindlichen Lager nichts mehr übrig blieb als die Leichname der in der Schlacht Umgekommenen und der armen gefangenen Christen, welche von den Barbaren in grausamster Weise, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, niedergemetzelt worden waren. Viele Wiener beeilten sich, nach der Einschließung, die so lange gewährt hatte, aus der Stadt zu kommen; sie kletterten über den Schutt der zwischen der Burg- und Löbelbastei niedergestürzten Mauern in den Stadtgraben und von da über die ruinirten Abschnitte und durchbrochenen Palissaden in des Feindes Lager. Andere, die nicht so ungeduldig waren, nahmen ihren Weg durch das einzige wieder geöffnete Thor, Schottenthor, in dem aber bald ein so heftiges Gedränge entstand, daß es fast lebensgefährlich war, sich hineinzuwagen. Die Vorräthe waren so groß und so mannigfacher Art, daß die zum Plündern berechtigten Soldaten am ersten Tage nur baares Geld und Kostbarkeiten nahmen und alles Uebrige den Wienern überließen.

Unter den vielen Gegenständen, die im Türkenlager zurückgeblieben waren, befand sich auch ein hölzernes Kreuz, welches der walachische Fürst Serban II. Kantakuzeno beim Gatterhölzel an jener Stelle aufrichten ließ, wo bisweilen eine Messe gelesen wurde. Vor dem Abzuge der Türken ließ es der Fürst bei seinem Zelte in die Erde verbergen, denn er ahnte bereits den üblen Ausgang der Belagerung. Er stellte daher einen christlichen Gefangenen, Johann Augustin Strohwasser, auf freien Fuß und entließ ihn nach Neustadt mit der Bedingniß, daß derselbe, wenn er nach Wien käme, zum Bischof Kollonits gehe und denselben bitte, das Kreuz zu erheben und es an einem solchen Orte aufrichten zu lassen, wo es vom Volke verehrt werden könne. Strohwasser

vollführte dies auch; indeß war das Kreuz bereits durch eine Magd, welche im Gattergehölze Holz klauben ging, zufällig aufgefunden und dem Domprobst Johann Bapt. Mayer davon Nachricht gegeben worden, worauf es im feierlichen Zuge nach der Stadt geholt und vom Bischof Emerich Sinelius im Bischofshofe verwahrt wurde. Anfangs des Jahres 1684 wurde es an dem Orte, wo es früher gestanden und in derselben Richtung gegen Wien zu wieder aufgerichtet und zu seiner Bewahrung eine Kapelle darüber gebaut. Im Jahre 1785 kam das Kreuz abhanden. Die Kapelle (auf dem Wege von Meidling nach Hetzendorf) führte aber bis in die neueste Zeit den Namen des Moldauer Kreuzes.

Trotzdem Vieles verschleppt worden war, fand man im Lager auf engem Raume zusammengepfercht: 15.000 Ochsen, Büffel und Maulthiere, 5000 Kameele, von denen die meisten schon bepackt waren, 10.000 Schafe, dann 100.000 Malter Korn, Hafer, Gerste, 20.000 Säcke Reis und ganze Magazine voll Mehl, Kaffee, Zucker, Honig, Oel, Fette, Leinwand, Baumwolle, Leder, Pelzwerk und viele andere Artikel, die ebenso werthvoll, als den Bedürfnissen angemessen waren. Aus diesen enormen Vorräthen ist zu entnehmen, wie die türkischen Offiziere für sich gesorgt hatten, während der gemeine Soldat häufig Mangel litt.

Durch die Besitznahme von so ungeheuer großen Vorräthen trat auf einmal in den Preisen der Lebensmittel eine mächtige Verminderung ein. Noch den Tag zuvor hätte Mancher gerne das Pfund Rindfleisch mit einem Gulden bezahlt, wenn es nur zu haben gewesen wäre; nun wurde es in der Stadt um vier Kreuzer, vor der Stadt gar um sechs Pfennige verkauft. Die bisherige bittere Noth verwandelte sich mit einem Schlage in Ueberfluß, so daß nicht allein für das Bedürfniß, sondern sogar für die Schwelgerei gesorgt war. Nur an Trinkwasser war großer Mangel, weil die Feinde alle Brunnen in den Vorstädten verschüttet oder sonst unbrauchbar gemacht hatten; während der Nacht nach dem Siege und am nächsten Morgen wurden im Lager für eine Maß Wasser zwei Silbergroschen gezahlt und die Nachfrage nach diesem theuren Getränke war groß.

Viele Bürger von Wien, insbesondere aber die Vorstädter, die sich in die innere Stadt geflüchtet hatten und nun begierig waren, die Ruinen

ihrer Besitzthümer zu sehen, drängten vor die Wälle hinaus. Sie konnten sich aber in den von Gräben, Schanzen, Palissaden und Abschnitten durchkreuzten, vielfach in Trümmerhaufen verwandelten Straßen, wo ihre Häuser gestanden waren, nicht leicht zurecht finden. Die Vorstädte fand man in einem furchtbar verwüsteten Zustande; die nicht bis auf den Grund zerstörten Häuser waren voll von Menschenleichen, die Fässer in den Kellern zerschlagen, so daß man an einigen Stellen bis an die Knöchel in Wein waten mußte. Doch fand man in manchen Zimmern und Kellerräumen auch große Vorräthe von Fleisch, Unschlitt, Fett, Oel, Getreide, Ochsenhäuten, dann Holz- und Eisenvorräthe, welche vielen Hausbesitzern trefflich zu Statten kamen und denselben die Mittel gaben, ihre Häuser bald neu und schöner als vorher aufzubauen.

Wie diese Belagerung zunächst die Blüthe der Vorstädte zerstörte, so legte sie doch andererseits durch die unermeßliche Beute, die zurückblieb, den Keim zu höherem Wohlstande, ja zum Reichthum verschiedener Vorstädtler. Viele erbeuteten nicht blos ganze Säcke voll Piaster und andere Werthsachen, sondern auch — was wichtiger war — Mittel und Werkzeuge für einen umfassenden Betrieb ihrer Berufsarbeit. So erhielten viele Gärtner auf der Landstraße, denen das Heister'sche und das Kaiserstein'sche Regiment vor der Einschließung der Stadt alles herrliche Obst aufgezehrt, die Gärten verwüstet und anderen Schaden zugefügt hatten, nunmehr Ersatz durch den auf Jahre zureichenden Dünger, der von der großen Menge Pferde, Maulthiere und Kameele herrührte. Ebenso wurden viele Bewohner der Laimgrube, des Kroatendörfels und von St. Ulrich durch ein Uebermaß von Lebensmitteln, Vorräthen und Werkzeugen aller Art entschädigt, denn Kara Mustapha's Heerlager hatte einer vollständig und bequem eingerichteten Stadt geglichen.

Von der ungeheuren Menge aufgefundenen Kaffees schreibt es sich her, daß seitdem Kaffee ein Lieblingsgetränk der Wiener geworden ist. Die Concession zu dem ersten Kaffeehause in Wien (am Stefansfriedhofe, dann im Schlossergäßchen im Hause „zur blauen Flasche") erhielt noch im Jahre 1683 der Pole Franz Koleczicki (auch Kollschützki), der als Kundschafter an den Herzog von Lothringen der Stadt wichtige Dienste geleistet hatte und nunmehr den Lohn seiner kühnen Thaten genoß.

Ferner fiel den Siegern eine ungeheure Menge von Kriegsmaterial in die Hände. Der König Johann brachte sein Erstaunen über diese Fülle in den Worten zum Ausdrucke, daß er nicht wisse, womit die Türken den Krieg nun weiter führen wollten. Außer einer großen Anzahl von Kanonen und Mörsern wurde noch das folgende Kriegsmaterial in die Wiener Zeughäuser und Rüstkammern abgeliefert: 2000 Centner Pulver, 4000 Centner Blei, 18.000 metallene Granaten, 2000 eiserne Handgranaten, 10.000 Schaufeln, Krampen und Haken, 16 Centner Lunten, 20.000 Brandkugeln, 50 Centner Pech und Harz, 10 Centner Petroleum, 1 Tonne Leinöl, 50 Centner Salpeter, 30.000 Stück Geräthe für Mineure, 50 Centner Zeltleinwand, 20.000 hanfene Säcke, 80 Centner Hufeisen und Nägel, 50 Centner andere Nägel, 1000 Stück Pechpfannen, 400 Sensen, 4000 Stück Schaffelle, 20 Centner Stricke und Seile, 2000 Hellebarden, 500 Janitscharenrohre, 500 Säcke Baumwolle, 2000 leere Säcke, 2000 eiserne Schildplatten, 100 Centner Schmer und Unschlitt, 200 Janitscharen-Pulverhörner, 100.000 lederne Pulversäcke, 4 Blasbälge, die dazu dienten, die Kugeln glühend zu machen, 50 Centner Roheisen, 200 Wagenwinden, 1000 große Bomben, 18.000 Kugeln verschiedener Größe, 16 große Amboße, 200.000 Brandröhren, 8000 Munitionskarren und andere Requisiten. Vieles von dem Munitions- und sonstigen Vorrathe mag verschleppt worden sein; denn so bedeutende Mengen dieses Verzeichniß auch aufweist, so können dieselben im Hinblick auf die Stärke des Belagerungsheeres doch nicht als hinlänglich angesehen werden.

Während Alles freude- und siegestrunken die Beute sammelte und sich dem langentbehrten Vollgenusse der Lebensgüter überließ, erschien auch der wahre Mann Gottes, der edle Bischof Kollonits, mit mehreren eifrigen Priestern im Türkenlager. Seine Beute war von ganz besonderer Art; er nahm sich der armen verlassenen Kinder an, die, ihrer Eltern und Freunde beraubt, von den hartherzigen Feinden dem Elende und Verderben überlassen worden waren und unbeachtet von den rauhen Kriegsleuten blieben. Mehr als 500 dieser unmündigen Geschöpfe lagen noch im Lager zerstreut umher, viele derselben waren durch den Hunger schon so entkräftet, daß sie sich kaum mehr bewegen konnten. Der

Bischof brachte die Kinder in die Stadt, verpflegte sie und sorgte auch später für ihre Erziehung zu nützlichen Staatsbürgern. Ebenso ließ er die vielen erkrankten und verwundeten Christen, welche in den Feldern schmachteten, denn nicht alle von den Türken Mißhandelten waren todt auf dem Platze geblieben, auf seine Kosten in die Stadt führen, verpflegen und mit ärztlicher Hilfe versehen.

Sobieski verbrachte die Nacht in dem erbeuteten Zelte des Großwesirs. In den Räumen desselben fand man den polnischen Gesandten Proski, der so wie der kaiserliche Resident von Khunitz als Gefangener den Kriegszug nach Wien hatte mitmachen müssen. Proski hatte ein noch schlimmeres Schicksal als Khunitz erduldet; er war von dem Momente an, in dem die Nachricht von dem Bündnisse Sobieski's mit dem Kaiser eingetroffen war, in Fesseln gelegt, in der Nähe des Großwesirs verwahrt und täglich mit dem Tode bedroht worden. Der Großwesir hatte mehr als einmal zu ihm geäußert: „Wenn Dein Herr marschirt, so werde ich Dir den Kopf abschlagen lassen!" Zum Glücke wurde der Großwesir erst im Verlaufe der Schlacht von der Anwesenheit des Königs unterrichtet, und zwar in dem kritischen Momente, in dem die polnischen Reiterschwadronen mit dem Könige an der Spitze gegen die Stellung des Großwesirs anstürmten. Bei dieser Gelegenheit zeigte der Tatarenkhan dem Wesir die mit Fähnlein gezierten Lanzen der polnischen Gardereiter mit den Worten: „Ach! nun ist kein Zweifel mehr, der König ist an ihrer Spitze!" Die bald darauf eingetretene Schwankung im türkischen Centrum, hervorgerufen durch die Flucht des Khans mit seinen Tataren, lenkte die Aufmerksamkeit des Großwesirs auf so wichtige Dinge, daß er keine Zeit fand, seine grausame Drohung zu erfüllen. Der polnische Gesandte war durch die Befreier Wiens gerettet, nachdem er durch zwei Monate täglich den Säbel über seinem Haupte schweben gesehen hatte. Der kaiserliche Resident von Khunitz hatte sich erst gegen das Ende der Schlacht mit knapper Noth auch in die Stadt retten können. Aus der Gefahr, von den Türken ermordet zu werden, gerettet, gelangte er in die Hände der Polen und Sachsen, die ihn seiner türkischen Kleidung wegen für einen Spion hielten und von denen er viel Ungemach ausstehen mußte, ehe er zu den Seinen zurückgelangte.

Gegen 9 Uhr Vormittags ritt der heldenmüthige Commandant Graf Starhemberg, umgeben von seinen Generalen und Obersten, in das Lager, um die großen Heeresfürsten zu begrüßen. König Johann erwartete ihn vor seinem Zelte, umarmte und begrüßte ihn herzlich als Helden und Bruder. In Begleitung des Herzogs von Lothringen, des Kurfürsten und anderer Herren nahmen die beiden Helden dann die Arbeiten der Feinde in Augenschein. Der König verwunderte sich über die Festigkeit und die Anlage der von den Türken errichteten Werke, desgleichen über die weit vorgeschrittene Zerstörung des Hauptwalles und der Basteien, die nach seinem Urtheile der Stadt bald ein Ende bereiten mußte; den Muth und die Ausdauer, welche von den Belagerten unter solchen Umständen bewährt worden waren, konnte Sobieski gegen Starhemberg nicht lobend genug anerkennen.

An einer Ecke der Stadtmauer zwischen dem Burg- und Schottenthor ruhte der König, von dem beschwerlichen Gange und der Tageshitze ermüdet, einige Zeit aus. Zum Andenken an diese Rast des Königs wurde an dieser Stelle eine Steinplatte in die Mauer eingefügt, auf der der Name des Königs eingemeißelt war. Leider verschwand diese Gedenktafel, als im Jahre 1809 die fortificatorischen Werke Wiens von den Franzosen mit muthwilliger Rohheit demolirt wurden. Noch an demselben Vormittage besuchte Sobieski unter ungeheurem Zudrange der beifalljauchzenden Bevölkerung die Stadt, die er durch die Ausfallspforte zunächst dem Schottenthore betrat. Voraus ritt eine Abtheilung polnischer Edler, hinter diesen wurde die von schwerem Golde schimmernde große türkische Fahne, umgeben von den erbeuteten Standarten und Roßschweifen, einhergetragen, dann folgte der König in glänzendem Kriegerschmucke, neben ihm der Graf Starhemberg, hinter den Beiden der Prinz Jakob von Polen in deutscher Kleidung, der Kurfürst von Baiern und die übrigen deutschen Fürsten, sowie die Generalität. In dem Zuge befand sich auch ein reich aufgezäumtes Reitpferd Kara Mustapha's, das im türkischen Lager erbeutet worden war. Nur mit Mühe konnte der König durch die dichte Menge, welche sich in den Straßen und Plätzen angesammelt hatte, vorwärts kommen. Alles Volk drängte sich heran, um ihm dankbar für die der Stadt geleistete ausgiebige Hilfe

Hände, Füße und Kleider zu küssen. Vor der Jesuitenkirche am Hof — der ersten Kirche, die Sobieski betrat, um dem Allmächtigen für den seinen und den verbündeten Waffen verliehenen herrlichen Sieg zu danken — begrüßte den König die ganze daselbst mit ihren Fahnen aufgestellte Bürgerschaft. Sodann ritt Sobieski mit unbedecktem Haupte zur Stefanskirche, wo ihn der Domprobst Johann Baptist Mayer mit einer Ansprache empfing, und verfügte sich endlich in die Augustinerkirche, wo er in der Lorettokapelle, demüthig das Antlitz auf den Boden geneigt, der heiligen Messe beiwohnte. Nach Beendigung derselben trat er rasch und ungeduldig, wie er war, vor den Hochaltar und stimmte selbst das Tedeum an, in das die Polen, die Geistlichkeit und das versammelte Volk mit vollem Herzen einstimmten. Seit zwei Monaten tönten zum ersten Male wieder alle Glocken in Wien unter dem Donner sämmtlicher Geschütze auf den Wällen.

Aus den Mittheilungen eines Augustinermönchs über den Besuch des Königs entnehmen wir Folgendes wörtlich: „Am Montag kam der König in Polen mit seinem königlichen Prinzen und den Vornehmsten der Seinigen in die Lorettokapelle, hörte um 11 Uhr eine heilige Messe, die P. Josef a S. Oswaldo ohne Musik gelesen, dem zwei Kleriker ministrirt, nach welcher der König selbst den Hymnus Te deum laudamus mit den Seinigen zu singen angefangen und vollendet. Hierauf hat er einen Trunk Wein von unsern Patribus begehrt, die ihm ein halbes Maßglas dargereicht, so er in der Kapelle schier ausgetrunken. Es warteten dem König auf die kaiserlichen Generale, als Starhemberg, Scherfenberg, Sereni und Kaplíř. Dem Starhemberg gratulirte der König, daß er die Stadt gegen einen so starken Feind erhalten, welcher dem König geantwortet: „ego cum his feci“ (ich habe es mit diesen gethan), auf die anderen drei Generale deutend.

„Bevor der König aus der Kirche gegangen, blieb er beim St. Cajetansaltare stehen, lehnte sich mit der linken Hand auf den Stuhl, besah die Kirche und sagte: „Dolendum esset, si ista bestia (Turca) hanc Ecclesiam aquisivisset.“ (Es wäre schmerzlich, wenn jene Bestie [der Türke] diese Kirche erobert hätte!) Nachher ließ er Alle zum Handkuß, wer immer in der Kirche wollte, sowohl Manns- als Weibspersonen.“

In der Mitte zweimal: لا اله الا الله محمد رسول الله Es ist kein Gott ausser dem wahren Gott und Muhammed sein Prophet.



Um den Rand: Anfang der 48. Qorân-Sûrah. سورة الفتح

انا فتحنا لك فتحا مبينا ☆ ليغفر لك الله ما تقدم من ذنبك وما تأخر ويتم نعمته عليك ويهديك صراطا مستقيما ☆

وينصرك الله نصرا عزيزا ☆ وهو الذى انزل السكينة فى قلوب المومنين ليزدادوا ايمانا مع ايمانهم ولله

Abbildung der großen Hauptfahne des Großwesirs Kara Mustapha,

welche in der Entsatzschlacht erbeutet und dem Papst Innocenz XI. übersendet worden ist.

Nach beendetem Gottesdienste trat der König und die Fürsten aus der Kirche, tief gerührt und so von der Siegesfreude überwältigt, daß der König Alles umarmte, was ihm in den Wurf kam. Er und sein Sohn benützten dann einen sogenannten Kobelwagen zur Weiterfahrt. Das allgemeine Zujauchzen des Volkes, das Gedränge der Menschen, die seine Hand, seinen Mantel, seine Stiefel küssen wollten, wurde bei dieser Fahrt beinahe lebensgefährlich. Endlich erreichte man die Wohnung Starhemberg's in der Krugerstraße; hier erwartete ein herrliches Mahl die Feldherren, die Fürsten und den König, dem hier auch der Stadtrath und die anderen Behörden vorgestellt wurden.

Da man Wiens Beschießung in großer Entfernung, ja selbst im steirischen Hochgebirge deutlich hatte vernehmen können, so erregte die Stille, die jetzt plötzlich eingetreten war, in den Gegenden, in die noch keine Kunde vom Entsatze gedrungen war, z. B. in Wiener-Neustadt und in den südlichen Gebirgen, einen namenlosen Schrecken. Man glaubte, daß die theure Kaiserstadt in die Hände des Erbfeindes gefallen sei. Die 300 Kanonenschüsse, die in regelmäßigen Pausen während des Tedeums von den Wällen donnerten, waren Freudensignale für die in der Ferne bangenden Freunde.

Nach dem Festmahle besuchte Sobieski noch den Grafen Kaplíř, ruhte in dessen Wohnung eine kurze Zeit aus und kehrte gegen Abend wieder in das Lager zurück, wo er nächtlicher Weile schrieb, um über die Eindrücke des Tages zu berichten. Einige bezeichnende Stellen dieses Briefes (des neunten in der Sammlung) mögen hier wiedergegeben sein:

„Der Wesir hat auf seiner Flucht Alles zurückgelassen; er hat nur sein Pferd und sein Kleid behalten. Ich habe mich zu seinem Erben eingesetzt, denn der größte Theil seiner Reichthümer ist mir in die Hände gefallen.

„Als ich mit der ersten Linie vorrückte und den Wesir vor mir zurückdrängte, traf ich auf einen seiner Bedienten, der mich in die Zelte seiner Privathofhaltung führte. Diese Zelte nehmen für sich einen Raum ein so groß wie die Stadt Warschau oder Lemberg. Ich bemächtigte mich aller Ehrenzeichen und Fahnen, die man vor dem Großwesir herzutragen pflegt. Was die große Fahne Mohameds betrifft, die ihm

sein Herr für diesen Krieg anvertraut hatte, so habe ich dieselbe durch Talenti dem heiligen Vater geschickt.*)

„Ferner haben wir reiche Zelte, prächtige Equipagen und tausend andere sehr schöne und sehr kostbare Spielereien aufgefunden. Ich habe noch nicht Alles gesehen, aber es läßt sich mit dem, was wir bei Choczim gesehen haben, gar nicht vergleichen. Vier oder fünf mit Rubinen und Saphiren besetzte Köcher sind für sich allein einige tausend Ducaten werth. Sie können also nicht zu mir sagen, mein Herz, was die Weiber der Tataren ihren Männern zurufen, wenn sie ohne Beute zurückkommen: „„Du bist kein Kriegsmann, weil Du mir nichts zurückgebracht hast, denn nur der Mann, der vordringt, kann etwas erbeuten!““

„Ich habe auch ein Pferd von dem Wesir mit dem ganzen Geschirr. Er selbst ist auf der Ferse verfolgt worden, aber er entkam. Sein Kihay oder erster Lieutenant wurde getödtet, sowie eine Menge anderer Offiziere von hohem Range. Unsere Soldaten haben viele Säbel mit goldenen Griffen erbeutet. Die Nacht machte der Verfolgung ein Ende. Uebrigens vertheidigten sich die Türken auf ihrer Flucht mit Hartnäckigkeit. Die Janitscharen jedoch wurden in den Laufgräben ver-

*) Mit dieser Fahne hatte es seine eigene Bewandtniß. Ganz Europa theilte das Interesse, weil allgemein die Ansicht verbreitet wurde, man hätte die Fahne des Propheten erobert; thatsächlich aber war diese noch während der Schlacht vom Emir dem Standartenträger rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Von den zwei Fahnen, die dem Könige in die Hände fielen, wurde die größere dem Papste Innocenz XI. überschickt, die andere nebst einigen anderen Trophäen dem Kaiser überlassen. Die erstere war von erhabener Goldarbeit und von einem grünen Streifen umgeben, auf welchem arabische Schriftzeichen mit Gold eingestickt waren. In der Länge hatte sie zwölf, in der Breite acht Schuh; auf der Stange, die reich verziert war, befand sich ein Knopf von vergoldetem Kupfer. In Rom, wohin sie des Königs Secretär Talenti überbrachte, war sie Gegenstand besonderer Ceremonien. Sie wurde während der Messe vom Papste mit Füßen getreten, dann aber geweiht und zum ewigen Andenken im Vatican aufgehängt. Erst später erfuhr man, daß dieselbe nicht die Fahne des Propheten sei. Die andere Fahne, aus rothem, grün verbrämtem Damast, in arabischen Schriftzeichen die Worte enthaltend: „Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet“ befindet sich noch heute in der k. k. Ambraser-Sammlung nebst folgenden Trophäen: 1. einem Roßschweif an einer gemalten Stange ohne Verzierung; 2. der mit silbernen und vergoldeten Schlagblättern versehenen Streitaxt des Großwesirs; 3. einem gleichfalls vom Wesir zurückgelassenen Köcher von blauem Sammt, mit vergoldeten Silberblättchen besetzt, sammt hölzernen, zierlich lackirten Pfeilen nebst Bogen.

gessen und Nachts alle in Stücke gehauen. So groß war der Eigendünkel und der Stolz der Türken, daß, während ein Theil der Armee uns die Schlacht anbot, ein anderer die Stadt stürmte. Auch hatten sie Leute genug für Beides. Ich schätze sie, ohne die Tataren, auf 300.000 Streiter (!), Andere haben 300.000 Zelte gerechnet, was eine Menschenmenge ausmachte, die gegen alle bekannten Verhältnisse wäre. Ich für meine Person rechne ungefähr 100.000 Zelte, denn sie nahmen drei ungeheure Lager ein. Seit zwei Nächten und einem Tage bemächtigt sich derselben wer will, selbst die aus der Stadt sind gekommen, um an der Beute Theil zu nehmen, ich bin überzeugt, sie haben acht Tage damit zu thun. Die Türken haben bei ihrer Flucht viele gefangene Landeseingeborene, besonders Frauen, zurückgelassen, nachdem sie aber zuvor so viel derselben, als sie nur konnten, niedergemacht hatten. Demzufolge sind viele Frauen getödtet worden, aber viele andere sind nur verwundet und können wieder hergestellt werden. Ich traf gestern einen Knaben von drei Jahren an, welchem einer dieser Unholde den Kopf bis zum Munde gespalten hatte. Es ist unmöglich, alle die ausgesuchten Verfeinerungen des Luxus, die der Großwesir in seinen Zelten vereinigte, einzeln zu schildern. . . .

„Heute nahm ich die Stadt in Augenschein, sie hätte sich nicht mehr fünf Tage halten können. Das kaiserliche Schloß ist von Kugeln durchlöchert; die ungeheuren, geborstenen und halb eingestürzten Basteien gewähren einen schrecklichen Anblick, man könnte sie Felsmassen nennen. Alle Truppen haben ihre Schuldigkeit gethan, sie schreiben Gott und uns den Sieg zu. In dem Augenblicke, wo der Feind anfing sich zurückzuziehen (und der größte Stoß fand da statt, wo ich mich befand, dem Großwesir gegenüber), begab sich die ganze Cavallerie der übrigen Armee zu mir auf den rechten Flügel, da das Centrum und der linke Flügel nur noch wenig zu thun hatten; ich sah dann den Kurfürsten von Baiern, den Fürsten von Waldeck und Andere herbeieilen, sie umarmten mich, sie küßten mir das Gesicht; die Generale küßten mir Hände und Füße, die Soldaten, die Offiziere zu Fuß und zu Pferd riefen: „„Ah, unser braver König!““ Alle gehorchten mir besser als die Meinigen.

„Erst diesen Morgen habe ich den Herzog von Lothringen und den Kurfürsten von Sachsen wieder gesehen; wir konnten uns gestern

nicht begegnen, weil sie auf dem äußersten linken Flügel waren. Der Stadtcommandant Starhemberg besuchte mich heute auch. Alles hat mich umarmt und mir den Namen Retter gegeben. Ich war in zwei Kirchen, wo mir das Volk die Hände, die Füße, die Kleider küßte; Andere, die mich nur leicht berühren konnten, riefen aus: „„O! geben Sie uns Ihre siegreichen Hände zu küssen!““ Sie schienen vivatrufen zu wollen, aber sie wagten es nicht aus Furcht vor den Offizieren und anderen Beamten. Doch ließ ein Haufen Volkes eine Art von Vivats hören. Ich bemerkte, daß die Obern dies mit scheelem Auge ansahen; als ich daher bei dem Commandanten gespeist hatte, beeilte ich mich, die Stadt zu verlassen und wieder in das Lager zu kommen. Die Menge begleitete mich bis zum Thore. Ich sehe, daß der Starhemberg mit dem Stadtmagistrat nicht im guten Einverständnisse ist. Als er mich empfing, stellte er mir keinen von den Civilbeamten vor. . . .

„Wir haben eine so drückende Hitze, daß wir nur noch durch Vieles Trinken unser Leben erhalten. Man hat soeben noch eine große Menge von Kriegsvorräthen entdeckt, ich weiß in der That nicht, was ihnen geblieben ist und womit sie den Feldzug machen wollen. In diesem Augenblicke wird mir berichtet, daß der Feind auf seiner Flucht fünfzehn kleine Kanonen stehen ließ. . . .

„Ich bin im Begriffe aufs Pferd zu steigen, um nach Ungarn zu marschiren, und ich hoffe, wie ich Ihnen beim Abschied sagte, Sie in Stry wiederzusehen. Wyszinski soll die Wege ausbessern und die Zimmer rüsten lassen. Dieser Brief ist die beste Zeitung, und Sie können sich desselben zu diesem Endzweck bedienen, mit der Bemerkung, daß es der Brief des Königs an die Königin ist.

„Die Fürsten von Baiern und von Sachsen sind entschlossen, mir bis ans Ende der Welt zu folgen. In den ersten zwei Meilen werden wir mit verdoppelter Schnelligkeit marschiren müssen wegen der unerträglichen verpestenden Ausdünstungen der Leichname von so vielen Menschen, Pferden und Kameelen. Ich habe dem Könige von Frankreich geschrieben; ich habe ihm gesagt, daß ich es als angemessen fände, besonders ihm, dem allerchristlichsten Könige, einen Bericht abzustatten

über die gewonnene Schlacht und die Rettung der Christenheit.*) Der Kaiser ist anderthalb Meilen von hier, er fährt zu Wasser die Donau herab; aber ich merke, daß er keine große Begierde hat, mich zu sehen, vielleicht wegen der Etiquette. Er beeilt sich nach Wien zu kommen, um das Tedeum singen zu lassen, deswegen weiche ich ihm. Ich wünschte sehr, alle diese Ceremonien zu vermeiden, bis auf den heutigen Tag hat man uns nur mit Complimenten abgespeist."

An dem feierlichen Einzuge des Königs in Wien betheiligte sich weder der Herzog von Lothringen, noch der Kurfürst von Sachsen. Die Ursache ihres Fernbleibens von dem Triumphe, welchen der König feierte, war weniger eine Selbstverläugnung, die im gegebenen Falle kaum erklärlich wäre, als die dringende Verpflichtung, den Ausschreitungen der Soldaten, die wieder in die Grenzen der Disciplin zurückgeführt werden mußten, Einhalt zu thun. Kurfürst Georg von Sachsen benützte überdies die Zeit, um mit seinen Truppen aus der ungesunden Atmosphäre des türkischen Lagers zu kommen, wo der Gestank von den unbeerdigten Leichen schon unerträglich geworden war. Diesem Beispiele folgten die Baiern, Franken und Würtemberger und später auch die Polen. Das neue Lager der Verbündeten erstreckte sich von St. Marx, wo der rechte Flügel mit den Sachsen stand, über Simmering bis Schwechat; die Polen bildeten den linken Flügel. Der Herzog von Lothringen bezog mit den kaiserlichen Truppen ein Freilager bei Kaiser-Ebersdorf und Mannswörth.

Was die Plünderung des feindlichen Lagers anbelangt, muß noch erwähnt werden, daß das Meiste der Beute in die Hände der Polen oder der bei dem Könige befindlichen deutschen Regimenter fiel, denn außer den Truppen des rechten Flügels kam am ersten Tage Niemand in das Lager. Auch die gemeinen Soldaten bereicherten sich mit Gold, Edelsteinen, kostbaren Stoffen und anderen werthvollen Sachen. Zum Zeugniß dieser Thatsache sollen hier noch einige Stellen aus der könig-

---

*) Es scheint, daß sich hier Sobieski ein boshaftes Vergnügen verschaffte, indem er Ludwig XIV. von dem Siege über die Türken sofort Nachricht gab. Der Brief soll unter Anderem auch die Stelle enthalten haben: „Er glaube, daß der älteste Sohn der Kirche ganz besonders erfreut sein müsse über den Erfolg der christlichen Waffen."

lichen Correspondenz angeführt werden. Es geht aus denselben hervor, daß der König bei Vertheilung der Beute sich und die Seinen in erster Linie bedachte, überhaupt die Gelegenheit, die sich ihm darbot, unbedenklich ausnützte. Daß ihm das Zelt des Kara Mustapha und die große darin enthaltene Beute zufiel, kann nur für einen Zufall angesehen werden. Er stieß eben zuerst darauf oder wurde vielmehr nach seiner eigenen Angabe von einem Diener des Wesirs hineingeführt, der sich dadurch den König geneigt machen wollte. Sobieski hatte übrigens die Kosten des Feldzuges aus eigenen Mitteln bestritten, daher auch ein Recht, sich bezahlt zu machen; hätte er die Beute nicht genommen, so wäre er schwerlich bei einer Theilung in solchem Maße bedacht worden.

Im zwölften, vom 20. September datirten Briefe des Königs heißt es diesbezüglich: „Von den Towarcysz (adelige Soldaten) haben sich einige durch Beute so bereichert, daß sie große Herren geworden sind. Man sieht bei unseren Soldaten viele mit Diamanten besetzte Gürtel. Viele aber haben diese Kostbarkeiten in Wien um einen geringen Preis verkauft, Andere bemühen sich, ihren Fang zu verbergen. . . .

„Der Herzog von Lothringen kommt oft zu mir. Der Arme hat weder eine Beute von dem Feinde, noch ein Geschenk vom Kaiser erhalten."

Von der Insel Schütt schrieb Sobieski am 28. September (im dreizehnten Briefe) unter Anderem Folgendes: „Ich schicke Ihnen, meine Liebe, ein Verzeichniß der Kriegsvorräthe, die man im türkischen Lager genommen hat und die wir theilen müssen. Es ist unbegreiflich, welche ungeheure Rüstungen sie gemacht haben. Es ist ferners zu bemerken, daß von unserer Armee sehr viel verschleudert wurde, denn erst nach einer dreitägigen Plünderung fing man an, das Verzeichniß zu machen. So lange nahm Jeder, was ihm beliebte. Man hat dreimal mehr Pulver verbrannt, als übrig blieb. Man muß dieses Verzeichniß in den Zeitungen bekannt machen. Was die Beute betrifft, so ist es unmöglich, Alles zu beschreiben, aber die vorzüglichsten Stücke sind: ein Gürtel mit Diamanten, zwei mit Diamanten besetzte Uhren, vier bis fünf sehr reiche Messer, fünf sehr reiche Köcher mit Rubinen, Saphiren

und Perlen; Decken, Teppiche und tausend andere Kleinigkeiten; die schönsten Zobelpelze von der Welt.

„Viele Soldaten haben Gürtel mit Diamanten. Ich begreife nicht, was die Türken damit thun wollten, denn sie pflegen keine Gürtel zu tragen; vielleicht wollten sie die Wiener Damen, die in ihre Hände fallen sollten, damit schmücken; gewiß ist aber, daß die Diamanten schön sind und die Besetzung sehr reich ist. Unsere Leute haben in Wien viele solche Stücke wohlfeil verkauft, aus Furcht, ihre Herren möchten sie ihnen wieder nehmen.

„In dem Augenblicke, da die unordentliche Flucht anfing, trat der Wesir in sein Zelt und befahl seinem Gefolge, alle Geldsäcke zu nehmen. Es kamen auch Ueberläufer, die 3000 bis 4000 Ducaten mitbrachten. Eines von des Wesirs Pferden, das man an der Koppel führte, ist gegenwärtig mit Sattel und Zeug bei mir; es wurde von einem Towarcysz, von der Schwadron der Panzerreiter, Namens Ronczkowski, gefangen. Ich habe eine Schatulle von massivem Golde, in welcher drei goldene Blätter von der Dicke eines Pergamentes. Diese Blätter sind mit Figuren bedeckt, die kabbalistisch zu sein scheinen. Was den großen Schatz betrifft, so kann man unmöglich erfahren, was aus ihm geworden ist; ich kam zuerst in die Zelte des Wesirs und sah Niemanden denselben sich zueignen; er muß entweder unter die Truppen vertheilt worden sein, oder man hat ihn uns noch nicht gebracht oder er wurde vor der Schlacht zurückgeschickt. Viele Türken, vom ersten Dragoman an, überließen sich der Unordnung schon um vier Uhr, d. h. von dem Augenblicke an, da sie unsere Arme sich ihrem Lager nähern sahen. Dies hat mir der Bediente des Dragomans gesagt."

Am 5. October sendete der König einen Theil der Beute nach Hause; der vierzehnte Brief meldete der Königin hierüber unter Anderem: „Da ich Zdonski nach Polen zurückschicke, vertraue ich ihm einige Kleinigkeiten, die er Ihnen überliefern wird. Erstens eine chinesische Decke von weißem Atlas mit goldenen Blumen, dann einen Polster, dessen obere Seite von der ersten Frau des Wesirs gestickt worden ist, wie nämlich seine Hofleute sagen. Ich schicke zugleich drei oder vier von diesen Leuten des Wesirs; jeder von ihnen hat gegen 2000 Dukaten; sie wollen Kaufleute

werden und sich in Zolkiew niederlassen. Drittens übersende ich Ihnen einen Tabouretüberzug, ferner zwei amaranthfarbige, mit Gold gestickte Teppiche. Ueberdies bringt Zdonski sechs feindliche Fahnen, große Zelte des Wesirs und einige andere Sachen in Kisten mit, wie: ein Tafelservice, eine Apotheke, zwei kleine Kästchen, Alles mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt. Eines von den kleinen Kästchen ist für Purpurine;*) lassen Sie wieder die Schubladen hineinfügen, die von meinen Leuten zerbrochen worden sind, möge sich die Kleine auch der Beute erfreuen, bis ich ihr etwas Besseres mitbringe."

Schließlich sei hier noch ein Auszug aus dem fünfzehnten Briefe des Königs (vom 6. October) angefügt, welcher klarlegt, wie wenig die Befehle des Königs von seinen eigenen Truppen respectirt wurden, und daß außer den Polen sonst Niemand einen wesentlichen Antheil an der Beute erhielt. „Was die Vertheilung der Beute unter die Regimenter betrifft, so habe ich nie davon reden hören. Die Türken haben ihr Lager und die Zelte eine Zeitlang vertheidigt. Im Augenblicke, wo sie dieselben geräumt hatten, ließ ich die Todesstrafe gegen jeden Reiter, der vom Pferde steigen, und gegen jeden Fußgänger, der sich aus Reih und Glied entfernen würde, verkündigen; wir vermutheten jeden Augenblick uns vom Feinde wieder überfallen zu sehen, sobald wir uns zur Plünderung zerstreut hätten.

„Bald überraschte uns die Nacht, man sah einander nicht mehr; da zündeten die Soldaten die türkischen Fackeln an und bei deren Schein fingen sie zu suchen und zu plündern an, besonders die Offiziere und die Towarczysz, welche Bediente in ihrem Gefolge hatten, oder Leute, die entschlossen genug waren, sich die Zelte nicht entreißen zu lassen, nachdem sie sich derselben einmal bemächtigt hatten.

„Die Beute Galecki's bestand in großen Ochsenheerden, um die sich Niemand bekümmerte. Er verkaufte sie den folgenden Tag das Stück um einen Thaler. Er hat außerdem eine unermeßliche Menge kupferner und messingener Gefäße zusammengescharrt, die bis zum vierten Tage im Lager geblieben waren und an denen auch der Wiener Pöbel

*) Purpurine war ein Zärtlichkeitsausdruck für des Königs Tochter Therese Kunigunde, die im Jahre 1694 den Kurfürsten Max Emanuel von Baiern heiratete.

seine Beute machte. Fanfan ließ ein sehr schönes Zelt für sich auf die Seite thun. Die Reitknechte nahmen während der Schlacht eine Menge schöner Sachen, die sich in den Zelten des Wesirs befanden. Vergebens wehrte man ihnen den Eingang; sie machten eine Oeffnung auf der entgegengesetzten Seite und trugen weg, was sie wollten. Ein kleiner Kosak, Küchenjunge eines Fähnrichs, brachte seinem Herrn für mehr als viertausend Dukaten Juwelen. Die Deutschen haben beinahe nichts bekommen, denn außer denen, die sich bei mir befanden, kam an diesem Tage keiner in das türkische Lager.

„Daleyrac wird Ihnen von meiner Beute sagen, ich habe ihm Alles gezeigt. Sie sind besorgt wegen des Bunschuks (einer Stange mit einem Roßschweif, die als Auszeichnung dem Pascha vorgetragen wird), den ich dem Kaiser gegeben habe, aber ich habe noch mehrere und außerdem einige sehr reiche Standarten von Scharlachfarbe, mit Gold eingefaßt.

„Sie dürfen sich nicht wundern, wenn mein Brief Nr. 14 nicht bald ankommt, denn Zdonski hat viel Gepäck bei sich, unter Anderem alle Zelte des Wesirs, die im Lager bei Wien genommen wurden.

Fünfzehntes Capitel.

Ankunft des Kaisers Leopold I. in Wien. — Bedenklichkeiten wegen der Zusammenkunft mit dem Könige Sobieski. — Begegnung der beiden Herrscher zunächst Schwechat. — Unzufriedenheit des Königs von Polen mit dem Empfange. — Betrachtungen über diese Zusammenkunft, sowie über den Antheil der polnischen, der kursächsischen und der anderen Armeen an der Befreiungsschlacht.

Im ersten Schrecken über den Anzug der Türken hatte Kaiser Leopold I., wie wir wissen, am 7. Juli seine Hauptstadt verlassen und sich nach Linz geflüchtet. Als dort die falsche Nachricht eintraf, daß die Türken ihren Weg durch den Wienerwald weiter fortsetzen und auch Linz bedroht werden dürfte, ging der Kaiser nach Passau, wo er erst den sicheren Bericht erhielt, daß die türkische Armee vor Wien stehen geblieben war. In Passau stattete der Kurfürst Max Emanuel von Baiern seinen Besuch ab und ging am 29. Juli zu seiner Armee, um deren Mobilisirung zu überwachen. Am 7. August kam ein polnischer Edelmann aus Krakau mit der Kunde, daß König Johann III. sich auf dem Marsche befinde. Am 9. August empfing Leopold den Fürsten von Anhalt, als Gesandten des großen Kurfürsten, um wegen des Succurses, mit dem Brandenburg damals ausblieb, zu tractiren.*) Am 11. August gingen je ein Courier nach Dresden und Berlin, um den Marsch der Hilfstruppen zu beschleunigen. Am 14. August stattete Graf Albert Caprara seinen Bericht ab, nachdem er seine Mission in Constantinopel beendet hatte, vom Großwesir als Gefangener behandelt worden war und erst im Lager vor Wien seine Freiheit erlangt hatte.

*) Leopold legte damals den Samen zu den schlesischen Kriegen, durch welche Preußen später seine Größe erlangte; er verweigerte die Abtretung der Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, die in Folge abgeschlossener Verträge nach dem Aussterben der Piasten an Brandenburg heimfallen sollten, dann des im dreißigjährigen Kriege erworbenen Fürstenthums Jägerndorf.



Triumfante Intree van S.K.M. in de Tent N.10. Entree Triumphante de sa M Jmp dans la Tente
des Grooten Vizirs. Per. R. de. Hooghe inv du Grand Vizir.

Kaiser Leopold I. betritt das Zelt des besiegten Großwesirs.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

Am 17. August meldete der Fürst Christian Ludwig von Waldeck die Marschbereitschaft der fränkischen Kreistruppen und musterte dieselben am 21. August. Den 25. August verließ der Kaiser mit seiner Familie und dem ganzen Hofstaat Passau und reiste wieder nach Linz zurück.

Hier empfing er am 5. September die Kurfürsten von Sachsen und Baiern mit dem Hofkriegsraths-Präsidenten Hermann von Baden. Zwei ganze Monate war Leopold in Linz und Passau, inzwischen auch einige Zeit in Traunkirchen am romantischen Traunsee des Salzkammergutes. Um der Armee näher zu sein, begab er sich dann von Linz nach Krems, und während dieser Reise erhielt er Montag den 13. September in Dürnstein, wo er übernachtet hatte, die Nachricht von dem großen Siege, worauf er die Reise auf der Donau nach Wien fortsetzte.

Dienstag den 14. September gegen Mittag landete Kaiser Leopold mit kleinem Gefolge in Nußdorf, wo er von dem Herzog von Lothringen, den Kurfürsten von Sachsen und Baiern, dem Grafen Starhemberg, dem Grafen Kapliř und einem großen Theil der Bevölkerung erwartet wurde. Unter dem Donner der Festungsgeschütze verließ er sein Schiff, von den versammelten Fürsten ehrfurchtsvoll begrüßt. Der Commandant von Wien wurde vom Kaiser mit tiefer Rührung, mit dankbarer Anerkennung für die treuen Dienste aufgenommen. Alle freundlich grüßend, stieg der Kaiser sodann zu Pferde und ritt, begleitet von den hohen Herren, den Generalen und Offizieren der alliirten Armee und der Wiener Garnison in das türkische Lager. Er besuchte die hervorragendsten Angriffswerke der Feinde, besichtigte die mit so großer Tapferkeit vertheidigten Bastionen, den Stadtgraben ꝛc. und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sein volles Lob und seine Zufriedenheit über die umsichtige Leitung des Commandanten und die muthvolle Thätigkeit der Truppen auszusprechen. Beim Anblicke der Burg, welche von den Kugeln Kara Mustapha's derart zugerichtet war, daß „sie einem Gebäu fast nit mehr gleich sah", konnte er sich der Thränen nicht enthalten.

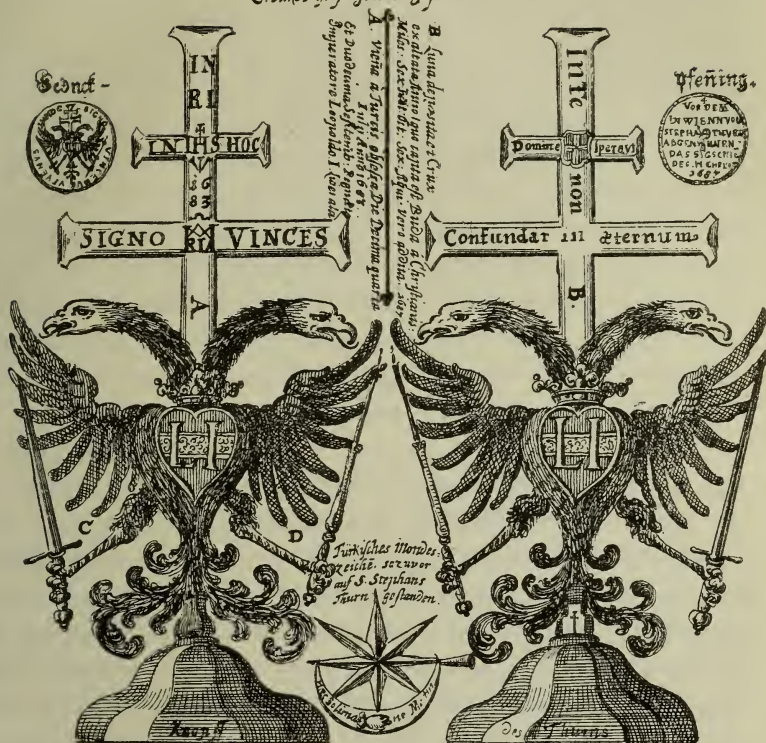
Beim Stubenthor, dessen Brücke in aller Eile wieder hergestellt und wo auch eine Art Triumphpforte errichtet worden war, versammelten sich zum Empfange des Kaisers der Magistrat und das Stadtgericht. An der Spitze des Stadtrathes begrüßte Daniel Focky, welcher

an die Stelle des einige Tage vorher an der Ruhr verstorbenen Liebenberg getreten war und das Bürgermeisteramt verwaltete, den Kaiser in tiefster Ehrfurcht, sprach im Namen der Stadt mit wenigen herzlichen Worten den Dank für die gnädige Unterstützung aus, welche der Kaiser habe der Stadt angedeihen lassen, und versicherte ihm deren unverbrüchliche Treue. Leopold dankte für den Empfang, für das heldenmüthige Benehmen der Bürgerschaft und versprach, der Stadt noch ferner seinen Schutz angedeihen zu lassen. Hierauf begab sich der Kaiser unter Trompeten- und Paukenschall nach St. Stefan, um Gott für die Gnade zu danken, die er ihm, der Stadt und dem Reiche erwiesen. Am Portale erwarteten ihn Emerich Sinelius, Bischof von Wien, und Graf Kollonits, Bischof von Neustadt, und führten ihn im festlichen Zuge zum Hochaltare, woselbst Kollonits eine feierliche Messe celebrirte, nach deren Beendigung der ambrosianische Lobgesang unter Geläute aller Glocken der Stadt, dreimaligem Abfeuern der Geschütze auf den Wällen, sowie dreifacher Musketensalve angestimmt wurde. Als der Kaiser die Kirche verließ, zeigte ihm Sinelius das Sonn- und Mondzeichen auf der Thurmspitze, mit der Bitte, dieses heidnische Symbol von der Kirche abnehmen und dafür als künftiges Wahrzeichen das Kreuz, das Symbol des Christenthums, dort anbringen zu dürfen, womit sich der Kaiser einverstanden erklärte. Von der Stefanskirche verfügte sich der Kaiser in die sogenannte „erzherzogliche Burg" (Stallburg), wo er sein Quartier nehmen mußte, weil in der eigentlichen Burg in Folge der Zerstörung, welche die feindlichen Geschosse angerichtet hatten, kein hinlänglich bewohnbarer Raum vorhanden war.

Auf den Plätzen und Gassen, welche der kaiserliche Zug passirte, waren die bewaffneten Bürgercorps und die übrigen Freicompagnien mit ihren Fahnen als Spalier aufgestellt, womit sie ihre ersprießlichen Dienste gleichsam zum Abschlusse brachten. Der Kaiser besichtigte sie und gab Allen sein Wohlgefallen kund über die Haltung, welche sie während der Bedrängniß bei allen Gelegenheiten an den Tag gelegt hatten.

Nachdem der göttlichen Vorsehung für die Abwendung der Gefahr der innigste Dank dargebracht worden war, trat eine andere Sorge in den Vordergrund, die zu bewältigen nicht so leicht fiel, nämlich gegen

Bei A und B auf beeden Seiten deß Creuzes ist folgendes geschriben. Fol. 300.



Auff den füssen des Adlers C. D. seind hie bey gesetzte Schriften.

C.

Defendit Civitatem hanc contra turcas Anno MDCLXXXIII. Excellentissimꝰ D: E. Rudiger Comes à Starenberg Generalis Campi Mareschallus et Commendans Viennæ. Ex benigno Mandato Cæsareo; et Cura Eminentissimi ac Reverend: Dñi. S.R.E. Cardinalis Leopoldi à Kollonitsch Episco: Laurinensi: qui obsidioni interfuit Turri huic Aquilla cum Cruce imposita est.

D.

Lunæ loco ab Augusto Cæsare Leopoldo Signo Crucis victæ atque ex turri Sancti Stephani Crux ista erecta et exaltata est Sub: Consule Simone Stephano Schuester. Consil. et Inclyto Senatu Civitatis Viennensis, Præfecto verò huius Cathedralis Ecclesiæ Ferdinā: Philippo à Reidegg Cæs: Consil: Invent: in Vigilia omnium Sanct: erecta, et ab Aug Cæs: Leopoldo I. prius approbata.

Das Kreuz mit dem Adler, welches im Jahre 1686 am Stefansthurme aufgepflanzt wurde.

die menschlichen Werkzeuge der wunderbaren Rettung die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Die größten Ansprüche hatte unstreitig der König von Polen, welcher, der Eifersucht auf Oesterreichs Macht und einer engherzigen Politik edelmüthig entsagend, aus seinem Reiche herbeigeeilt war, um das Land und die Hauptstadt seines bedrängten Bundesgenossen zu retten. Dessenungeachtet wurde die Berathung über die Form der Zusammenkunft des Kaisers mit dem Wahlkönige Johann Sobieski als eine der schwierigsten Angelegenheiten betrachtet. Einerseits erforderte die Pflicht der Dankbarkeit eine Begegnung, andererseits wurde lange überlegt, wie man sich becomplimentiren könne, damit die Hoheit eines römischen Kaisers um nichts geschmälert werde. Es ist bekannt, daß in dem geheimen Rathe, wo über die Frage verhandelt wurde, wie der Kaiser den König empfangen solle, der Herzog Karl von Lothringen die Antwort gab: „Wie anders als mit offenen Armen, Majestät, denn er hat das Reich gerettet!"

König Johann bemerkte schon bei seinem Einzuge in die befreite Stadt ganz gut, daß die Freude und der Jubel, womit er von der Bevölkerung empfangen wurde, bei einigen hochgestellten Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers Mißfallen erregten. Als ihm der Graf Schaaffgotsche die Mittheilung machte, daß der Kaiser demnächst kommen werde, glaubte er aus dem Ganzen entnehmen zu können, Leopold sei wegen der Etiquette, die über die Zusammenkunft des römischen Kaisers mit einem Wahlkönige nichts bestimmt hatte, in Verlegenheit und wünsche der Zusammenkunft überhoben zu sein. Aus diesem Grunde zog er sich, ohne länger in der Stadt zu verweilen, in das Lager der Seinigen zurück und begab sich am 14. September mit seiner Armee, wesentlich auch, um der unerträglichen und ungesunden Atmosphäre im Türkenlager auszuweichen, nach Schwechat, von wo er in Begleitung der beiden Kurfürsten gegen Ungarn vorzurücken und den Krieg gegen die Türken fortzusetzen gedachte.

Zur Begrüßung des Kaisers entsendete Sobieski eine Deputation mit dem Vice-Kanzler Knynski an der Spitze, der bei dieser Gelegenheit eine den Türken abgenommene Fahne nebst anderen Trophäen als Geschenk zu übergeben hatte. Schon früher war Graf Schaaffgotsche bei

dem Könige erschienen, um rücksichtlich der Bedenken, die wegen einer Zusammenkunft der beiden Monarchen noch zu beseitigen waren, eine Vereinbarung zu treffen. König Johann zeigte sich bei dieser Gelegenheit weit unbefangener und freisinniger als der Kaiser; er erkannte die Absicht des Grafen sofort, während der Abgesandte sich in gewundenen Redewendungen abmühte, die wichtige Frage in Gang zu bringen. „Sie beunruhigen sich wegen eines Nichts," sagte der König, „sprechen Sie vielmehr offen aus, was Sie wollen; die ganze Schwierigkeit liegt ohne Zweifel in der wichtigen Frage, wer auf der rechten Seite gehen soll? Sehen Sie, Alles läßt sich machen, man darf sich nur verstehen." Schaaffgotsche antwortete: „Dies ist wirklich der Umstand, welcher den Kaiser in Verlegenheit setzt; er könne dem Könige den Vortritt nicht zugestehen, denn er befände sich gerade jetzt unter den Kurfürsten und repräsentire somit das Reichsoberhaupt." König Johann brachte nun das Auskunfsmittel in Vorschlag, daß die Zusammenkunft an der Spitze der Heere vor sich gehen könne, damit Keiner seiner Würde etwas vergebe. „In dem Augenblicke, wo sich der Kaiser meinem Lager nähert, werde ich ihm entgegenreiten, wir werden uns zu Pferde grüßen und so einander gegenüber halten, ich auf der Seite meiner Armee, er auf der Seite der seinigen und seiner Hauptstadt; er begleitet von den Kurfürsten, ich von meinem Sohne, von den Hetmanen und Senatoren."

Graf Schaaffgotsche nahm diesen Vorschlag an, und am 15. September fand die berühmte Zusammenkunft Leopold I. mit dem König Johann III. Sobieski im Lager an der Schwechat statt. Früh Morgens besuchte der Kaiser die Lorettokapelle bei den Augustinern, wohnte daselbst der heiligen Messe bei, hatte noch eine kleine Besprechung mit dem polnischen Gesandten, worauf er zu Pferde stieg und mit zahlreicher Begleitung über die Landstraße gegen St. Marx ritt, wo die bairischen Hilfsvölker, an ihrer Spitze der Kurfürst, den Kaiser erwarteten. Von da verfügte er sich gegen die Schwechat, wo das polnische Heer in Schlachtordnung stand. Sobieski erwartete Leopold an der Spitze seiner Armee. Als der Kaiser nahe genug gekommen war, sprengte Sobieski auf kurze Distanz entgegen und begrüßte den Kaiser mit einer lateinischen Ansprache, worauf Leopold ebenfalls lateinisch, und

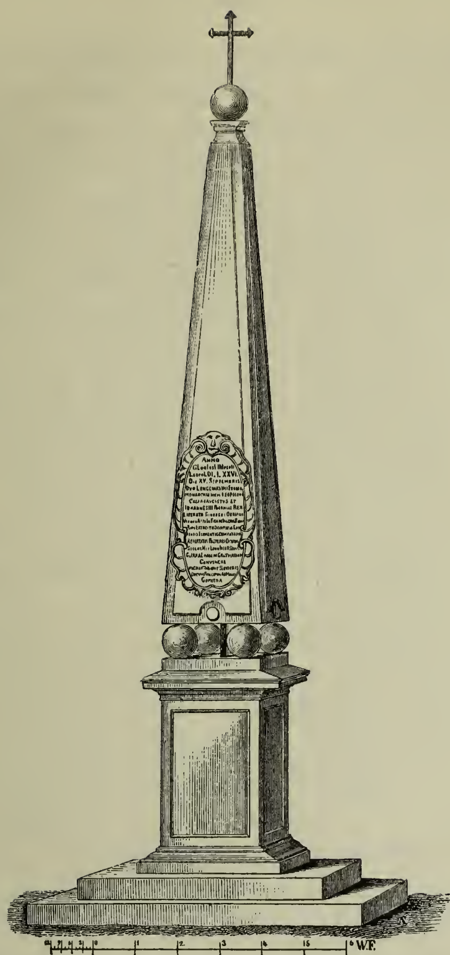
zwar in gewählten Ausdrücken antwortete. Ein Zeitgenosse theilt den Inhalt dieses Gespräches folgendermaßen mit: „Ihro kaiserliche Majestät dankten Ihm (Sobieski), daß Er mit seiner und der Seinigen so großen Ungelegenheit aus seinem so fern entlegenen Königreich habe herauseilen wollen, es seien nicht allein Sie, sondern die ganze Christenheit Ihm für die so getreu und ersprießlich geleistete Hilf und Assistenz, dero die glückliche Entsetzung Ihrer Residenzstadt meistens zuzuschreiben wäre und wodurch er Ihre einen unsterblichen Ruhm und Glorie erworben habe, hoch obligiret und verbunden; Sie würden auch nicht ermangeln, es in dergleichen Begebenheiten mit hinwieriger Willfährigkeit zu demeriren (Verdienst zu erwerben) und zu ersetzen rc. rc.“, worauf der König von Polen antwortete: „Er gratulire Ihro kaiserlichen Majestät zu Ihrer von so harter Belagerung entsetzten Residenzstadt, die dabei erhaltene so stattliche Victoria sei dem dreieinigen Gott allein beizumessen. Er seiner Orts habe dabei anders nicht, als was ihm von christlicher Schuldigkeit wegen obliegt, geleistet, es sei ihm nur leid, daß man wegen gar zu sehr abgematteter Leute und Rösser, welche den dritten Tag ohne Proviant, Bagage und Fourage die Berge erstiegen, den Feind nicht weiter habe verfolgen können, er wolle jedoch seines Theils, sobald die Armeen sich in etwas refraischiret (ausgeruht und erfrischt) haben, mit allen Kräften dahin trachten, die Victorie zu prosequiren (verfolgen) und verhoffe noch vor Endigung dieses Feldzuges zu Ihrer kaiserlichen Majestät und der gesammten Christenheit Besten ein und andere gute Operation zu thun.“

Als die Begrüßung der beiden Monarchen vorüber war, stellte der König seinen Sohn, den Prinzen Jakob vor, der die Hand Leopolds ergreifen wollte, um sie zu küssen; der Kaiser wehrte dies indeß ab und erwiderte den Gruß des Prinzen nur mit einem Kopfnicken; ebenso begrüßte er die polnischen Senatoren und Hetmane, die ihm vorgestellt wurden. Selbst der Fürst Wisnowiecki, Woiwode von Belcz (durch die Heirat des Königs Michael Wisnowiecki und der Erzherzogin Eleonore mit Leopold verschwägert), wurde mit gleichem, ceremoniös steifem Empfange abgefertigt. Der Wunsch des Kaisers, die polnische

Armee zu besichtigen, gab dem Könige die erwünschte Veranlassung sich zurückzuziehen. Nachdem Sobieski sich vom Kaiser verabschiedet hatte, ritt er weg und begab sich in sein Lager, während der Fürst Jablonowski, Woiwode von Rußland und Kronfeldherr, dem Kaiser die polnischen Truppen zeigte. Auch diese waren sehr empfindlich und beklagten sich laut darüber, daß der Kaiser sie für so viele Strapazen und Entbehrungen gar keines Dankes gewürdigt habe; sie wären zufrieden gewesen, wenn der Kaiser zum Zeichen der Anerkennung nur den Hut gelüftet hätte.

Die dem Anscheine nach stolze, abgemessene Förmlichkeit, der indeß keineswegs die Absicht zu kränken zu Grunde lag, sondern die lediglich durch das steife Hofceremoniell, das für unantastbar galt, hervorgerufen wurde, verletzte den in dieser Beziehung sehr empfindlichen König Johann auf das Aergste. Gründlich verstimmt zog sich Sobieski unmittelbar nach der Zusammenkunft in die Einsamkeit des Lagerzeltes zurück, um den Kaiser und dessen Hauptstadt nie wieder zu sehen. Dagegen war er, treu dem in die Hände des Cardinal-Legaten zu Warschau geschworenen Eide, fest entschlossen, den Feldzug fortzusetzen, obgleich die polnische Republik und das Heer diese weitere Action nicht billigten.

Die Angehörigen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mochten bei der damaligen noch großen Verehrung für das Reichsoberhaupt die Dankesäußerung des Kaisers keineswegs für zu gering erachtet haben, wenigstens nehmen die zeitgenössischen Berichterstatter keinen Anstand an dem geschilderten Vorgang. Der Hof selbst war derart von dem festen Glauben an seine eigene Hoheit befangen, daß ihm gleichfalls die ganze Art der Begegnung nicht befremdend erschien. Der Kaiser hatte sich eben nicht weiter herabgelassen, als er es etwa gegenüber einem Kurfürsten gethan hätte, der doch an Selbstständigkeit keinem Könige nachstand, aus dem sogar ein Kaiser gemacht werden konnte, und der sich nicht für zu hoch hielt, die niederen Dienste der Hofämter zu verrichten. Bei der Zusammenkunft z. B. des Kaisers mit dem Kurfürsten von Sachsen zu Eger im Jahre 1673 entblößte der Letztere jedesmal das Haupt, so oft der Kaiser ihn anredete; er genoß die ganz besondere, nur auf Reisen gestattete Ehre, mit dem Kaiser an einer Tafel zu speisen,



Anno | GLorIosI IMperII | LeopoLDI I XXVI | die xv Septembris | Dvo Longe maximi Evropae | Monarchae Idem Leopoldvs | Cæsar Augvstvs et | Joannes 3us Poloniae Rex | Liberata Pros-pere obsidione | Venna Acto in Fvgam ingenti Barbaro | rvm Exercitv occvpatis Eorvndem | Æeneis Tormentis Commeatvqve | Reportatis Praeterea optimis | Spolys Hoc loco inter Svorvm victri | cia Arma invicem Gratvlabvndi | Convenere | magna vtrimqve Electoris | dvcvm Principvm ac magnatvm | comitiva.

Denkſäule, das ſogenannte Kugelkreuz bei Schwechat.

nahm aber die vom Kaiser ihm zugetrunkene Gesundheit stehend an, während der Kaiser sitzen blieb u. dgl. m., was als ganz ordnungsgemäß angesehen wurde. An eine absichtliche Kränkung ist gewiß nicht zu denken, die Etikette am Wiener Hofe machte eine freie Annäherung und eine aufrichtige Herzlichkeit zwischen den beiden Monarchen unmöglich. Und Leopold war trotz seiner Gelehrsamkeit und innerlichen Gutmüthigkeit geistig zu unfrei und in seinen Handlungen zu beschränkt, als daß er im Stande gewesen wäre, aus den Bahnen des Ceremoniells heraustretend, mit warmer Herzlichkeit einem Manne zu danken, der Wien und Oesterreich von dem gewissen Untergange, Deutschland aber und die gesammte Christenheit von der drohenden Gefahr eines blutigen Kampfes auf Leben und Tod mit einem fanatischen Barbarenvolke gerettet hatte. Sobieski freilich faßte die Sache anders auf. Ihn erfüllte das Bewußtsein der vollbrachten That, und er war überdies für äußere Ehrenbezeugungen höchst empfindlich. Eine Zurücksetzung mußte ihn um so schwerer treffen, als er ja eben um einer solchen willen sich mit Frankreich verfeindet hatte. Sobieski's Verstimmung erscheint also natürlich, sogar gerechtfertigt; andererseits muß man auch der Gegenpartei Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unbeholfenheit und Engherzigkeit bestimmten da die Haltung; die Absicht, zu kränken, war nicht vorhanden. Insbesondere muß man den Charakter des Kaisers von den Intriguen der Höflinge vollkommen zu trennen wissen.

Daß man später trachtete, dem Könige Sobieski den gebührenden Dank auch in anderer Form darzubringen, beweist die noch heute stehende Denksäule, welche an der Stelle, wo die Zusammenkunft Leopolds mit Sobieski stattgefunden hatte, errichtet worden ist. Außerhalb Schwechat, auf der Straße nach Preßburg, zehn Schritte von der Straße entfernt, steht rechts im Felde ein auf vier steinernen Kugeln und einem Postamente ruhender Obelisk, gekrönt mit einer Kugel, auf dem sich ein Kreuz befindet. Die Inschrift am Obelisk lautet:

Anno GLorIosI IMperII LeopoLDI. I. XXVI. die XV. Septembris. Duo longe maximi Europae Monarchae, idem Leopoldus Caesar Augustus et Joannes III. Poloniae Rex liberata prospere obsidione Vienna, acto in fugam ingenti Barbarorum exercitu,

occupatis Eorundem Aeneis Tormentis Commeatuque Reportatis Praeterea optimis spoliis Hoc loco inter Suorum victricia Arma invicem Gratulabundi Convenere magna utrimque Electoris Ducum Principum ac magnatum comitiva. (Im 26. Jahre der glorreichen Regierung Leopold I., am 15. September, kamen die zwei größten Monarchen Europas, eben derselbe Leopold, der erlauchte Kaiser, und Johann III., König von Polen, nach der glücklichen Befreiung Wiens von der Belagerung, nachdem das ungeheure Heer der Feinde in die Flucht gejagt worden war, nachdem man sich der ehernen Geschosse und des Proviants derselben bemächtigt und außerdem eine reiche Beute davongetragen hatte, an dieser Stelle, im Angesichte ihrer siegreichen Heere, begleitet von einer großen Schaar von Fürsten, Heerführern und Großen des Reiches zusammen, um sich gegenseitig Glück zu wünschen.)

Wir brauchen hier die großen Verdienste Sobieski's um die Befreiung Wiens nicht eingehend zu erörtern, weil dieselben aus der Schilderung der Ereignisse deutlich genug hervortreten; aber der Umstand darf nicht unerwähnt bleiben, daß Sobieski den gerechtesten Anspruch auf kaiserliche Anerkennung hatte, und daß diese thätiger und mit größerer Herzlichkeit hätte an den Tag gelegt werden können. Nicht ohne Grund fühlte sich der König in seinem Kriegerstolze gekränkt, in seiner Eitelkeit empfindsam verletzt; auch klagte er in den Briefen an die Königin über erlittene Zurücksetzung und Undank.

Die Abgemessenheit der Hofetikette, deren Schranken der Kaiser nicht zu überschreiten wagte, weil er seiner Würde zu vergeben fürchtete, war aber nicht die einzige Ursache der kühlen Begegnung, auch andere Umstände mögen dazu beigetragen haben, daß das kaiserliche Entgegenkommen den Erwartungen des Königs nicht entsprach. Sobieski war schon vor Ausbruch des Krieges bestrebt gewesen, für seinen Sohn Jakob die Hand der Erzherzogin Maria Antonia, der muthmaßlichen Erbin der spanischen Monarchie, zu erwerben. Der Kaiser aber zeigte sich diesem Plane herzlich abgeneigt, einmal weil die Thronfolge des Prinzen Jakob in dem polnischen Wahlreiche keineswegs verbürgt war, dann auch deswegen, weil der Kaiser genau wußte, daß der französische Hof großen Einfluß auf Sobieski übe und daß der König die Verbindung mit den

ungarischen Mißvergnügten nicht ganz aufgegeben habe; Leopold empfand aus diesen Gründen ein nicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen Sobieski, und es ist leicht möglich, daß auch in seinem Benehmen diese Stimmung ein wenig durchschimmern konnte.

Die Beziehungen des Königs Johann zu Tököli und dessen Anhang waren thatsächlich vorhanden und trugen das Gepräge eines Freundschaftsverhältnisses an sich. Die beiden Fürsten unterhielten gegenseitig an den Hoflagern Residenten, welche die diplomatischen Geschäfte zu vermitteln hatten. Unmittelbar noch, bevor der Wahlkönig mit der polnischen Armee dem Kaiser zu Hilfe eilte, wurde zwischen Sobieski und Tököli ein geheimer Vertrag abgeschlossen, durch den die Unverletzlichkeit der polnischen Grenze gegenüber den Streifzügen aus Ungarn gesichert wurde. Von Seite der Ungarn wurde dieser Vertrag auch gewissenhaft eingehalten, schon aus dem Grunde, weil Tököli von Sobieski für die Zukunft die meiste Unterstützung erhoffte. In der That übernahm der Polenkönig später die Vermittlerrolle beim Kaiser Leopold. (Erst gegen Ende des Jahres 1683 wurde das gute Einvernehmen zwischen den Polen und Ungarn durch die rücksichtslose, gewaltthätige Handlungsweise der litthauischen Armee getrübt, die in den Grenzdistricten wie in Feindesland hauste.)

Sobieski handelte im nothgedrungenen Interesse der eigenen Sicherheit, wenn er mit dem Haupte der ungarischen Mißvergnügten in Verbindung trat; er mußte die Gefahr, die seinem Vaterlande von dieser Seite drohte, beseitigt wissen, bevor er den Kriegsmarsch an die Donau antrat, um die bedrängte Hauptstadt des Kaisers vor Untergang zu bewahren. Freilich gerieth er dadurch in eine eigenthümliche Zwitterstellung, welche viel dazu beitrug, daß ihm die Dankbarkeit nicht in jenem Maße, das er verdiente, erwiesen wurde. Weit schlimmer übrigens als der etwas kühle Ausdruck der kaiserlichen Anerkennung waren die herabsetzenden Urtheile der mißgünstigen Zeitgenossen. Insbesondere die Franzosen suchten aus Neid und Bosheit das Verdienst des Königs dadurch zu schmälern, daß sie den Sieg als sehr leicht schilderten und den Glanz des wohlerworbenen Ruhmes zu verdunkeln trachteten. Erst die Nachwelt, gerechter als die Zeitgenossen, hat den König von Polen

einmüthig als den Befreier Wiens und der Christenheit anerkannt und bewiesen, wie groß der Antheil Sobieski's und der Polen an dem Entsatze und dem Siege war. Erwägt man die Lage Oesterreichs, das sich durch eine ungeschickte und schwankende Politik aller Orten Feinde gemacht hatte; die Ueberlegenheit des Königs von Frankreich, der im Frieden nicht minder gefährlich war als im Kriege; die Abgeneigtheit des nördlichen Deutschland und des mächtigsten Reichsfürsten, des Kurfürsten von Brandenburg; die Nähe des Feindes, hervorgerufen durch den im Jahre 1664 mit den Türken geschlossenen Frieden zu Vasvar, der nicht minder übereilt war als der mit Frankreich zu Nimwegen, über welchen das Reich laut murrte; die enge Verbindung desselben Feindes mit den durch eine höchst unweise Behandlung empörten und in ihren göttlichen und menschlichen Rechten gekränkten Ungarn; endlich die kolossale Stärke der feindlichen Heeresmassen, die von Fanatismus und Raublust erfüllt waren, und denen man nur eine schwache, zum Theile auch schon entmuthigte Armee gegenüberstellen konnte, so erscheint es gewiß, daß nur eine ungewöhnliche Erscheinung, welche nicht nur über materielle, sondern auch über geistige Waffen verfügte, die drohende Gefahr vom Hause Oesterreich und dem gesammten Deutschland abzuwehren vermochte; und diese Hilfe brachte einzig und allein König Johann III. Sobieski.

Sowie dem Herzoge von Lothringen der verdiente Ruhm bleiben muß, mit den geringen Kräften, die ihm zu Gebote standen, vortrefflich operirt und zähen Widerstand geleistet zu haben; wie dem heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt und seiner tapferen Besatzung unumschränktes Lob zugestanden wird; wie man der Fürsten des Reiches, die mit Aufopferung an Geld und Truppen herbeieilten und sich nicht scheuten, als untergeordnete Befehlshaber an dem Kampfe theilzunehmen, in Ehren und mit Dankbarkeit gedenken muß: so muß man vor Allem Sobieski's leuchtendes Verdienst anerkennen, das Verdienst des Mannes, dessen ruhmvoller Name allein im Stande war, den Gegnern die Niederlage von Choczim ins Gedächtniß zurückzurufen und dieselben an den thätigsten, unermüdlichsten Feind zu erinnern, dessen tapferes Heer die Reihen der christlichen Armee wenigstens zum dritten Theile ausfüllte; dessen

persönliches, kluges und nachdrucksvolles Wirken allen Rangstreit unter den Kurfürsten, Fürsten und Herzogen verhinderte; der endlich nicht minder durch Umsicht in Anordnung des Schlachtplanes den erfahrenen Feldherrn und im Getümmel des Kampfes als tapferer, furchtloser Krieger den Seinigen ein nachahmungswürdiges Beispiel bot.

Im Feindeslager wirkte das Erscheinen Sobieski's niederschmetternd. Der Großwesir ließ allerdings schon in den ersten Tagen des September den polnischen Gesandten Proski als Gefangenen mit Strenge behandeln, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß der König von Polen dem Kaiser Hilfe geschickt habe; daß Sobieski selbst kommen werde, scheint der Wesir indeß nicht recht geglaubt zu haben. Daher die Nachlässigkeit der Türken, welche den Uebergang über die Donau und über die Berge gar nicht streitig machten, daher später jener verzweifelte Angriff auf den Flügel, wo der König selbst commandirte, und nach diesem fruchtlosen Verzweiflungskampfe die allgemeine schreckensvolle Flucht, die durch nichts mehr aufzuhalten war.

Welchen gewaltigen Eindruck das persönliche Mitwirken des Königs in der Schlacht auf den türkischen Obercommandanten übte, erfährt man aus einer bezeichnenden Aeußerung des Tatarenkhans. Als dieser von Kara Mustapha, der sich der polnischen Reiterangriffe nicht mehr erwehren konnte, um Rettung angefleht wurde, meinte er: „Wir kennen ihn wohl, den König von Polen, es ist unmöglich, ihm zu widerstehen, denken wir lieber daran, wie wir uns herausziehen können."

Auch der Kaiser hatte die feste Ueberzeugung, daß das persönliche Erscheinen des Königs schon sichere Aussicht auf Erfolg in sich berge. In diesem Sinne schrieb er dem König noch vor dessen Abmarsch (in einem Briefe, der im polnischen Archive aufbewahrt ist), daß man nicht Sobieski's Truppen, sondern seine Person sehnsüchtig erwarte, weil, an der Spitze der kaiserlichen Kriegsmacht, sein bloßer Name, der sich so furchtbar gemacht habe, für die Niederlage der weit zahlreicheren Feinde Bürge sein werde. All dies beweist genügend, daß Sobieski als Feldherr durch seinen großen Namen allein schon sehr viel dazu beitrug, die Feinde in Furcht zu setzen. Die polnische Heeresmacht belief sich allerdings nicht auf eine solche Anzahl, wie sie dem Vertrage gemäß hätte

gestellt werden sollen; deßungeachtet machte sie am Tage der Schlacht beinahe den dritten Theil der Gesammtstärke aus. Vorher war aber schon ein Reitercorps unter Lubomirski zu dem Herzog von Lothringen gestoßen, das, über 3000 Mann stark, zu den vorzüglichsten Truppen Polens zählend, in den Gefechten jenseits der Donau Vorzügliches leistete. Das von dem Könige geführte Heer betrug wohl nur 26.000 Mann, da das litthauische Aufgebot erst gegen Ende des Feldzuges erschien und es so einzurichten wußte, daß es gar keinen Feind zu Gesicht bekam und die Kosaken, welche Menzynski anwerben sollte und auf deren Dienste, insbesonders im kleinen Kriege, Sobieski großen Werth legte, auch sehr lange nicht ankamen. Man darf mit Grund annehmen, daß an der Schlacht selbst nicht viel mehr als 16.000 Mann theilnahmen, die, wie bereits erwähnt, den heftigsten Stoß des Feindes auszuhalten hatten, und die, obschon durch ihre allzugroße Kampflust in Gefahr gebracht, sich, durch die Kaiserlichen und die Baiern unterstützt, bald wieder erholten und die Feinde gegen ihr Lager zurückdrängten, wohin sie diesen als die Ersten oder doch wenigstens unmittelbar nach den Ersten nachfolgten. Mit diesem Antheile an dem Entsatze, der ein höchst bedeutender war und die vollste Anerkennung verdient, hört freilich das Hauptverdienst der polnischen Armee fast gänzlich auf. Nach der großen Befreiungsschlacht erlahmten die Lust und der gute Wille, die sich so glänzend bewährt hatten, in den Reihen des polnischen Heeres. Die Geringschätzung, welche die Truppen zu erfahren glaubten, als ihnen der Kaiser nicht einmal durch Entblößung des Hauptes bei der Musterung dankte, die vorgerückte Jahreszeit, welche den ferneren Krieg höchst lästig machte, die Seuchen, welche unter dem Heere zu wüthen anfingen, endlich der unbändige, des Gehorchens ungewohnte Geist des Volkes machen den bald nach der Schlacht am Kahlenberge vorherrschenden Widerwillen der Polen, den Krieg fortzusetzen, erklärlich. Und sobald diese Erscheinung zu Tage trat, hatten sie auch aufgehört, einen wesentlichen Bestandtheil des Heeres auszumachen.

In richtiger Erwägung der Verdienste der polnischen Armee dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Truppen, die am 12. September 1683 sich so verdient gemacht hatten, sich in den folgenden Tagen in eine

unlustige, ungern dem Gebote des Königs folgende Schaar verwandelten, die Sobieski selbst, um der guten Ordnung willen, in das Vaterland zurückzuführen nicht gesonnen war. Das Verdienst der Polen geht in dem Entsatze von Wien gänzlich auf, aber dieses ist allerdings allein groß genug, um ihren Namen auf ewige Zeiten mit Nachruhm zu verherrlichen.

Ueber die Persönlichkeit des Königs, die in diesem Feldzuge eine weit größere Bedeutung erlangte als das von ihm geführte Heer, sei noch Folgendes erwähnt: Johann III. Sobieski, damals im 54. Lebensjahre stehend, verband mit einem kräftigen, starken, allerdings durch zunehmende Leibesfülle etwas schwerfälligen Körper einen kühnen, energischen, lebhaften Geist. Ungeachtet der Beschwerden, die er in einem bis in seine früheste Jugend zurückreichenden Kriegerleben erlitten hatte, trotz des andauernden Zwistes in seiner Familie, war er ein noch immer ungebeugter Mann. Seit dem Abschlusse des Waffenbündnisses entwickelte er in jeder Richtung eine rastlose Thätigkeit, die bewies, mit welch gewissenhaftem Eifer er den übernommenen Pflichten gerecht werden wollte; daß es mit der angeblichen Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit seines Wesens, von der die Feinde und Neider so viel zu erzählen wußten, noch gute Wege hatte, zeigte seine körperliche Ausdauer im Ertragen von Strapazen und seine Geschicklichkeit im Waffenhandwerk; da konnte er sich rühmlich vor der Jugend zeigen. Er legte die ganze Reise von Warschau bis an die Donau mit der Armee zu Pferde zurück, war den Tag über beständig mit Anordnungen, Audienzen, Abfertigung von Ordonnanzen, Recognoscirungen und anderen wichtigen Verrichtungen beschäftigt, so daß ihm kaum die zur Ruhe nöthige Zeit verblieb, und selbst von dieser kargte er viele Stunden ab, um seiner Gemahlin jene umfangreichen, so lebensvollen Briefe zu schreiben, die über den größeren Theil jener denkwürdigen Ereignisse sehr schätzenswerthe Daten liefern.

Ueber die persönliche Tapferkeit des Königs gab es nur eine Stimme, die der allgemeinen Bewunderung. Er war aber nicht allein ein kriegslustiger Fürst, sondern auch ein kriegskundiger Heerführer, der ebenso überlegt im Entschlusse, als rasch und kräftig in der Ausführung

war, und der, wie nicht bald ein anderer Feldherr seiner Zeit, die Art und Weise kannte, wie der Krieg gegen die Türken zu führen sei.

An der Einleitung zum Vormarsche von Tulln gegen die Armee Kara Mustaphas, sowie an der Festsetzung der Schlachtordnung für das verbündete Heer hatte der König gewiß großen Antheil, mögen diese Anordnungen auch nicht aus seinem dictatorischen Machtspruch allein hervorgegangen, sondern vielmehr als das Resultat von Berathungen mit dem Herzog von Lothringen, dem Markgrafen Hermann von Baden und den anderen Heeresfürsten zu betrachten sein. Viel hat zweifellos die richtige Vertheilung der Truppen zum Siege beigetragen, und wie sehr sich Sobieski um diese bemühte, ist daraus zu entnehmen, daß der König die Führung des rechten Flügels, der in der Ebene zu kämpfen hatte, sich vorbehielt. Berücksichtigt man das Terrain und die beiderseitigen Truppenverhältnisse, namentlich den Umstand, daß die gegnerische Uebermacht aus Reiterei bestand, so erscheint der Vorbehalt des rechten Flügels für die unmittelbare Führung des Königs als gleichbedeutend mit der Uebernahme der schwierigeren und wichtigeren Aufgaben. Mit Bestimmtheit war zu erwarten, daß der Feind, gestützt auf seine Uebermacht an Reiterei, die Entscheidung der Schlacht in dem mehr offenen Terrain suchen werde, weil dieses ihm größere Chancen auf Erfolg bot.

Daß der König bei den Berathungen über die aufzunehmenden Operationen sich den Vorschlägen des Herzogs Karl von Lothringen gerne fügte, seine persönliche Ansicht mit der Meinung des Lothringers stets zu vereinbaren suchte, hatte vor Allem seinen Grund darin, daß Sobieski die Kriegserfahrung des Herzogs anerkannte und namentlich dessen Ueberblick über das ihm (dem König) vollends unbekannte Gefechtsterrain zu schätzen wußte. Es kam aber noch ein anderes, sehr glückliches persönliches Motiv hinzu, nämlich das Wohlgefallen, das die beiden Männer gleich beim ersten Zusammentreffen an einander gefunden hatten. König Johann ließ bei jeder Gelegenheit den Feldherrntugenden des Oberbefehlshabers der kaiserlichen Armee die vollste Anerkennung widerfahren. Diese Anerkennung äußerte sich praktisch auch darin, daß der König sich gerne der Meinung und den Anschauungen des Herzogs

unterordnete, was aber keineswegs so verstanden werden darf, als hätte thatsächlich Lothringen und nicht Sobieski den Oberbefehl geführt. Diese falsche Ansicht, die hie und da auftaucht, ist leicht zu widerlegen. Der in Warschau abgeschlossene Bundesvertrag enthielt einen Zusatzartikel, welcher sagte: „Wenn Ihre königliche Majestät in Polen in eigener Person dem Kriege beiwohnen, sollen Sie auch über die kaiserliche Armee als Generalissimus das Directorium führen. Gleichergestalt wenn Ihre kaiserliche Majestät selbst, und der König nicht zu Felde ziehen, sollen Sie ebenmäßig über dessen Armee das Commando haben."

Abgesehen von diesem Beweismittel liegt es ganz außerhalb aller Wahrscheinlichkeit, daß der König von Polen, dessen Reich zu jener Zeit 18.520 Quadratmeilen umfaßte, mithin zu einem der größeren in Europa zählte, sich dem Oberbefehle des Herzogs von Lothringen hätte unterstellen sollen. Das Verhältniß der Kurfürsten von Baiern, Sachsen und der anderen Reichsfürsten zu dem Kaiser war ein ganz anderes; diese waren dem Oberhaupte des römisch-deutschen Reiches in vielen Beziehungen unterthan und waren zur Heeresfolge verpflichtet. Der König von Polen aber war ebenso unabhängig, wie der Kaiser und der Beitritt des Ersteren zur Allianz entsprang aus uns bekannten Beweggründen, die mit einem Verhältniß der Unterordnung nichts zu schaffen hatten.

Allerdings gereichte es dem Könige zum besonderen Vortheile, in dem Herzog einen hilfreichen Berather von solcher Bescheidenheit zu finden, der Sobieski's Ueberlegenheit an Jahren und an Erfahrungen im Türkenkriege willig anerkannte und ohne sich herabzusetzen dem Könige den Vorrang ließ, so daß, wie Sobieski der Erste, Lothringen unbezweifelt der Zweite war. Bezüglich der Bescheidenheit des Lothringers wollen wir uns hier auf Rink, den verläßlichsten Geschichtsschreiber der Regierungszeit Kaiser Leopold I., berufen. Rink sagt im I. Band (249) ausdrücklich über Lothringen: „Er erweist bei allen Gelegenheiten viel Kaltsinnigkeit, zeigt keine Prahlerei und hört Alles, was man ihm zu sagen hat, ganz bescheiden an; ja er sieht vielmehr gerne, daß Diejenigen, von welchen er weiß, daß sie Verstand haben, ihm ihre Meinung offenbaren — er ist weder von Ehrgeiz noch Ruhmgierde eingenommen,

und gibt auch nichts weniger als auf das, was seinen Vortheil befördern kann, Achtung."

Wenn man übrigens die Frage des Obercommandos über die gesammte Armee der Verbündeten vom Beginne der Operationen bis zum Eintritte der Katastrophe unter den Mauern Wiens genau verfolgt, so ergibt diese Forschung das Resultat, daß ein Oberbefehl nur von dem Zeitpunkte der Concentrirung der Kriegsvölker auf dem Tullner Felde bis zu dem Momente, da sich die Colonnen am 12. September bei Tagesanbruch in Bewegung setzten und vom Kahlengebirge in die Niederungen hinabrückten, wirklich ausgeübt wurde und hervortrat. Was die Ereignisse betrifft, die nach dem letzterwähnten Momente vorfielen, kann von einer einheitlichen Führung des Oberbefehls keine Rede mehr sein, gleichviel ob man dabei den König Johann oder den Herzog Karl im Auge hat. Der Erstere befehligte den rechten, der Letztere den linken Flügel des Heeres; keiner von Beiden nahm bestimmenden Einfluß auf die Bewegungen der Gesammtarmee. Auch die Annahme, es wäre vielleicht für alle Eventualitäten durch die näheren Bestimmungen für die Unterfeldherren im Vorhinein gesorgt worden, ist zu verwerfen, denn die Thatsache steht fest, daß sowohl der König als auch der Herzog noch am Morgen des 12. September der Ansicht waren, daß es an diesem Tage noch gar nicht zur Entscheidungsschlacht kommen werde.

Es ist auch die Behauptung aufgestellt worden, daß schon aus der Anrede, die Sobieski im ersten Kriegsrathe am 3. September zu Stetteldorf an die versammelten Heerführer hielt, der Schluß gezogen werden könne, er habe sich freiwillig dem Oberbefehle des Herzogs unterstellt; man will dies aus den Worten schließen: „Den König habe ich in Warschau gelassen, hier bin ich nur Bruder und Waffengefährte, und da, um Rathschläge anzunehmen, nicht aber um Befehle zu ertheilen." Diese Worte aber wollen anders aufgefaßt sein; sie waren der Ausdruck eines herzlichen Entgegenkommens, wodurch sich Sobieski dem Wohlwollen der übrigen Fürsten und Heerführer empfahl und jenes freundliche Verhältniß zwischen sich und den Herren schuf, das er als erste Bedingung eines glücklichen Erfolges erkannte; er wollte die Schranken der Etikette zwischen sich und den anderen Befehlshabern gleichsam ent-



Johann Georg Churfürst

Johann Georg III.,

Kurfürst von Sachsen,

geboren 1647, gestorben 1691.

fernen und eine echte Wafferbruderschaft an deren Stelle setzen. Wenn aus dieser Aeußerung, die der echten Höflichkeit des Herzens entsprang, der Schluß gezogen wird, daß der König nur die Rolle eines Unterbefehlshabers übernommen habe, so erscheint diese Annahme ebenso hinfällig, wie die Behauptung, daß nicht Sobieski, sondern der Herzog von Lothringen die Entscheidung in der Befreiungsschlacht herbeigeführt habe.

Was den letzteren Punkt anlangt, so ist das Verdienst weder dem einen, noch dem andern Feldherrn ausschließlich zuzusprechen, sondern die Entscheidung muß als das Resultat des von beiden Flügeln mit großer Tapferkeit durchgeführten Zusammenwirkens bezeichnet werden.

Zur Beleuchtung der Frage des Oberbefehles müssen wir hier darauf zurückkommen, daß zur Zeit, als die Armee bei Tulln sich sammelte, die Vermuthung auftauchte, der Kaiser werde in Person den Entsatzoperationen anwohnen. Als diese Nachricht dem Könige zu Ohren gelangte, soll er in deutlicher Weise seine Verstimmung zu erkennen gegeben haben. Von den Motiven dieser Verstimmung haben wir an anderer Stelle bereits ausführlich gesprochen. Hier sei die Thatsache nur als ein weiterer Beweis dafür erwähnt, daß Sobieski den Oberbefehl führte. Er hätte es eben ungern gesehen, wenn er in der Oberbefehlshaberschaft eingeschränkt oder gehemmt worden wäre. Das ist ihm im Grunde ebensowenig zu verdenken, als man es andererseits dem Kaiser selbst zum Verdienst anrechnen muß, daß er seine Nichtbefähigung zum Feldherrn erkannte. Sobieski befürchtete wohl kaum, daß ihm durch die Anwesenheit des Kaisers beim Heere die Leitung des Ganzen im Sinne der Vertragsbestimmungen entzogen werden könnte; aber er besorgte doch Schwierigkeiten, welche auch den Sieg zu einem schwierigeren machen konnten. Jedermann, der in Folge seiner Kenntnisse und seiner Erfahrung das Bewußtsein in sich trägt, eine Aufgabe durchführen zu können, sieht sich nicht gerne von einem Zweiten überwacht, von dem er die Ueberzeugung hat, daß er den Anforderungen eben dieser Aufgabe nicht gewachsen ist. Und daß Leopold, der Alles in Allem erst zwei große Heere (nämlich bei Eger [1679] und Kitsee [1683]) gelegentlich einer Musterung gesehen hatte, weder Kriegserfahrung besaß, noch

überhaupt dem Kriegswesen Neigung entgegenbrachte, mithin zum Feldherrn wenig befähigt war, galt als hinlänglich bekannt.

Auch diese Bedenken Sobieski's also sprechen dafür, daß der König thatsächlich den Oberbefehl führte; und es sei diesbezüglich nur noch beigefügt, daß er bis zur Belagerung und Einnahme von Gran, womit der Feldzug im Jahre 1683 seinen vorläufigen Abschluß fand, in dieser dominirenden Stellung verblieb.

Die Verdienste der Kursachsen um die Befreiung Wiens lassen sich, obschon sich dieselben in engeren Grenzen bewegen als diejenigen der Polen, dennoch nicht minder bestimmt und deutlich nachweisen. Es erscheint dies um so nothwendiger, weil gemeinhin von diesen Verdiensten der Sachsen nur wenig und nur obenhin gesprochen wird.

Es scheint ein eigenthümliches Geschick des sächsischen Hauses gewesen zu sein, dem österreichischen in den Tagen der großen Noth und Gefahr bereitwilligst zu Hilfe zu eilen, ohne dafür mit besonderem Danke belohnt zu werden. Sachsens Verhältniß zu Oesterreich im dreißigjährigen Kriege machte eben so sehr diesen Eindruck, wie die sächsisch-österreichischen Beziehungen im Türkenkriege. Der Eindruck ist um so auffälliger, als es sich bei diesen Hilfeleistungen weder um blinde Anhänglichkeit, noch um schlaue Berechnung des Vortheils handelte. Nutzen haben die Sachsen aus der Verbindung mit Oesterreich in keinem der erwähnten Fälle gezogen. Immer war ihre Haltung nur durch den Gedanken eingegeben, daß das Oberhaupt des deutschen Reiches in allen Nöthen unterstützt werden müsse.

Wie sehr der Kurfürst Johann Georg III. — im Gegensatz zu der Abneigung der anderen Reichsfürsten gegen die österreichische Politik — dem Kaiser Leopold günstig gesinnt war, läßt sich sowohl aus seiner früheren Haltung, als auch aus der Antwort entnehmen, die er dem brandenburgischen Gesandten ertheilte, als dieser ihn zu bewegen suchte, von der Hilfeleistung gegen die Türken abzustehen. Der Sinn dieser Antwort läßt sich in die folgenden Worte zusammenfassen: „Der Türkenkrieg sei allerdings sehr schwierig, allein mit einmüthiger Kraft könne man den Türken und den Franzosen Widerstand leisten. Für den Fall, daß die Oesterreicher in einem unglücklichen Kampfe unterliegen, sei es

gewiß, daß die übrigen Nachbarn den Türken nicht gewachsen sein werden, darum liege die Nothwendigkeit vor, eine schleunige Verbindung einzugehen, um den Kaiser zu unterstützen. Bekäme der Franzose die Macht, so würde die protestantische Religion zu Grunde gehen, weil bei der damaligen Verwirrung der Verhältnisse aller Fürsten der Franzose gewiß nicht unterlassen würde, bezüglich der Kirchengüter begehrliche Fragen aufzuwerfen. Aus diesem Grunde scheine ihm, dem Kurfürsten, für einen sicheren Frieden, wie für einen ehrenvollen Krieg höchst nothwendig, die Maßregeln zu einen und die Kräfte zu verbinden; dies sei das einzige Mittel gegen die Auflösung und Zerrüttung des Reiches, welche Alle bedrohe."

Getreu diesen Grundsätzen und durch die persönliche Aufforderung des am kaiserlichen Hofe sehr beliebten Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg in seinen Vorsätzen bestärkt, versammelte der Kurfürst ein Heer von 11.000 Mann, mit dem er am 11. August von Dresden aufbrach und welches am 8. September sich mit den übrigen Hilfstruppen bei Tulln vereinigte. Johann Georg selbst war seinen Truppen vorausgeeilt und hatte bereits am 3. September sich mit dem Könige von Polen besprochen, was aus den Briefen des Letzteren an die Königin, in denen auch eine Schilderung der Persönlichkeit des Kurfürsten entworfen wird, zu entnehmen ist. Nach der am 8. September entworfenen Ordre de bataille (Schlachtordnung) hatten die Sachsen auf dem linken Flügel, und zwar zwischen der kaiserlichen Infanterie und den vom Fürsten Christian Ludwig von Waldeck befehligten Kreistruppen ihre Eintheilung. Im ersten Treffen standen von der sächsischen Infanterie sechs Bataillone, im zweiten vier, im dritten zwei Bataillone, je zwei derselben formirten ein Regiment. Links schloß sich an sie die kaiserliche Infanterie, und den äußersten Theil des linken Flügels bildete die kaiserliche und kursächsische Reiterei, wozu noch einige Schwadronen polnischer Hußaren unter dem Befehle des Hofmarschalls Hieronymus Lubomirski kamen.

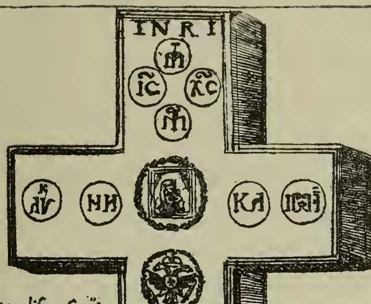
In den Kämpfen während des Entsatzes gebührt erstlich den Sachsen das Verdienst, daß sie schon am 11. September als die Ersten den Gipfel des Kahlenberges erstiegen, daselbst bei dem Camaldulenserkloster und der Kapelle Kanonen aufpflanzten, mit denen sie den belagerten

Wienern das frohe Zeichen der ersehnten Hilfe gaben, und daß sie die verspäteten Versuche der Türken, die Höhe zu ersteigen, an eben diesem Abende erfolgreich abwehrten.

Am Tage der Schlacht begann der Kampf zuerst dort, wo sich die sächsischen Truppen befanden. Es muß diesfalls freilich die Thatsache eingeräumt werden, daß hier anfangs nicht mit voller Kraft gekämpft wurde. Dem ersten Anprall der Türken ausgesetzt, wurden die Sachsen zum Aufgeben der Stellung gezwungen; aber bald gelang es ihnen durch Heranziehung der Bataillone aus dem rückwärtigen Treffen und im Vereine mit den Oesterreichern, aufs Neue die Anhöhen des Nußberges zu gewinnen. Als sich später die Hauptmacht der Türken gegen den rechten Flügel der Verbündeten gewendet hatte, dem linken Flügel derselben aber mit einer sehr starken Batterie arg zugesetzt wurde, nahmen die Sachsen während des offensiven Vorgehens des Herzogs von Lothringen diese gefährliche Position ein. Sie erbeuteten die Feldstücke, die der Feind in seiner eiligen Flucht im Stiche gelassen hatte, wie denn überhaupt der Sieg, welchen der linke Flügel über die Türken davontrug, wenn auch nicht einzig und allein, so doch zum größten Theile der Tapferkeit der Sachsen zuzuschreiben ist. Zuletzt entstand auch zwischen den Sachsen und den Polen ein Streit, wer von Beiden zuerst in das feindliche Lager eingedrungen sei. Jedenfalls scheint zwischen dem Eindringen des einen und des andern Theiles sehr wenig Zeit verstrichen zu sein. Da aber mehrseitig berichtet wird, der linke Flügel sei zuerst an das Lager herangekommen, so erscheint es nicht eben bedenklich, auch dieses Verdienst den Sachsen zuzuschreiben.

Von der großen Beute haben die Sachsen, gleich den übrigen deutschen und österreichischen Truppen, wenig oder gar nichts bekommen, weil sie über Veranlassung des Herzogs von Lothringen von ihren Hauptleuten und Obersten in Reih' und Glied gehalten wurden und an der Plünderung des feindlichen Lagers sich nicht betheiligen durften.

Wenn man die Leistungen des sächsischen Corps im Ganzen überblickt, dessen Kriegerzahl, Tüchtigkeit und tapferes Benehmen gebührend würdigt, so müssen die Sachsen unter allen Hilfstruppen — von den Polen abgesehen — als die vorzüglichsten bezeichnet werden, die sich



Das Moldauer Kreuz,

vom Fürsten Serban II. Kantakuzeno während der Belagerung von Wien beim Gatterhölzel errichtet.

um die Befreiung Wiens verdient gemacht haben; ebenso gebührt ihrem heldenmüthigen Kurfürsten besonderes Lob, da derselbe nicht allein während der Schlacht die Pflichten eines Heerführers mit Tapferkeit und Klugheit erfüllte, sondern sich außerdem durch eine menschenfreundliche That auszeichnete. Als er vernahm, daß auf einer Donauinsel mehrere gefangene Christen von den Türken jämmerlich hingemordet werden, übersetzte er, ohne Rücksicht auf die Gefahr für sein Leben, zu Pferde den Donauarm, eilte den Unglücklichen zu Hilfe und rettete noch einige derselben vor dem sicheren Tode. Nächst dem Könige von Polen und dem Herzoge von Lothringen gebührt Johann Georg III. von Sachsen der erste Rang unter den verbündeten Heeresfürsten.

Es ist noch ein Wort über die plötzliche Heimkehr des Kurfürsten zu sagen. Johann Georg III. reiste, nachdem er noch am 15. September bei der Musterung, die der Kaiser über die Truppen hielt, gegenwärtig gewesen war, am folgenden Tage plötzlich ab. Mit ihm marschirten auch seine Truppen, nur das Reichscontingent, das gestellt werden mußte, blieb zurück.

Daß der Kurfürst noch geraume Zeit nach der Schlacht an diese Heimkehr nicht dachte, erhellt aus der Thatsache, daß er im Sinne hatte, mit dem Könige von Polen und dem Kurfürsten Max Emanuel den Krieg fortzusetzen. Der Grund des plötzlichen Entschlusses soll die Verstimmung darüber gewesen sein, daß der Kaiser die geleistete Hilfe lediglich für schuldige Pflicht erachtete und weder den Sachsen, noch ihrem Kurfürsten eine bemerkbare Dankbarkeit erwies. Außer dieser Vernachlässigung läßt sich keine andere Kränkung finden, die auf den Kurfürsten eingewirkt haben könnte, es wäre denn der von einigen Geschichtschreibern erwähnte Umstand, der Kurfürst habe es besonders übel aufgenommen, daß sein Vetter, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, nicht zum Feldmarschall befördert wurde.

Sechzehntes Capitel.

Der Kaiser belohnt die tapferen Vertheidiger seiner Hauptstadt. — Die Anerkennung, die Graf Starhemberg vom Papste erhielt. — Der Dank von Seite des Stadtrathes. — Rückreise des Kaisers nach Linz. — Die Flucht des osmanischen Heeres nach Ungarn. — Kara Mustapha's Rache an seinen Untergebenen. — Die bereits gesunkene Gunst des Sultans für Mustapha hebt sich wieder. — Die kaiserliche und die polnische Armee zieht nach Ungarn. — König Sobieski erleidet unweit Parkany eine Niederlage. — Schlacht bei Parkany. — Gran wird erobert. — Ende des Feldzuges im Jahre 1683. — Die Armeen beziehen Winterquartiere. — Sobieski geht nach Krakau. — Tod des Großwesirs. — Wie dessen Kopf nach Wien gekommen ist. — Schlußbemerkung.

Die heldenmüthigen Männer, welche sich um die Vertheidigung der Stadt Wien so ruhmeswerthe Verdienste erworben hatten, erfreuten sich bald des innigsten und verbindlichsten Dankes von Seite des Monarchen, des Vaterlandes und der gesammten Christenheit. Der tapfere Commandant Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg erfuhr des Kaisers Gnade im hohen Maße; er wurde zum Feldmarschall ernannt, erhielt die Würde eines Staats- und Conferenzministers, einen kostbaren Ring und ein Ehrengeschenk von 100.000 Reichsthalern. Die Kaiserin Eleonora Magdalena beschenkte ihn mit einem aus Gold verfertigten, mit Edelsteinen besetzten Adler, zwischen dessen beiden Köpfen der Stefansthurm hervorragte. Vom König Karl II. von Spanien wurde er mit dem Orden des goldenen Vließes ausgezeichnet, und Papst Innocenz XI. drückte ihm in einem eigenen Breve den Dank und die Bewunderung der gesammten Christenheit aus. Das päpstliche Schreiben lautete:

„Lieber Sohn, edler Mann, unseren Gruß und apostolischen Segen zuvor!

„Die unüberwindliche Standhaftigkeit Deines großen Geistes und die Tapferkeit, durch welche Du die schrecklichen Unternehmungen des

mächtigen Feindes wider die Stadt Wien glücklich zu Schanden gemacht hast, haben Dir, erhabener Held, bei allen Gläubigen, auf deren Wohlfahrt es bei der Erhaltung dieser Stadt ankam, ein so herrliches Verdienst erworben, daß der Ruf, als der gerechte Belohner öffentlicher Heldenthaten, Dir Beifall und das Lob aller Nationen, bei denen die christliche Religion blüht, erworben hat. Weil Uns aber der ungemeine Nutzen, der der ganzen Christenheit zu Theil geworden, vorzüglich rührt, so haben Wir es als eine Pflicht Unseres Amtes erachtet, durch das Zeugniß dieses Unseres Schreibens den von Dir erkämpften Ruhm noch mehr zu erhöhen. Wir wollen auch keine Gelegenheit, die sich darbieten könnte, außer Acht lassen, um durch die That zu zeigen, welche geneigten Gesinnungen Wir, der gesammten Christenheit wegen, gegen Dich hegen. Genieße denn, tapferer Held, der Freude, mit welcher Dir alle Nationen zujauchzen, und erkenne hierin die unschätzbaren Früchte Deiner tapferen Bemühungen. Wir aber ertheilen Dir zum Zeugnisse Unseres Wohlwollens liebreich den apostolischen Segen. Gegeben zu Rom den 25. September 1683, Unseres Pontificates im 8. Jahre."

Der Papst, der dieses Breve erließ, hat außerdem zum ewigen Andenken an den Sieg von Wien das Maria-Namenfest gestiftet und angeordnet, daß dasselbe jederzeit an dem auf Maria Geburt folgenden Sonntage gefeiert werden solle.

Der Wiener Stadtrath befreite das dem Grafen Starhemberg gehörige Haus „zur weißen Lilie" in der Krugerstraße von allen Steuern und Abgaben und überreichte dem Commandanten ein Geschenk von 2000 Ducaten. Drei Jahre später, als auf dem Stefansthurm ein neues Kreuz aufgesetzt wurde, erhielt Starhemberg's Wappenschild eine neue Vermehrung. Es wurde ein goldfarbenes, mit dem kaiserlichen Adler geziertes lateinisches L eingefügt; außerdem erhielt der Panther des Wappens in die rechte Pranke einen blutigen schwarzbärtigen Türkenkopf, in die linke ein mit einem grünen Lorbeerzweig umwundenes bloßes Schwert; ferner ward oberhalb der alten Wappenkrone mit den Pfauenfedern eine von Quaderstücken aufgeführte Bastei, hinter derselben der halbe Stefansthurm mit dem Kreuze angedeutet und außerdem Mond und Stern den Symbolen hinzugefügt.

Der ritterliche, menschenfreundliche Bischof Graf Kollonits erhielt den Cardinalshut, der ihm aber erst am 28. October 1684 in der Augustinerkirche in Gegenwart des Kaisers feierlichst überreicht wurde.

Nachbenannte Mitglieder des Stadtrathes und der Bürgerschaft, welche sich während der Belagerung besonders thätig erwiesen hatten, erhielten den kaiserlichen Rathstitel nebst goldenen Ehrenketten mit Medaillen, die des Kaisers Bildniß trugen: der städtische Kämmerer Daniel Focky, welcher, nachdem v. Liebenberg der Seuche zum Opfer gefallen war, das Bürgermeisteramt verwaltete, der Stadtrichter Simon Schuster, der Unterkämmerer Georg Altschaffer; die Rathsherren: Augustin Hirneis, Wolfgang Puchenegger, Franz Peickhardt, Nicolaus Rückebaum, Jakob Daniel Tepser, Caspar Pützinger, Stefan V. Poppovic, Johann Georg Metzger und der Stadtsyndicus Nicolaus Hocke. Die goldene Medaille mit der Kette allein erhielten die Bürger: Georg Moczi und Adam Schreyer. Als besondere Anerkennungen für ihre großen Mühewaltungen erhielten von der Stadt Daniel Focky und Nicolaus Hocke je 300, Simon Schuster, Augustin Hirneis, Wolfgang Puchenegger, Johann Franz Peickhardt, Nicolaus Rückebaum und Daniel Tepser Ehrengaben von je 150 Thalern in Gold. Ferner bezeigte die Stadt im Namen der gesammten Bürgerschaft ihre Dankbarkeit gegen die Vertheidiger, indem sie die verdienstvollen Generale und Stabsoffiziere der Besatzung, so weit es die beschränkten Geldverhältnisse zuließen, mit Geschenken bedachte. So erhielt Graf Kaplíř, den der Kaiser zum Feldmarschall ernannte, 1000 Thaler, General Daun 400 Thaler, General Serenyi ein Silbergeschirr im Werthe von 300 Thalern, Marchese Obizzi 300 Thaler, Obrist-Wachtmeister Roßtauscher 100, dessen Adjutant 75 und Obrist-Wachtmeister Nischky 175 Gulden.

Die Offiziere von der Garnison, sowie auch jene von den kaiserlichen Regimentern der Entsatzarmee wurden nach Maßgabe ihrer Verdienste zu höherem Range befördert; unter den Letzteren war der nachmalig so berühmte Prinz Eugen von Savoyen, der sich beim Entsatze seine Sporen ritterlich verdient hatte, und der auch bald darauf zum Obersten und Inhaber eines Dragoner-Regiments ernannt wurde, das noch heute dieses Helden glorreichen Namen führt. (Drag.-Reg. Nr. 13.)

Ferner wurde beschlossen, den Tag der Befreiung jährlich durch einen Gottesdienst und eine feierliche Procession zu feiern, was durch volle 100 Jahre geschah. 1783 wurde diese Procession durch Kaiser Josef II. eingestellt. Auch durch zwei Volksfeste suchte man die Erinnerung an diese denkwürdigen Tage in der Bevölkerung von Wien festzuhalten. So wurde in Hernals am Sonntage nach St. Bartholomä eine Art costümirten Umzugs gehalten, der bis zum Jahre 1780 sich alljährlich wiederholte, dann aber für immer erloschen ist. Die Bäckerinnung, welche sich während der Belagerung sowohl durch tapfere Haltung, als auch durch rastlose Arbeit für die Versorgung einer so großen Menschenmenge mit Brod ausgezeichnet hatte, erhielt mehrere Begünstigungen, darunter auch die Erlaubniß zu dem sogenannten Bäckeraufzug, der am Osterdienstag jeden Jahres in den Straßen Wiens abgehalten wurde. Die meisten Freiheiten, welche man den Bäckern zugestanden hatte, wurden indeß bald wieder zurückgenommen; nur der erwähnte Aufzug erhielt sich bis zum Jahre 1809, das auch dieser Feierlichkeit ein Ende machte.

Die Nachricht von dem glücklichen Entsatze Wiens wurde überall mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen aufgenommen, am meisten aber in Deutschland und Italien. Allenthalben wurden Dankfeste gefeiert, Kanonensalven gelöst und Freudenfeuer angezündet; besonders in Rom äußerte sich der Jubel in so lebhafter Weise, als wäre diese Stadt selbst vom Untergange gerettet worden, was ja übrigens mittelbar in der That der Fall gewesen war.

Es ist selbstverständlich, daß aus Anlaß der glorreichen Ereignisse eine Menge von Flugschriften, Broschüren, Lobreden, Gedichten frommen, polemischen und satyrischen Inhaltes erschien. Auch wurde eine große Anzahl von Gedächtnißmünzen*) von verschiedener Größe und Gestalt aus Gold und Silber zu Wien, Nürnberg, Venedig und vielen anderen Orten geprägt, um den Entsatz zu verherrlichen. Eine unserem Werke beigegebene Illustration verbildlicht einige dieser Medaillen.

*) Kabdebo's Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens enthält die Beschreibung von 60 solchen Gedächtnißmünzen.

In keiner der damals erschienenen Gelegenheitsschriften fehlte es an gehässigen Anspielungen auf Frankreich und auf die zweideutige Politik Ludwigs XIV. Diese Ausfälle waren zum größeren Theile auch wohl verdient, denn nur zum Scheine waren von Frankreich aus Maßregeln getroffen worden, welche den Kampf gegen die Türken fördern sollten. Wohl stand z. B. der allerchristlichste König von dem halb und halb schon eingeleiteten Einfalle in die spanischen Niederlande ab und hob die Belagerung von Luxemburg auf, um den Spaniern freie Hand zu lassen, ihrer verwandten Linie in Deutschland zu Hilfe zu eilen. Aber er kannte die Schwäche und Schläfrigkeit des spanischen Cabinets unter Karl II. zu wohl, um sich von dieser Rücksicht große Dinge zu versprechen. Selbst stand Ludwig XIV. mit circa 60.000 Mann lauernd am Rhein, unthätig bei dem Fortschritte der Türken und entschlossen, nur den Fall Wiens abzuwarten, um dann zwar selbst gegen die Türken aufzutreten, aber sich auch dadurch für immer das Uebergewicht in Deutschland zu erringen. Der Plan war fein angelegt, mißglückte aber gänzlich, und so mußte sich der ränkevolle König aus unvermeidlichen politischen Rücksichten dazu verstehen, mit dem Unmuthe zerstörter Hoffnungen im Herzen, dem Kaiser seine Glückwünsche melden zu lassen.

Schon am 16. September reiste Kaiser Leopold I. wieder nach Linz zurück, um aus der gefährlichen Nähe des Seuchenherdes, in welchen sich die Residenzstadt verwandelt hatte, zu kommen; übrigens befand sich auch die kaiserliche Burg in einem derartigen Zustande, daß der Hof in derselben nicht untergebracht werden konnte.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis in Wien und den Vorstädten die alte Ordnung und der gewohnte Verkehr aufgenommen werden konnten, bis die Gassen und Plätze von allem Unrathe gesäubert, bis die theils auf dem Schlachtfelde, theils noch in den Ruinen der abgebrannten Häuser und in den Laufgräben liegenden zahllosen Leichen, dann Tausende von Thiercadavern, in tiefe Gruben versenkt, die Steintrümmer der gesprengten Bollwerke hinweggeräumt, der Festungsgraben gereinigt, die feindlichen Laufgräben, Minengänge und Batterien eingeworfen, die schadhaften Bastionen und Vorwerke, welche stellenweise mit dem Einsturze drohten, wieder hergestellt waren. Eine große Menge

Wien mit der von den Türken verwüsteten Umgebung im Jahre 1683.

Soldaten, dann 200 von der Bürgerschaft beigestellte Arbeiter, endlich viele türkische Gefangene arbeiteten ohne Unterlaß, um die gräulichen Spuren der Verwüstung zu tilgen. Da man während der Belagerung die traurige Erfahrung gemacht hatte, daß die der Stadt zu nahe gelegenen Gebäude dem Feinde große Begünstigung boten, wurde strenge darauf gesehen, daß sich innerhalb eines Umkreises von 600 Schritten vor der Stadt kein Haus, kein Garten erhebe.

Das flache Land Niederösterreichs blieb noch lange eine furchtbare Stätte der Verheerung, da nicht nur die schönsten Marktflecken und Dörfer in Schutthaufen und Brandstätten verwandelt, sondern die unglücklichen Bewohner, die sich vor dem Würgeschwert und den Sclavenfesseln gerettet hatten, durch die rohe Zerstörung der Saaten, Weinberge und Feldfrüchte aller Mittel beraubt waren, sich eine neue Existenz zu gründen. Erst nach dem Verlaufe mehrerer Jahre, durch Unterstützung, die allerdings nur sehr spärlich zufloß, und durch Einwanderung neuer Colonisten konnte sich das unglückliche Land allmälig wieder erholen. Um sich von der Größe aller Greuel und Verwüstungen im kaiserlichen Gebiete eine der Wirklichkeit angenäherte Vorstellung machen zu können, möge man sich vorhalten, daß während der über zwei Monate andauernden feindlichen Invasion (nach einem zeitgenössischen Manuscripte) auf der österreichischen Seite 4092, auf der ungarischen Seite 871 Dörfer und Marktflecken in Brand gesteckt und verwüstet worden sind. Dabei sind die vereinzelten Schlösser und Landhäuser, die vom gleichen Schicksale erreicht wurden, nicht eingerechnet. Während dieser Schreckenszeit hatte man in die türkische Sclaverei geschleppt: 6040 Männer, 11.215 Frauen, 14.922 Mädchen, von denen die Aelteste im 26. Jahre stand (unter ihnen 204 aus adeligen Familien), dann 26.093 Knaben und Mädchen bis zum 5. Lebensjahre. Wie viele Menschen während der Streifzüge der barbarischen Horden jämmerlich hingeschlachtet wurden, darüber fehlen alle näheren Berichte, aber daß weit über 100.000 Menschen theils in Gefangenschaft geriethen, theils getödtet wurden, ist mit Bestimmtheit anzunehmen.

Am Tage nach der Schlacht bei Wien, Morgens 10 Uhr, erschienen die ersten Flüchtlinge des überwundenen Osmanenheeres im Angesichte von Raab. Volle drei Tage währte der regellose Uebergang über die

Brücken der Raabnitz und Raab, bis die Flüchtigen den alten, auf dem rechten Ufer des Flusses gelegenen Lagerplatz bezogen. Kara Mustapha's Wuth über die erlittene Niederlage kannte keine Grenzen. Sofort, als er vor Raab ankam, ließ er den Statthalter von Ofen, Ibrahim Pascha, vor sich bringen und beschuldigte denselben, der eigentliche Urheber der Flucht zu sein. „Du, ein im Dienste der Pforte ergrauter Wesir, bist aus Privatgroll gegen mich der Anführer der Flucht und die Ursache der Niederlage geworden, nun sollst Du's büßen!" rief er aus und ließ den Greis vor seinen Augen tödten; auch die Paschas von Essegg und Požega, sowie andere Befehlshaber, vornehmlich jene, welche sich dem Zuge nach Wien widersetzt hatten, ließ der Großwesir hinrichten. Im Heere ließ er die Nachricht verbreiten, daß diese Unglücklichen als die einzigen Stifter des Unheils zu betrachten seien, weil sie in der Befolgung seiner Befehle saumselig und die Ersten gewesen seien, welche in der Schlacht bei Wien die Flucht ergriffen hätten; nun hätten sie ihre wohlverdiente Strafe empfangen. Durch diese Beispiele grausamster Strenge suchte Kara Mustapha sein erschüttertes Ansehen im Heere wieder herzustellen; dagegen suchte er, angewiesen auf das Vertrauen des Sultans und das Wohlwollen der Sultanin-Valide, durch Bestechungen in der Form von prachtvollen Geschenken die nächste Umgebung des Sultans für sich zu gewinnen. Auf diese Art hoffte er seine eigenen Fehler zu bemänteln und, was den unglücklichen Ausgang des Feldzuges anlangte, die Verzeihung des Sultans zu erwirken.

In die durch die Hinrichtung Ibrahim Paschas erledigte Statthalterschaft von Ofen wurde Kara Mohamed, der bisherige Statthalter von Diarbekir, eingesetzt, die Statthalterschaft von Diarbekir dem vorherigen Statthalter von Erzerum, Ibrahim Pascha, und der erledigte Posten des Letzteren dem Silihdar Hussein Pascha verliehen.

Nachdem der Großwesir im Lager bei Raab drei Tage gerastet, Verstärkungen in die zunächst bedrohten Festungen Gran und Neuhäusel abgesendet und die Sprengung der Festungswerke von Tata (Totis) angeordnet hatte, verließ er am 17. September die Gegend von Raab und marschirte gegen Ofen, wo er unter dem Schutze der Festung das Lager aufschlug, um abzuwarten, wie das christliche Heer den Sieg verfolgen

und welche Wirkung die unglückliche Wendung der Dinge auf den Sultan hervorbringen werde.

Während der Belagerung Wiens hatte sich der Sultan Mohamed IV. in der Erwartung eines sicheren Erfolges zumeist in Belgrad aufgehalten und sich mit großartigen Zurüstungen zu einem feierlichen Einzug in Constantinopel beschäftigt. Dieser Triumphzug sollte sofort nach der Meldung vom Falle Wiens erfolgen, an welch' letzterem zu zweifeln sich Niemand unterstehen durfte. Auch in Constantinopel wurden alle Vorbereitungen zum feierlichen Empfange des Siegers getroffen. Allein schon die Rückkehr des großherrlichen Abgesandten aus dem Lager von Wien gab dieser Zuversicht einen gewaltigen Stoß. Der Sultan gerieth in große Wuth über die Nachricht, daß das Heer außerordentlich geschwächt und der Widerstand der belagerten Stadt ein so tapferer sei, daß seine Hoffnungen sich leicht als trügerisch erweisen könnten. Er bedrohte den Boten, der dies hinterbrachte, mit einem Dolche, und nur durch die heiligsten Betheuerungen seiner besonneneren Räthe und deren Bitten, sich doch erst von der Wahrheit der Nachricht Ueberzeugung zu verschaffen, wurde er von einer Gewaltthat abgehalten.

Bereits am 16. September traf die Kunde von der Schlacht, die am 12. stattgefunden hatte, in Belgrad ein. Lange wollte es Niemand wagen, dem Großherrn die Mittheilung zu machen. Als dieser endlich die Nachricht erhalten hatte, schwur er in der ersten Wuth, er werde durch Ströme von Christenblut diese Schmach abwaschen, und bestimmte zuerst alle Christen in seinem Reiche zum Racheopfer. Nur die eifrigsten Vorstellungen des Mufti, daß er dadurch die europäischen Mächte gegen sich aufreizen würde und daß selbst im Koran die Duldung der Christen anbefohlen sei, konnten ihn von diesem grausamen Entschlusse abbringen. Nun bemächtigte sich des Sultans eine tiefe Schwermuth; er verschloß sich in ein einsames Gemach, Niemand, selbst die vertrautesten Diener nicht, durften sich dem Herrscher nähern, der ungestört seinem Trübsinn nachhängen wollte. Als die Hiobspost von der Katastrophe bei Wien auch in Constantinopel bekannt wurde, verfiel anfangs die Bevölkerung in trübes, brütendes Stillschweigen, das aber bald von dem lauten Wehklagen Jener unterbrochen wurde, deren Angehörige vor

den Mauern Wiens umgekommen waren. Die öffentliche Stimmung wurde immer erregter, wozu hauptsächlich jene Persönlichkeiten durch ihren Einfluß beitrugen, die vom Anfange an von diesem Feldzuge abgerathen hatten. Das Ansehen dieser Personen im Volke bewirkte, daß eine gefährliche Mißstimmung allgemein die Oberhand gewann.

Während Mohameds Thron durch die öffentliche Mißstimmung in der Hauptstadt bedroht wurde, gerieth auch der Günstling Kara Mustapha in ernste Gefahr. Nur für kurze Frist vermochte der Großwesir das Schlimmste von seinem Haupte abzuwenden. Indem er die Hauptschuld des Mißlingens von sich auf seine Untergebenen abwälzte, die ihm gefährlichsten Widersacher, insbesondere Ibrahim Pascha, beseitigte und durch reiche Geschenke für den Sultan, für die Sultanin-Mutter, für den Kislar Aga und für Alle, die sich der Gunst des Großherrn erfreuten, Stimmung für sich machte, erreichte er, daß seine frechen Lügen für kurze Zeit den gleißenden Schein der Wahrheit erhielten und daß das bereits entschwundene Vertrauen des Sultans wieder zurückkehrte.

Mohamed IV. billigte die Hinrichtungen, beschenkte den Großwesir mit einem juwelenbesetzten Säbel als Zeichen der Erkenntlichkeit für die Rettung des Heeres und bestätigte ihn durch ein Handschreiben im Oberbefehle des Kriegsheeres, das unter den Mauern Ofens versammelt und stark genug war, den Kaiserlichen und den Polen erneuert die Spitze zu bieten.

Der König von Polen, fest entschlossen, den Feldzug fortzusetzen, machte den Vorschlag, die ungeheure Bestürzung, die im ganzen osmanischen Reiche vorherrschte, zu einer Unternehmung unmittelbar gegen Ofen, das Hauptbollwerk der Türken in Ungarn, auszunützen. Von kaiserlicher Seite brachte man mehrere allerdings sehr gewichtige Gegengründe vor. Man behauptete, daß die natürliche Stärke dieses von den Türken allezeit wohlversehenen Hauptplatzes, die Schwierigkeit des Transportes der Belagerungswerkzeuge, die in der Sperrung der Donau durch Gran begründet sei, insbesondere aber der geschwächte Zustand des Heeres, von dem sich überdies noch das sächsische Armeecorps losgetrennt habe, den Erfolg eines derartigen Unternehmens höchst fraglich erscheinen ließen.

Der König fügte sich diesen gewichtigen Gründen und willigte zuletzt in den Vorschlag, zunächst Neuhäusel zu belagern. Mit diesem Beschlusse wurde den schwerfälligen Conferenzen, die seit dem Entsatze von Wien über die Fortsetzung der Operationen und die nachtheilige Unthätigkeit des Heeres abgehalten wurden, ein Ende gemacht.

Am 17. September trat die durch den Abgang der Sachsen zwar sehr geschwächte, aber durch die Einrückung der Wiener Besatzung andererseits ein wenig verstärkte Armee den Marsch nach Ungarn an, um noch so viele Früchte ihres Sieges zu ernten, als der Herbst und der durch allzulange Unterhandlungen bewirkte Zeitverlust noch etwa gestatten möchten. Am 20. September ging König Johann III. bei Preßburg auf die Insel Schütt über, mit der Absicht, bei Komorn die Waag zu überschreiten und sodann gegen Neuhäusel vorzurücken. Fieber- und Ruhrkrankheiten, welche im Heere, besonders unter den Polen ausbrachen, neue Unschlüssigkeiten der von verschiedenen Interessen geleiteten Heerführer, verzögerten indeß den Uebergang über die Waag bis Anfangs October; endlich am 4. October war die Armee am linken Donauufer bei Komorn versammelt, in der Erwartung, daß man nun die Berennung von Neuhäusel ins Werk setzen werde.

Der Herzog von Lothringen machte aber dem Könige jetzt wieder andere Vorschläge. Von einer Belagerung der durch Moräste geschützten, mit allen Bedürfnissen wohl versehenen Festung Neuhäusel, meinte er, lasse sich kein sicherer Erfolg erwarten. Er befürwortete vielmehr, den Truppen gute Winterquartiere in dem geschonten Oberungarn zu verschaffen und durch Unterwerfung eines großen Landstriches die Streitkräfte des Feindes für den künftigen Feldzug zu schwächen; demgemäß wurde beschlossen, Neuhäusel bei Seite zu lassen und auf Parkany, den wichtigen Brückenkopf vor Gran vorzurücken, unter dessen Kanonen nach eingelangten Meldungen ein feindliches Beobachtungscorps von ungefähr 6000 Reitern aufgestellt sein sollte. Am 7. October befand sich die Tête kaum eine Meile von Parkany entfernt. Sobieski bildete mit seinen Truppen gewissermaßen die Vorhut. Diesen folgten die kaiserlichen Regimenter, während die Reichstruppen noch einige Märsche zurück waren.

Im Vertrauen auf sein Glück und die Tapferkeit der Seinigen, die ihm schon oft den Sieg über einen überlegenen Feind verschafft hatten, eilte der König mit circa 5000 Reitern dem übrigen Heere voraus. Er glaubte auf die Mitwirkung der deutschen Truppen Verzicht leisten zu können. Geleitet von dem Gedanken, die Ehre eines Sieges, den er sich allzuleicht vorstellte, diesmal allein zu ernten, wollte er — ohne Fußvolk und ohne Geschütze — nur mit seiner Cavallerie den Brückenkopf von Parkany nehmen. Die Warnung eines Kundschafters, der ihm die Stärke des Feindes verrieth, wies er mit den Worten: „Fragen wir nicht wie viel, sondern wo sie sind!" zurück und beschleunigte daraufhin nur seinen Marsch. Die Türken, welche von dem getrennten Marsch der Polen Kenntniß erhalten hatten, benützten ein günstig gelegenes Rideau zu einem Hinterhalt, schnitten die schlecht geführte, blindlings vorrückende 500 Mann starke Vorhut der Polen ab und warfen sich mit Blitzesschnelle auf das vom Könige befehligte, eines Angriffes nicht gewärtige Gros. Obschon beim Beginne dieses Zusammenstoßes sich eine sehr schwankende Haltung im Corps zeigte, glaubte der König doch so lange Widerstand leisten zu können, bis der Herzog von Lothringen mit seinen Regimentern eingetroffen sein werde; da aber die Polen nicht allein in der Front, sondern auch in den Flanken, einzelne Abtheilungen sogar im Rücken angegriffen wurden, nahm die Panique immer mehr überhand, und trotzdem der König sich mit einigen Hußaren-Schwadronen einer feindlichen Abtheilung entgegenwarf und diese zum Weichen brachte, war es nicht mehr möglich, die übrigen Regimenter zum Stehen zu bringen. Alle ließen ihren König im Stiche, um durch die Schnelligkeit der Pferde ihre Personen in Sicherheit zu bringen; selbst der linke Flügel unter der Führung des Woiwoden Felix Potocki, der gar keinen Feind vor sich hatte, wurde in der allgemeinen Flucht mitgerissen. Vergeblich waren die heroischen Bemühungen des Königs, seine Truppen in das Gefecht zu bringen. Nachdem er Alles versucht hatte, um dem Schicksale zu trotzen, sah er sich schließlich nur mehr von einigen Getreuen umgeben und gezwungen, als Flüchtling den Kampfplatz zu verlassen. 2000 der Seinigen, in Leichenhaufen aufgethürmt, bezeichneten die Unglücksstätte, wo auch vor zwanzig Jahren der General Graf Forgacs von



Treffen bei Parkany am 9. October 1683.



Kampf um das türkische Wachthaus während des Treffens bei Parkany am 9. October 1683.

einem ähnlichen Unglück getroffen worden war. In wilder rastloser Flucht, eine Stunde lang von den Türken verfolgt, eilte die polnische Reiterei zurück, bis sie auf die kaiserlichen Regimenter stieß, die Herzog Karl von Lothringen seinem königlichen Freunde zur Hilfe entgegenführte. Der König und Prinz Jakob geriethen während des Rückzuges in augenscheinliche Lebensgefahr: Jener verdankte seine Rettung nur der Hingebung eines Panzerreiters, welcher den einen der beiden Verfolger des Königs tödtete und den andern verwundete; der Prinz seiner Besonnenheit und der Güte seines Pferdes. Unter den Gebliebenen befand sich auch Graf Dönhoff, der Woiwode von Marienburg. Den Kopf des Letzteren sandten die Türken in der Meinung, daß es der des Königs sei, nebst anderen Trophäen nach Ofen. Dort herrschte großer Jubel über Sobieski's Tod, bis der Irrthum aufgeklärt wurde. Am 8. lagerte der König eine Meile von Parkany entfernt, um seinen Truppen Zeit zur Erholung zu geben und das kaiserliche Fußvolk abzuwarten.

Endlich am 9. October traf Feldmarschall Graf Starhemberg, der grundlose Wege hatte überwinden müssen, mit dem Fußvolke und der gesammten Artillerie ein, und am 10. setzte sich die vereinigte Armee in Marsch, um einen nochmaligen Angriff, diesmal aber mit ganzer Kraft, auf die Türken zu vollführen, welche bei Parkany stehen geblieben und inzwischen vom Großwesir mit frischen Truppen unter Kara Mehemed, dem Statthalter von Ofen, auf 16.000 Mann verstärkt worden waren. Die Polen waren auf Wunsch ihres Königs diesmal im zweiten Treffen eingetheilt. Kara Mehemed wartete den Angriff der Alliirten nicht ab, sondern warf sich mit seinen durch das letzte Gefecht ermuthigten Schaaren auf den linken, vom Herzog von Lothringen selbst befehligten Flügel, aber die Wuth der Türken brach sich an den unerschütterlichen Massen der kaiserlichen Kürassier-Regimenter Caprara, Palffy, Piccolomini, Veterani und Lodron. Der hartnäckige Kampf, der sich hier entspann, diente nur dazu, die Verheerungen der Artillerie unter den Türken zu verlängern. Letztere wurden geworfen und bis unter die Kanonen von Parkany verfolgt, wodurch die Flucht der Feinde eine allgemeine wurde. Viele Türken flüchteten nach Pest, der größere Theil rettete sich in die Palanke von Parkany, um über die Schiffbrücke nach Gran zu entkommen; die Brücke

aber riß in Folge der Ueberlastung mit Menschen, Pferden und Gepäck während des Ueberganges mitten entzwei, wodurch plötzlich der Weg zur Fortsetzung der Flucht abgeschnitten wurde. Während am Ufer der Donau Geschütze auffuhren und gegen die Brücke mit Kartätschen feuerten, erstürmte Markgraf Ludwig von Baden mit zwei Bataillonen seines Regiments und den abgesessenen Dragonern von Schulz, Kuffstein und Castelli das Fort, und die Niederlage der Feinde wurde dadurch zu einer furchtbaren. Ueber 6000 Türken kamen um; sie ertranken in der Donau oder wurden von den Polen niedergemetzelt. Die Letzteren, begierig, die erlittene Schmach zu rächen und empört über den Anblick der auf den Mauern von Parkany aufgespießten Köpfe ihrer am 7. gefallenen Kameraden, schonten selbst die Gefangenen nicht und ließen Alle, die lebend in ihre Hände fielen, über die Klinge springen. Der erstürmte Ort wurde niedergebrannt.

Lothringen wollte die Besatzung von Gran, die von den Zinnen des Schlosses Augenzeuge von der Vernichtung ihrer Brüder in Parkany gewesen war, von ihrer Bestürzung sich nicht mehr erholen lassen. Er ließ eine halbe Stunde oberhalb der Festung eine Schiffbrücke bauen und passirte am 15., 16. und 17. mit den kaiserlichen und bairischen Truppen die Donau, um Gran vollkommen einzuschließen und zu belagern. Der König von Polen, durch 3000 Kosaken verstärkt, deckte dieses Unternehmen in Parkany gegen allenfallsige Angriffe von Seite Tököli's und der Tataren, welche Letztere am linken Ufer der Donau bei Pest im Lager standen. Die Belagerung von Gran begann am 20. Am 22. erfolgte die Beschießung von Gran, am 25. die Erstürmung der Wasserstadt, deren Vertheidiger sich sammt den Bewohnern in das feste Schloß zurückgezogen hatten. Am 26. trat der Herzog von Lothringen mit dem Commandanten in Verhandlungen, und schon am folgenden Tage wurde die Festung Gran, welche von 6000 kampffähigen Männern vertheidigt worden war, gegen freien Abzug nach Ofen mit Waffen und Gepäck übergeben. Auf den Wällen standen 50 schwere Geschütze und in den Magazinen wurden nebst anderer Munition noch 2000 Centner Pulver vorgefunden. Major Carlowitz mit 1000 Mann vom Regimente Starhemberg kam als Besatzung nach Gran.

Am Tage nach der Schlacht bei Parkany hatte der Großwesir nach Hinterlassung starker Besatzungen in Ofen und Stuhlweißenburg mit dem Ueberrest des Heeres den Rückmarsch nach Belgrad angetreten, und zwei Tage später, d. i. am 13. October, war auch der Sultan von Belgrad nach Adrianopel aufgebrochen. Der Khan der krimischen Tataren, Muradgirai, mit welchem der Großwesir schon seit der Belagerung von Wien unzufrieden war, wurde abgesetzt und die Khanschaft dem Hadschigirai verliehen.

Die Kunde von der Uebergabe Grans erreichte den Großwesir während des Marsches. Kara Mustapha erließ sofort an den Statthalter von Ofen, Kara Mehemed, der dem Gemetzel von Parkany, wenngleich schwer verwundet, entkommen war, den Befehl, den Pascha und die übrigen Befehlshaber von Gran wegen Feigheit hinrichten zu lassen.

Bekir Pascha, Schakir Arslan Pascha und die drei Oberste der Janitscharen büßten die Uebergabe der Festung mit ihren Köpfen. Nachdem das wichtige Gran wider Erwarten schnell erobert worden war und nachdem die Türken eine Reihe befestigter Plätze, wie Totis, Sarvar, Vesprim und andere Orte von minderem Belange freiwillig geräumt hatten, beendigten die Verbündeten diesen durch seinen wunderbaren Glückwechsel so höchst merkwürdigen Feldzug.

Der Wunsch des Herzogs Karl, noch eine Unternehmung gegen das von den Türken besetzte Vißegrad anzubahnen, kam nicht mehr zur Ausführung, da die eingetretene schlechte Witterung, der bedenkliche Zustand der Cavallerie, endlich die Abneigung der Bundestruppen, insbesondere der Polen, gegen eine weitere Fortsetzung des Feldzuges den Herzog zwangen, seinen Wunsch dem allgemeinen zu opfern.

Die Kaiserlichen nahmen ihre Winterquartiere in Ober- und Niederungarn und in den angrenzenden Erbstaaten, die Baiern und die übrigen deutschen Hilfstruppen verließen den Kriegsschauplatz, um in ihre Heimat zurückzukehren; das polnische Heer endlich zog durch Ungarn gegen die Grenze, fortwährend umschwärmt von ungarischen und türkischen Streifpartien, die es hauptsächlich auf das Gepäck abgesehen hatten, weil sie bei den Polen reiche Beute vermutheten. Das eingetretene Herbstwetter verschlechterte die Straßen ungemein, das Fortkommen wurde immer

schwieriger; aber die Sehnsucht nach dem Vaterlande bewirkte die Ueberwindung und der Marsch über die unwegsamen Karpathen wurde durchgeführt. Eine große Anzahl Pferde ging zu Grunde. Ganze Wagen mit kostbarer Beute aus der Wiener Schlacht wurden im Stiche gelassen oder auch verbrannt, damit sie nicht den Ungarn in die Hände fallen möchten. Auf dem Zuge durch Ungarn eroberten die Polen noch Lewencz, Szeben und Szecseny. Viele der angesehensten ungarischen Magnaten, die bisher eifrige Anhänger des Tököli gewesen waren, kehrten zu ihrer Pflicht zurück und erhielten durch die Vermittlung des Königs von Polen die Verzeihung des Kaisers Leopold. Als der König die Grenze seines Reiches betrat, erschien das litthauische Heer in schönster Ordnung und vortrefflich ausgerüstet, um sich mit den polnischen Truppen zu vereinigen; aber der Feldzug war zu Ende und die Hilfe kam zu spät, worüber die beiden Hetmane Sapieha und Oginski manchen bitteren Vorwurf von dem Könige vernehmen mußten. Betrübt hörten die Litthauer die Erzählungen der Krontruppen, wie diese durch einen glücklichen Sieg von Gott gesegnet worden waren und wie sie im türkischen Lager Fülle und Ueberfluß an allen Dingen gefunden hatten. Als die Zurückgebliebenen endlich die Menge des erbeuteten Silbers, die prächtigen Gewänder, Waffen und die übrige Beute sahen, wurde ihr Schmerz noch größer und sie klagten über das Versäumniß ihrer Feldherren. Die Litthauer zogen nach Volhynien und plünderten die Länder ihrer Freunde, um sich für das Versäumte zu entschädigen. Die polnischen Krontruppen wurden in die Winterquartiere verlegt, und Johann Sobieski begab sich für seine Person nach Krakau, wo er zu Weihnachten 1683 unter den lebhaftesten Ausbrüchen der öffentlichen Bewunderung den feierlichen Einzug hielt.

Mit der verlornen Schlacht bei Parkany war Kara Mustapha's großartige Rolle eines unumschränkten Machthabers und allmächtigen Günstlings zu Ende gespielt. Er nahm wohl neuerdings zu falschen Beschuldigungen und Todesurtheilen seine Zuflucht, aber die Hinrichtung des commandirenden Paschas und der übrigen Befehlshaber der mit Capitulation übergegangenen Festung Gran war der letzte blutige Act des grausamen, tyrannischen Mannes. Die Stunde der Vergeltung rückte unaufhaltsam heran. Als die Nachricht von der Niederlage bei Parkany

und dem Verluste von Gran in der Hauptstadt angelangt war, gewannen die Gegner Kara Mustapha's immer mehr Spielraum für die Vorbereitungen zum Sturze des Großwesirs. Die Feinde Mustapha's am Hofe, im Heere, namentlich unter den gefürchteten Janitscharen, wurden zahlreicher, ja selbst in allen Schichten der Bevölkerung zeigte sich eine drohende Haltung gegen den Urheber des ungerechten Krieges mit dem Kaiser, in den der Sultan hineingezogen worden war, erwachte der Groll über die vielen Frevel des Wesirs, sowie über die Niederlagen, die dieser verschuldet hatte.

An der Spitze der Feinde Mustapha's standen der Oberststallmeister, welcher immer gegen den Feldzug nach Wien gewesen war, der Kislar-Aga, dann die Sultanin Valide nebst der Schwester des Sultans, (der Witwe des hingerichteten Statthalters von Ofen). Namentlich die Letztere war eifrig bemüht, den Sultan zu überzeugen, daß die Aufopferung des Großwesirs das einzige Mittel sei, sein eigenes Leben zu retten. Der schwache Sultan, stets durch fremden Willen gelenkt, willigte ebenso leicht in das Verderben Kara Mustapha's, als er diesen Mann früher mit Ehren- und Gunstbezeigungen überhäuft hatte. Der oberste Kämmerer Ghaßasade Achmed Aga wurde mit dem Befehle nach Belgrad abgesendet, den Kopf Kara Mustapha's in Empfang zu nehmen. In der Nähe von Belgrad angelangt, theilte er mit strenger Wahrung des Geheimnisses seinen Auftrag dem Janitscharen-Aga, Mustapha Pascha von Rodosto, mit. Dieser versammelte seine getreuesten Janitscharen und nahm den Oberstkämmerer in seinem Hause auf. Kara Mustapha beschäftigte sich eben mit der Ergänzung des Heeres, als ihm der Janitscharen-Aga den Rath gab, in dieser Angelegenheit den Kriegsrath zu versammeln, bei welchem sich auch die Abgesandten des Sultans einfinden würden. Der Großwesir hatte gegen diesen Antrag kein Bedenken, versammelte am 25. December nach Sonnenuntergang den Kriegsrath, zu dem auch die Todesboten des Sultans erschienen, und nahm in kostbarer Kleidung auf dem für ihn bereiteten Ehrensitze Platz. Der erste Vortrag war kaum beendet, als der Janitscharen-Aga zu ihm trat und ihm das Reichssiegel, das Zeichen seiner Würde und Macht, welches er an einem kostbaren Bande um den Hals trug, abforderte. Der Großwesir erblaßte und sah sich bestürzt in der

Versammlung um; er ahnte, welches Schicksal ihm bevorstehe. Da er keine Theilnahme, vielmehr Haß und Abscheu in aller Augen entdeckte, ergab er sich geduldig in sein Loos, überreichte das Staatssiegel und fragte mit zitternder Stimme, was weiter von ihm verlangt werde. Darauf wurde ihm von Achmed Aga auf seidenem Kissen sein Todesurtheil und die in dasselbe gewickelte seidene Schnur gereicht. Er wußte zu gut, daß gegen einen solchen Ausspruch großherrlicher Ungnade keine Appellation mehr möglich sei, und bat sich nur wenige Augenblicke aus, um sich durch ein kurzes Gebet mit Gott und dem Propheten zu versöhnen; dann kniete er auf dem Teppich hin, machte sich selbst die Schnur am Halse zurecht, und nachdem er seine Diener gebeten, ihn nicht zu lange leiden zu lassen, wurde er von diesen erdrosselt. Sein Leichnam wurde öffentlich zur Schau ausgestellt, der Kopf aber dem Sultan überschickt, der denselben nach einiger Zeit wieder nach Belgrad zurücksandte, wo er dann, mit dem Rumpfe vereinigt, in der von Mustapha selbst erbauten Moschee beigesetzt wurde. Dies war das Ende Kara Mustapha's, eines der hochmüthigsten Wesire des osmanischen Reiches. Zur Zeit seines Todes war Mustapha kaum fünfzig Jahre alt; sieben Jahre war er Großwesir gewesen. Sein Kopf fiel in derselben Stadt, aus welcher er wenige Monate vorher, ein zweiter Attila, im Triumphe mit einer ungeheuren Heeresmacht und unumschränkter Gewalt zur Unterjochung des christlichen Abendlandes ausgezogen war. Der Mitvollstrecker des Hinrichtungsbefehles, Mustapha Pascha, wurde sogleich zum Serdar ernannt und übernahm mit dem Oberbefehle auch die heilige Fahne. Vierhundertneunzig Beutel Gold, welche sich an baarem Gelde in der Verlassenschaft Kara Mustapha's vorfanden, wurden vom Oberstkämmerer in Beschlag genommen und dem neuen Serdar für die Bedürfnisse des Heeres übergeben. Mehr als 1500 Beischläferinnen, ebenso viele Sklavinnen und Zofen derselben sammt 700 schwarzen Eunuchen, welche das Wächteramt versahen, füllten den Harem des Hingerichteten. Diener, Pferde, Hunde und Jagdvögel wurden nach Tausenden gezählt. Der Erpressungen und der Geldgier Mustapha's ist bereits an anderer Stelle gedacht worden; gerechter Weise sei hier noch erwähnt, daß Kara Mustapha viele Moscheen, öffentliche Brunnen, Bäder in den größten Städten des Reiches errichtet



Ansicht von Belgrad.

Nach einem Kupferstich von J. Koppmeier.

und sehr nützliche Stiftungen für höhere Bildung als Denkmäler seiner Großwesirschaft hinterlassen hat.

Im städtischen Waffenmuseum zu Wien wird der Schädel Kara Mustapha's, sowie die seidene Schnur und das mit türkischen Schriftzeichen versehene Sterbehemd, welch' letztere Gegenstände dem vornehmen Türken ins Grab mitgegeben worden waren, aufbewahrt. Diese merkwürdigen Trophäen gelangten folgendermaßen dahin: Als im September 1688 Belgrad, von den kaiserlichen und den kurfürstlich bairischen Truppen unter Herzog Karl von Lothringen und Kurfürst Max Emanuel von Baiern im Sturme erobert, wieder in die Hände der Christen kam, wurden mehrere Moscheen, darunter auch die, in der Kara Mustapha begraben lag, für den christlichen Gottesdienst eingerichtet. Nach einiger Zeit erbrachen mehrere kaiserliche Soldaten in der Nacht die Kirche und das Grab des Großwesirs, in der Meinung, dort reiche Schätze zu finden, wurden jedoch bei diesem Unternehmen überrascht. Die Jesuiten nahmen aus dem erbrochenen Grabe den Kopf, die Schnur und das Sterbehemd, sandten die Beutestücke dem Cardinal Leopold Grafen Kollonits nach Gran, welcher dieselben in einem gläsernen Kästchen verwahrt, dem bürgerlichen Zeughause in Wien zustellen ließ, wo sich dieselben noch heute befinden. Während der Belagerung von Wien hatte Kara Mustapha gedroht, daß er nach der Erstürmung der Stadt den Kopf des Bischofs Kollonits, auf eine Lanze gespießt, dem Sultan übersenden werde. Das Schicksal wendete es anders; der Kopf Mustapha's fiel in die Hände des würdigen Prälaten.

Für die Authenticität des im städtischen Museum aufbewahrten Schädels und die Art des Auffindens gibt das vom Cardinal ausgestellte, im Museum gleichfalls aufbewahrte Document sichere Bürgschaft; das Actenstück ist von Pergament und lautet wie folgt:

„Wir Leopold von Titul St. Hieronymi Illyricorum, der heiligen römischen Kirchen Priester, Cardinal von Kollonitz, Erzbischof zu Gran und selbiger Gespannschaft Obergraf, legatus natus des röm: apostolischen Stuels, Primas, obrister Kanzler und gehaimbester Secretarius im Königreich Ungarn, St. Joannis Hierosolymitani Ordens-Prior, Comentator zu Eger und Mailberg ꝛc. der Röm. kaiserl. Majestät wirklicher

geheimber Rath 2c. bekennen hiemit öffentlich und thuen kundt Jedermanniglich, demnach Anno Sechzehnhundert drei und achtzig von dem türkhischen Kayser Mechmet der Vierte resolviret worden seinen Großvezir Kara Mustafa die Stadt Wien zu belägern, und nach seiner Meinung, und wie er seine Armee versichert, nicht allein Hungarn, sondern daß gantze Teutschlandt durch eroberung der Stadt Wien Ihnen unterthänig zu machen, also hat Selbiger Groß Vezir seinem großen Prophet Mahomet zu Ehren, von Grundt auß eine Moscheam zu Belgrad erbauen lassen, in Hoffnung, er werde unfehlbar durch dieß guet vermeintes Werkh einen glücklichen Succeß haben, auff welches er mit der ganzen Armee abgereist, und unverrichter Sachen (Gott Lob) wiederumb nacher Belgrad komben, worauf er auf Befelch des türkischen Kaysers zu Belgrad stranguliret worden, und dem türkischen brauch nach die Haut, oder besser zu sagen, daß Gesicht von dem Kopff herabgeschunden, und der Leib sammt Kopff und Strikh Eben in diese Moscheam begraben worden, die er vor seiner abreiß nacher Wien erbauen lassen.

Weilen dann Anno Sechzehnhundert acht und achtzig den Sechsten Septembris durch die gerechten Ihro Kaiserl. Mayestät Waffen unter dem Commando Ihro Churfürstlichen Durchlaucht, Maximiliani Emanuelis in Payrn 2c. in Gegenwarth Ihro Durchlaucht Herzogen Carl von Lothringen 2c. Belgrad mit gestürmbter Handt glücklich erobert und dem Türkhen abgenomben worden, haben Ihro Churfürstliche Durchlaucht 2c. zur Dankhsagung und Gott dem Allmächtigen zu Ehren, von dem Sie allein diese Victori erkennt, diese türkhische Moscheam allwo der Groß Vezir Kara Mustafa, so Wienn belagert hat, begraben war, den P. P. Societatis Jesu eingehändiget und übergeben, und neben einem reichen Allmosen geschenkht; Weillen Sie P. P. Societatis die Ersten gewesen, so nach der eroberung Belgrad daß Te Deum laudamus gesungen und daß heilige Opffer der Meß Gott dem Allmächtigen aufgeopfert, welche Moscheam die P. P. Societatis gleich, so guet sie gekönbt, gezieret und vor eine christliche Kirchen eingerichtet; über welches einmahls Nachts in gedachter Kirchen wahrgenomben worden, daß man steinbreche, und nicht gewust, was dieses sein mueste, derohalben zwei Patres Societatis, als Pater Aloysius Praun mit dem Patre Franciscus Xaverio Berengs-

hoffen; der Erste als Beichtvater Ihro Durchlaucht Herzog Carls von Lothringen, der Andere aber als Missionarius nacher Belgrad, neben anderen etlichen Persohnen mit Waffen, und Sie Patres mit dem Weihwasser und verborgenen Laternen anstehend, ob in der Kirchen Geister oder Menschen sein, zur Kirchenthür hingegangen und die Thür der gewesten Moschea eröffnet gefunden, und daß Schloß davon wekh gebrochen, worauß sie wohl urtheilen können, daß keine Geister, sondern Menschen gewest sein müssen, so das krachen und steinbrechen verursachet, derohalben die gewaffneten leuth voran in die Kirche gehen lassen, die verborgene Lattern eröffnet, die beide Patres mit dem Weichbrun gefolget und in der Kirche Siben Musquatirer gefunden mit Krampen und anderen eißernen Zeug, womit Sie das Grab eröffnet, worin der Groß Vezier begraben worden, derohalben die P. P. und andern diese Mußquatirer gefragt, was Sie da macheten, und waß Sie sich unterstündten, die Kirchen und Gräber auffzubrechen, darauff zur Antwort bekommend, daß Sie weder der Kirchen, noch den Altären, noch waß sich zur Gottes Ehr und Dienst darin befunden, in geringsten nichts verruckht, noch weniger was davon zu nemben verlangt, daß Schloß von der Kirchenthür zwar wekgebrochen, aber widerum verlangen anzuschlagen, dan sie Menschen und keine Geister, also durch verschlossene Thüren nicht haben können in die Kirche komben, das Verlangen dahin zu komben, sei nicht auß Andacht, sondern auß Nott geschehen, indem Sie alle Siben in den Sturm und eroberung der Statt Belgrad nicht allein leib und leben gewagt, sondern auch teils verwundt, teils sonst guete stöß und steinwurff davon tragen und gleichwol kein beuth davon bekommen, ja kein gueten fezen an leib haben, der Herbst vorhanden und der Winter vor der thür, also sich zu bedekhen kein besserer Rath und hilff gefunden; als weilen der Groß Vezier, wie Ihnen ein guter freindt vertraut hat, in dieser Kirchen begraben worden, mit stattlichen Kleydtern so er angehabt, neben andern kostbaren bei sich haben, der sachen, und weillen Sie Mußquatirer ihr lebtag gehört, daß die Kleydtung dem Todten nichts helffe, hergegen denen lebenden, wann sie im Winter nicht gekleydt, die Kälte sehr schade, allso haben Sie sich zusamb geschwohren und ein Geliebt gemacht, Sie wollen mit dem todten Groß Vezier Kleyder tauschen,

wie Sie dann wirklich ihr Geliebt vollzogen, und Sie des Großvezier Kleydter, und waß er guets bei sich gehabt, zu sich genomben, und sich davon sambentlich zu des Kaysers Dienst verlangen klaydten zu lassen; damit aber die Herren P. P. nicht ursach haben sich zu beklagen, so wollen Sie ihnen P. P. daß liebste, was der Groß Vezier bei sich gehabt, und Sie zur beith in dem Grab unter andern bekomben, auch mittheilen zu einer gedächtnuß und also den Kopff deß Groß Vezier Kara Mustafa denen Patribus geschenkt und überantwortet, und also ist der Kopff bono titulo den Patribus zue komben, welche zwei Patres Societatis als Aloysius Praun und Franciscus Xaverius Berengshoffen uns den Kopff von Belgrad nacher Wien gebracht und eingehändiget; weillen er Großvezier währender Belagerungszeit der Statt Wienn unter andern Bedrohungen sich vernemben lassen, daß, wenn er die Statt Wienn mit Gewalt bekomben werde, er Niemand verschonnen, ja auch mit eigener handt die vornembesten wolle köpffen, und weillen die Patres wissen, daß Wür auch diese Ehr von Ihm hetten erhalten sollen, und Unser Kopff in deß Groß Vezier händt komte, willen Wür die Moscheam zu Belgrad, so der Groß Vezier dem falschen Propheten Mohameto zu Ehren gebaut und Wür hingegen den höchsten Propheten Christo den Herrn Selbsten, den Ersten Altar in selbiger Kirchen bauen lassen, Uns nichts besseres zur gedächtniß wissen zu geben, welchen Großveziers Kopff Wür dem löblichen Statt Magistrat in Wienn in Ihr Zeughaus neben anderen Original Schrifften, so Wür bekomben, den zwölften Novembris Sechzehnhundert drei und achtzig, als Gott der Allmechtig die Statt Wienn von der Belagerung erlöset, verehret und geschenkht und diesem zu Zeugnuß dieser authentische Attestat geben wollen. Actum Wienn den Sibenzehnden Septembris Anno Sechzehnhundert Sechs und Neunzig.

Leopold Cardinal von Colloniz m. p.
Erzbischof von Gran."

Die Hinrichtung des Großwesirs in Belgrad bildet die Schlußkatastrophe des für Oesterreich und Deutschland hochbedeutsamen historischen Dramas. Mit dem Tode Kara Mustapha's ist die Geschichte der



Krakau.

denkwürdigen zweiten und letzten Belagerung Wiens durch die Türken als abgeschlossen zu betrachten.

Unvergeßlich wird diese Belagerung der österreichischen Hauptstadt bleiben, in deren 63tägigen Vertheidigung sich Bürger und Soldat unverwelkliche Lorbeeren errangen und die Nachwelt zum Danke verpflichteten. Unfehlbar wäre ohne diese mit so großer Tapferkeit und Ausdauer durchgeführte Vertheidigung des Bollwerkes Wien die Sturmfluth des Islams weiter nach Westen vorgedrungen und hätte die deutschen Lande, vielleicht auch ganz Europa mit gleichen Gräueln wie Ungarn heimgesucht.

Mit der Niederlage des türkischen Halbmondes vor den Mauern Wiens begann auch der Niedergang der osmanischen Macht in Europa. Im Verlaufe der letzten 160 Jahre hat die Pforte nicht weniger als 12.000 Quadratmeilen von ihren europäischen Besitze eingebüßt. Von diesem Gebiete sind etwa 4800 Quadratmeilen an Rußland und circa 1800 Quadratmeilen an Oesterreich-Ungarn gefallen, wenn die mehr als 1000 Quadratmeilen umfassenden occupirten Länder Bosnien und Herzegowina miteingerechnet werden. 5400 Quadratmeilen vertheilen sich im nachstehenden Verhältnisse auf die zur politischen Selbstständigkeit gelangten christlichen Staaten der Balkan-Halbinsel:

Griechenland	50.000	Quadratkilometer	mit	1·7	Million	Einwohner
Rumänien	127.000	"	"	5·4	"	"
Serbien	60.000	"	"	1·6	"	"
Montenegro	9.000	"	"	0·28	"	"
Bulgarien	63.000	"	"	1·8	"	"

Die orientalische Frage, welche so oft die Großmächte in Spannung versetzt hat, geht Schritt für Schritt ihrer endlichen Lösung entgegen. Sie wird erst ihren endgiltigen Abschluß gefunden haben, wenn der Macht der Türken am Bosporus die Grenze gesetzt sein wird. Wer die Erbschaft der Osmanen in Europa antreten wird, ist eine ernste Frage, deren Lösung in nicht allzu ferner Zeit liegt. Daß Oesterreich-Ungarn in dieser Entwicklung, sowie bei der Herstellung des Gleichgewichtes auf der Balkan-Halbinsel ein entscheidendes Wort mitzureden hat und mitreden wird, ist eine selbstverständliche Sache.

Anhang.

Eine gedrängte Schilderung der Verhältnisse in der Türkei bis zu dem Heereszuge Kara Mustapha's nach Wien im Jahre 1683.

Mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des Heereswesens, namentlich der Janitscharen und Sipahi (Spahi), der vielfachen Empörungen dieser Truppe, sowie ihres Einflusses auf die Thronfolge und den häufigen Wechsel der Großwesire.

Nach dem Tode Osman's, des Gründers der Herrscherdynastie in Asien kam sein Sohn Urchan 1326 zur Herrschaft; dieser war der Erste, welcher die wichtige Staatseinrichtung eines stehenden besoldeten Heeres einführte, mithin um ein Jahrhundert früher diesen Schritt that als Karl VII. von Frankreich, welcher in der europäischen Geschichte des Mittelalters für den ersten Gründer eines stehenden Heeres gilt. Osman, der einen großen Theil des Reiches der Seldschuken, das aus zehn Fürstenthümern bestand, unterworfen und sich tributär gemacht hatte, hatte seine Kriegszüge nur mit turkmanischen Reitern ausgeführt, welche Akindschi, d. i. Streifer und Renner, benannt wurden, die je nach Erforderniß als die Reisigen ihrer Lehensherren aufgeboten wurden und ins Feld ziehen mußten.

Urchan errichtete zuerst eine Truppe zu Fuß, welche Jaja oder Piade (Fußgänger) geheißen, täglich besoldet, und deren je 10, 100 und 1000 von Decurionen, Centurionen und über Tausende gesetzten Obersten befehligt wurden. Diese Truppe, durch reichen Sold übermüthig gemacht, vergrößerte durch Ausschweifungen nur die Unordnung, der ihre Errichtung hatte abhelfen sollen. Urchan berieth sich über diese Uebelstände mit seinem Bruder Allaeddin, welcher als erster Wesir an der Regierung theilnahm, und mit seinem Schwager, dem Heeresrichter Kara Charil

Tschendereli. Letzterer, mit dem störrischen Sinne der Turkmanen und ihren übermüthigen Ausschweifungen nur zu wohl bekannt, ersann den tief durchdachten, von großer Menschenkenntniß und herzloser Berechnung zeugenden Plan, aus Christenkindern, die mit Gewalt zum Islam bekehrt werden sollten, eine Truppe zu errichten. Die Besiegten, sagte er, seien die Sclaven des Siegers, dem ihre Güter, ihre Weiber und ihre Kinder als rechtmäßiger Besitz verfallen; indem man die Letzteren zum Islam bekehre und sie für den kriegerischen Dienst desselben erziehe, fördere man nur deren zeitliches und ewiges Heil. Nach den Worten des Propheten bringt jedes neugeborne Kind schon die Anlage des Islams mit auf die Welt. In einem aus Christenkindern zusammengesetzten Heere werde sich diese Anlage rasch entwickeln und nach außen wirkend, einen Wetteifer des Ueberganges zum Islam entzünden; die neue Truppe werde sich nicht nur aus den Kindern der Besiegten, sondern auch aus Ueberläufern, die sich durch die Sympathie der Landsmannschaft angezogen fühlen, recrutiren.

Die alte und neue Geschichte des militärischen Despotismus berichtet keinen Fall, welcher diesem teuflischen Plane an die Seite gestellt werden könnte. Zwar hatten die Khalifen längst ihren Thron mit Leibwachen aus turkmanischen Sclaven umgeben, deren Gehorsam und Treue ebensosehr durch die gänzliche Loslösung vom Vaterlande und der Blutsverwandtschaft, wie durch reichlich zugemessenen Lohn verbürgt wurde. Diesen Eroberern war die Verpflanzung der Truppe aus dem Vaterlande in ein fremdes Gebiet ein Mittel, die militärische Zucht straffer zu spannen und die Bande der Nationalität erschlaffen zu machen oder zu sprengen, aber nirgends wurden, wie hier, mit den Banden des Volksthums und der Verwandtschaft zugleich die der väterlichen Religion zerrissen, und nirgends, wie bei den Türken, wurzelte der Kern des Heeres in dem blutgedüngten Grunde des dreifachen Abfalles von Vaterland, Eltern und Glauben.

Die Stärke der neuen Truppe wurde vorläufig auf 1000 Mann festgesetzt und hiezu von allen im Kriege gefangenen Christenkindern je das fünfte ausgehoben. Die Kinder wurden türkischen Landleuten zur Erziehung im Islam übergeben und von Jugend auf an Strapazen wie an Blutvergießen gewöhnt. Zur Erhaltung der Vollzähligkeit des

Corps wurden die christlichen Unterthanen der Pforte in der späteren Zeit mit dem Tribute des Zehnten ihrer männlichen Kinder belastet.

Einige der Christenkinder wurden von den Sultanen dazu gewählt, als Pagen unter den Sclaven des Palastes zu dienen. Diese Knaben wuchsen, dem väterlichen Hause entrissen, unbekannt mit Eltern und Vaterland, im Lagerleben zu Männern heran und bildeten geeignete Werkzeuge für den Eroberungsgeist ihrer Beherrscher. Blindlings zum Kampfe getrieben, bewährten sie sich stets als tauglich für den Zweck, der bei der Stiftung ihres Corps vorgeschwebt hatte, aber sie nahmen auch aus dem Geiste dieser Stiftung so viel Wildheit, Unbändigkeit und meuterischen Sinn in sich auf, daß sie den Sultanen selbst oft gefährlich wurden.

Die Truppe (Tscheri) wurde die neue (jeni Tscheri) genannt, und der Name der Janitscharen wurde bald auf den Flügeln des Sieges von Asien nach Europa getragen. Den Namen, sowie die unterscheidende Form der weißen Filzmütze erhielt die neue Kriegerschaar vom Scheich Hadschi Begtasch, dem Stifter des ältesten Derwischordens, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Urchan oder Orkhan besuchte, von einigen dieser Söldlinge begleitet, den Scheich in einem Dorfe in der Nähe von Amasia, um von ihm einen Namen, eine Fahne und seinen Segen für die neue Truppe zu erbitten. Der Scheich legte den Aermel seines weißen Filzmantels auf den Kopf eines Anführers, so daß der Aermel rückwärts herabhing, und sprach: ihr Name sei die neue Truppe (Jenitscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend und immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlsein. Zum Andenken an diesen Segen erhielt die weißfilzene Mütze einen nach rückwärts herabhängenden Ansatz, der den herabhängenden Aermel des Scheichs vertrat, und vorne wurde statt einer Verzierung oder eines Feldzeichens ein hölzerner Löffel aufgestellt. In der blutrothen Fahne der Janitscharen strahlte der silberne Halbmond und das zweigespitzte Schwert des Khalifen Omar. Als gute Vorbedeutung reichlicher Verpflegung der neuen Truppe wurden die Namen ihrer Offiziere von den Bedürfnissen der Küche hergenommen.

Der Oberste des Regiments hieß Tschorbaschi, d. i. der Suppenmacher, nach ihm die angesehensten Offiziere der Aschdschibaschi, d. i. der oberste Koch, und Sakabaschi, d. i. der Wasserträger. Das Heiligthum des Regiments war der Fleischkessel, um den sich die Janitscharen nicht allein zum Essen, sondern auch zur Berathung versammelten. Beim Kessel schwur der Neuangeworbene, ihn zu verlieren galt als großer Schimpf, ihn aufstellen war das Zeichen der Versammlung, ihn umstürzen das Signal des ausgebrochenen Aufruhrs. Die eigentliche Organisirung der schon 1328 errichteten Janitscharen erfolgte erst unter Sultan Murad I., der das Corps im Jahre 1362 auch namhaft vergrößerte.

Ein Asper*) war ursprünglich der mindeste Sold, eintausend die ursprünglich mindeste Zahl der Janitscharen. Mit jedem folgenden Jahre wurden tausend andere Christenknaben — zumeist aus der Zahl der Kriegsgefangenen — ausgehoben und ihnen der Islam und der Kriegsdienst aufgezwungen; wenn die Zahl der Kriegsgefangenen nicht hinreichte, wurde der Ersatz, in Friedenszeiten aber die ganze Anzahl aus den Kindern der christlichen Unterthanen entnommen, bis herunter zur Zeit Mohamed IV., unter dessen Herrschaft mit der Selbstrecrutirung der Truppe aus ihren eigenen Kindern der Verfall derselben begann.

Von den ursprünglich tausend stieg die Zahl der regelmäßigen Janitscharen unter Mohamed II. auf zwölftausend und unter Soliman dem Großen hatte sie schon die respectable Höhe von vierzigtausend Mann erreicht. Die besten Einrichtungen des Corps werden diesem Sultan zugeschrieben, diese aber galten als unverletzlich und heilig. In der Folge vermehrten sich die Janitscharen, und mit ihrer Vermehrung rissen sie auch das Recht an sich, daß jede Vermehrung, sowie jedes Zugeständniß, das man ihnen machte, für beständig gelten müsse und nicht wieder aufgehoben werden dürfe.

Nach der Errichtung der Janitscharen, welche den Kern der osmanischen Heeresmacht bildeten, wurden die übrigen Bestandtheile des Heeres durch den Wesir Allaeddin, den Bruder Urchan's, in folgender Weise geregelt:

---

*) Eine silberne Scheidemünze im damaligen Werthe von 3—4 Groschen.

Die ehemalige, regelmäßig besoldete stehende Truppe des Fußvolkes, die Piade oder Jaja, erhielt Grundstücke, die später in Lehen verwandelt wurden, mit der Obliegenheit, daß die Lehensträger in den Feldzügen die Heeresstraßen brauchbar herzustellen hatten. Sie bildeten also eine Truppe von Pionnieren, deren Name mit der Sache selbst aus dem osmanischen Kriegswesen in das des christlichen Europa übertragen worden ist. Ihre ursprüngliche Zahl war vermuthlich wie die der an ihre Stelle gesetzte stehende Truppe der Janitscharen nur eintausend, diese Zahl wurde aber in der Folge auf das Zwanzigfache vermehrt, und die Lehen, die verfielen, wurden zu Pensionen für ausgediente Janitscharenoffiziere verwendet.

Das unregelmäßige Fußvolk, die Krieger, die weder als besoldete Janitscharen, noch als belehnte Piaden ins Feld zogen, hießen Asab, d. i. die Ledigen; sie bildeten die Streifpartien zu Fuß, wie die Akindschi die Renner zu Pferde waren. In der Folge wurden sie als Ruderer auf den Galeeren des Sultans, zum Aufwerfen von Gräben und Bauen der Brücken verwendet; auch füllten sie in Ermanglung der letzteren bei Belagerungen die Gräben mit ihren Leichnamen aus, die als Brücke für die über sie hinweg stürmenden Janitscharen dienten.

Wie das Fußvolk wurde auch die Reiterei theilweise geregelt; die stehende besoldete bildete vier Rotten, die, ursprünglich 2400 Mann stark, in der Folge — unter Soliman dem Großen — auf 4000 Mann gebracht wurden. Es waren 1000 Sipahi (Reiter), 1000 Silihdare (Reisige), 1000 Ulufedschi (Söldlinge) und 1000 Ghureba (Fremdlinge), die, in vier Rotten zur Rechten und Linken der heiligen Fahne und des Sultans, die Ehren- und Schutzwache des Letzteren im Mittelpunkte der Schlachtordnung und des Lagers bildeten. Nebst dieser besoldeten, später vermehrten Reiterei, unter dem Namen Sipahi (Spahi) im ganzen Abendland ebenso gut bekannt als die Janitscharen, wurde eine belehnte Truppe zu Pferde gebildet, welche der belehnten zu Fuß entsprach. Diese hieß Moßellimen, d. h. die Befreiten (von Auflagen), und war von Offizieren befehligt, welche Ssubaschi, Bimbaschi und Sandschakbege hießen, je nachdem sie über 100, 1000 oder mehr Reiter den Befehl führten. Durch die spätere Ausbildung des Lehensystems, demzufolge die Besitzer der

großen und der kleinen Lehen (Siamet oder Zaims und Timar) verhältnißmäßig größere und kleinere Reiterschaaren ins Feld zu stellen hatten, erreichte die kriegsmäßige türkische Reiterei eine bedeutende Stärke.

Die regellose, weder besoldete, noch belehnte Reiterei haben wir bereits unter dem Namen Akindschi, d. i. der Renner, kennen gelernt. Wie die geregelten Janitscharen und die ungeregelten Asaben zu Fuß, waren auch die geregelten Spahi und ungeregelten Akindschi zu Pferd der Schrecken von ganz Europa, so lange die Türken als Eroberer drohend auftraten. Die Akindschi streiften zur Zeit der ersten Türkenbelagerung über Linz bis nach Regensburg, Deutschland bis in sein Herz hinein mit Feuer und Schwert verwüstend.

Schon oben wurde erzählt, daß der Hadji Begtasch die neu errichtete Truppe der Janitscharen segnete und durch den Aermel seines Mantels das Vorbild für das bleibende Unterscheidungszeichen auf den Mützen gab. Alle Janitscharen nannten sich die Kinder jenes frommen Derwischmönches. Sie erkoren ihn zu ihrem Patron und wurden in Folge dessen auch seinem Orden einverleibt. Dieser Orden war mithin nicht nur ein Mönchsorden, sondern auch eine militärische Bruderschaft, deren Glieder, Mönche und Soldaten zugleich, an die Ordensritter der Kreuzzüge, die Ritter des Tempels und des Spitals gemahnten. Es ist sogar möglich, daß die Nachbarschaft der Ritter von Rhodus, deren Flotten im ersten Kreuzzuge wider die Türken Smyrna zur Zeit Urchan's eroberten, die Nachahmung der militärischen Ordenseinrichtung durch die Janitscharen und den Verein derselben als Bruderschaft des Hadji Begtasch hervorgerufen haben.

Unter Sultan Murad oder Amurath I., dem jüngeren Sohne Urchan's, wurde ein längerer Friede (1373—1380) zur Verbesserung des Heereswesens benützt. Man vervollkommnete in dieser Zeit das Lehensystem der Spahi; außerdem wurde der „Woinak", eine neue Truppe von christlichen Unterthanen, errichtet, welche in den Feldzügen zu den niedrigsten Diensten des Heeres, nämlich zu denen des Stalles und Fuhrwerkes verwendet und dafür von allen Steuern und Abgaben befreit wurden.

Bis unter Murad II. (Amurath, † 1451) kam keine wesentliche Veränderung im Heereswesen vor. Durch einen Zeitgenossen dieses Sultans, den griechischen Geschichtsschreiber Chalkondylas, ist uns ein ausführlicher und getreuer Bericht über dessen Lager- und Heereseinrichtung überliefert worden. Diese Einrichtung nimmt durch den hohen Grad von Ordnung und Zweckmäßigkeit alle Achtung in Anspruch. Der erwähnte Historiker sagt: „Die Pforte des Sultans besteht aus 6000—10.000 Fußgängern. Gefangene Knaben sendet er nach Asien, damit dieselben dort in zwei bis drei Jahren türkisch lernen; kennen sie die Sprache hinlänglich, so schickt er 2000—3000 auf die Flotte nach Gallipolis, wo sie den Seedienst erlernen. Jährlich erhalten sie Kleid und Schwert. Von hier werden sie an die Pforte des Sultans berufen und erhalten den zum Unterhalt genügenden Sold und Einige sogar mehr. Je zu zehn und zu fünfzig den Offizieren untergeben, dienen sie zwei Monate im Zelte derselben. Sie bilden die enggeschaarte Umgebung des Sultans, innerhalb welcher nur für die Prinzen, für den Schatz und die Kammer die Zelte aufzuschlagen erlaubt ist. Der Sultan hat ein rothes Zelt oder zwei, mit rothem vergoldeten Filz bedeckt. Innerhalb des Umkreises der Janitscharen sind etwa noch fünfzehn Zelte, außerhalb desselben die anderen Männer der Pforte, die Stallmeister, welche Mirachor, die Schenken, welche Scherabdar, die Fahnenträger, welche Mirul-aalem, die Vorsteher der Pforte, welche Wesire heißen, und die Boten des Sultans. Da jeder von diesen mehrere Diener mit sich führt, so ist die Gesammtzahl des Heeres sehr groß.

„Nebst den Janitscharen gehören zur Pforte 300 aus denselben entnommene Reiter, Silihdare, d. i. Waffenträger genannt, dann die Gharib, d. i. die Fremden, so genannt, weil sie aus Asien und Afrika an die Pforte gebracht werden, wo sie in den Waffen geübt werden und bald höheren, bald minderen Sold erhalten. Auf diese folgen die eigentlichen Söldner oder Ulufedschi, 800 an der Zahl, und dann 200 Spahi; dies sind jene Söhne der Vornehmen, welche der Sultan aus seiner Kammer ausscheidet, um Andere dafür hineinzunehmen. Dies ist die Ordnung der Pforte.

„Den Oberbefehl führen die Paschas von Rumili und Anatoli, denen das übrige Heer folgt, wohin der Sultan will; diesen zur Seite

stehen die Sandschake, welche, sobald sie vom Sultan in den Dienst aufgenommen werden, Fahnen und mit diesen die Herrschaft über viele Städte erhalten, und denen die Obrigkeiten und Krieger der Städte ins Feld folgen. Im Lager wird die folgende Ordnung beobachtet: Die Reiter werden nach Geschwadern geordnet; die Asaben streiten unter einem einzigen Anführer. Es sind im Lager nebst den Silahschoren, d. i. Waffenknechten, auch noch Asaben, welche Akkiam heißen, ein Haufe von Fußgehern, der zur Reinigung der Wege und anderer Nothdurft des Lagers gebraucht wird. Solch' ein Lager ist herrlich bestellt, sowohl was die Ordnung der Zelte, als den Ueberfluß der Zufuhr betrifft; denn jeder der Großen, welche den Sultan begleiten, führt eine große Menge Lastthiere mit sich. Einige haben Kameele, welche mit Waffen und Getreide für ihre Soldaten und mit Gerste für die Lastthiere beladen sind, Andere führen Pferde, Andere Maulesel, Andere wiederum beiderlei Lastthiere mit sich, so daß doppelt so viele Thiere als Soldaten sind. Außerdem folgt dem Sultan noch ein anderer Haufe, der blos zur Verproviantirung des Heeres bestimmt ist. Bei eintretender Noth werden die Lebensmittel unter die Besten vertheilt. Die Zahl der Zelte des Lagers ist zehntausend, welche Zahl nach Erforderniß des Feldzuges vermehrt oder vermindert wird."

Als nach dem Tode Murad II. dessen Sohn Mohamed II. den Thron bestiegen hatte, war seine erste Sorge, seinen Bruder Achmed ermorden zu lassen; aber es erwuchs ihm in dem Prinzen Urchan ein neuer Thronrivale; auch zeigten sich unter den Janitscharen Symptome von Unzufriedenheit. Als er nach Brusa kam, zogen ihm die Janitscharen mit dem tumultarischen Begehren eines Geschenkes entgegen. Mohamed, überrascht von diesem Vorfalle, verbiß seinen Aerger und that, als ob er dieses Begehren gar nicht beachtete. Der oberste Verschnittene aber trug ihm von Neuem die Sache vor, und da Mohamed endlich die Nothwendigkeit fühlte, zu willfahren, wies er den Janitscharen ein Geschenk von 10 Beuteln Goldes (à 30.000 Piaster) an. Dies war das erste Thronbesteigungsgeschenk; es wurde von den Janitscharen mit Tumult erzwungen und seitdem unter den folgenden Regierungen immer wieder auf dieselbe Weise begehrt und erreicht und so lange erhöht, bis des

Reichsschatzes Ohnmacht dasselbe für immer unmöglich machte. Der Aga der Janitscharen, der sein Volk nicht in stiller Unterwürfigkeit zu erhalten gewußt hatte, wurde übrigens vom Sultan persönlich mit Ohrfeigen und Geißelhieben tractirt und dann abgesetzt.

Um die Gährung in der Truppe zu ersticken, theilte Mohamed dem Körper der Janitscharen 7000 Hundewärter zu, welche bisher unter dem Stabe des Obristjägeramtes gestanden hatten. Der Letztere behielt nur 100 Hundewärter und 500 Falkeniere bei, die übrigen wurden Janitscharen und haben als solche den Beinamen Segbane, d. i. Hundewärter, behalten.

Mohamed II., unter dessen Regierung das byzantinische Kaiserreich zertrümmert wurde, war eifrig bestrebt, das Geschützwesen zu verstärken. Ein aus Constantinopel zum Sultan übergegangener ungarischer Stückgießer Namens Orban mußte eine Kanone gießen, mit welcher die Mauern der byzantinischen Hauptstadt erschüttert werden konnten. Diese Kanone schoß steinerne Kugeln von 12 Spannen im Umfange und von 12 Centnern im Gewichte. 50 Paar Ochsen konnten sie kaum von der Stelle bringen, 700 Mann waren zur Fortschaffung und zur Bedienung derselben bestimmt. Dieses Geschütz war das ungeheuerste, dessen die gleichzeitige Geschichte des Geschütz- und des Belagerungswesens Erwähnung thut.

Viele Verbesserungen im Regierungswesen sind aus der Herrscherzeit des Eroberers Sultan Mohamed II. zu verzeichnen, darunter eine Verfügung, die sich auf das Wehrwesen bezieht. Bis zum Jahre 1474 waren die Verleihungen der Reiterlehen, d. i. der Timare und Siamet (Zaims), blos mit den Namen der Belehnten im Register eingetragen worden. Von diesem Jahre an wurden auf Mohameds Befehl zuerst ordentliche Diplome mit Einschaltung der Einkünfte der angewiesenen Dörfer ausgefertigt und die Abschriften derselben in die Register der Kammer eingetragen. Am 2. Mai 1481 starb Sultan Mohamed II., einer der größten Regenten des osmanischen Reiches, der mit dem vollsten Rechte von den Geschichtschreibern der Eroberer genannt wurde. Während seiner dreißigjährigen Regierung wurden das byzantinische und trapezuntische Kaiserreich, die Königreiche Serbien, Bosnien und Albanien

dann die Moldau und Morea in Europa, Kastemuni und Karaman, welch' letztere vier Königreichen gleichgestellt werden können, und die Inseln Negroponte, Kephalonia, Lesbos, Lemnos, Tenedos, Imbros und Thasos mit mehr als zweihundert Städten erobert. Aber nicht allein auf dem Felde kriegerischer Thätigkeit, sondern auch auf dem Felde der inneren Staatseinrichtung hat dieser Sultan sich große Verdienste erworben. Das Kanun, d. i. das Grundgesetz des Eroberers, galt nach seinem Tode als eine Art Staatsgrundgesetz, welches vier Jahrhunderte hindurch die Basis der Staatsverwaltung bildete und zum größeren Theile noch gegenwärtig seine Giltigkeit hat.

Wir wollen die Bestimmungen des Kanun nur insoferne berühren, als sie mit der militärischen Macht der Pforte in Verbindung stehen; gelegentlich aber wird es zur besseren Beleuchtung der Sache nöthig sein, daß die Ausführungen auf das allgemeine Gebiet hinüberschweifen, um das Bild anschaulicher zu machen.

Der Morgenländer denkt sich das Staatsgebäude als ein vollständiges Haus oder vielmehr Zelt, und nach dieser bildlichen Vorstellung benennt er auch die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung. Auf den Grundfesten der Religionsgesetze, des Herkommens und der Verordnungen willkürlicher Macht erhebt sich das Staatsgebäude, dessen erster und vorzüglich in die Augen springender Theil das Thor oder die Pforte ist. Wie das Thor ein Ebenbild des Hauses im Kleinen, so ist die Pforte das Symbol des ganzen Staatsgebäudes. „Die Pforte" ist der allgemein angenommene Ausdruck für die Regierung, weil von der ältesten Zeit her die Geschäfte der Völker an dem Palastthore der Könige geschlichtet wurden. An dem Thore des Königspalastes waren die Wachen geschaart, und durch sieben Leibwachen führte ehemals der Weg zum Palaste des griechischen Kaisers.

Das Thor war also nicht nur das Bild der Regierung im Allgemeinen (als hohe Pforte), sondern auch im Besonderen für die Kriegsmacht, deren einzelne Waffengattungen Thore genannt wurden, und aus zweimal sieben solcher Thore bestand die Macht des Heeres. Der dritte bildliche Sinn des Wortes Thor bezieht sich endlich nicht auf die Regierung im Allgemeinen, sondern zunächst blos auf den Hof und den

Harem, welcher das Haus oder das Thor der Glückseligkeit heißt, während die Pforte der Regierung die hohe Pforte des Reiches oder des Glückes genannt wird. Das Reich ist glücklich und der Hof glückselig; vor dem Thore des Reiches sind die Schutzwachen desselben gelagert, an der hohen Pforte schaltet und waltet der Wesir. Durch das Thor der Glückseligkeit führt der Weg in das Heiligthum der Glückseligkeit, in das Innerste des Hofes, in das Frauengemach ein. Im Innern des Hauses ist die Kammer, wo der Schatz aufbewahrt und von der Finanzverwaltung die Hauswirthschaft besorgt wird, und im Saale das Sopha (der Divan), auf dessen Ehrensitze die Würden des Gesetzes Platz nehmen; die innersten Zimmer endlich gehören dem Hofstaate, dem äußeren und inneren. Unter diesem Sinnbilde mag man sich das Staatsgebäude der Morgenländer vorstellen.

Der Kanun, das Grundgesetz des Eroberers Mohamed, legt der Eintheilung der Staats- und Hofämter durchaus die Vierzahl zu Grunde, welche von den vier Säulen, die das Zelt stützen, hergenommen ist, und welche auch schon in den vier nächsten Jüngern und Chalifen des Propheten, wie in den vier Waffengefährten Osmans, des Stifters der Dynastie, ihren historischen Grund hat. Nach dieser Eintheilung treten vorerst die vier Reichssäulen, das sind die Wesire, die Kadiaskere, Defterdare und Nischandschi, hierauf die äußeren Agas, das sind die Befehlshaber der Truppen nach ihren Waffengattungen, dann die inneren Agas, das sind die Beamten des äußeren und inneren Hofstaates, und endlich die Ulemas oder Gesetzesgelehrten auf.

Das Kanuname Sultan Mohamed II. handelt in drei Pforten oder Hauptstücken: erstens von der Rangordnung der Großen oder Stützen des Reiches, zweitens von den Reichsgebräuchen und Ceremonien und drittens von den Geldstrafen für Vergehen und von den Einkünften der Aemter. Die erste Pforte führt in das Innere der Staatshierarchie; wir wollen dieselbe später, nach der bereits erwähnten Ordnung des Thores, des Saales, der Kammern und des Ehrensitzes kennen lernen. Zunächst seien nur flüchtig die zweite und dritte Pforte der Kanuname erwähnt. Die merkwürdigsten Kanune der zweiten Pforte sind die beiden Beiramsfeste, die zwei größten religiösen Feste des mohamedanischen

Kalenders, die Feierlichkeiten der kaiserlichen Tafel und des kaiserlichen Siegels, dann die Sicherung der Thronfolge. Das große sowohl wie das kleine Beiramfest, von denen das erste dem Opferfest des Lammes, dem ursprünglichen Osterfest der Christen, das letztere dem Laubhüttenfest der Juden entspricht, wurde mit dem höchsten Glanze des Hofes umgeben und mit der Feierlichkeit des Handkusses abgehalten. Der Kanun der kaiserlichen Tafel schließt alle Sklaven, ohne Unterschied, von der Ehre, mit dem Herrn zu speisen, aus: „daß mit meiner kaiserlichen Majestät Jemand speise, ist mein Kanun nicht". Der Kanun des Siegels überträgt dem Großwesir die Obhut desselben, als das Symbol der höchsten Vollmacht; in der Ueberreichung des Siegels liegt auch die Verleihung der höchsten Würde des Reiches. Der Großwesir darf sich — abgesehen von der Versiegelung der Schatzkammer, welche, beiläufig bemerkt, nur in Gegenwart der Defterdare geöffnet werden kann — dieses Siegels nur zur Besiegelung der Vorträge bedienen, und da alle Vorträge durch die Hände des Großwesirs gehen müssen und Niemand als er das Recht hat, an den Sultan schriftlich zu berichten, so sieht der Letztere kein anderes Siegel als sein eigenes oder etwa das der fremden Monarchen, wenn deren Gesandte ihre Beglaubigungsschreiben in feierlicher Audienz überreichen.

Der fürchterlichste aller Kanune war unstreitig der, welcher die Sicherung der Thronherrschaft behandelte, denn damit wurde der Brudermord zum Reichsgesetze erhoben. In Persien hatte es wohl gleichsam zur Verherrlichung des Thrones gehört, wenn Vater- und Brudermörder denselben bestiegen; aber von einem Gesetze, welches den Brudermord als rechtmäßig zur Sicherheit des Thrones erklärt, wußte selbst der Codex des persischen Despotismus nichts, ein solches war dem osmanischen Staatsrechte ausschließlich vorbehalten. Dasselbe lautet: „Die meisten Gesetzesgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse; sie sollen darnach handeln."

Osman, der Gründer des Reiches, gab das erste Beispiel des Verwandtenmordes, indem er seinen Oheim tödtete. Sultan Bajasid ließ

bei seinem Regierungsantritte den Bruder hinrichten, gab somit das erste Beispiel des Brudermordes; dessen Urenkel, Mohamed II., wollte aber den Brudermord nicht allein ausüben, sondern auch zu einer rechtmäßigen Handlung stempeln, und sein Beispiel sollte für die Folge Gesetz sein.

Nun wollen wir die einzelnen Theile des Gebäudes der Staatsverwaltung betrachten. Die Vierzahl, wie schon oben bemerkt wurde, eine dem Morgenländer beliebte und heilige Grundzahl, bildet den Theilungsgrund der ersten Staatsämter; auf diesem Grunde setzte Mohamed die Säulen oder Stützen des Reiches fest, in den Wesiren, in den Kadiaskeren, in den Defterdaren und in den Nischandschi, welche zugleich die vier Säulen des Divans, d. i. des Staatsrathes, sind. Die erste Säule des Reiches und Stütze des Divans sind die Wesire, d. i. die Lastträger, so benannt, weil auf ihren Schultern die Last des Staates ruht. Der Eroberer setzte ihre Zahl auf vier, deren erster allen übrigen an Macht und Rang vorgeht. Der Großwesir, der unumschränkte Bevollmächtigte, das sichtbare Ebenbild des Sultans, sein vollgewaltiger Stellvertreter, der oberste Vorsteher aller Zweige der Staatsverwaltung, ist der Mittelpunkt und der Hebel der ganzen Regierung.

Bis zur Regierung des Sultans Mohamed II. führte der Sultan selbst den Vorsitz im Divan; als aber eines Tages ein lumpiger Turkmane im Divansaale erschien und in der groben Mundart seiner Landsleute fragte: „Welcher von Euch ist denn der glückliche Kaiser?“ gerieth Mohamed in Zorn über die Mißachtung seiner Person; der Großwesir aber ergriff die Gelegenheit, dem Sultan vorzustellen, daß es, um die geheiligte Person künftig solcher entwürdigender Mißkennung nicht mehr auszusetzen, am besten wäre, die Geschäfte des Divans dem Wesire zu überlassen. Der Eroberer nahm diesen Vorschlag an und von nun an blieb die Verhandlung der Geschäfte im Divan ausschließlich in den Händen der Wesire, insbesondere in denen des Großwesirs.

Die Insignien der Würde eines Wesirs sind die drei Roßschweife, daher sie auch Paschas von drei Roßschweifen hießen, während die Beglerbege nur zwei, die Sandschakbege nur einen Roßschweif führen. Die jährlichen Einkünfte der Wesire als solche waren anfangs nur auf 100.000 Asper bemessen und stiegen dann bis zu 200.000. Die Lehen

aber, mit denen sie überdies bedacht waren, betrugen oft das Fünf= und Sechsfache dieser Summe.

Der Großwesir genoß mehrere Vorrechte, als deren bemerkenswerthere die Verwahrung des kaiserlichen Siegels, sowie das Recht einen eigenen Divan in seinem Palaste abzuhalten zu nennen sind. Der Divan des Großwesirs hieß die „hohe Pforte".

Die zweite Reichssäule und Divanstütze bilden die Kadiaskere oder Heeresrichter; früher gab es nur nur einen Kadi, erst Mohamed bestimmte deren zwei, welche als oberste Landesrichter die Rechtshändel in Europa und Asien schlichteten. Diese obersten Würdenträger des Gesetzes wurden später, und zwar unter der Regierung Suleimans des Gesetzgebers, durch die Muftis ersetzt, welche in die Primatie der Gesetzwürden gelangten. Mufti, d. i. der durch Ausspruch Entscheidende, heißt jeder Gesetzgelehrte, welcher in Fällen, die das Gesetz zweifelhaft läßt, zu Rathe gezogen wird und eine entscheidende Stimme abgibt, nach welcher der Richter (Kadi) Amtes handelt.

Die Defterdare oder Buchführer, welche die Register der Rechnungskammer in Ordnung halten, sind die dritte Säule des Reiches und Stütze des Divans.

Die vierte Stütze bilden endlich die Nischandschi oder Secretäre für den Namenszug des Sultans, welche ursprünglich die eigentlichen Staatssecretäre waren und den Ehrensitz auf dem Sopha einnahmen.

Von der hohen Pforte des Großwesirs und der Pforte der Defterdare wenden wir uns zur Pforte des Janitscharen=Aga, welcher mit den übrigen Agas, den Befehlshabern der Truppen, die Classe der äußeren Agas bildet, im Gegensatz zu den inneren, welche zum Hofstaate gehören. Der erste der äußeren Agas ist der Janitscharen=Aga. Seine Besoldung war ursprünglich 500 Asper täglich, die mit Zulage an Gerstengeld aber auf 60.000 Asper stieg. Als Vorsteher der ausübenden Macht zur Sicherheit der Hauptstadt, stand der Janitscharen=Aga unter dem unmittelbaren Befehle des Großwesirs, sein Vortrag über die Verleihung aller Stellen im Janitscharencorps war entscheidend, nur die Stelle des Secretärs des Corps wurde unmittelbar vom Großwesir durch einen Fremden, der als solcher eine Art Controlor war, besetzt.

Die Zahl der Janitscharen war unter Mohamed II. 12.000. Der Zucht des Stockes waren nicht nur die Gemeinen, sondern auch die Offiziere unterworfen; Mohamed II. ließ in einem Feldzug in Karamanien allen Obersten der widerspänstigen Regimenter Stockstreiche geben.

An anderer Stelle ist bereits von den Asaben, die an Zahl 30.000 waren, dann von den Mossellimen, Jaja und Woinak, welche insgesammt das regelmäßige Fußvolk ausmachten, die Rede gewesen. Die regelmäßige Reiterei zerfiel in das Corps der Sipahi und Silihdare, mit den vier Rotten der Söldlinge und Fremdlinge des rechten und linken Flügels. Die sechs Agas dieser regelmäßigen Reiterei waren die sechs Generale der Truppe; sie hatten nur 100 Aspern täglicher Besoldung, aber 16.000 Aspern an Gerstengeld als Zulage. Die Stärke der Mannschaften war — im Verhältniß zur späteren Zeit — unter dem Eroberer sehr gering; die regelmäßige Cavallerie war höchstens 8000 Mann stark, zahlreicher dagegen waren die Streifer und Renner (Akindschi), welche die feindlichen Länder wie eine verheerende Sündfluth überschwemmten; die Anführer dieser Renner gehörten nicht zu den äußeren Agas, d. i. zu den Generalen des regulären Heeres. Zu diesen letzteren sind noch zu zählen: der Topdschibaschi (General der Artillerie), der Tschebedschibaschi (General des Munitionswesens), der Toporabadschibaschi (General des Fuhrwesens) und der Mehterbaschi (General der Zeltaufschläger oder Generalquartiermeister). Nebst diesen zwölf Generalen werden zu den äußeren Agas noch die zwölf Herren des kaiserlichen Steigbügels gerechnet, welche das besondere Vorrecht hatten, wenn der Sultan ausritt, unmittelbar an der Seite des kaiserlichen Steigbügels einherzugehen. Diese waren: der Fürst der Fahne, d. i. der Standartenträger des Sultans (Miri Alem), die vier ersten Kammerherren (Kapidschibaschi), die zwei Stallmeister (Mirachor), der Oberst-Truchseß (Tschaschnegirbaschi) und vier Jägermeister, nämlich die zwei Vorsteher der Falkeniere, der Oberstgeiermeister und der Oberstsperbermeister.

Von der Pforte des Staatsgebäudes, an welcher die Wachen des Heeres gelagert sind, gehen wir in die Kammern des Hofstaates ein, deren Vorsteher im Gegensatz zu den äußeren Agas (den Generalen der Truppen) die inneren Agas genannt werden. Das Oberhaupt war der

Kapu Aga, der Obersthofmeister des ganzen Hofstaates, ein weißer Verschnittener; diesem waren 30 oder 40 andere mit dem Titel Kapuoghlan, d. i. Pfortenknaben, untergeben, die zur Obhut der Pagen in den Kammern derselben vertheilt waren. Der Kapu Aga begleitete den Sultan immerwährend, nur nicht, wenn sich derselbe vom Serai entfernte, in welchem Falle der Obersthofmeister zur Hut desselben zurückblieb. Der zweite der inneren Agas war der Schatzmeister (Chasinedarbaschi), gleichfalls ein weißer Verschnittener, der sich im beständigen Geleite des Sultans befand; der dritte ist der Oberstspeise- oder Kellermeister (Kilardschibaschi); der vierte ist der des Serai oder Burgvogt, welchem die unmittelbare Hut und Erhaltung des kaiserlichen Palastes anvertraut ist. Das Hauptgeschäft der dem Obersthofmeister untergebenen 30 bis 40 weißen Verschnittenen, die den Namen Pfortenknaben erhielten, war die Obhut der drei Pagenkammern, deren erste die innerste (Chasoda), deren zweite die große (Bujukoda) und deren dritte die kleine (Kutschukoda) hieß.

Der Vorsteher der innersten Kammer, der Chassodabaschi, welcher den Sultan an- und auskleidete, wurde wegen seiner unmittelbaren Annäherung an die Person des Herrschers dem Obersthofmeister fast gleich geachtet, war aber demselben dennoch untergeordnet; er stand an der Spitze einer zweiten Gruppe der inneren Agas, welche die vier Hofämter der inneren Kammer bildeten, nämlich: erstens des innersten Kämmerers, zweitens des Schwertträgers, drittens des ersten Kammerdieners und viertens des Steigbügelhalters.

Die Wache des Serai ist eine zweifache: die der Thore und Höfe, die den Thorwärtern (Kapidschi), und die der Gärten und Nachen, die den Gärtnern (Bostandschi) anvertraut ist. Die Vorsteher der Thorwärter (Kapidschibaschi) entsprechen beiläufig unseren Kämmerern; ihr Vorsteher ist der Kapidschilerkiajasi, d. i. der Oberstkämmerer, dessen äußerer Pfortendienst von dem Kammerdienste des innersten Kämmerers weit verschieden ist. Der Oberstkämmerer und der Hofmarschall treten allen Divans- und Audienzaufzügen vor, indem sie mit silberbeschlagenen Stöcken klirrend auf den Boden stoßen. Das mächtige Haupt der zahlreichen Gartenwachen ist der Bostandschibaschi, dessen Truppe die Gärten der

kaiserlichen Paläste bebaut und bewacht, die kaiserlichen Galeeren und Nachen unterhält und bemannt.

Das Gebiet der Frauen ist der Harem;*) die Aufsicht in demselben führen die schwarzen Verschnittenen, deren Oberster, der Kislar-agasi, d. i. der Aga der Mädchen, durch seinen Einfluß nicht selten der mächtigste unter den zwölf äußeren, den zwölf inneren und den zwölf Agas des Steigbügels ist.

Die Verwaltung der Länder geschah durch Bege und Beglerbege, von denen der Erstere nur einen, der Letztere aber zwei Roßschweife führte; sie sind die Anführer der belehnten Reiterei, welche sich unter ihren Fahnen (Sandschak) versammelt. Solche Fahnen zählte das osmanische Reich damals in Europa 36, und unter jeder zogen beiläufig 400 belehnte Reiter ins Feld. Die gesammte Heeresmacht belief sich auf über 100.000 Mann. Somit hätten wir die Staatsverwaltung des Rechtes, des Hofes, des Heeres, wie solche nahe am Ende des XV. Jahrhunderts eingerichtet wurde, in möglichster Kürze geschildert.

Nach dem Tode des Eroberers Mohamed II. erhob sich das vielköpfige Ungethüm der Janitscharen in wildem Aufruhre. Die Empörung erfolgte, weil der Großwesir Mohamed Nischani (der Karamanier) den Tod des Sultans verheimlichte, um mit Uebergehung des ältesten Prinzen Bajasid die Thronfolge dem Prinzen Dschem zu sichern. In dem Aufstande verlor der Großwesir das Leben. Das Heer entschied sich für die rechtmäßige Thronfolge und Bajasid II. kam zur Regierung. Als dieser seinen Einzug in Constantinopel hielt, waren die Janitscharen vor dem Thore des Serai in Reih' und Glied aufgestellt und überreichten durch ihre Befehlshaber eine Bittschrift, in der erstens um Verzeihung der Ermordung des Großwesirs und der Plünderung der Hauptstadt, zweitens Vermehrung des Soldes, wenn nicht durch regelmäßige Zulage, so doch durch ein außerordentliches Geschenk verlangt wurde. Beides wurde bewilligt. Damit war das zweite Beispiel des Thronbesteigungsgeschenkes gegeben und außerdem den Janitscharen das Privi-

*) Das arabische Wort Harem, in Europa irriger Weise als gleichbedeutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet ein unantastbares Heiligthum, einen für Fremde abgeschlossenen Raum.

legium zuerkannt, ihren Einfluß bei dem Herrscherwechsel maßgebend zu machen.

Nach einer mehr als dreißigjährigen, durch mehr unglückliche als glückliche Kriege und durch beständig friedfertige Gesinnungen bezeichneten Regierung wurde Sultan Bajasid II. durch seinen Sohn Selim am 25. April 1512 vom Throne gestoßen; drei Tage nachher starb er, wahrscheinlich auf Anstiften seines grausamen Sohnes durch seinen Leibarzt, einen Juden, vergiftet. Janitscharen und Spahis, durch reiche Geschenke von Selim gewonnen, bewirkten den Thronwechsel, indem sie es zuwege brachten, daß die ganze Hauptstadt sich den von dem Vatermörder hervorgerufenen Aufstande anschloß.

Unter Bajasid II. zählte Asien 24 und Europa 34 Sandschake, deren Besitzer jährliche Einkünfte von 2000 bis 10.000 Ducaten genossen, 500 bis 1000 Reiter ins Feld stellten; 50.000 berittene Saims und Timarioten und 12.000 Janitscharen bildeten gewöhnlich das stehende Heer. Sechs Generale der Reiterei (der Spahi, Silihdare, der Söldlinge vom rechten und linken, der Fremdlinge vom rechten und linken Flügel), der Aga der Janitscharen (mit vier General-Lieutenants) und der Aga der Artillerie bildeten den Stab des Heeres. Wenn der Sultan ausritt, war er von zweihundert Bogenschützen (Ssolak) und dreihundert Lakaien umgeben, die im Felde zunächst um ihn lagerten, während die Zelte der Janitscharen den Kreis um das Zelt des Sultans bildeten.

Einer der grausamsten und der wildesten Herrscher aus dem Hause Osman war Selim I., der Nachfolger Bajasids, der, ohne das Blut der Freunde, der nächsten Verwandten und der treuesten Wesire zu schonen, sich einer wilden kriegerischen Thätigkeit hingab und durch diese die Liebe der raublustigen Janitscharen erwarb. Auch er konnte sich dem ungestümen Begehren des Thronbesteigungsgeschenkes nicht entziehen und versprach sogar den Janitscharen eine Erhöhung der Spende. Statt 2000 Aspern, welche sein Vater gegeben hatte, erhielt jeder Janitschar 3000 oder nach den damaligen Geldverhältnissen 50 Dukaten. Auch ein Sandschakbeg begehrte bei dieser Gelegenheit eine Vermehrung seiner Einkünfte; Selim zog den Säbel und hieb ihm zur Antwort den Kopf ab. Wenige Tage nach seiner Thronbesteigung ließ er den

Großwesir und fünf seiner Neffen (die Prinzen standen im Alter von 7 bis 20 Jahren) hinrichten, dann seine zwei Brüder Korkud und Achmed erwürgen. Nach einem sehr beschwerlichen, aber glücklich geführten Feldzuge wider die Perser zog Selim I. als Sieger in Tebris, der Hauptstadt des Schahs, ein (6. September 1514). Er wollte seinen Sieg weiter ausnützen und an den Ufern des Araxes überwintern, aber das Heer zeigte geringe Lust zum weiteren Vormarsche, namentlich die Janitscharen brachen in Empörung aus und verlangten die Rückkehr in die Heimat; auf Lanzen hielten sie dem Sultan schmutzige Fetzen vor, und ihre Zügellosigkeit ging so weit, daß sie sein Zelt mit Speeren und Kugeln über seinem Haupte durchlöcherten. Der Sultan sah sich gezwungen nachzugeben, und gab schließlich die Schuld nicht dem Heere, sondern den Wesiren. Er wollte eben grausam strafen, und es war leichter, wenige unschuldige Köpfe fallen zu lassen, als viele schuldige. Die Hydra des Janitscharenaufruhres, welche so oft in diesem Feldzuge das Haupt erhoben hatte, war auch in den Winterquartieren der Heimat nicht ruhig. Raub und Plünderung waren an der Tagesordnung.. Selim ließ wiederum nicht die Aufrührer, sondern den Großwesir Dukagin Achmed hinrichten.

In der Hauptstadt Constantinopel angelangt, gab er Befehl, sämmtliche Wesire zu tödten. Nicht die Aufrührer, sondern die Großen, welche die Rebellion begünstigt hatten oder auch dieses Vergehens nur verdächtig schienen, sollten büßen. Die zweite Aufgabe, welche sich der Sultan nach seiner Heimkehr stellte, war, die Verhältnisse im Heere zu ändern. Der Wesir Iskender Pascha, der Kadiasker Dschaffer-Tschelebi und der Janitscharen-General Segbanbaschi Baljemes Osman verloren vor Allem ihre Köpfe; dann war Selim ernstlich bedacht, mehrere in der Organisation des Corps liegende Gebrechen, so viel in seiner Macht lag, zu beheben. Bisher war der oberste Befehlshaber der Janitscharen der Segbanbaschi gewesen und zu dieser Stelle stufenweise von den untersten Offiziersstellen emporgestiegen, so daß im Falle seiner Absetzung oder seines sonstigen Abganges ihm immer der nächste im Range folgte. Der Segbanbaschi war der General der dreiunddreißig Rotten der Segbane, welche so wie die Fußgänger „Jaja" gleich nach der Errichtung

der Janitscharen denselben einverleibt worden waren; das Corps der Janitscharen bestand somit aus drei verschiedenen Theilen: aus 62 Rotten (Buluk) von neuen Truppen (Jenitscheri), aus 33 Rotten oder Kammern von Sagbani (Hundewärter) und aus 100 Versammlungen (Dschemat) von Fußgängern (Jaja).

Nach der Hinrichtung des Segbanbaschi setzte Selim einen Aga an die Spitze der Janitscharen, auf dessen Treue er sich verlassen konnte. Er wählte seinen Fahnenträger Jakub. Für die Folge wurde überdies eine neue Stelle unter dem Titel Kul Kiaja, d. i. Sklavensachwalter, geschaffen und dieser dem Segbanbaschi vorgesetzt. Der Stab der Janitscharen bestand nun aus sieben Personen: dem Aga und dem Kul Kiaja, auf welche nach den Stufen ihres Dienstranges die vier General-Lieutenants (deren Namen von den alten Verrichtungen der Jagd hergenommen sind), nämlich: der Segbanbaschi, d. i. der oberste Hundehüter, der Saghardschibaschi, d. i. der oberste Spürhundhüter, der Ssamßundschibaschi, d. i. der oberste Doggenhüter, und der Turnadschibaschi, d. i. der oberste Kranichshüter, und endlich der Baschtschausch, der Oberst der Staatsboten, folgten. Wie die vier Generale der Janitscharen ihre Namen von den Jagdverrichtungen hernahmen, so erhielten die vier ersten Offiziere eines jeden Regiments ihre Benennung von den Verrichtungen der Küche, nämlich: Tschorbadschibaschi, d. i. der Suppenmacher, der Aschtschibaschi, d. i. der Oberstkoch, der Sakkabaschi, d. i. der Oberstwasserträger, und der Wekilichardsch, d. i. der Kücheneinnehmer. Die vier niedersten Offiziere waren: Chasseki (die Gefreiten), Dewedschi (die Kameeltreiber), Muhsir (die Gerichtsdiener), Kiajajeri (die Sachwalter). Von Letzteren bis zum Segbanbaschi lag die Besetzung der Würden in den Händen der Janitscharen, aber die wichtigsten Stellen des Aga und des Kul Kiaja ernannte von nun an der Sultan nach Willkür. Durch eine derartige genau geregelte Abstufung der Befehlshaberstellen und durch die willkürliche Ernennung der höchsten derselben hoffte Selim I. die vielköpfige, stets zum Aufstand geneigte Bestie der Janitscharen künftig besser im Zaume zu halten.

Nach unseren Begriffen wären die Generale der Janitscharen, sowie die obersten vier Offiziere eines jeden Regiments durch die Benennungen,

die theils vom Jagdwesen des Sultans, theils von der Küche desselben entlehnt waren, militärisch entadelt erschienen; nach den ältesten Begriffen des Morgenlandes aber war gerade das Gegentheil der Fall, da die genügende und rechtzeitige Verabfolgung von Lebensmitteln für den Nerv des Krieges, die Jagd aber für das edelste Vorspiel des letzteren galt.

Nach einer achtjährigen blutigen Regierung starb Selim I. am 22. September 1520. Er war einer der grausamsten Sultane; er hatte Vater, Brüder und Neffen, sowie sieben seiner Wesire dem Tode überliefert.

Suleiman I., welcher wegen seiner Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, seiner Großmuth und seiner heroischen Thaten von der Nachwelt den Beinamen „der Große" erhielt, bestieg nach dem Tode seines Vaters, Selim I., den Thron. Die Janitscharen steigerten gelegentlich dieser Thronfolge ihre Forderungen noch höher als sonst und begehrten anstatt 3000 Aspern, die sie bei der Thronbesteigung Selims I. verlangt hatten, nunmehr 5000 als Geschenk. Sie erhielten aber nur die ersterwähnte Summe. Dagegen ward das ganze Heer mit einer entsprechenden Solderhöhung bedacht. Unter Suleiman wurde die Kopfbedeckung nach den verschiedenen Abstufungen der Würde, des Amtes 2c. geregelt; so erhielten die inneren Leibwachen die goldene Mütze (Uskuf), die äußere, nämlich die Bostandschi, die rothe, lang herabhängende Haube (Bareta), die Janitscharenoffiziere die helmförmige, mit Federn besetzte Kopfbedeckung (Kuka), die Janitscharen die Filzmütze (Ketsche).

Suleiman pflegte die Jagd als Vorspiel des Krieges und hielt sich zu diesem Zwecke vorzugsweise in Adrianopel auf. Die Regierungsgeschäfte gingen deshalb nicht in gehörigem Geleise; besonders in Constantinopel traten Verschleppungen ein, und die Janitscharen murrten über die Unthätigkeit des Sultans, sowie über ihre eigene. Diese Unzufriedenheit steigerte sich im November 1524 zu offenem Aufstande, als der Sultan sich von seiner Zurückkunft aus Adrianopel nicht in das Serai verfügte. Die Janitscharen erhoben sich, schrien um Geschenke und plünderten die Häuser des Großwesirs Ibrahim, des Defterdars Ajas Pascha, die Mauth und das Judenviertel. Suleiman begab sich sogleich in das Serai, um den Sturm durch seine Gegenwart zu beschwören.

Als einige der Rädelsführer vor ihm drohend zu erscheinen wagten, tödtete er drei derselben mit eigener Hand; da aber die anderen ihre Bogen auf ihn richteten, mußte er sich schließlich zurückziehen. Erst als 200.000 Dukaten unter den Truppen vertheilt, der Aga der Janitscharen und jener der Spahi hingerichtet, Viele getödtet und Andere durch Soldentziehung bestraft waren, ebneten sich die Wogen des Aufruhrs.

In der Zügellosigkeit der Janitscharen lag der Beweggrund zum Entwurfe eines neuen Feldzuges. Beschäftigung nach Außen sollte dem innern Aufruhr vorbeugen. Die Aufreizungen Franz I. von Frankreich verfehlten nicht, die kriegerische Thätigkeit des Sultans gegen Ungarn und Ferdinand I. zu lenken. Mit keinem der mächtigen Nachbarn, auch mit Ungarn war bisher unter der Regierung Suleimans Friede geschlossen worden und allen gegenüber hatte — wenn auch nicht der offene Krieg, so doch die beständige Feindseligkeit fortgewährt.

Die Ursachen der ununterbrochenen Feindseligkeit gegen Ungarn zu erörtern, gehört nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Genug daran, daß der permanente Kampf nun weiter in die Bahnen eines förmlichen Krieges einlenkte. Bei Eröffnung des Feldzuges zeichnete sich der Marsch des türkischen Heeres durch vorzügliche Ordnung und strengste Mannszucht aus. Bei Lebensstrafe war es verboten, die Saaten zu betreten, Pferde in die Aecker hineinzutreiben, das Vieh Besitzern wegzunehmen. Die Uebertreter dieser Verbote wurden geköpft, gehenkt; selbst gewissenlose Richter wurden hingerichtet. An den Tagen der Rast wurde Musterung gehalten.

Am 28. August 1526 kam es zur Schlacht bei Mohacs, wo in anderthalb Stunden das Schicksal Ungarns entschieden war. Am 10. September stand Suleiman vor Ungarns Hauptstadt, deren Schlüssel ihm bis Földvár entgegengesendet wurden, und am 23. November war der Sultan schon wieder in Constantinopel, während die Renner und Brenner (Akindschi) das so reich gesegnete Ungarn verwüsteten. Der Streit um die ungarische Krone führte den Sultan nochmals auf die blutige Wahlstatt bei Mohacs; diesmal kam der Sultan, seinen Schützling Johann Zapolya mit der Krone des heiligen Stefan zu belehnen. Die Belehnung erfolgte am 29. Juli 1529. Somit haben die Felder bei Mohacs zweimal tiefe vaterländische Schmach gesehen: Ludwigs Niederlage und

Zapolya's Huldigung; des rechtmäßigen Königs Leben ward durch türkische Gewalt und des unrechtmäßigen Ehre durch türkischen Sieg und Handkuß verwirkt.

Nach der bald hierauf erzwungenen Capitulation der Festung Ofen rebellirten die Janitscharen, weil ihnen durch diese die erhoffte Beute entgangen war. Sie begehrten dafür eine Entlohnung durch Geldgeschenke, und da ihnen diese verweigert wurden, entschädigten sie sich durch Verkauf der Einwohner als Sklaven und ermordeten die deutsche Besatzung von Ofen in dem Augenblicke, als sich diese nach den Bestimmungen der Capitulation mit ihrer Habe entfernen wollte.

Das nächste Ziel der osmanischen Eroberungsgier war Oesterreich, namentlich die Hauptstadt Wien, deren erste Belagerung durch die Türken in dieser Skizze selbstverständlich nicht Gegenstand eingehender Beschreibung sein kann. Erwähnt sei nur, daß der Rückzug des türkischen Heeres damals hauptsächlich durch die in der Armee eingerissene Unzufriedenheit bedingt wurde. Unter den Janitscharen zeigte sich zuerst der Widerwille gegen längeres Verweilen vor der mit heroischem Muthe vertheidigten Stadt; diesen folgten die übrigen asiatischen Truppen, welche über Kälte klagten; endlich machte sich bei allen Mangel an Lebensmitteln fühlbar.

Die Mittel, welche Suleiman während der Belagerung Wiens anwandte, um den schwindenden Muth seiner Truppe neu zu beleben, waren wirklich großartig; so wurden 30.000 Aspern dem gemeinen Spahi oder Janitscharen, und eine Statthalterschaft dem Ssubaschi versprochen, der die Mauer ersteigen werde. Den letzten Sturm, den die Janitscharen am 14. October 1529 gegen die mit so großer Tapferkeit vertheidigten Wälle Wiens wagten, unternahmen sie erst, nachdem ihnen per Kopf zwanzig Ducaten ausbezahlt worden waren. Die Armee, welche Suleiman vor Wien führte, zählte 120.000 Mann, 300 Geschütze und einen Troß von 20.000 Kameelen.

Sultan Suleiman starb während der Belagerung von Szigeth am 5. September 1566. Drei Wochen hindurch gelang es der Klugheit des vortrefflichen Großwesirs Mohamed Sokollic, den Tod des Großherrn der Armee zu verheimlichen, bis der Thronfolger aus seiner fernen Statthalterschaft in Constantinopel eingelangt war.

Während der sechsundvierzigjährigen Regierung Suleimans des Großen, des Eroberers, des Gesetzgebers, gelangte das osmanische Reich auf den höchsten Gipfel seiner Macht. Die Verbesserungen im Staatswesen, die Denkmale der Kunst, der Literatur, die neuen Satzungen und Einrichtungen des Lehrstandes, des Schatzes u. s. w., welche aus jener bedeutungsvollen Regierungsepoche stammen, können wir hier nicht im Einzelnen betrachten; dagegen sollen jene neuen Bestimmungen Erwähnung finden, welche sich auf das Heerwesen beziehen.

Die Veränderungen, welche Suleiman in dieser Richtung anordnete, waren im Wesentlichen: die Auflösung der Juruk, d. i. des unregelmäßigen rumelischen Fußvolkes, und die Vervollkommnung und Erweiterung der Janitscharen. Bis auf seine Zeit hatte die Stärke der Letzteren 12.000 Mann betragen. Suleiman erhöhte das Corps auf 40.000. Bis auf ihn hatte der Janitschar nur einen Asper täglichen Sold, und wenn er sich auszeichnete, erhielt er zu Ende eines Feldzuges eine Solderhöhung von zwei bis drei Aspern. Suleiman setzte drei Soldclassen fest: die erste (Ködschek) von drei bis sieben Aspern täglich für die wirklich im Dienste Stehenden, die zweite von acht bis neunundzwanzig Aspern für die Veteranen, von denen diejenigen, welche in der Hauptstadt in besonderen Casernen wohnten, den Namen Kurudschi erhielten, die dritte endlich für die als Invalide pensionirten Soldaten und Offiziere (Oturak) mit einem täglichen Solde von dreißig bis hundertundzwanzig Aspern. Diese Stellen mit erhöhtem Gehalte wurden sehr sparsam und wirklich nur an ergraute Krieger vergeben, welche ihre Tapferkeit durch empfangene Wunden bewährt hatten und durch solche zu ferneren wirklichen Diensten untauglich gemacht waren.

Die Pflanzschule der Janitscharen bildeten noch immer, wie in der ersten Zeit, die ausgehobenen Christenkinder, welche, in rothes Tuch gekleidet, vier oder fünf Jahre lang die Sprache und den Dienst lernten, bis sie, zu wirklichen Janitscharen tauglich, diesem Corps einverleibt wurden. Suleiman baute für die Janitscharen neue Casernen, und als er dieselben das erste Mal besuchte, nahm er aus den Händen des Kul Kiaja (des General-Lieutenants) den Sold eines Veteranen von vierzig Aspern an. Später führte Suleiman für sich und seine Nachfolger den Brauch ein,

am Tage nach der Soldauszahlung verkleidet an den Kasernen vorbeizugehen und durch den obersten Kammerdiener aus den Händen des Obersten des ersten Regiments den Sold zu empfangen, der dann, mit einer Handvoll Dukaten vermehrt, unter die Soldaten der Wache vertheilt wurde. Gleichsam zum Danke für diese Ehre und zur Erinnerung an dieselbe ward eine der Kammern des ersten Regiments mit einem Throne versehen und für immer verschlossen. Schon einige Jahre vor Erbauung der Casernen der Janitscharen hatte Suleiman den Janitscharen einen Beweis herablassender Gunst dadurch gegeben, indem er von ihnen eine Schale Scherbet annahm und verordnete, daß, so oft er an ihrem Quartier vorüberkomme, der Oberst der 61. Dschemaat ihm eine Schale Scherbet überreichen solle; auch diese Auszeichnung hatte dem Regimente die Ehre eines verschlossenen Thronsaales gebracht.

Als die Macht Suleimans auf ihrem Höhepunkte stand, nämlich zur Zeit des Feldzuges gegen Sziget, betrug das regelmäßige Heer 48.316 Mann, war mithin doppelt so stark, als Suleiman es bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte. Mit den unregelmäßigen Fußtruppen und der Reiterei hatte dasselbe in einzelnen Feldzügen die Gesammtstärke von 250.000 Mann. Der höchste Stand des Artillerieparkes belief sich auf 300 Kanonen. Gleiche Sorgfalt wie auf die Vervollkommnung der Einrichtung der Janitscharen verwandte Sultan Suleiman auf die Verbesserung der Reiterlehen Timar und Siamet (Zaims), deren Inhaber zwar auch Sipahi hießen, aber mit den besoldeten Sipahis, welche die vier ersten Rotten der regelmäßigen Reiterei bildeten, nicht verwechselt werden dürfen.

Murad I., welcher zuerst die Janitscharen organisch eingerichtet und dafür gesorgt hatte, durch die Aushebung der Christenkinder immer wieder frisches griechisches, serbisches und bulgarisches Blut dem türkischen Stamme einzupfropfen, hatte auch das Lehenwesen regelmäßig gegliedert. Nach seinen Bestimmungen lebten die Lehen immer in der männlichen Linie fort, und fielen bei Erlöschung derselben dem Staate anheim. Ein Verbrechen des Lehensträgers konnte zwar diesen, aber nicht dessen Kinder des Lehens verlustig machen. Mehrere auf einen Kopf vereinte Timare, d. i. kleine Lehen konnten zwar in ein großes

Siamet verwandelt, umgekehrt aber dieses nicht in Timare zerstückelt werden. Kein Siamet durfte weniger als 20.000 Aspern im Werthe haben. Die Verleihung der Lehen war den Statthaltern überlassen. Suleiman verfügte im zehnten Jahre seiner Regierung, daß künftig die Statthalter nur die kleineren Lehen ohne Anfrage und Scheinertheilung verleihen durften. Die größeren wurden zuerst provisorisch mittelst eines Verleihungsbefehles (Tewdschi Ferman) zugewiesen. Dieser Ferman war an den Statthalter der Provinz, in der das Lehen lag, gerichtet und befahl diesem, Erkundigungen einzuziehen, ob der Vorzeiger wirklich der Sohn eines Sipahi sei (denn nur solchen sollten Lehen verliehen werden), und welche Einkünfte der Vater des Bewerbers vor seinem Ableben gehabt habe; waren die Auskünfte befriedigend, so erhielt der Bittsteller vom Pascha einen Teskere, auf dessen Vorweisung bei der Pforte erst das Verleihungsdecret (Berat) ausgefertigt wurde. Hinterließ der im Felde gebliebene Besitzer eines Siamets von 20.000–25.000 Aspern drei Söhne, so durfte anfangs denselben kein größeres Timar als im Werthe von 4000—6000 Aspern verliehen werden; starb der Vater nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Bette, so durften zwei zusammen nur ein Timar von 5000 erhalten, einem kein größeres als im Werthe von 4000 verliehen werden; besaßen die Söhne schon vor des Vaters Ableben Timare, so sollten sie verhältnißmäßig Zulagen von 200—2000 Aspern erhalten. Ein Lehen konnte zwar in Antheilen (Hissa) an Mehrere zugleich verliehen werden, die Antheile zusammen aber wurden als nur Eines betrachtet, und die Zerstückelung ohne Erlaubniß der Pforte war streng verboten.

Dem Sultan Suleiman II., welcher – abgesehen von seiner Schwäche für Weiber — einer der größten Herrscher des osmanischen Reiches genannt werden muß, folgte sein Sohn Selim II. im October 1566 auf den Thron. Dieser, ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, verlebte die wenigen Jahre seiner Regierung in sinnlichem Taumel, bis er in Folge seiner zügellosen Ausschweifung am 12. December 1574 den Tod fand.

Veränderungen im Heerwesen sind innerhalb seiner Regierung nicht zu verzeichnen.

Selims Sohn übernahm als Murad (Amurath) III. im Alter von 28 Jahren am 21. December 1574 die Regierung. Er war mit der Fallsucht behaftet. So wie sein Vater mußte auch er das Heer mit einem Geschenke gelegentlich der Thronbesteigung für sich günstig stimmen; der kaiserliche Schatz wurde freilich dadurch beinahe vollständig geleert. Nicht weniger als eine Million und 100.000 Dukaten, wovon die Janitscharen allein 700.000 Stück erhielten, wurden an die unzufriedenen Truppen vertheilt.

Auf jener Höhe des Ruhmes, auf der das osmanische Reich bei Suleimans Tode stand, konnte sich dasselbe unter den unfähigen, physisch und moralisch verkommenen Nachfolgern in der Regierung nicht lange erhalten. Zumal, nachdem des Reiches erste Säule und größter Großwesir Mohamed Sokollic durch Mörderhand (1578) gefallen war, begann der Niedergang der osmanischen Macht auffällig zu werden. Sokollic hatte durch fünfzehn Jahre unter drei Sultanen mit fester, sicherer Hand die Geschäfte geleitet. In den nächsten zehn Jahren nach seinem Tode wechselten siebenmal die Großwesire. In dem Maße, als unter Murad III. die Macht des Großwesirs verringert und eingeschränkt wurde, wuchs die der Günstlinge, Vertrauten und sogenannten Zwischengeher (Mabeindschi), d. i. der Internuntien des Hofes, welche das Vorrecht hatten, den Sultan zu allen Stunden unangemeldet zu sprechen, die sich in alle Geschäfte hineinmengten und ihre Vorrechte mißbrauchten. Der Bestechung war nun Thür und Thor geöffnet. Zigeuner drängten sich in Lehen, Juden in das Serai ein. Mit der Bestechung hielt die Erpressung gleichen Schritt. Es wurde ein eigenes Blutegelsystem organisirt, vermöge dessen Defterdare und Statthalter, die sich aus dem Schatze und in den Provinzen durch Diebstahl und Erpressung vollgesogen hatten, durch Kerker und Folter so lange gepreßt wurden, bis sie das Gestohlene und Erpreßte wieder herauszugeben gezwungen waren.

Eigenmächtigkeiten, Ungerechtigkeiten und Gelderpressungen waren im ganzen Reiche zu finden. Der Verfall im Heere und im Lehenwesen konnte nicht ausbleiben. Nach den alten Bestimmungen sollten die Lehen nur den Söhnen der Sipahis und der belehnten Reiter verliehen

und sollte bei jedesmaliger Erledigung die vorschriftsmäßige Abstammung durch das Zeugniß von zwei Saimen und zehn Timarioten erwiesen werden. Die Vermehrung der Leheneinkünfte geschah vormals nur auf Grund der am Schlachtfelde erworbenen Verdienste, so zwar, daß, wer Kopf oder Zunge eines Feindes einbrachte, auf je zehn Aspern Einkünfte seines Lehens einen Asper Vermehrung erhielt. Fünfzehn eingebrachte Köpfe oder Zungen gaben rechtmäßigen Anspruch auf die Verleihung eines größeren Lehens (Siamet).

Jetzt erhielten Stumme, Zigeuner aus dem Harem und Eindringlinge aus allen Classen Reiterlehen durch die Gunst der Weiber. Solche durch die Weiber verschaffte Lehen hießen „in den Korb gefallene“. Mancher besaß deren fünfzehn bis zwanzig. Der Großwesir verlieh Lehen von 3000 Aspern Einkünfte an Fremde, die keine Reiterkinder waren, an Schreiber, Tschausche und Fouriere.

Zur Zeit, als noch die Beglerbege die Lehen verliehen, konnte wider ungerechte Verleihungen der Recurs an die Pforte geschehen. Jetzt, seitdem der Großwesir die Verleihung an sich gezogen hatte, war das nicht mehr der Fall. Ehedem hatte Rumelien allein 12.000 Reiterlehen gezählt, die mit ihren Reisigen 40.000 Mann berittene Mannschaft stellten. Nunmehr sank die Lehensreiterei auf im Ganzen 7000—8000 Köpfe herab. Nicht besser waren die sechs Rotten (Buluk) der regelmäßigen Reiterei, denen die Hut des ins Feld ziehenden Sultans und der heiligen Fahne anvertraut war, beschaffen. Bis zum Jahre 1584 waren die drei Waffenkörper: die Lehensreiterei, die regulären Rotten und die Janitscharen wohl geregelt, gegeneinander in weisem Gleichgewicht erhalten; als aber die Lehensreiterei an Kraft und innerem Werthe abnahm, wurden die Rotten (Sipahi) und Janitscharen auf Kosten derselben und zum Nachtheile der öffentlichen Ruhe übermächtig. Der Großwesir gab dem Lehenwesen den ersten empfindsamen Stoß. Er ließ Eindringlinge zu und untergrub die alte ehrwürdige Einrichtung der Rotten, indem er zuließ, daß Reiter, die mit täglich neun Aspern eingeschrieben waren, ihre Stellen an Fremde, die für ihre Söhne ausgegeben wurden, verkauften. Auch unter die Janitscharen drängten sich Fremde ein. Noch unter der Regierung des Sultans Murad III.

hatten die Rotten alle sieben Jahre Erneuerung, d. h. die erledigten Stellen wurden durch die verdientesten Subjecte aus den Janitscharen, Dschebidschi und Topdschi besetzt. Diese wurden ihrestheils durch die jährliche Knabenlese recrutirt, welche nach dem Kanun nur aus Bosniern, Griechen, Bulgaren, aber nicht aus Armeniern gehalten werden sollte. Die Rotten lagen zu Constantinopel, Brusa und Adrianopel oder in den umliegenden Dörfern, die Janitscharen aber nur in den Casernen der Hauptstadt. Durch die Einmischung von Fremden, darunter sogar Rajahs, verloren die Janitscharen die Reinheit ihrer ursprünglichen Einrichtung; Unordnung und Uebermuth nahmen so sehr überhand, daß man sich gezwungen sah, die von Selim I. getroffene weise Maßregel, daß der Aga nicht durch die Truppen selbst, sondern nach des Sultans Willkür zu wählen sei, aufzuheben und ihnen die Besetzung dieser Stelle durch freie Wahl der Janitscharenoffiziere neuerdings zu gestatten. Man hoffte, daß ein derartig gewählter Aga die Janitscharen besser im Zaume erhalten werde. Alle diese Unordnungen im Heere hätten indeß nicht zum offenen Aufruhre geführt, wenn nicht im Jahre 1584 die Verschlechterung der Münze begonnen und immer größere Fortschritte gemacht hätte. Nach dem vorgeschriebenen Münzfuße hätte die Oka Silber zu 500 Aspern ausgeprägt werden sollen, aber sie wurde jetzt zu 1000 und mehr Aspern ausgemünzt. Die Münze war in die Hände der Juden gelangt, und der Münzmeister derselben brachte noch schlimmeres Silbergeld als das eben gekennzeichnete. Solches Geld, „leicht wie Mandelblätter und nichtig wie Thautropfen", wurde dem Defterdar Mahmud abgeliefert und demselben ein Geschenk von 4000 Dukaten geboten, wenn er bereit wäre, die minderwerthigen Münzen zur Truppenzahlung anzunehmen. Der Defterdar wies die Bestechung zurück. Der Münzmeister wandte sich an den damals allmächtigen Günstling Mohamed Pascha, genannt der Falkonier, welcher die Bestechung annahm und dem Defterdar gebot, die Truppen mit dem kupferrothen Silbergelde zu bezahlen. Als diese Verfügung bekannt wurde, loderte die lange glimmende Unzufriedenheit der Spahi und Janitscharen zu vollem Brande auf und die Feinde des Günstlings nährten, so viel sie nur konnten, noch die Flamme.

Am 3. April 1589 fielen die Janitscharen zum ersten Male die im Serai des Sultans zum Divan versammelten Wesire mit Gewalt an und forderten die Köpfe des Günstlings und des Defterdars. Vergebens ließ der Sultan im Hofe Haufen guten Geldes aufschichten, vergeblich war jeder Beschwichtigungsversuch. Die Janitscharen schworen Jeden zu tödten, der von dem Gelde etwas anrühre, bevor die verlangten Köpfe nicht ausgeliefert wären. Dem Sultan Murad III. blieb kein Ausweg; er ertheilte nothgedrungen dem Mohamed Pascha und dem ganz unschuldigen Defterdar den Befehl, den Divan zu verlassen. Sobald die Beiden die Schwelle überschritten hatten, schlug ihnen der Henker die Köpfe ab. Der Großwesir, sowie der zweite und dritte Wesir und der Aga der Janitscharen wurden abgesetzt. Letzterer wurde durch den strengen Apostol Hassan ersetzt, der durch eine strammere Zucht die Lust zur Empörung zu dämpfen hoffte, aber die Janitscharen ruhten nicht eher, bis dieser Aga entfernt war. In den Jahren 1591 und 1592 kam es wieder zu Aufständen, so daß binnen vier Jahren drei Janitscharen-Empörungen stattfanden, von denen jede einen Großwesir stürzte.

Am 16. Jänner 1595 starb Murad III. Er war ein schwacher, abergläubischer, aber nicht grausamer Sultan. Abgesehen von dem „verfassungsmäßigen“ Brudermord bei Antritt der Regierung, lastete keine Blutschuld auf ihm. Sein Tod wurde, wie es bereits bei sieben Sultanen der Fall gewesen war, aus politischen Gründen bis zur Ankunft des Thronfolgers geheim gehalten.

Mohamed III. bestieg den Thron. Sofort nach der Beerdigung des Vaters ließ er neunzehn seiner Brüder erwürgen; die Gunst des Heeres erkaufte er sich durch 136 Beutel à 10.000 Dukaten, wovon 660.000 Stück auf die Janitscharen allein entfielen.

Unter Mohameds Regierung ereignete sich wiederholt das bisher ganz ungewohnte Schauspiel der Sipahi-Empörungen. Die Janitscharen, die sonst als die eifrigsten Ruhestörer den Großwesiren so gefährlich gewesen waren, überließen nun die Rolle der Aufrührer den Sipahis und nahmen sogar wesentlichen Antheil an der Unterdrückung der durch die Sipahi hervorgerufenen Aufstände; insbesondere der im Jänner 1603

ausgebrochene Aufruhr der Sipahi wurde durch die thätige Mithilfe der Janitscharen nach starkem Blutvergießen gedämpft. Freilich konnte die Unterstützung der Janitscharen erst durch mannigfache Zugeständnisse erkauft werden; so verlangten diese Helfer in der Noth mit Erfolg vom Sultan die Absetzung des ihnen mißliebigen Großmufti und die Ernennung des gottesfürchtigen, rechtlichen Mustapha Ebulmeamin zum obersten Würdenträger der Gesetze. Nachdem der Aufruhr mit Waffengewalt gedämpft worden war, blieb ein unversöhnlicher Haß zwischen Sipahis und Janitscharen zurück. Die Ersteren sahen in den Letzteren ihre Unterdrücker, die Janitscharen aber in den Sipahi gefährliche Rivalen.

Nur acht Jahre dauerte die Regierung Mohamed III.; er starb am 22. December 1603. Durch die Uebertretung und Vernachlässigung der alten Reichssatzungen waren unter seiner Herrschaft die verderbenbringenden Soldatenaufstände immer mehr in Schwung gekommen, eine Erscheinung, in der sich der zunehmende Reichsverfall am deutlichsten ausprägte. Die Eroberung von Erlau und Kanizsa bilden allerdings Glanzpunkte seiner Regierung, aber sie werden verdunkelt durch die Schuld schlechter innerer Regierung. Hervorragenden Antheil an dem allmäligen Verfall des Reiches hatte die Günstlingswirthschaft zweier Großwesire, deren Einer (Cicala) den Aufruhr in Asien hervorrief, während der Andere (Hassan) zwischen die Janitscharen und Sipahi die Brandfackel tödtlichen Hasses schleuderte, indem er die Ersteren zur Zähmung der Letzteren anhielt.

Das Verderblichste aber für den großen Militärstaat, den das osmanische Reich darstellte, war der Einbruch in die alten Kanune der Lehen und Truppen. Bis zum Jahre 1595 waren die Lehensträger verpflichtet, auf ihren Lehensgütern zu wohnen, um im Falle eines Krieges in drei Tagen versammelt und in zehn Tagen marschfertig zu sein. Die großen und kleinen Lehen wurden nur an Söhne der Sipahi vom Beglerbeg an Ort und Stelle vergeben. Jetzt aber war der Mißbrauch eingerissen, die Lehen in Constantinopel und Adrianopel an Zwerge, Stumme und andere Diener des Hofes und Harems, oder als Gerstengeld (Arpalik) für Kämmerer, und als Schleier- oder Pantoffelgeld der Sultaninnen (Paschmaklik) zu verleihen. Solche unregelmäßig verliehene

Lehen hießen Korblehen. Auch der innere Werth der sechs Buluk, d. i. der sechs Rotten der berittenen Fahnen- und Leibwache wurde schon beim Regierungsantritte Mohamed III dadurch gemindert, daß, wider alle Ordnung der Beförderung, die ganze Besatzung von Raab, blos weil sie drei Jahre in der Festung gelegen war, in die Rollen eingeschrieben wurde.

Achmed I., ein vierzehnjähriger Jüngling, bestieg nach Mohamed III. den Thron. Trotz seiner Jugend zeigte er sich energisch. Er war von hohem persönlichen Muthe beseelt, aber auch voll versöhnlichen Geistes, wenn die Umstände es ihm zu erfordern schienen. Charakteristisch ist namentlich sein Verhalten gegen die rebellischen Truppen. 4000—5000 Sipahi, welche nach dem früher erwähnten Aufruhre vom Großwesir Hassan in die Acht und ihres Soldes verlustig erklärt worden waren und sich zu den Rebellen geschlagen hatten, reichten durch ein Dutzend ihrer Rädelsführer eine Bittschrift um Wiedereinsetzung in ihren Sold ein, wogegen sie dem Sultan treu dienen zu wollen erklärten. Der Sultan reiste nach Brusa, um diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Er gewährte zunächst die Bitte und sandte die neu gewonnenen Sipahi zur Erprobung ihres Versprechens nach Auszahlung des rückständigen Soldes sofort gegen die Rebellen. Kaum daß er in Constantinopel wieder eingetroffen war, drohte hier ein Aufstand der Janitscharen und der Sipahi auszubrechen. Die Mißvergnügten murrten über Tuch und Sold, wollten die Suppe nicht anrühren und begrüßten ihre Offiziere mit Steinwürfen. Da rief der sechzehnjährige Sultan, blutroth vor Zorn und ganz blutroth gekleidet, die Wesire, Agas, Secretäre und Aeltesten der Truppen vor sich und redete sie folgendermaßen an: „Man hat Euch gesagt, daß der Defterdar, welcher ausgesendet ist, um Geld aufzutreiben, in einigen Tagen zurück sein und Euer Sold bezahlt sein wird. Was ist's, daß Ihr's nicht glaubt und Euch vor meiner Pforte Frechheiten erlaubt? Liefert die Schuldigen aus!“ Nach einer Pause erstaunten Stillschweigens trat der Aga der Ghureba des rechten Flügels vor. „Mein Padischah,“ sagte er, „nicht Deine im Harem auferzogenen Sklaven haben sich solcher Frechheit schuldig gemacht, sondern Fremde, die in Besatzungen eingeschlossen waren und hernach zu Sipahi befördert wurden.

„Mach' sie namhaft," herrschte der Sultan ihn an. Als die Namen genannt waren, ließ er sofort sämmtliche Beschuldigte hinrichten. Mit den Worten: „Wenn Ihr noch einmal Eure Schranken überschreitet, geschieht Euch Allen desgleichen," entließ der Sultan die Eingeschüchterten. Die Soldaten mußten die Leichname ihrer Kameraden selbst wegschaffen, die Agas wurden abgesetzt, um durch zuverlässigere Nachfolger einen neuen Geist in die Truppen zu bringen. Andererseits hielt der Sultan seine Versprechungen; nachdem der Defterdar mit dem Gelde angekommen war, wurde der Sold ausbezahlt und außerdem jedem Mann ein Aufgeld von drei Dukaten gewährt. Nach einer Regierungszeit von vierzehn Jahren starb Achmed I. am 22. November 1617, ohne die Erwartungen verwirklicht zu haben, welche sich bei der Thronbesteigung an seine Person geknüpft hatten und zu denen seine persönlichen Eigenschaften berechtigt hatten. Aenderungen im Heereswesen, Verbesserungen in der Einrichtung der Truppen kamen während seiner vierzehnjährigen Regierung nicht vor.

Das erste Mal nach 300 Jahren folgte diesmal nicht der Sohn dem Vater, sondern der Bruder dem Bruder auf dem Throne. Mustapha I., der gegen das türkische Herkommen von seinem gekrönten Bruder nicht aus der Welt geschafft worden war, hatte vierzehn Jahre im Gefängniß zugebracht, wo jeder Funke geistiger Entwicklung erstickt, alle Schärfe physischen und sittlichen Sinnes abgestumpft worden war. Blödsinnig und körperlich geschwächt, bestieg er den Thron, um nach einigen Tagen wieder abgesetzt zu werden. Er wurde das Opfer einer Palastverschwörung. Unter dem Vorwande der Soldauszahlung wurden die Großen des Reiches in den Divan berufen, um Mustapha zu überrumpeln und in seinen vorigen Kerker einzusperren. Bald darauf, am 26. Februar 1618, wurde der älteste Sohn Achmeds als Osman II. als Regent dem Divan und den Truppen vorgestellt; den letzteren war der neue Sultan um so willkommener, als sie innerhalb kurzer Zeit das Thronbesteigungsgeschenk wiederholt ausbezahlt erhielten.

Zu Lande und zur See lächelte einige Jahre hindurch den Türken das Kriegsglück, nachdem der achtzehnjährige Osman II., der sich dem Gängelbande der Wesire zu entziehen suchte, den Thron bestiegen hatte. Voll kriegerischen Sinnes, war dieser Sultan auch persönlich geschickt im

Waffengebrauche. Aber er entrieth jedes anderen Verständnisses, das zur Ausübung der Herrscherrechte nöthig ist, dabei war er geizig und in Folge dessen bei den Truppen nicht beliebt. Lange währte denn auch sein Glück nicht. Schon der im Jahre 1621 unternommene Feldzug wider die Polen fiel ungünstig aus. Die Unzufriedenheit darüber ließ Osman an dem Heere aus; namentlich ließ er dem Kerne des Heeres, den Janitscharen und Sipahi, die ihm ohnehin wegen seines Geizes grollten, seine Ungunst fühlen. Ueberdies traf Osman nach seiner Rückkehr aus dem polnischen Feldzuge in Constantinopel verschiedene unkluge Verfügungen und Maßregeln, durch welche das Volk aufgeregt wurde und die man allgemein als staatsgefährliche Neuerungen auffaßte. Auch eine Theuerung der Lebensmittel schrieb das Volk der Habgier des Sultans zu, da während derselben die Vergnügungen im Harem von Tag zu Tag an Umfang zunahmen.

Besonders eine der vielen Neuerungen, welche Osman II. einführte, machte viel böses Blut. Nach dem alten ehrwürdigen Staatsgrundsatze (Kanun) darf der Sultan weder eine fremde Prinzessin, noch eine freie Tochter eines seiner Unterthanen, sondern nur eine mit Geld erkaufte oder anderweitig erworbene Sklavin zu seiner Gemahlin erheben. Diese Grundmaxime des osmanischen Eherechtes für Sultane wurde festgesetzt, damit sich in der Folge aus der Verwandt- und Sippschaft der Sultansgemahlin keine Gefahr für die Thronfolge ergibt. Osman wollte sich diesem Gesetze zuwider gleichzeitig vier gesetzmäßige Gemahlinnen beilegen; er vermählte sich sofort mit der Tochter eines Paschas und wollte sich bald darauf mit der Tochter des Mufti trauen lassen. Um endlich das allgemeine Mißvergnügen auf das Höchste zu steigern, ließ der Sultan verkünden, daß er im angehenden Frühjahre in Person nach Syrien ziehen und die aufrührerischen Drusen ins Joch des Gehorsams zwingen wolle. Der Großwesir und der Mufti bemühten sich umsonst, den Sultan von dem Zuge nach Aegypten abzuhalten; der Einfluß des Harems verschloß ihrem weisen Rathe das Ohr des Sultans. Der Kislar Aga und der Chodscha (Prediger) hatten dem Sultan eingeraunt, daß ägyptische Söldlinge weit bessere und verläßlichere Truppen seien als die Janitscharen, und daß der faulende Kern des osmanischen Heeres, die

Janitscharen und die Sipahi, durch eine neue Truppe ägyptischer und syrischer Söldlinge ersetzt werden müsse. In der Hoffnung, dadurch auf den Entschluß des Sultans einzuwirken, gab der Mufti nach langem Weigern seine Einwilligung zur Vermählung seiner Tochter mit dem Großherrn, welche im April 1622 im alten Serai gefeiert wurde; aber diese Willfährigkeit und der Einfluß der neuen Gemahlin erwiesen sich wirkungslos. Osman blieb unerschütterlich in seinem Entschlusse, nach Aegypten zu ziehen; ja er drang mehr als je darauf, da ihm ein Traum, der freilich verschiedenartig ausgelegt wurde, die Pilgerreise nach Mekka als einen dringenden religiösen Act erscheinen ließ. Schon die Vorkehrungen zur Reise gaben Anlaß zu tumultuarischen Scenen in der Hauptstadt, welche sich noch steigerten, als bekannt wurde, daß auch die kaiserlichen Zelte am 17. Mai nach Skutari überführt werden sollen. Der Mufti schickte dem Sultan ein Fetwa*) folgenden Inhaltes: „Es ist nicht nothwendig, daß Herrscher eine Wallfahrt begehen, ihre Pflicht ist Gerechtigkeit, besonders dann, wenn Unruhen zu befürchten sind." Der Sultan soll dieses Fetwa in kleine Stücke zerrissen haben. Die Janitscharen und Sipahi, beunruhigt durch die mannigfachen Gerüchte, daß es mit der asiatischen Reise auf ihre Vernichtung abgesehen sei, kamen an dem Tage, an dem die kaiserlichen Zelte nach Skutari aufbrechen sollten, zu einer Berathung in der neuen Caserne zusammen, zogen sodann auf den Fleischplatz im Stadtviertel Karaman und entsandten von da eine Deputation an den Mufti, um von ihm ein Fetwa zu begehren. Die dem Mufti vorgelegte Frage lautete: „Ist es gesetzmäßig erlaubt, Diejenigen, welche den Padischah zu Neuerungen verführen und das Vermögen der Moslimen vergeuden, zu tödten?" Die Antwort des Mufti lautete: „Ja." Der Janitscharen-Aga und die Obersten der Regimenter, welche die Versammelten zum Auseinandergehen bereden wollten, wurden mit Steinwürfen empfangen. Als der in der Stadt ausgebrochene Aufruhr auf der Flotte, welche bei den sieben Thürmen vor Anker lag, ruchbar

*) Der Mufti, das Oberhaupt der Religion und der Gesetze, die erste Person nach dem Sultan, wird als erster Ausleger des Korans bei wichtigen Anlässen zu Rathe gezogen und gibt in schwierigen Fällen seine stets kurz gefaßten Aussprüche: „Fetwa", d. h. Gutachten ab.

wurde, verließen die Janitscharen, die bereits eingeschifft waren, die Fahrzeuge, drangen in die Stadt und vereinigten sich mit den Meuterern auf dem Fleischplatze. Es wurde beschlossen, den Chodscha und den Großwesir zu verständigen, damit diese das Begehren der Mißvergnügten dem Sultan vortragen. Das Haus des Chodscha war verschlossen; das Thor wurde eingebrochen, und da der Bewohner des Hauses durch eine Hinterthüre entflohen war, die Wohnung geplündert. Vor dem Serai des Großwesirs wurden die Aufrührer von der Wache mit Pfeilschüssen empfangen, welche einige der Meuterer tödteten, andere verwundeten. Die Janitscharen waren unbewaffnet und konnten sich nicht wehren. Sie wollten darum über das Waffenlager auf dem Markte herfallen und erregten die große Angst der Kaufleute, welche flehentlich baten, ihre Habe zu verschonen. Da es indessen bereits Abend geworden war, standen sie von diesem Vorhaben ab und gingen auseinander, indem sie verabredeten, sich am nächsten Morgen bewaffnet zu versammeln.

Sobald der Sultan von dem Auflauf der Truppen vernommen hatte, versammelte er die Ulema (die Gesetzesgelehrten) und befragte sie über die Ursache des Aufstandes und wie abzuhelfen sei. Die Antwort lautete: „Die Kammern und Rotten (Janitscharen und Spahi) sind mit der asiatischen Reise nicht zufrieden und begehren die Verbannung des Chodscha und Kislar Aga.“ Der Sultan erwiderte: „Geht und sagt ihnen, ich gebe die Pilgerreise auf, aber ich entsetze den Chodscha und Kislar Aga ihrer Aemter nicht.“ Die Ulema übernahmen den Auftrag, diese Entscheidung am Morgen den Truppen mitzutheilen.

Während der Nacht verbreitete sich in der Caserne das Gerücht, daß der Sultan alle Bostandschi im Serai versammelt und Waffen unter sie vertheilt habe; unter den Bostandschi wiederum hieß es, daß die Janitscharen die Kanonen von der Flotte ausgeschifft haben und damit gegen das Serai im Anzuge seien.

Am nächsten Morgen (19. Mai) versammelten sich die Janitscharen und Spahi im Vorhofe der Moschee Sultan Mohamed II., um mit den Ulemas, welche dahin entboten worden waren, Berathung zu pflegen. Die Letzteren, zwölf an der Zahl, sagten ihr Erscheinen zu, falls die Aufständischen sich auf den Hippodrom begeben wollten. Die Versammlung kam zu Stande

und die Meuterer begehrten von den Ulemas ein Fetwa, das die Hinrichtung der folgenden an der Spitze der Geschäfte stehenden Staatsmänner für gesetzmäßig erklären sollte: des Chodscha Omer, des Kislar Aga Suleiman, des Segbanbaschi Nassuhaga, des Kaimakams Achmed Pascha, des Defterdars Baki Pascha und des Großwesirs Dilawer Pascha. Die Ulemas fragten, wenn schon die Köpfe des Chodscha und Kislar Agas als die der Urheber der asiatischen Reise der allgemeinen Verwünschung verfallen sein sollten, was denn die übrigen Vier verbrochen hätten? Da hieß es: Aus dem Palaste des Großwesirs sei mit Pfeilen geschossen worden, der Defterdar zahle den Sold mit schlechter Münze aus, der Kaimakam halte die Auszahlung der Pensionen an die Verabschiedeten zurück, und Nassuhaga, welcher bei der Rückkehr vom letzten Kriege General-Lieutenant der Janitscharen gewesen sei, theile die Schuld des Kaimakams Achmed Pascha. Die Ulemas gingen mit der Bittschrift der Truppen zum Sultan, welcher ungeachtet der ihm gemachten Vorstellungen dabei verharrte, das Begehren der Truppen nicht zu berücksichtigen, in seinem Zorne die Ulemas selbst beschuldigte, die Anstifter des Aufruhrs zu sein. Nachdem die Ulemas die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen erkannt hatten, entfernten sie sich aus dem Empfangssaale, erhielten aber den Befehl im Serai zu verbleiben. Unterdessen entnahmen die auf dem Hippodrom versammelten Aufrührer aus dem langen Ausbleiben der Deputirten, daß ihre Wünsche nicht bewilligt worden seien. Theils bewaffnet, theils unbewaffnet strömte nun die ganze Menge auf die kaiserliche Pforte zu und gelangte, ohne dem geringsten Widerstande zu begegnen, in den ersten Hof des Serai. Von den Thorhütern gewarnt, sich doch vor den Bostandschi in Acht zu nehmen, besetzten sie mit einigen Hundert, die mit Flinten bewaffnet waren, die Zinnen; die Dschebedschi, die Topdschi und die Adschemoghlan, d. i. Janitscharen-Rekruten, welche unbewaffnet gekommen waren, rissen aus den Holzmagazinen Scheite und Prügel als Waffen an sich. Einige Stunden wogte diese Menge im ersten Hofe auf und ab, die Köpfe des Chodscha, des Kislar Aga und des Großwesirs mit lautem Geschrei begehrend. Es kam keine Antwort. Jetzt drangen sie in den zweiten Hof ein und umringten den kaiserlichen Diwan, abermals Stunden hindurch denselben Ausruf wieder-

holend. Die Ulemas saßen unterdessen vor dem dritten Thore des Serai auf steinernen Bänken; der älteste derselben soll den Aufrührern zugerufen haben: „Unser Wort dringt nicht durch, geht selbst und sprechet.“ Einige weiße Verschnittene, die beim dritten Thore die Wache hatten, flohen, als sie den Andrang der Menge sahen, ins Innere, und die Menge stürzte nach.

Im innersten Hofe rief plötzlich eine Stimme: „Wir wollen Sultan Mustapha!“ und sogleich erscholl derselbe Ruf als allgemeines Geschrei. Haufenweise durchschwärmten die Aufrührer ihnen unbekannte Gemächer, die große, die kleine und innerste Kammer mit dem steten Geschrei: „Wir wollen Sultan Mustapha!“ Einer der dort befindlichen Ulemas wies sie endlich gegen den Harem hin. Sogleich stürzte die Menge auf das bezeichnete Gebäude, welches von außen kein Thor hatte. Die Aufrührer erklommen auf einer Art Stiege, die sie aus Holzstücken errichteten, von außen die Kuppel und wiederholten unausgesetzt den Ruf: „Wir wollen Sultan Mustapha!“ Da ertönte es endlich von unten mit schwacher Stimme: „Sultan Mustapha ist hier.“ Das Dach wurde eingebrochen und einige Janitscharen gelangten in das Innere, indem sie sich an den Vorhangschnüren des Divansaales hinabließen. Da saß Sultan Mustapha auf einer alten Matraze; vor ihm standen zwei Sklavinnen. „Mein Padischah“, sagte einer der Eindringlinge, „das Heer wartet Eurer draußen.“ Mustapha antwortete blos: „Mich dürstet.“ Es war der dritte Tag, daß man ihn ohne Speise und Trank gelassen hatte. Nachdem man Wasser herbeigeschafft und der Schmachtende sich gelabt hatte, wurde er bei der Kuppel herausgezogen und auf das Pferd des Mufti gesetzt, da er aber zu schwach war, um sich auf dem Pferde zu halten, wurde er in den Thronsaal getragen. Er zitterte vor den gezogenen Säbeln der Truppen und war kaum durch die Versicherung zu beruhigen, daß er nichts zu befürchten habe.

Als die Aufrührer ins Serai gedrungen waren, hatte Sultan Osman den Großwesir Delawer Pascha, welcher sich nach Skutari geflüchtet hatte, durch die Gartenwache abholen und ins Serai bringen lassen. Als die Kuppel, unter der Sultan Mustapha schmachtete, aufgebrochen wurde, öffnete sich auf einmal eine Pforte des Harems und stieß den Großwesir und Kislar Aga aus, um sich sogleich wieder zu

schließen. Die Beiden, der Wuth der empörten Truppen preisgegeben, wurden sofort in Stücke gehauen. Aber die Nachgiebigkeit Osmans kam zu spät und konnte den Lauf der Dinge nicht mehr aufhalten.

Die Ulemas wurden von den Empörern gezwungen, dem Sultan Mustapha im Divansaale zu huldigen. Alle ihre Auseinandersetzungen über die Ungesetzlichkeit dieser Handlungsweise blieben fruchtlos; die über ihren Köpfen gezückten Schwerter der Janitscharen zwangen ihnen die Huldigung ab. Einer der Ulemas gab aus Schrecken den Geist auf. Der von dem Minaret als Herrscher ausgerufene Sultan Mustapha wurde als unter dem Schutze der Janitscharen stehend in die Moschee der Letzteren gebracht, wo er die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag zubrachte. Schon Donnerstag Nachmittags hatte Sultan Osman, gleich nach der Auslieferung des Großwesirs und des Kislar Aga, die Stelle des Ersteren dem Hussein Pascha und die des Janitscharen-Aga dem Kämmerer Kara Ali verliehen. Kara Ali war zwar als Tschausch den Janitscharen von früher her verhaßt, aber seine Wahl erfolgte dennoch, weil er sich dem Sultan gegenüber anheischig machte, die Janitscharen zu zähmen.

Die Aufrührer ihrerseits erbrachen die Kerker des Bagno, ließen die an den Steinschiffen und im Arsenale angeschmiedeten Galeerensclaven frei und plünderten mit diesen gemeinsam die Häuser des vom Sultan zum Janitscharen-Aga ernannten Kara Ali, des Defterdars Baki Pascha und des Richters von Constantinopel.

Sultan Osman berieth sich unterdessen im Serai mit dem neuernannten Großwesir und dem Bostandschibaschi, was zu thun sei. Diese riethen, die Janitscharen durch ihren alten Aga wieder zu gewinnen. Osman sagte: das ginge an, wenn die Janitscharen allein die Aufrührer wären, aber so stünden die Sipahis und Ulemas an ihrer Seite. Das Sicherste wäre, sich nach Asien zu begeben und dort abzuwarten, bis die Aufrührer selbst einsehen, was für einen Herrscher sie sich gegeben. Er wollte die Boote bemannen lassen, aber die Bostandschis waren sammt und sonders entflohen. Nun blieb kein anderes Mittel übrig als das vom Großwesir und vom Bostandschibaschi vorgeschlagene. In der Nacht begab sich denn Sultan Osman an die Pforte des Janitscharen-Aga,

der sich eben in der Moschee der Janitscharen=Caserne bei Sultan Mustapha befand, aber auf die Nachricht von der Ankunft Osmans sofort zurückkehrte. Der Großwesir Hussein Pascha, der zehn Beutel Gold zu sich gesteckt hatte, begab sich in die Moschee der Prinzen (in der Nähe der Janitscharen=Caserne), um einige Hauptleute mit Gold und Schmeichelworte zu bestechen.

Sultan Osman beredete den Janitscharen=Aga, jedem Janitscharen fünfzig Dukaten, Scharlachtuch auf ein Kleid und den Sipahi zehn Aspern Zulage für den Fall zu versichern, daß sie ihn, Osman, wieder als Herrscher anerkennen. Die Hauptleute waren mit diesem Vorschlage einverstanden, nur wünschten sie, daß der Aga in der Versammlung den Antrag stelle, den sie dann ihrerseits unterstützen wollten. Den folgenden Morgen — am 20. Mai 1622 — begab sich der Aga in die Caserne; die Janitscharen, welche von der Absicht, in der er kommen werde, bereits Wind bekommen hatten, beschlossen einstimmig, ihn nicht zum Worte kommen zu lassen. Als er auf die Stiege hinaustrat, um zu sprechen, erscholl von unten der Ruf: „Schlagt zu und laßt ihn nicht reden." Einer stieß ihn von hinten die Stiege hinunter, gleich darauf wurde er niedergehauen und der Leichnam auf die Straße geworfen. Seine Begleiter, der Kiaja und Tschausch, retteten sich mit Mühe in die Moschee. Ein General=Lieutenant der Janitscharen (der Saghardschibaschi) und einige Oberste verfügten sich hierauf in das alte Serai, um den Befehl der Mutter Mustaphas zu vernehmen, wer künftighin Großwesir sein solle. Da sie die Zuneigung der Valide zum Schwager Mustapha's, den Kapudan Pascha Daud kannten, so schlugen sie diesen als Großwesir vor, was auch sofort genehmigt wurde.

Im Laufe des Tages übergaben die Janitscharen dem Sultan Mustapha eine Bittschrift und verlangten die Köpfe Aller, welche Neuerungen einführen wollten, nämlich: des Kaimakams Achmet Pascha, des Defterdars Baki Pascha, des Chodscha Omer Effendi, des Segbanbaschi Nassuhaga; sie baten ferner, ihre abgesetzten Offiziere nicht wieder zu Aemtern gelangen zu lassen, insbesondere den Janitscharen=Aga nicht aus der Reihe derselben zu entnehmen, den Großwesir mit unumschränkter Macht die Zügel der Regierung lenken zu lassen und alle Bestechung

abzustellen. Der Sultan genehmigte diese Forderungen und Jubel erfüllte die Luft.

Gleich nachdem der Janitscharen-Aga niedergehauen war, hatte sich ein Haufe der Aufrührer nach der Pforte des Aga begeben, um Sultan Osman, der sich noch immer dort befand, abzuholen. Die Abgesandten fanden Osman versteckt, nur in ein weißes Unterkleid gehüllt, ohne Kopfbedeckung. Der Sipahi, der ihn gefangen nahm, setzte ihm seinen schmutzigen Turban auf den Kopf, den Gefangenen selbst aber auf eine niedere Schindmähre. Hussein Pascha, den man mitführen wollte, riß sich los und wollte entfliehen; man ereilte ihn aber und schlug ihm den Kopf ab, der sodann in die Moschee der Janitscharen gebracht wurde. Der Unglückliche hatte sich den Haß der Janitscharen im letzten polnischen Kriege zugezogen; er hatte sie bei Choczim ins Feuer gejagt und mit Schimpfworten tractirt, anstatt sie mit gütigen Worten anzueifern. Der Bostandschibaschi kam mit dem Leben davon, weil er bei der nächtlichen Untersuchung der Schenken viele Janitscharen, die er auf Osmans Befehl hätte ins Meer werfen sollen, hatte heimlich entlaufen lassen.

Als Osman den auf der Straße liegenden Leichnam Husseins erblickte, weinte er und sagte: „Der ist unschuldig; hätte ich ihm gefolgt, wäre das Unglück nicht über mein Haupt hereingebrochen; mich hat der schlechte Rath des Chodscha und des Kislar Aga verführt.“ Dieses reuige Bekenntniß rührte die Aufrührer nicht; sie überhäuften den gefangenen Sultan vielmehr auf dem Wege zu den Casernen mit Schimpf und Spott. Als sie ans Ziel gelangt waren, wurde Osman der Obhut des Chasseki Ssari Mohamed Aga vom 14. Regimente übergeben.

Mittags ertönte von den Minarets der Aufruf zum Freitagsgebete; man hielt denselben für die Ankündigung der Hinrichtung Osmans, und die Truppen gaben mit lauter Stimme ihre Meinung dahin ab, daß ihm nichts Leides zugefügt werden möge; jetzt herrsche Sultan Mustapha, an dessen Stelle Sultan Osman aufbewahrt werden möge für künftiges Erforderniß der Zeit. Um den Tumult zu stillen, brachte Daud Pascha den unglücklichen Sultan ans Fenster, die Truppen überzeugten sich, daß Osman noch lebe, und beruhigten sich.

Indessen saß der blöde Sultan Mustapha zitternd zwischen den beiden Sklavinnen, seinen Kerkergefährtinnen, in der Moschee, und wenn der Lärm von Zeit zu Zeit draußen stärker wurde, klammerte er sich an die eisernen Stäbe des Gitters an und konnte nur mit großer Mühe vom Fenster entfernt werden, wobei die Mutter dem blöden und hasenherzigen Sohn mit den Worten: „Komm', komm', mein Löwe," schmeichelte.

Sultan Osman redete seine Umgebung mit den eindringlichen Worten an: „Was habt Ihr mit Eurem Padischah vor? Ihr werdet den Untergang des Reiches und Euren eigenen herbeiführen, ihr Janitscharen!" Dann warf er den alten Turban weinend vom Kopfe und sprach zu dem Aga: „Verzeiht, wenn ich Euch unwissend beleidigt habe. Gestern war ich Padischah, heut' bin ich nackt; nehmt Euch ein Beispiel, auch Euch bleibt diese Welt nicht im Besitze." Der Dschebidschibaschi, welcher mit dem Daud Pascha gekommen war, warf ihm eine Halfter um den Kopf, um ihm die Gurgel zuzuschnüren; Osman, stark und gewandt, fing sie mit der Hand und hielt sie fest. Die Aga riefen den Mordlustigen zu: „Halt, wenn ihr Verkehrtes unternehmt, sind wir Alle verloren." Und Osman sprach zu Daud: „Grausamer, was habe ich Dir gethan? Zweimal habe ich Dir die Todesstrafe nachgesehen und Dich angestellt, woher Deine Feindschaft wider mich?" Die Mutter Mustapha's aber rief den Agas zu: „Er ist eine Schlange; kommt er los, so läßt er Niemanden am Leben." Da winkte Daud Pascha zum zweiten Male dem Dschebidschibaschi, die Halfter umzuwerfen, und zum zweiten Male widersetzten sich die Agas. Osman sprach nun zum Chasseki, seinem Hüter: „Wer hat Dich in dieses Amt eingesetzt?" „Sultan Mustapha," antwortete der Chasseki. „Sultan Mustapha ist ein Narr, der seinen eigenen Namen nicht weiß; komm', öffne das Fenster und laß' mich mit meinen Dienern sprechen," Der Chasseki, durch Mitleid gerührt, öffnete das Fenster, welches in den Vorhof der Moschee führt, wo die aufständischen Truppen standen. Osman rief hinaus: „Meine Aga der Sipahi, Ihr Aeltesten der Janitscharen, meine Väter! Aus jugendlichem Uebermuth und Unbesonnenheit hab' ich gleißenden Worten Gehör gegeben; warum demüthiget Ihr mich so sehr, wollt Ihr mich denn nicht mehr haben?" Ein allgemeines Geschrei erhob sich: „Wir wollen weder Deine Herrschaft, noch Dein Leben." In diesem

Augenblicke warf der Dschebidschi auf Dauds Befehl zum dritten Male die Halfter aus, und der Chasseki verhinderte den Mord zum dritten Male. Nachmittags wurde Sultan Mustapha mit seinen zwei Sklavinnen und seiner Mutter nach dem Serai geführt und auf den Thron gesetzt. Die Truppen verliefen sich und nur wenige Mannschaft blieb zur Bewachung Osmans zurück. Sobald Sultan Mustapha im Serai angelangt war, kamen Daud Pascha, der Großwesir, mit seinem Kiaja Omer, dem Dschebidschibaschi und dem Polizeilieutenant Kalender Oghri in die Moschee, um Sultan Osman in die sieben Thürme abzuführen, was unter Zusammenlauf einer großen Volksmenge geschah. Nachdem sich das Volk verlaufen hatte und die Thore der sieben Thürme geschlossen waren, begann der Großwesir mit seinen drei Helfern das Henkerwerk. Osman, voll rüstiger Jugendkraft, wehrte sich lange wider die vier Schwächeren, endlich warf ihm der Dschebidschi die Halfter um den Hals; der Oghri quetschte ihm mit den Händen die Geschlechtstheile, und die Gräuelthat des ersten Herrschermordes, welcher die osmanische Geschichte befleckte, war vollbracht. Das abgeschnittene Ohr Osman's wurde der Mutter Sultan Mustapha's überbracht. So fiel Osman II., welcher, ein Vierzehnjähriger, den Thron bestiegen, als Opfer seines Planes, die Janitscharen zu vernichten. *)

Am zweiten Tage, nachdem Mustapha den Thron bestiegen hatte, oder besser gesagt, durch Soldatenaufruhr auf den Thron gesetzt worden war, geschah die Vertheilung des Thronbesteigungsgeschenkes unter die Sipahi; die Auszahlung an die Janitscharen verzögerte sich um einige Tage, weil diese Truppen keine kleine Münze, sondern nur Gold nehmen wollten.

Der Großwesir Daud Pascha stand bei den Janitscharen und Sipahis wegen der Ermordung des Sultans Osman, die gegen ihren Wunsch erfolgt war, in großer Ungnade. Um sich einzuschmeicheln, vertheilte er unter die Ersteren die Verwalterschaften frommer Stiftungen und unter die Letzteren die Steuerregister zur Einhebung der Kopfsteuer, welche wiederum

*) Die Episode dieses Sultanmordes haben wir hier weitläufiger dargestellt, um durch dieses eine grelle Beispiel den Charakter der Janitscharen, deren Zügellosigkeit und meuterischen Sinn zu kennzeichnen.

von den Sipahis an die Meistbietenden verkauft wurden. Ueber einen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt und eine derartige Begünstigung der von den Soldaten geübten Erpressungen wurde das Volk sehr erbost. Daud Pascha wurde verhaßt und mußte schon nach Verlauf einiger Wochen seiner Stelle entsetzt werden. Der Statthalter von Egypten, Mere Hussein Pascha, trat an seine Stelle.

Der Blödsinn des Sultans Mustapha trat jetzt stärker hervor, als dies vor der Thronbesteigung der Fall gewesen war. Man benützte zwar diesen Blödsinn, um Mustapha in den Geruch der Heiligkeit zu bringen; aber trotzdem, daß die Scheiche den Unfähigen als heilig ausriefen, ward dieser, namentlich von den Soldaten, verachtet, und mehr und mehr wuchs die Sehnsucht nach Osman, den man erschlagen hatte.

In der Hauptstadt herrschte das Ungethüm der Soldatenherrschaft. Die regelmäßige und unregelmäßige bewaffnete Macht, d. i. die Janitscharen und Sipahis, dann die Segbane und Lewend, diese wie jene zur Vertheidigung des Reiches geschaffen und bestimmt, einem Haupte dienstbar zu gehorchen, trennten sich nun in entschiedene Gegensätze; sie befehdeten einander, wobei sich der eine Theil auf die Hauptstadt, der andere auf die Länder stützte. Die zügellose Willkür, mit der die empörten Janitscharen alle Ordnung und Regierung zu Constantinopel unter ihre eiserne Sohle traten, empörte endlich die Gemüther in den entlegensten Landschaften des Reiches, und die in der Residenz gewaltsam niedergehaltene Volksstimmung wider die Sipahis und die Janitscharen brach zuerst in Syrien und Armenien los. Der Abscheu, den die Bevölkerung von Constantinopel gegen die Janitscharen hegte, sprach sich bei jeder Gelegenheit durch Schimpf und Spott aus, so anläßlich eines Tumultes, bei dem die Janitscharen für das Leben ihres Aga sich besorgt zeigten. „Für den Falkenjäger (Derwisch Pascha war früher ein solcher) zittert Ihr,“ warf ihnen das Volk vor, „aber den Padischah, dessen Brod und Salz Ihr esset, der nur als Pfand Euren und seines Nebenbuhlers Händen anvertraut war, habt Ihr stillschweigend erwürgen gesehen, als stumme Teufel.“

Die Statthalter von Tripolis und Erzerum, entschiedene Gegner der Pfortensklaven (d. i. der Janitscharen und Sipahis), brachten die

Provinzen, welche sie verwalteten, zum Aufstande, um den gemordeten Sultan Osman zu rächen; ihr Bestreben ging dahin, die Janitscharen zu vernichten und an ihre Stelle die Segbane und Lewend zu setzen, wodurch freilich nur neuer Anlaß zum Blutvergießen gegeben wurde.

Wenige Monate nach dem gewaltsamen Tode des Sultans Osman, schon im Jänner 1623, wurden dessen Mörder vom gleichen Schicksale ereilt. Die Sipahi, theils durch Gewissensbisse bestimmt, theils durch ein Rachegefühl gegen Daud Pascha geleitet, drangen in den Divan und verlangten, daß die Mörder des Sultans Osman gerichtet werden mögen. Mustapha erließ folgendes Handbillet: „Ich habe nicht gesagt, daß man Sultan Osman tödte, dies hat Daud Pascha vorgegeben; wer immer die Mörder seien, sie sollen den Mord büßen." Hierauf allgemeiner Tumult, bis die Betreffenden gefunden wurden. Daud Pascha, der Dschebidschibaschi, der Derwisch Pascha und der Polizeilieutenant Kalender Oghri wurden erwürgt und ihre Leichname ins Meer geworfen.

Mere Hussein Pascha, der neue Großwesir, hatte seine Stelle den Janitscharen und Sipahis gegen ein Geschenk von 100.000 Dukaten zu verdanken.

Wie die Hoffnung auf ein neues Thronbesteigungsgeschenk der höchst gefährliche Zunder der Palastrevolutionen geworden war, so wurde jetzt ein hohes Angebot entscheidend für die Neubesetzung des Großwesiramtes. Die zügellose Soldatenherrschaft hatte den höchsten Gipfel erreicht; nicht nur der Thron, auch der Ehrenpolster der Großwesirschaft wurde für Gold von den Kammern der Janitscharen und den Rotten der Sipahis verkauft.

Aufstände in der Hauptstadt waren an der Tagesordnung, bald durch die Janitscharen, bald durch die Sipahis, bald durch die Ulemas hervorgerufen. Der blöde Sultan war eine Null und die Valide, eine Frau beschränkten Geistes, mußte gehorchen. Der Großwesir Hussein Pascha umschmeichelte die Janitscharen so viel er konnte, um sich auf seinem Posten zu erhalten, und war, um ihre Forderungen zu erfüllen, stets auf neue Erpressungen bedacht. Wenn hinwiederum die Sipahis über die den Janitscharen zugestandenen Freiheiten erbost wurden und Tumulte begannen, wurden auch diese durch Gold und Pächterstellen

beruhigt. Der Großwesir duldete sogar, daß die Häuser der Hauptstadt von den Sipahis mit einer neuen Auflage belastet wurden.

Um den Janitscharen gefällig zu sein, ließ sich Hussein Pascha selbst als Janitschar einschreiben. Die Schonungslosigkeit, mit welcher er Alle, die nicht Janitscharen waren, behandelte, kannte keine Grenzen. Was vor und nach ihm kein Großwesir und kein Sultan gewagt hatte, geschah unter seiner Herrschaft: er ließ die Beglerbege und Ulemas öffentlich mit Stockstreichen züchtigen und verlieh ganz willkürlich, mit Umgehung der Kanune (Staatsgrundgesetz), die einträglichsten Verwalterstellen der Wakuf und Moscheen an Janitscharen und Sipahis, wodurch der allgemeine Unwille aufs Höchste gesteigert wurde.

Die Ulemas, empört über die Schmach, daß Einer aus ihrer Mitte geprügelt worden war, versammelten sich in der Moschee Sultan Mohameds, welche den Herd ihrer Empörung bildete, wie kurz vorher die Mittelmoschee das Centrum für den Aufstand der Janitscharen gewesen war. Die Janitscharen, immer bereit, aus den Unruhen Vortheil zu ziehen, schlossen sich der Bewegung mit den Worten an: „Wo die Ulema, unsere Herren, dabei sind, sind auch wir dabei.“ Aber bald änderten sie ihren Sinn und unterstützten den Großwesir, der mit ihrer Hilfe der Bewegung leicht Herr werden konnte. Der glücklich gedämpfte Aufstand der Ulemas verschärfte die Tyrannei Mere Husseins, anstatt dieselbe zu mildern. Täglich härter und unerbittlicher wüthete er in Todes- und Prügelstrafen. Da ihm Alles ungeahndet hinging, beschloß er, sich durch einen Gewaltstreich auf einmal von seinen Feinden, den Sipahis, zu befreien. Mit Hilfe der Bostandschi des Serai, einer Truppe von egyptischer Herkunft, und einer Anzahl getreuer Janitscharen sollten bei nächster Gelegenheit, unter dem Vorwande einer Botschafteraudienz, die Sipahis versammelt, überfallen und bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Um des bevorstehenden Bairamfestes willen wurde die Ausführung dieses Planes bis nach den Feiertagen verschoben. Inzwischen aber wurde das Vorhaben durch unvorsichtige Aeußerungen eines Beamten des Großwesirs verrathen. Die Sipahi fielen im nächsten Divan den Großwesir mit den Worten an: „Du willst uns vernichten, wir wollen Dich nicht mehr als Wesir.“ Mere Hussein suchte Schutz bei den

Janitscharen. Diese aber, von dem Kislar Aga und der Valide bearbeitet, vereinigten sich nach einigem Widerspruch mit den Sipahis, und Mere Hussein sah sich gezwungen, das Siegel dem Mufti zu übergeben. Dieser überbrachte es dem Sultan, der es dem Kemankesch Ali Pascha verlieh. Des neuen Großwesirs erste Regierungshandlung war, sich mit dem Mufti und anderen höchsten Beamten über die Absetzung des Sultans zu berathen. Der Wesir erklärte, daß Mustapha durch seinen Blödsinn zur Regierung gänzlich untauglich sei, und daß das Reich unter ihm ohne Rettung zu Grunde gehen müßte.

Alle stimmten für die Absetzung, nur ergab sich die Schwierigkeit, daß bei der Erschöpfung des Schatzes das gewöhnliche Thronbesteigungsgeschenk von circa zwei Millionen nicht aufzubringen war. Man unterhandelte darüber mit den Truppen, welche, die Gefahr des hereinbrechenden Ruins erkennend, auf das Thronbesteigungsgeschenk verzichteten und der Thronveränderung beistimmten. Am 10. September 1623 wurde dem ältesten Sohne Achmets, dem eilfjährigen Prinzen Murad, als den vierten Sultan gleichen Namens, gehuldigt.

Das Reich war im Verfalle. Wir erkennen dies auch an den Einrichtungen des Heereswesens, die wir hier hauptsächlich ins Auge fassen. Die alten Institutionen waren im Verlaufe der schlechten Regierungen entweder verschwunden oder doch zum Nachtheile der osmanischen Kriegsmacht verändert; besonders die besoldeten Truppen, d. i. die Janitscharen und die sechs berittenen Rotten der Fahnen- und Leibwache verloren durch die Vernachlässigung des alten Kanun von Tag zu Tag mehr an Werth. Die Tschausche, die Gefreiten, die Pensionirten nahmen zu. Dagegen waren die Renner und Brenner, in welchen vormals die fürchterlichste Stärke des osmanischen Heeres bestanden hatte, von 20.000 auf einige wenige Tausend herabgesunken. Die unregelmäßigen Truppen, d. i. die Mosellem (Fußgänger) in Europa und die Piadegan (Fußgänger) in Asien zogen gar nicht mehr in den Krieg, sondern überließen den Kriegsdienst den Lehensträgern. Die Tschebelli, d. i. die Reisigen, welche von den Lehensträgern gestellt wurden, waren nicht wie ehedem gekaufte Sklaven, sondern besoldete Miethlinge. Von den Reiterlehen war eine große Anzahl in den Korb gefallen, das heißt an Solche verliehen

worden, die nie ins Feld zogen. Die Rotten der Sipahi und Silihdare verfielen immer mehr, da die Tschausche, in deren Händen die Rollen waren, die erledigten Stellen an Bediente und Handwerker verliehen. Eine der schädlichsten Neuerungen war die bei den Janitscharen eingeführte Candidatur auf erledigte Stellen, sowie auch die Stellvertretung; endlich waren, seit die Sipahis die Uebermacht an sich gerissen hatten, die Verwalterstellen der Wakuf (Religionsgüter) und der Moscheen in die Hände dieser Truppen übergegangen.

Die Regierung Murad IV. begann unter sehr traurigen Auspicien. Sie war bedroht von den meuterischen Truppen, welche den vorigen Herrscher vom Throne gestoßen und den gegenwärtigen erhoben hatten, und hatte mit der gänzlichen Erschöpfung des Schatzes zu kämpfen.

Bei einem in Kleinasien ausgebrochenen Aufstande im Jahre 1627 erlitten die kaiserlichen Truppen eine sehr empfindliche Niederlage; namentlich die Janitscharen wurden in Erzerum förmlich hingeschlachtet, ihre Hauptleute wurden geviertheilt und deren zerrissene Glieder an den Zinnen der Stadt aufgehängt; die gefangenen Pascha und Bege wurden erwürgt, die Janitscharen in allen Verkleidungen und Schlupfwinkeln aufgespürt und unbarmherzig niedergemacht. Um ja keinen entkommen zu lassen, wurden alle Verdächtigen von den Siegern bis auf die Unterkleider entkleidet. Die Janitscharen trugen gewöhnlich Kniebeinkleider, d. i. solche, bei denen das Knietheil ausgeschnitten war, damit die Hose beim Niederknieen vor dem Schusse nicht spanne. Wie bei der Untersuchung die Kniescheibe sichtbar wurde, flog auch der Kopf des Unglücklichen. Viele Unschuldige, welche derartige Beinkleider trugen, wurden als vermeintliche Janitscharen hingerichtet.

Der unglückliche Ausgang des persischen Feldzuges hatte im Jahre 1627 einen Aufstand der Janitscharen und Sipahis in der Hauptstadt zur Folge. Diese Empörung steigerte sich, als der grausame, herzlose Knabe Murad IV. den abgesetzten blödsinnigen Mustapha gegen die Meinung der Truppen hinrichten lassen wollte.

Chosrew Pascha, der Großwesir, ein ebenso blutgieriger Charakter wie der Sultan, wurde 1631, obgleich ihn die Janitscharen stützten, seiner Würde entsetzt. Diese Absetzung war die erneuerte Veranlassung

zu gefährlicher Gährung in der Hauptstadt, der sich bald Truppenaufstände in Diarbekir und Kleinasien hinzugesellten. Im Februar 1632 kam in Constantinopel der offene Aufruhr zum Ausbruche. Die Sipahis forderten nicht weniger als siebzehn Köpfe, die ihrer Rache überliefert werden sollten; hierunter befanden sich die des Großwesirs Hasif Pascha, des Schwagers des Sultans, des Mufti, des Defterdars und des Janitscharen-Aga.

Die meuterischen Truppen drangen bis zum Sultan in den Divan und schrieen: „Die 17 Köpfe oder du steigst vom Thron.“ Thatsächlich wurde ihnen der Hasif Pascha überliefert, der sogleich mit siebzehn Dolchstichen niedergestreckt wurde. Der Mufti wurde abgesetzt, der Defterdar hatte Gelegenheit gefunden, zu entfliehen, und der Janitscharen-Aga, den die Sipahis begehrten, wurde von den Janitscharen vertheidigt. Der letztere Umstand gab Anlaß zu neuen Streitigkeiten zwischen Sipahis und Janitscharen.

Die Wogen des Soldatenaufruhrs stiegen immer höher und höher. Die Empörung war nicht minder groß wie bei Sultan Osmans Entthronung. Unter den Sipahis wurde auch schon die Entthronung des Sultan Murad verhandelt und wäre wahrscheinlich zu Stande gekommen, wenn nicht zwei einflußreiche Männer, der Aga der Janitscharen Kösu Mohamed und der Spahi Rum Mohamed den standhaften Charakter des Sultans erkannt und im Serai die Anschläge der Rebellen hintertrieben hätten. Die Beiden erwarben sich dadurch große Verdienste um die Befestigung des Thrones.

Der Großwesir Redscheb Pascha hatte die Rebellion, von der auch andere Truppeninnungen bereits ergriffen waren, insgeheim unterstützt. Er wurde deswegen auf Befehl des Sultans hingerichtet. Als er den letzten Athemzug that, that Murad den ersten einer freien, unabhängigen Herrschaft.

Beinahe zehn Jahre hindurch war Murad auf dem Throne nur ein Schatten. Seine Mutter und sein Großwesir übten Vormundschaft unter dem eisernen Joche der Truppenrebellion. Der zwanzigjährige Jüngling ermannte sich zur Selbstherrschaft. In seinem Innern barg er tiefen Groll ob seiner mißbrauchten Jugend. Von nun an wollte er selbst regieren. Seine Regierung war die grausamste und blutigste, welche

die osmanische Geschichte kennt. Murad, der größte Tyrann seiner Zeit, kannte keine Grenze im Blutvergießen, aber mit fester und sicherer Hand lenkte er die Staatszügel.

Am 29. Mai 1632 trat die entscheidende Wendung in der Regierung Murads ein. Der Periode endloser Rebellionen folgte eine Zeit der Ordnung und der Zucht. Die Janitscharen hatten schon früher in die Bahn des Gehorsams eingelenkt und auf den Koran den Eid der Treue: „Bei Gott, mit Gott und durch Gott!“ geleistet. Jetzt kamen die Sipahis an die Reihe. Sie hatten sich wieder einmal auf dem Hippodrom versammelt und beschlossen, Unterhändler an den Sultan zu senden. Sie sandten diesmal die Aeltesten und Vernünftigsten, da sie befürchten mußten, daß bekannte Unruhestifter sofort in Haft genommen würden. Zu diesen Abgesandten sprach der Sultan: „Ihr Sipahi seid ein wunderliches Volk, dem das Rechte schwer verständlich zu machen ist. Ihr seid vierzigtausend und wollt alle Aemter haben, deren Zahl im Ganzen nicht fünfhundert ist. Ihr habt mit Euren Forderungen das Reich heruntergebracht und dasselbe mit Euren Auflagen erschöpft. Durch die Lockung der Aemter haben sich unter Euch die Bösen vermehrt, welche das Wort der Aeltesten und Vernünftigsten nicht hören, die Unterthanen ausziehen, die frommen Stiftungen verschlingen und als Rebellen sich einen bösen Namen machen.“

Die Sipahi entgegneten: „Wir nehmen den Namen von Rebellen nicht an, wir sind Deiner Freunde Freunde und Deiner Feinde Feinde, wir billigen die wider den Padischah verübten Frevel nicht, sind aber nicht im Stande, die Frevler im Zaume zu halten.“

„Ihr habt Recht,“ fuhr Murad fort, „Ihr könnt der Ueberzahl der Bösen nicht mehr mächtig werden. Wenn Ihr aufrichtig seid, stoßt sie aus Euren Reihen, begehrt nicht weiter Aemter und schwört, wie Eure Brüder, die Janitscharen, beim Worte der heiligen Schrift des Korans.“

Die Abgeordneten, von einer großen Menge Janitscharen umgeben, konnten nicht anders, als den anbefohlenen Schwur der Treue und des Gehorsams leisten. Der Vorsteher der Emire nahm den Schwur der Sipahis zu Protokoll. Auf die Frage des Sultans, wie den eingerissenen

Mißbräuchen am besten abzuhelfen sei, antwortete ein alter angesehener Richter, indem er den Säbel zog: „Mein Padischah, das Mittel wider diese Mißbräuche ist nur der Säbel."

Hierauf wurde mittelst kaiserlichen Decretes die Anwartschaft der Sipahis auf Verwalter-, Aufseher-, Einnehmer- und Schreiberstellen abgeschafft. Der Mufti stellte sogar den Antrag, die Sipahi gänzlich auszurotten, weil es vergebene Mühe wäre, sie durch gelindere Mittel zu beruhigen. Die Aeltesten der Janitscharen und Sipahis aber widersetzten sich diesem Vorschlage und gaben Bürgschaft für die Vollziehung der Befehle des Sultans, indem sie die Häuptlinge des Aufruhrs auslieferten.

Der Henker begann nun seine blutige Arbeit und bald waren alle unruhigen Häupter dieser türkischen Prätorianer gefallen. Wo sich nur ein Funke des gefährlichen Feuers vermuthen ließ, wurde mit eherner Strenge die Gefahr im Keime erstickt.

Als im Jahre 1635 der Krieg gegen Persien ausbrach und der Sultan seinen Auszug aus Constantinopel hielt, mußte die ganze männliche Bevölkerung der Hauptstadt in 50 Rotten, von denen eine jede in 10 Zünfte*) eingetheilt war, dieses kriegerische Schauspiel, welches übrigens auch einen statistischen Zweck hatte, verherrlichen. Sultan Murad wollte die ganze Stärke der Bewohnerschaft von Constantinopel kennen lernen, um im Bedürfnißfalle die außerordentliche Hilfe berechnen zu können, die er von den Zünften und Innungen erwarten dürfe. Um dieselbe Zeit wurde ein scharfer Befehl erlassen, daß kein Janitschar ohne des Sultans Wissen als Invalide (Oturak) oder Befreiter (Kurudschi) vom Feldzuge zurückzubleiben wagen dürfe.

Der durch drei Monate andauernde Marsch des Heeres nach Erzerum war mit Blut bezeichnet; kein Tag verging ohne Hinrichtungen. Wer im Verdachte stand, an einem der früheren Aufstände theilgenommen zu haben, wurde ohne irgendwelche Untersuchung der Schuld dem

*) Die Einrichtung der Zünfte ist älter als das osmanische Reich und schreibt sich aus der Blüthezeit des Chalifats her, in welcher die Idee religiöser Verbindungen von den Mönchsorden auf die Innungen übertragen wurde. (Selbst das deutsche Wort „Zunft" ist das arabische „Ssinf".)

Henker überliefert; selbst die unschuldigen Söhne der Aufrührer, die nicht mehr am Leben waren, wurden hingerichtet. Die geringfügigsten Vorkommnisse gaben Murad die Veranlassung, Todesurtheile zu fällen, was in furchtbar lakonischer Weise, durch das scheerenförmige Oeffnen und Schließen zweier Finger, geschah. So groß die Furcht und der Schrecken waren, welche Murads Grausamkeit den Soldaten einflößte, so groß war ihr Vertrauen, das er, alle Beschwerlichkeiten des Feldzuges mit den Truppen theilend, durch seine Lebensweise gewann. Mehrere Monate hindurch dienten ihm der Sattel als Kopfkissen, die Schabracke als Bettdecke.

Nachdem Erzerum im August 1635 erobert worden war, schickte er die Freudenkunde nach Constantinopel mit dem Befehle, daß man die Hauptstadt durch sieben Tage beleuchte und Festlichkeiten abhalten solle. Aber außer diesem offenen Siegesschreiben ging ein eigenhändiger geheimer Befehl an den Kaimakam und an den Bostandschibaschi ab, durch welchen diesen beiden Amtspersonen aufgetragen wurde, die Brüder des Sultans, Bajesid und Suleiman hinzurichten. Die Freude des Sultans mußte durch diese Befriedigung seiner Grausamkeit besiegelt werden. Die blutigen Gelüste dieses Sultans wirken schaudererregend. Der verbotene Genuß des Tabakrauchens wurde unter seiner Regierung mit dem Tode gebüßt. Und dieser grausame Brauch war überdies zumeist nur der Vorwand für die Beseitigung mißliebiger Personen. Wenn einem Günstlinge des Sultans irgend eine Persönlichkeit im Wege stand, so genügte die Verdächtigung, daß derselbe heimlich Tabak schmauche, um die Hinrichtung des unbequemen Mannes herbeizuführen. Während des erneuerten Feldzuges gegen die Perser im Jahre 1638 wurden in verschiedenen Stationen je zwanzig, vierzehn, zehn u. s. w. aus des Sultans Umgebung, die angeblich im Geheimen geraucht hatten, ergriffen und theils geköpft, theils gehenkt, theils geviertheilt, theils mit zerschmetterten Händen und Füßen vor die Zelte geworfen.

Nachdem Bagdad im December 1638 durch Capitulation in die Gewalt Murads gekommen war, ließ dieser blutdürstige Tyrann unter den Persern ein fürchterliches Blutbad anrichten. Die Summe der Menschen, die auf seinen Befehl in der Stadt und im Lager zumeist

in seiner Gegenwart gemordet wurden, belief sich auf 30.000. In der That eine schreckliche Verausgabung von Menschenblut, zu der sich da Tyrannei und Raubsucht, Völker- und Glaubenshaß bei der Eroberung einer einzigen, mit Capitulation übergebenen Stadt verstieg.

In Folge seiner unmäßigen Trunksucht litt der Sultan seit der Rückkehr vom persischen Feldzuge an Lendenschmerz und an der Gicht. Er entsagte auch, von diesen Leiden gepeinigt, auf einige Zeit den Ausschweifungen des Trunkes. Aber die Macht der Gewohnheit siegte, und Murad verfiel bald wieder in das alte Laster.

Am 9. Februar 1640 starb der Sultan in Constantinopel. Murad IV. war ein blutdürstiger, rachsüchtiger Tyrann in der schärfsten Bedeutung dieses Wortes. Nachdem er bereits drei seiner Brüder dem Tode überliefert hatte, wollte er auch noch den letzten, Ibrahim, vor sich her ins Grab senden. Das Leben dieses Prinzen wurde indeß durch das Dazwischentreten der Sultanin-Mutter gerettet, die den letzten männlichen Sprossen osmanischen Stammes der Mordlust Murads entzog. Noch dem sterbenden Sultan verursachte die falsche Nachricht, daß die Hinrichtung Ibrahims vollzogen sei, ein schadenfrohes Lächeln; er wollte des Bruders Leichnam sehen, und als die Aerzte dagegen Vorstellungen machten, gerieth er in eine solche Wuth, daß man ihn nur mit Gewalt im Bette erhalten konnte. Wenige Momente darauf verschied er im Arme seines Günstlings.

Die Zahl seiner Schlachtopfer, welche die siebzehnjährige Regierungszeit Murads gefordert hatte, kann auf mindestens 100.000 veranschlagt werden.

Aber so verabscheuungswürdig die Tyrannei Murads war und so sehr dieser den Fluch der Menschheit verdiente, so muß ihm die Geschichte doch das Zeugniß ausstellen, daß er die geschwächte Kraft der Osmanen aufs Neue gestählt, die Hydra des Länder- und Soldatenaufruhrs in deren eigenem Blute erstickt und die Mißbräuche, die bei den Truppen eingerissen waren, zum Theile beseitigt hat. Murad hat das Heer, die Zahl der besoldeten und unbesoldeten, der regelmäßigen und unregelmäßigen Truppen auf 200.000 Mann gebracht, die Verwaltung der frommen Stiftungen und anderer Aemter den Sipahis

entrissen, die Rotten der Janitscharen und der Lehensmänner von Eindringlingen gereinigt, überhaupt dem Reiche eine Stärke verliehen, durch welche sich dieses noch einige Menschenalter hindurch ziemlich aufrecht erhalten konnte.

Ibrahim, der einzige lebende Bruder des verstorbenen Sultans Murad IV., stieg aus dem Kerker auf den Thron. Er war ein verworfener Lüstling und Wüstling, ohne Talent, ohne Thatkraft, nur ein Werkzeug in den Händen seiner Weiber, Günstlinge und Großen. Seine Freude und einzige Lust bestand in Weibern, Wohlgerüchen und Pelzwerk; der Harem war für ihn nichts als ein üppig durchduftetes, mit weichem und reichem Futter ausgeschlagenes Lotterbett. Für Sklavinnen, Ambra und Pelzwerk war ihm keine Summe zu hoch; mit diesem Geschmacke ging die Vorliebe für Blumenflor, Kleiderpracht und Spiele Hand in Hand. Die Zeit, welche ihm die Weiber übrig ließen, wurde in Gesellschaft von Musikanten, Sängern und Possenreißern zugebracht. Derartige Leute gehörten zu des Sultans vertrautesten Umgang. Ibrahim I. war aber nicht blos ein Wollüstling, sondern auch grausam und überaus geldgierig. Je mehr sein Hang zur Wollust anwuchs, je mehr das Ansehen und der Einfluß der Weiber stiegen, um so mehr nahm das Ansehen des Sultans im Reiche ab.

Nach dem Kriege um die venetianische Insel Candia wurden durch Weibereinfluß eine Menge von Veränderungen in den höchsten kriegerischen Aemtern eingeführt. Die Stellen des Janitscharen-Agas und der General-Lieutenants wurden mit bürgerlichen Personen, mithin gesetzwidrig besetzt. Der Sultan selbst verkaufte die Wesir- und Statthalterschaften, während der oberste Hüter des Gesetzes die Richterstellen an die Meistbietenden verschacherte. Mit diesem Handel, der mit den obersten Staatsämtern getrieben wurde, hielt die Wirthschaft im Harem gleichen Schritt. Die sieben Sultaninnen erhielten die einträglichsten Sandschake als Pantoffelgeld verliehen; außerdem verschafften die begünstigten Weiber ihren Sachwaltern und Hofmeistern einträgliche Stellen, bei deren Besetzung die verdienstvollsten Fachmänner übergangen wurden.

Da endlich dem unersättlichen Gelüste Ibrahims die Horde der schönsten Sklavinnen und ein Hof von sieben Sultaninnen noch nicht

genügte, vermählte er sich, entgegen den Bestimmungen des Kanun, welcher dies den ottomanischen Herrschern verwehrte, eine achte Frau als förmliche Gemahlin.

Kein Wunder, daß unter dem Regiment eines Herrschers, welcher derart seine Kräfte in den Armen der Weiber verausgabte, die Bande der Staatsverwaltung sich lockerten, die Ruhe im Innern des Reiches allmälig verschwand und der Aufruhr wieder sein Haupt erhob.

Ibrahim und sein Großwesir Achmed Pascha glaubten durch die Hinrichtung jener Personen, welche gefährlich werden konnten, den Aufruhr im Beginne dämpfen zu können. Allein sie erreichten nur das Gegentheil, denn das Mißvergnügen hatte zu tief Wurzel geschlagen. Die Raubsucht des Großwesirs wuchs mit jedem Tage, seine ganze Geschäftsführung bestand in Erpressungen, Folterungen, Vergantungen und Verhaftungen. Die Reiterlehen, welche gesetzlich an die Würdigsten verliehen werden sollten, wurden an die Meistbietenden vergeben. Um die Begierde des Sultans nach Zobelpelzen und Ambra zu befriedigen, wurde eine besondere Steuer ausgeschrieben; alle Großen des Reiches, selbst die Ulemas und Agas, mußten Zobelfelle einliefern oder eine entsprechende Geldentschädigung leisten.

Die Ulemas von Constantinopel und die Agas der Janitscharen waren natürlich energische Widersacher dieser drückenden Finanzmaßregel. Der Hof wollte sich deshalb ihrer entledigen. Bei einem Gartenfeste, das der Sultan am 6. August 1648 gelegentlich der Vermählung seines Sohnes Bakibeg gab, wollte der Großwesir die einflußreichsten Oberste der Janitscharen, welche als Gäste anwesend waren, bei Seite schaffen, um auf diese Weise die Neigung zum offenen Aufruhr, die sich in der Hauptstadt bereits bemerkbar machte, mit einem Schlage zu unterdrücken. Die Agas, welche schon im Saale saßen, bekamen indessen durch einen Vertrauten von dem wider sie geplanten Mordanschlage noch rechtzeitig Kenntniß und entgingen demselben durch schnelle Entfernung. Sie verfügten sich direct in die Mittelmoschee der Janitscharen, versammelten noch in der Nacht die Oberste, Hauptleute und Aeltesten und beschlossen die Absetzung des Großwesirs. Der Mufti ging auf die Absicht der Janitscharen ein und berief für den 7. August alle Ulemas in die Moschee Mohamed II. Mit Tages-

anbruch waren alle Agas und Ulemas versammelt. Anfangs wurde die Meinung laut, daß man die Sipahis entbehren könne; da aber mehrere der Ansicht waren, daß die Sache eine gemeinsame Angelegenheit aller Truppen sei, wurden die Sipahis gleichfalls eingeladen, an der Verabredung theilzunehmen. Einhellig wurde der Großwesir für abgesetzt erklärt und an seine Stelle der alte Mohamed Pascha, welcher vor zwanzig Jahren Aga der Janitscharen gewesen war, berufen. Dem Sultan wurde der Beschluß der Versammlung mitgetheilt und die Auslieferung Achmed Paschas begehrt. Ibrahim verweigerte die Auslieferung seines Eidams und verfuhr gegen den neuen Großwesir sehr barsch; ergrimmt fuhr er ihn an: „Alter Hund, Du hast die Truppen aufgeregt, um Wesir zu werden; laß dies nur vorübergehen, so kommt die Reihe an Dich!" und mit Faustschlägen trieb er den alten Mann zur Thüre hinaus. Ssofi Mohamed ging entrüstet nach Hause, packte das Reichssiegel und den Ehrenpelz in ein Bündel und schickte die Zeichen seiner Würde an den Mufti, mit der Bitte, seines Amtes enthoben zu werden. Die beiden Agas, die Hauptanführer der unzufriedenen Janitscharen, aber verfügten sich in sein Haus, versicherten ihm, daß sie die Angelegenheit erfolgreich durchführen werden, und führten ihn in die Mittelmoschee zurück. Nun wurden die Stadtthore besetzt und der Valide (der Mutter des Sultans) Botschaft gesendet, daß sie die Prinzen wohl bewahren möge. Zugleich wurde der Kapu Aga (der Obersthofmeister des Serai) in Kenntniß gesetzt, daß man beschlossen habe, den Achmed Pascha zu tödten, den Sultan Ibrahim vom Throne zu stoßen und einen seiner Söhne auf denselben zu erheben. Der Oberststallmeister des Sultans erschien nun in der Versammlung und brachte die Drohung des Großherrn vor, die Menge, wenn sie nicht gutwillig auseinander gehe, mit bewaffneter Hand auseinander treiben zu lassen. Auch richtete er an die Versammlung die trotzige Frage, wo sich der Wesir-Eidam befinde. Die Versammelten trugen ihm als Antwort die Botschaft auf, daß des Padischahs Tyrannei die Welt durch Raub und Bestechlichkeit verderbt habe, daß Weiber, für deren Launen der Schatz nicht mehr genügte, die Herrschaft angetreten haben, daß die Unterthanen zu Grunde gerichtet seien und daß somit ein dreifaches Begehren gestellt werden müsse: erstens die Auf-

hebung der Bestechung, zweitens die Entfernung der begünstigten Sultaninnen, drittens die Auslieferung des Achmed Pascha.

Im Serai wurden daraufhin die Bostandschi bewaffnet und Kanonen aufgeführt; die Ulemas blieben die Nacht hindurch in der Moschee, von den Kammern der Janitscharen bewirthet.

Im Verlaufe der Nacht wurde Achmed Pascha, der sich in dem Hause eines Freundes verborgen hielt, aufgespürt. Bei Sonnenaufgang wurde er vor die Moschee gebracht und erwürgt; ein gleiches Schicksal erfuhr der nächst dem Großwesir am meisten verachtete Beamte, der Oberstlandrichter von Rumelien. Am frühen Morgen des 8. August verfügten sich zwei Ulemas zur Sultanin-Valide, um ihr die Einladung zu überbringen, sie möchte in Begleitung Mohameds, des ältesten Prinzen, in die Moschee kommen, da das Gemeinwesen die Absetzung Ibrahims und die Nachfolge Mohameds beschlossen und das diesbezügliche Fetwa erhalten habe. Die Valide gab zur Antwort, daß noch keine Thronbesteigung in der Moschee stattgefunden habe, und daß daher die Versammlung in das Serai kommen möge. Ein Ulema, der Richter von Medina, wurde nun an die Bostandschi abgeschickt, um denselben vorzustellen, daß ihr Widerstand vergeblich sei und daß sie im Falle des geringsten Widerstandes sammt und sonders geopfert würden. Der Bostandschibaschi ermahnte seine Leute zur Ruhe und begab sich in die Moschee, wo er der Versammlung den unbehinderten Eintritt ins Serai verbürgte.

Indessen hatte dort der Sultan die Pagen und die Gartenwachen vorgerufen, dieselben bewaffnet und zur Vertheidigung seiner Person und des Thores aufgefordert; er erhielt aber statt des erwarteten freudigen Zurufes nur die dumpfe Antwort: „Der Befehl ist unseres Padischahs."

Der Mufti, die Kadiaskere, die Aga begaben sich ins Serai und wurden an der Pforte des Ausgußcanals von der Sultanin-Valide empfangen, welche ihnen die Unbilligkeit ihres Unternehmens vorstellte. Der alte Aga Mußlieddin ergriff das Wort: „Allergnädigste Frau, des Padischahs Unvernunft und Ungerechtigkeit haben unheilbares Verderben des Reiches herbeigeführt. Vierzig Schlösser haben die Ungläubigen

an der bosnischen Grenze weggenommen, achtzig ihrer Schiffe kreuzen vor den Dardanellen, während der Padischah nur Lust und Spiel, Verschwendung und Bestechung ersinnt. Unsere Schriftgelehrten haben sich versammelt und das Fetwa zur Thronveränderung gegeben, so lange diese nicht stattgefunden hat, kann die Ruhe nicht wiederkehren. Seid gnädig, widersetzt Euch nicht, Ihr würdet nicht uns, sondern den edlen Gesetzen widerstreben."

Die Valide hatte großes Mitleid mit ihrem Sohne, trotzdem sie Ursache genug hatte, denselben zu scheuen und zu fürchten. Weil sie ihrem Sohne einen wohlmeinenden Rath ertheilt hatte, war sie auf Einflüsterungen der bevorzugten Weiber aus dem Serai verwiesen worden und sollte nach Rhodus verbannt werden. Außerdem hatte Ibrahim seine drei Schwestern und eine Nichte mißhandelt und denselben die Schmach angethan, sie zu Zofendiensten bei seinen Frauen zu zwingen. Obgleich auch eine solche schmähliche Behandlung der Töchter der Mutter unvergeßlich bleiben mußte, suchte die Valide dennoch die Feinde ihres Sohnes günstiger zu stimmen und bat um die Fortdauer der Regierung Ibrahims unter der Vormundschaft der Ulemas und der Wesire. Da ihre Bitten und Vorschläge nichts fruchteten, lenkte sie endlich mit den Worten ein: „Wie ist es aber möglich, ein siebenjähriges Kind auf den Thron zu setzen?" „Nach unserer Schriftgelehrten Ausspruch," sagte der ehemalige Oberstlandrichter von Anatolien, „ist es nicht erlaubt, daß ein Großjähriger, der von Sinnen ist, herrsche, wohl aber ein vernünftiger Knabe; darauf ist der Inhalt unseres Fetwa gegründet. Mit einem vernünftigen Knaben fördert ein weiser Wesir die Ordnung des Reiches; ein unsinniger großjähriger Herrscher verwirrt dieselbe durch Mord und Schändung, durch Bestechlichkeit und Verschwendung." „Wohlan," sagte endlich die Valide, „so will ich denn meinen Enkel Mohamed holen und ihm den Kopfbund umbinden."

Vor dem Thore der Glückseligkeit (dem des Einganges zu dem Harem) wurde sogleich ein Thron aufgeschlagen, und drei Stunden vor Sonnenuntergang, am 8. August 1648, empfing der siebenjährige Prinz als Mohamed IV. den huldigenden Handkuß der Wesire, Ulemas und Agas. Unter dem Vortritte des Silihdars (des Waffenträgers), des

Tschokodars (des ersten Kammerdieners) und des Bostandschibaschi (des Obersten der Gärtner und der Gartenwache) begaben sich sodann die Wesire und Ulemas in die Gemächer des Sultans Ibrahim, um demselben die Absetzung zu verkünden. „Warum soll ich von diesem Throne herabsteigen?" „Weil Ihr desselben unwürdig geworden durch die Abweichung von der Bahn Eurer Ahnen." Während Ibrahim zürnte, polterte und die Anwesenden der größten Undankbarkeit zieh, faßten ihn der Silihdar und Tschokodar bei den Armen und führten ihn in das sogenannte Spatzenhaus, das ihm zum Aufenthalte dienen sollte. Das Gefängniß bestand nur aus zwei Zimmern, einem Kamine und einem Abtritt. Die Fenster wurden alle, bis auf eines, durch welches die Speisen gereicht wurden, vermauert; die Aussicht von diesem einen Fenster ging auf den Kanalausguß. Mit zwei Sklavinnen zusammen eingesperrt, schmachtete nun der Zobel und Ambra liebende Wüstling im harten Kerker, in der Nähe des stinkenden Ausgusses, gestern noch der Abgott des Serais, heute dessen Auswurf.

Unter den Sipahis erhoben sich bald Stimmen zu seinen Gunsten; diese Truppen mißbilligten laut die gewaltsame Absetzung Ibrahims vom Throne seiner Väter und die Erhebung eines unmündigen Kindes auf denselben. Der Mufti Abdurrahim, der Haupturheber der Thronveränderung, der Großwesir Ssofi Mohamed, die Kadiaskere, der Janitscharen-Aga fürchteten die Rückkehr zum alten Stande der Dinge, sowohl weil sie davon allgemeines Verderben besorgten, als weil sie für ihr eigenes Leben zitterten. Um dieser Sorgen ledig zu werden, fanden sie kein anderes Mittel, als die schnelle Hinrichtung Ibrahims. Um den Sultanmord gesetzlich zu beschönigen, wurde dem Mufti die Frage gestellt, ob die Absetzung und Vernichtung eines Padischah gesetzlich erlaubt sei, welcher die Aemter der Wissenschaft und des Säbels nicht denen, welche sie verdienen, sondern durch Bestechung Unwürdigen verleihe. Das Fetwa lautete: „Ja," mit Zugrundelegung des kanunischen Satzes: „Wenn zwei Chalifen sich zusammenfinden, schlagt einen derselben todt." Dieser schauderhafte Satz islamitischen Gesetzes war es überhaupt, durch dessen willkürliche Anwendung und erweiterte Ausdeutung nicht nur die Hinrichtung aller abgesetzten Herrscher, sondern auch die aller Prinzen,

die lediglich durch ihr Dasein als Thronanmaßer gefährlich erschienen, gerechtfertigt wurde. Dieser Satz war die blutige Vollmacht osmanischen Staatsrechtes zum Königs-, Bruder-, Sohnes- und Vatermorde.

Am 18. August, also zehn Tage nach der Absetzung Ibrahims, begaben sich der Mufti, der Großwesir, die Kadiaskere und Aga zur Vollziehung des Fetwa ins Serai. Bei ihrem Erscheinen entflohen die Diener nach allen Seiten, da keiner an dem Gräuel des Sultanmordes mitwirken wollte. Die Dienerschaft des Großwesirs und des Mufti erbrach sodann den Kerker. Die beiden Würdenträger betraten in Gesellschaft zweier Henker denselben, während die anderen Abgesandten durch das Fenster beim Kanalausgusse die Blutscene beobachteten. Als Ibrahim die Eintretenden sah und die Henker bemerkte, denen er so oft zu thun gegeben hatte, fing er zu heulen und zu bitten an. Als endlich die Henker Hand anlegten, brach er in Verwünschungen aus, und während er das Volk der Türken als treulos gegen seine Herrscher verfluchte, wurde ihm die Kehle zugeschnürt.

Die Minderjährigkeit des Sultans Mohamed IV. war die Ursache großer Verwirrung im Reiche. Gleich nach der Thronbesteigung des siebenjährigen Kindes bildeten der Eigendünkel des Großwesirs und dessen Abweichung von den Grundsätzen, nach denen er die Herrschaft zu führen versprochen hatte, die Ursache eines neuen Aufruhrs, in dem sich die Sipahis mit der Pagenkammer (einer Art Cadetenstift) vereinigten. Die Empörung wurde durch die Janitscharen erst gedämpft, nachdem mehrere Hundert Meuterer niedergemetzelt worden waren. Einige Schmeichler unter den Ulemas bestärkten den fanatischen Derwisch-Großwesir in dem Wahne, daß unter einem minderjährigen Herrscher der Vormund eigentlich als Herr die unumschränkte Machtvollkommenheit besitze; in diesem Wahne vernachlässigte der Wesir den Diwan und betrachtete sich als Sultan. Sein Versprechen, die Bestechungen abzustellen, hatte er bald vergessen, und der Aemterverkauf war nach wie vor im Gange. Die Janitscharen, auf deren Macht sich der Großwesir stützte und denen er viele Zugeständnisse machen mußte, übernahmen sich bald derart, daß Zwietracht zwischen ihnen und ihrem Gönner entstand. Als der Letztere auch die Wünsche der älteren Valide (der Großmutter Mohamed IV.)

nicht mehr unterstützen wollte, wurde sein Sturz beschlossen. Ein Unfall, den die Flotte 1649 im Kampfe mit den Venetianern erlitt, gab die erwünschte Gelegenheit, seine Absetzung und Verbannung herbeizuführen. Auf der Reise nach dem Verbannungsort wurde der achtzigjährige Ssofi Mohamed Pascha von einem Abgesandten des Sultans ereilt und erdrosselt. So endete nach kurzer Zeit der Herrschaft der Haupturheber des an Sultan Ibrahim verübten Mordes.

Kara Murad, der Janitscharen-Aga, seines Herkommens ein Albanese und Janitschar, wurde Großwesir. An gemeinen Brauch gewöhnt, in der Wahl seines Umganges nicht sehr wählerisch, fand er überall Hindernisse, welche ihn erkennen ließen, daß er seiner Stelle und Würde nicht gewachsen sei. Bald kam es zu einem Zwiste zwischen ihm und dem Kulkiaja, d. i. dem General-Lieutenant der Janitscharen, welcher Fall um so bedenklicher wurde, als dem Großwesir die alte Valide, dessen Feinden aber die junge die Stange hielt. Der Großwesir erkannte die Gefahr, die ihm aus diesem Verhältnisse erwuchs, und gab 1650 die Stelle eines Großwesirs freiwillig auf, um sich auf den Posten eines Statthalters von Ofen zurückzuziehen.

Melek Achmed Pascha übernahm das Siegel des Reiches, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich kein Aga der Truppen in die Regierungsgeschäfte einmengen dürfe. Der neue Großwesir, eine gerade, ehrliche Natur, sonst aber unfähig, den wichtigsten Posten im Reiche einzunehmen, wollte vor Allem die zerrütteten Finanzen verbessern, wählte aber zu diesem Zwecke die ungeschicktesten Mittel.

Von seinen finanziellen Mißgriffen wollen wir hier nur zwei erwähnen. Er wollte die Bestechlichkeit verhindern und dem Schatze ein Einkommen verschaffen; zu diesem Zwecke befahl er, daß die Aemter zwar käuflich bleiben, die Kaufsummen aber in die Staatscassen abgeführt werden sollen; dadurch wurde der Aemterverkauf von der Regierung selbst als rechtlich erklärt und dem Unfuge erst recht auf die Beine geholfen. Des Weiteren verschlechterte er die Reichsmünze, indem er den Asper nur mit einem Drittel Silbergehalt in Belgrad ausprägen ließ, so daß jetzt 160 statt 50 Aspern einem ungarischen Dukaten gleichwerthig waren. Die Folgen dieser Thorheiten Melek Achmeds waren: Aufruhr

in Asien, in den Provinzen und Aufstand in der Hauptstadt. Der Aufstand in der Hauptstadt, welcher diesmal von den Zünften in Scene gesetzt wurde, kostete dem Melek Achmed Pascha die Großwesirschaft. Die ausgeprägte schlechte Münze war am 21. August 1651 auf den Markt gebracht worden, und die Vorsteher der Zünfte sollten gezwungen werden, diese Münze gegen gutes Geld einzutauschen, mit welch' Letzterem die Truppen bezahlt werden sollten. Ueber diese unerhörte Maßregel waren die Zünfte empört; sie verfügten sich, Gerechtigkeit erflehend, zum Großwesir, der sie aber mit rauhen Worten abfertigte. Der Mufti, der um Unterstützung gebeten wurde, wollte von der Sache gleichfalls nichts wissen, aber die Zünfte, von einem rabiaten Sattler angeführt, zwangen ihn, sich aufs Pferd zu setzen und sich in Begleitung von mehr als 50.000 Kauf- und Marktleuten in das Serai zu begeben. Die Menge erfüllte die beiden ersten Höfe mit stürmischen Rufen nach Gerechtigkeit. Der Sultan bestieg daraufhin den Thron am Thore der Glückseligkeit. Die Vorsteher der Zünfte trugen ihre Beschwerden vor; sie hätten, sagten sie, in diesem Jahre vierzehn Steuern getragen und noch obendrein das schlechte Geld nehmen sollen. Der Sultan erwiderte: „Daß Ihr ungerecht behandelt werdet, ist mein Wille nicht!" Er ließ den Großwesir rufen, welcher indeß nicht erschien, sondern einen schriftlichen Vortrag einsandte, der die aufgereizte Menge noch mehr erbitterte. Endlich brachte der Mufti ein kaiserliches Handschreiben, wodurch alle Auflagen, bis auf die durch den Kanun Sultan Suleimans festgesetzten, aufgehoben wurden; gleichzeitig wurde der Befehl erlassen, daß die versammelte Menge sich auflösen und entfernen solle. Die Vorsteher der Zünfte hielten eine Berathung und beschlossen, ihre Forderungen höher zu spannen. Sie verlangten sechzehn Köpfe, darunter auch die einiger Agas der Janitscharen, „die den Sultan beeinflussen und die Einkünfte des Schatzes fressen" rc. rc.

Die Agas und Obersten der Janitscharen versammelten, als sie von dem Auflauf der Marktleute vernahmen, ihre Mannschaft in der Caserne und berathschlagten untereinander.

Auch der Sultan, vielmehr die alte Valide sah ein, daß in einem Punkte nachgegeben und der Großwesir gewechselt werden mußte; in Folge

dessen erhielt durch den Einfluß Suleiman Agas, des Hofmeisters der schwarzen Verschnittenen, der Wesir Süawisch Pascha das Reichssiegel. Der neue Großwesir und der Mufti verfügten sich in die Caserne, um die Janitscharen zu beruhigen, und mit Unterstützung derselben gelang es bald, die Handwerker zur Ordnung und zur Eröffnung ihrer Läden zu bewegen. Die Ruhe war aber nur eine äußerliche; denn zwischen beiden Theilen blieben Groll und Rachsucht bestehen. Die Marktleute waren wider die Agas, die sie vertrieben hatten, diese wider Jene, von denen ihre Köpfe begehrt worden waren, ergrimmt.

Das bisherige Einverständniß zwischen den Janitscharen und dem Harem wurde durch die Ernennung des neuen Großwesirs, die ohne Zustimmung der Janitscharen und ihrer Agas erfolgt war, wesentlich gestört. Im Harem selbst entstanden sehr bedenkliche Zustände, da die bisherige Oberherrschaft der alten Valide Kösem durch den wachsenden Einfluß der jungen Valide Tarchan (der Mutter des Kind=Sultans) und ihres ganzen Eunuchen=Anhanges nach und nach ins Wanken gebracht wurde.

Die alte Valide hatte die äußeren Agas (der Truppen), die junge aber die inneren Agas, d. h. die vornehmsten Verschnittenen für sich. Derart unterstützt, machten die beiden Frauen einander die Herrschaft im Serai streitig. Der Kampf beschränkte sich eine Zeit lang auf Intriguen, die im Innern des Serais geführt wurden, bald aber kam er zum offenen Ausbruch. Die alte Kösem wurde verdächtigt, daß sie ihrem Enkel, dem Sultan, in einem Sorbet Gift hatte beibringen wollen. Die junge Valide fühlte sich durch diese Nachricht gereizt, einen Mordanschlag gegen die Kösem zu planen, und diese wiederum suchte durch einen Aufstand der Janitscharen ihre Rivalin zu beseitigen.

Dieser Aufstand begann damit, daß der Aga der Janitscharen die übrigen Agas und Oberste in der Caserne versammelte und durch eine Deputation vom Großwesir die Verbannung der drei obersten Agas der Verschnittenen nach Egypten forderte. Indessen hatte der alte Mohr Suleiman Aga durch seine Späher Nachricht von der Gefahr, die ihm und den Seinigen drohte, erhalten und verschwor sich deshalb mit anderen fünfzehn Verschnittenen, die alte Valide als die Urheberin alles

Unheils zu ermorden. Die nächste Nacht, die des 2. September 1651, wurde für die That bestimmt; falsche Gerüchte, daß die Janitscharen das Serai besetzen und dessen Bewohner sammt und sonders ermorden wollen, gaben den Vorwand, die Verschnittenen und einen Theil der Pagen zu bewaffnen. Alles gerieth in Aufruhr. Die bewaffnete Menge stürzte in die Gemächer der alten Valide, welche die Ankunft der Janitscharen erwartete und in der Meinung, daß ihre Helfer gekommen seien, ihren Feinden entgegeneilte. Als sie den Irrthum gewahrte, war es zu spät — sie wurde mit einer Vorhangschnur erdrosselt.

Die Unzufriedenheit der Janitscharen wurde nun durch Geld besänftigt. Sämmtliche Agas dieser Truppe aber wurden abgesetzt und dadurch die ruhigen Zustände der Hauptstadt wieder hergestellt. Man ließ es übrigens bei der Absetzung nicht bewenden. Unter allerhand Vorwänden wurden die abgesetzten Agas hingerichtet. Jeder, der im Verdachte stand, ein Anhänger der allmächtigen Valide gewesen zu sein, wurde abgesetzt oder getödtet. Der Urheber und Leiter dieser ganzen Action, der schwarze Suleiman, wurde Kislar Aga und begann seine Herrschaft im Serai in der Art eines gallsüchtigen Halbmenschen. Er setzte alle Hebel in Bewegung, um den charakterfesten Großwesir Süawisch Pascha zu stürzen und dem neunzigjährigen, blödsinnigen Gurdschi Pascha die Regierung in die Hände zu spielen. Dieser gelangte in der That zum Wesirat und begann seine Herrschaft damit, alle hohen Würdenträger, welche ihm als Nebenbuhler verdächtig schienen, ihrer Stelle zu entsetzen und in die Verbannung zu schicken, darunter auch den Wesir Mohamed Köprili, welcher der einzige fähige Mann war, der die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand hätte führen können. Alle einflußreichen Aemter und Stellen vergab der neue Großwesir an seine Creaturen ohne Rücksicht auf Befähigung und Recht.

Ein gewaltiger Bruch des alten Truppenstatuts war die Neuerung, die bei der Werbung von 2000 Sipahis eintrat. Dieselben wurden für dreijährigen Dienst auf Creta geworben und allesammt mit sechs Aspern, d. i. mit dem alten Solde der sechs Rotten der berittenen Leibwache eingeschrieben. Nach dem Kanun sollten die Sipahistellen nur an verdiente Janitscharen oder an Pagen aus dem Serail verliehen werden. Nur im Falle

einer außerordentlichen Aushebung sollten dieselben einen minderen Sold erhalten. Durch die Anwerbung von Recruten, die bezüglich der Besoldung den alten Pfortendienern gleichgehalten wurden, war der Kanun vernichtet.

Diese Maßregel erzeugte böses Blut; desgleichen wurde das Ansehen des Großwesirs durch eine an der bosnischen Grenze erlittene Schlappe und das mißlungene Unternehmen der schlecht gerüsteten und schlecht geführten Flotte auf Tine erschüttert. Endlich brachte der Großwesir den ganzen Divan gegen sich auf, als er die Statthalterschaft von Egypten lebenslänglich verleihen wollte, wodurch die Gefahr, daß sich diese Provinz unabhängig machen könne, verstärkt worden wäre. Am 19. Juni 1652 wurde der alte unfähige Großwesir seiner Stelle enthoben und Turchundschi Achmed Pascha, der Kaimakam von Constantinopel, an die Spitze der Regierung berufen.

Letzterer, ein geborner Albanese, stand in dem Rufe eines klugen, strengen, unbestechlichen, aber auch unerbittlichen Charakters. In seiner früheren Eigenschaft als Kaimakam ließ er gemeine Verbrecher in den Kerkern erdrosseln, dann mit gestickten Hemden und Gürteln versehen und auf die Straße werfen. Er wollte auf diese Art in der Menge die Meinung erwecken, daß Große und Reiche gerichtet worden seien, und dadurch Furcht und Respect vor der unparteiischen Justiz hervorrufen.

Unter sehr schwierigen Verhältnissen übernahm Achmed Pascha die Geschäfte. In erster Linie wurden nämlich drei Dinge von ihm gefordert: erstens die Ausrüstung der Flotte, zweitens die Führung des Feldzuges auf Creta und drittens Herbeischaffung der Mittel zur Auszahlung des Soldes. Er verpflichtete sich zur Erfüllung dieser Forderungen, jedoch unter der Bedingung, daß ihn Niemand bei der Einziehung der Fiscalgelder, er möge dieselben finden, wo er wolle, behindere, daß Niemand sich in seine Geschäfte mische und er mit unumschränkter Machtvollkommenheit regieren könne. Durch zwei kaiserliche Handschreiben erhielt er diese Zusicherung, aber auch den mündlichen Bescheid des Sultans: „Gib Acht, nicht jeder Wesir wird abgesetzt; wenn Du fehlst, schneide ich Dir den Kopf ab."

Mit fester Hand ging Achmed Pascha daran, den Augiasstall zu reinigen. Er prüfte alle Rechnungen der Küche, des Arsenals, des Zeughauses, setzte die Ausgaben herab und führte überall Ersparungen ein. Die Herren Agas des kaiserlichen Steigbügels nannte er liederliche Glückssoldaten und warnte sie vor der Annahme von Bestechungen. Alle von seinem Vorgänger verliehenen Aemter besetzte er allmälig neu durch geeignete Persönlichkeiten, ein Verfahren, welches indeß durch einen kaiserlichen Befehl unterbrochen wurde. Alle Statthalterschaften und Aemter mußten jährlich eine bestimmte Summe Geldes in den kaiserlichen Schatz abführen. Sich selbst taxirte der Großwesir mit 200.000 Aspern jährlich. Eine Steuer von einem Piaster auf jede Mühle und zwei Piastern auf jedes Haus, die er ausschrieb, erregte allgemeine Unzufriedenheit, namentlich bei den Sipahis, die sich äußerten: „Wie sollen wir von unseren Mühlen Steuern bezahlen, wenn wir keinen Sold erhalten?“ Aufstände zu Constantinopel, Galata und Skutari bezweckten, diese Steuereintreibung unmöglich zu machen.

Trotz all' der erwähnten Maßregeln konnte das Geld zur Ausrüstung der Flotte nicht beschafft werden, und in einem großen Staatsrath (17. Februar 1653) wurde constatirt, daß seit zwei Jahren 120 Millionen Aspern mehr ausgegeben wurden, als die öffentlichen Einnahmen betrugen. Die Mittel und Wege, diesem Uebelstande gründlich abzuhelfen, konnte oder wollte man nicht finden. Turchundschi Achmed Pascha, der mit unerbittlicher Strenge alle Mißbräuche abstellen wollte, verdarb es sich mit allen Großen des Reiches, und diese ruhten nicht eher, als bis auch er seinen Untergang gefunden hatte. Am 20. März 1653 wurde er auf Befehl des Sultans erwürgt.

Die Verwaltung des neuen Großwesirs Mohamed Derwisch Pascha, des ehemaligen Kapudan Pascha (Großadmiral) war eine Reihe finanzieller Ausschreitungen, Brandschatzungen und Hinrichtungen.

Der Krieg mit Polen hatte unterdessen ein unglückliches Ende genommen. Das vereinigte tatarisch-türkische Heer wurde bei Zynkowce am 1. Juli 1651 geschlagen, und am 17. December 1653 wurde zu Kaminiec ein ungünstiger Friede geschlossen; dagegen wetzte der Kapudan

Pascha diese Scharte durch den glänzenden Sieg aus, den er bei Tenedos über die Venetianer erkämpfte.

Nachdem der Großwesir einem Schlaganfall erlegen war, schwankte man lange im Serai, wer sein Nachfolger sein sollte. Endlich am 29. October 1654 entschied man sich für den Statthalter von Haleb, den heuchlerischen Tyrannen Ipschir. Dieser verblieb in Haleb und erließ an alle Alaibege, Sandschakbege, Offiziere der Sipahis und Janitscharen der umliegenden Gegend Einladungen, sich kommenden Frühling in Konia einzufinden, um gemeinsam die Maßregeln, die zur Abstellung der Bestechlichkeit und zur Herstellung der Gerechtigkeit erforderlich seien, zu berathen. Die Sipahi erhielten die Gebühr für Knaben und Kinder, die ihnen früher vorenthalten worden war, den Janitscharen gewährte der neue Wesir die Dienstgelder nach dem Kanun. Ganz Asien war im Zustande höchster Erwartung, man hoffte die Begründung neuer Ordnung. Am Hofe zu Constantinopel aber gerieth man in Furcht und Schrecken, daß der neue Großwesir den Gehorsam verweigern wolle, und man war schon bereit, ihn als Verräther zu erklären.

Ipschir ging Anfangs December 1654 von Haleb nach Konia und setzte überall die ihm ergebenen Freunde in Aemter und Würden, machte sie zu Statthaltern von Haleb, Damaskus und Aden, trotzdem in Constantinopel andere Männer für diese wichtigen Posten ausersehen waren. Ipschirs Anhang vergrößerte sich von Tag zu Tag. Als er in der Nähe von Constantinopel anlangte, begegnete ihm ein Courier des Sultans und überbrachte ihm den Auftrag sogleich bei Hofe zu erscheinen, und zwar allein und ohne Gefolge. Ipschir antwortete, daß er im vollen Staate seiner Würde einziehen wolle. Letzteres geschah auch und der Großwesir wurde am 28. Februar 1655 mit aller Auszeichnung vom Sultan empfangen. In der Hauptstadt begann er sein Amt, wie nicht anders zu erwarten gewesen war, mit Absetzungen und Gütereinziehungen, welche seine Feinde trafen. Inzwischen saugten die von ihm in Kleinasien eingesetzten Statthalter das Land mit Kriegssteuern aus, und in hellen Haufen strömten die Kläger nach der Hauptstadt.

Ipschirs Sturz wurde durch einen Soldatenaufstand herbeigeführt. Den Sipahis, welche er durch Versprechungen auf seine Seite zu bringen

suchte, konnte er die versprochenen Aemter nicht verleihen. Die Getäuschten forderten nun die Janitscharen auf, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen; die Letzteren zeigten sich um so willfähriger, je mehr sie, durch die Gegner des Großwesirs beunruhigt, befürchteten, Ipschir beabsichtige nach Asien zu entfliehen und sich dort an die Spitze des Aufruhrs zu stellen. Die Kanoniere und Zeugschmiede, welche sich in allen vorhergegangenen Aufständen ganz ruhig verhalten hatten, schlugen sich diesmal auch zu den Aufrührern. Die ersten Symptome der Rebellion zeigten sich am 8. Mai, am 10. war schon ganz Constantinopel in Aufruhr. Die Schaaren der Unterthanen aus Kleinasien, die, mit Feuer auf den Köpfen, dem Symbol der unerträglichen Tyrannei, versehen, in Constantinopel eingetroffen waren, die Segbane, Ssaridsche, die Sipahis und Janitscharen versammelten sich auf dem Hippodrom und entsendeten eine Bittschrift an den Sultan, in der sie die Köpfe Ipschirs und des Kiaja verlangten. Der Janitscharen-Aga Kenaan Pascha wollte sie zur Ruhe bringen; aber sein Bemühen war vergeblich und nur mit großer Mühe konnte er sich ins Serai retten. Das mit Absicht ausgestreute Gerücht, der Mufti wolle ein Fetwa wider die Sipahis und Janitscharen ertheilen, versetzte die ganze Menge in furchtbaren Aufruhr; die Häuser des Mufti und des Großwesirs wurden geplündert und deren ganze Habe wurde von der Menge erbeutet. Als die Nachricht von dieser Plünderung im Serai, wo die Generale, die Wesire, der Mufti, die Oberstlandrichter beim Sultan versammelt waren, eintraf, fragte der Großherr, was nun zu thun sei. Alle schwiegen bis auf den General-Lieutenant der Janitscharen, Kedschedschioghli, der den Ausspruch that: „Deine Sklaven sind alle mit unserem Padischah zufrieden, aber den Großwesir wollen sie nicht.“ „Wen noch?“ fragte der Sultan. „Auch den Mufti wollen sie nicht,“ sagte Kedschedschioghli. Der Hofprediger Weli bestätigte diese Aussage. Ipschir, der die Unmöglichkeit, sich zu halten, einsah, übergab das Siegel in die Hände des Sultans, der es sogleich dem Murad Pascha übergab. Die Aufrührer begnügten sich aber nicht mit der Absetzung der Mißliebigen, sondern forderten deren Köpfe. „Laß' den Ipschir erwürgen und seinen Leichnam hinauswerfen,“ befahl der Sultan dem Bostandschibaschi; und so geschah es.

Gegen die Hinrichtung des Mufti widersetzten sich die Ulemas. Mit allgemeinem Freudengeschrei wurde der Kopf Ipschirs auf dem Hippodrom begrüßt.

Da sich die Truppen noch immer nicht beruhigen wollten, kamen am 12. Mai 1655 im Namen des Sultans zwei beliebte Ulemas, welche den Sipahis folgende Verheißungen machten: Anwartschaft ihrer Söhne auf Sipahistellen mittelst des Kindergeldes und der Knabengebühr und die Wiederaufnahme der schon aus den Rollen gestrichenen Sipahis. Nachdem hierüber eine gerichtliche Urkunde ausgestellt worden war, schifften die Sipahi nach Skutari über und die Janitscharen, Kanoniere und Zeugschmiede zerstreuten sich in ihre Casernen.

Der neue Großwesir sah sich bald in größter Verlegenheit; die Erfüllung der den Sipahis gemachten Zusagen verursachte ihm nicht geringere Schwierigkeiten als die Zurücknahme der Aemterverleihungen seines Vorgängers. Durch die Wiedereinreihung der schon gelöschten Sipahis, durch die Auszahlung des Kinder- und Knabengeldes wurde der von Turchundschi Achmed auf 2590 Sipahi und 50.000 Janitscharen herabgesetzte Stand des regulären Heeres wieder auf 5000 Sipahi und 80.000 Janitscharen erhöht, zu deren Besoldung der Schatz nicht ausreichte. Noch größere Verwirrung entstand durch die Zurücknahme der schon verliehenen Statthalterschaften, welche im Voraus für ein bis zwei Jahre verkauft worden waren. Es entstand ein unentwirrbares Chaos in den Finanzen und Murad Pascha sah die Unmöglichkeit ein, am Steuer der Regierung zu verbleiben. Er bat um seine Enthebung, und der alte Suleiman Pascha, Wesir der Kuppel in Constantinopel, übernahm am 19. August 1655 die Geschäfte. Es geschah dies zu einer Zeit, da sich bereits in allen Ländern die Folgen einer argen Mißwirthschaft zu zeigen begannen.

Bis zum Mai 1656 wiederholten sich die Militäraufstände noch zweimal, und die Ruhe der Hauptstadt konnte erst hergestellt werden, nachdem den Truppen noch zwei Großwesire und obendrein die einflußreichsten Personen aus dem Serai geopfert worden waren.

Im Juni 1656 erlitt die türkische Flotte in den Dardanellen durch die venetianische Flotte eine Niederlage, wie sie die osmanische Seemacht

seit der Schlacht von Lepanto und auch vordem nicht erlebt hatte. 70 Schiffe gingen theils zu Grunde oder fielen in die Hände der Sieger; wenige Tage darauf gingen die Inseln Tenedos, Samothrake und Lemnos an die Venetianer verloren. Gleichzeitig mit der Nachricht des Verlustes von Tenedos und Lemnos traf auch der neue Großwesir Mohamed Pascha aus Kleinasien in Constantinopel ein. Die Niederlagen und Verluste gaben seinen Feinden die erwünschte Veranlassung, seine Absetzung rasch herbeizuführen.

Schon lange hatten die Sultanin-Valide und ihr Anhang im Serai das Augenmerk auf den ehrwürdigen, rechtschaffenen Mohamed Köprili gerichtet und diesen als den einzigen fähigen Mann erkannt, der ihnen geeignet erschien, die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand zu führen. Doch erforderte die Einleitung der Unterhandlungen große Vorsicht, weil der Großwesir von der Absicht der Valide Wind bekommen hatte. Mohamed Pascha hatte auch bereits Anstalten getroffen, den Nebenbuhler aus dem Bereiche seiner Gönner zu entfernen. Er ernannte Köprili zum Pascha von Tripolis und ertheilte ihm den stricten Befehl, sogleich an den Ort der neuen Bestimmung abzugehen. Einige Freunde Köprili's fanden indeß Mittel und Wege, die Abreise zu verzögern, und wußten eine heimliche Unterredung Köprili's mit der Sultanin zu ermöglichen. Köprili wurde gefragt, ob er sich getraue, den Dienst des Großwesirs anzutreten. Die Antwort lautete, er sei bereit, wenn ihm bestimmte Versprechungen gemacht werden. Er verlangte, daß jeder seiner Vorschläge genehmigt werde, daß er in der Verleihung der Aemter freie Hand behalte und auf Niemandes Fürbitte zu achten habe; ferner, daß kein Wesir, kein Großer, kein Vertrauter in sein Ansehen und seine Handlungen eingreifen, und endlich, daß keine Verschwärzung und Verdächtigung seiner Person angehört werden dürfe. Die Valide sagte ihm zu, daß der Sultan zu all dem seine Einwilligung geben werde.

Am 15. September 1656 wurden der Großwesir und Köprili in das Serai gerufen. Ersterer wurde unter Vorwürfen über die schlechte Verwaltung abgesetzt und sodann dem Bostandschibaschi in die Haft gegeben. Köprili erhielt vom Sultan die Versicherung, daß seine Bedingungen angenommen seien. Es geschah dies mit den Worten: „Unter

diesen Bedingungen mache ich Dich zu meinem unumschränkten Wesir; ich werde sehen, wie Du dienst, meine besten Wünsche sind mit Dir." Der neue Großwesir kniete nieder und küßte zum Zeichen der Ergebenheit den Boden. Thränen rollten in seinen Silberbart, und als gleichzeitig von den Minarets der Aufruf zum Freitagsgebete mit den Worten „Gott ist groß" ertönte, wurde dieser Zufall von allen Anwesenden für ein glückbringendes Zeichen gehalten.

Mit den Worten des Gebetausrufers „Gott ist groß" war in der That eine der blutigsten, lasterhaftesten und gräuelvollsten Perioden der osmanischen Geschichte abgeschlossen. Unter dem Wütherich Murad IV., dem Wüstling Ibrahim und dem unmündigen Kinde Mohamed IV. hatten Blutgier, Wollust und Aufruhr geherrscht; jetzt, unter der Herrschaft Mohamed Köprili's begann, freilich auch nicht ohne heftiges Blutvergießen, eine Wiedergeburt und Stählung der Regierungskraft.

Der ganze Hof und die Hauptstadt waren erstaunt über die Nachricht, daß der schwache ruheliebende Greis, der, ohne Ansehen gewonnen zu haben, das 75. Jahr erreicht hatte und kein Vermögen besaß, nun das Schiff des Staates aus den Stürmen retten wolle. Wußte man doch, daß innere Unruhen und äußerer Krieg, die Aufrührer in der Hauptstadt und Feinde vor den Thoren einen Mann von großem Muthe und starkem Charakter nöthig machten.

Köprili, der seinen Namen von Köpri, der Geburtsstadt seines Vaters, führte, hatte in diesem Orte zurückgezogen gelebt. Er war von der Absicht, sich um die Großwesirschaft zu bewerben, weit entfernt gewesen, und nur durch die Bemühungen seiner Freunde, die in ihm den Retter des Staates erkannten, wurde er zur Annahme des Reichssiegels vermocht. Die Bedingungen, die er stellte, haben wir bereits erwähnt. In das Amt eingesetzt, entfernte er zunächst mit einer an Grausamkeit streifenden Strenge die unzufriedenen Elemente aus dem Heere, aus dem Richter- und Predigerstande. Eine Geschichte seiner Wesirschaft zu schreiben ist nicht unsere Aufgabe. Es sei nur in aller Kürze bemerkt, daß unter Köprili's Herrschaft zwar die türkische Flotte am 2. Mai 1657 im Golfe von Skalanona und am 17. Juli desselben Jahres in den Dardanellen durch die Venetianer Niederlagen erlitt, dagegen durch den

Großwesir Tenedos und Lemnos, dann ein großer Theil von Siebenbürgen erobert wurden. In Siebenbürgen wurde an Stelle Rakoczi's der Achatius Barcsay als Fürst eingesetzt.

Ein Aufstand in Kleinasien, durch den energischen Abbasa Hassan hervorgerufen, wurde mit großer Anstrengung unterdrückt. Dem Tatarenkhan wurde gegen die Einfälle der Russen erfolgreiche Hilfe geleistet.

Am 31. October 1861 starb der Großwesir Mohamed Köprili und soll dem Sultan, der an sein Sterbebett trat, den Rath gegeben haben, den Weibern kein Gehör zu schenken, keinen Allzureichen aufkommen zu lassen, den Schatz auf jede mögliche Weise zu füllen und sich selbst und die Truppen immer in Bewegung zu halten. In den fünf Jahren seiner Großwesirschaft sind nicht weniger als 30.000 Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben; 500 also kommen auf den Monat das ist zweimal so viel, als nach einem türkischen Volksglauben der Sultan selbst an Menschenblut unbedenklich verausgaben mag. Die durch die Zustände des Despotismus und der Sklaverei entstandene Volkssage gestattet dem Sultan täglich sieben Köpfe, dem Großwesir sechs und so in absteigender Linie bis zum siebenten Wesir der Kuppel, dem gleich jedem andern Wesir täglich ein Kopf zugestanden sein sollte. Die Grausamkeit des Großwesirs war übrigens nicht, wie bei so viel anderen Despoten der Türkei, in einer krankhaften Naturanlage begründet, sondern eine berechnete, wohl überlegte; sie war aus dem ehernen Grundsatze erwachsen, daß die Hydra des Aufstandes nicht anders zu bändigen und der unbedingte Gehorsam nicht anders zu erhalten war als durch fürchterliche Strenge.

Im Ganzen genoß Köprili den Ruf der Rechtschaffenheit und Weisheit, und da sich in seinen Unternehmungen Muth und Glück zu paaren pflegten, erwarb er sich ein so großes Ansehen und ein so allgemeines Vertrauen, daß man, da er starb, auf sein bloßes Wort hin, seinem Sohne Achmed, so jung derselbe auch war, die Großwesirschaft anvertraute.

Achmed Köprili übernahm im Alter von 26 Jahren am 1. November 1661 das Staatssiegel. Er genoß eine bessere wissenschaftliche Bildung, da es sein Vater für rathsam gehalten hatte, ihn mit Rücksicht

auf die anarchischen Zustände des Reiches in die Laufbahn der Ulemas einzuführen. Mißhelligkeiten mit seinen Amtsbrüdern, mehr noch wahrscheinlich sein Ehrgeiz, bewogen ihn, aus dem Stande der Gesetzesgelehrten in den Staatsdienst überzutreten. Mit 23 Jahren erlangte er die Statthalterstelle von Erzerum, im 24. Jahre jene von Damaskus, wo er erfolgreich eine Unternehmung wider die Drusen beendete. Als die Krankheit seines achtzigjährigen Vaters zunahm, wurde er vom Sultan nach Constantinopel berufen, um die Geschäfte seines Vaters zu führen und nach dessen Tode auch die Großwesirswürde zu übernehmen.

Bezüglich der siebenbürgischen und ungarischen Angelegenheiten handelte Achmed Köprili ganz im Sinne der Rathschläge, welche ihm sein Vater ertheilt hatte. Die Einmischung des Kaisers Leopold in die Fürstenwahl Siebenbürgens wurde nicht geduldet. Die Kämpfe zwischen den beiden Throncandidaten Kemenyi und Apafi endeten mit dem Untergange des Ersteren, den der Kaiser mit deutschen und croatischen Hilfstruppen unterstützt hatte.

Die Sultanin-Valide, welche dem Vater Achmeds unumschränkte Herrschaft eingeräumt hatte, wollte dem jungen Großwesir diese Macht nicht gönnen, sondern versuchte den jungen Sultan zum Selbstregieren zu vermögen; dieser hatte aber zu viel Vergnügen am Jagen und Reiten und überließ die schwere Sorge der Regierung seinem Großwesir, der Alles versuchte, um die Valide durch Unterstützung ihrer Wünsche für sich günstig zu stimmen, was ihm schließlich auch vollständig gelang.

Oesterreichs Einmischung in die siebenbürgische Angelegenheit, dann die Errichtung der neuen Festung Serinvar an der Mur durch den Grafen Zryni nahm Achmed Köprili zum Vorwande, den Krieg in Ungarn zu entzünden. Er fiel mit einem Heere in Ungarn ein und eroberte 1663 Neuhäusel und andere feste Plätze. Nun eilte Montecuculi herbei und der übermüthige Großwesir wurde von den Kaiserlichen, denen deutsche Fürsten und der König von Frankreich Hilfstruppen gesendet hatten, bei St. Gotthard am 1. August 1664 empfindlich geschlagen. Leopold I., der bei der ersten Gelegenheit zum Frieden zurückzukehren wünschte, benützte diesen Sieg blos zu einem Waffenstillstande,

der für zwanzig Jahre zu Vasvar abgeschlossen wurde. Die Pforte verblieb im Besitze ihrer Eroberungen.

Während diese ernsten Kämpfe stattfanden, vertrieb sich der Sultan die Zeit und die Grillen, indem er jagte und sich die Geschichte seiner kriegerischen Vorfahren vorlesen ließ; er selbst konnte keinen Geschmack darin finden, persönlich ins Feld zu ziehen. Als ihm 1667 ein Sohn geboren wurde, ging er sogleich mit dem Gedanken um, seine beiden Brüder Achmed und Suleiman aus dem Wege zu räumen, wovon ihn der Mufti nur mit Mühe abhielt, indem er sich des Vorwandes bediente, daß die Thronfolge durch einen Prinzen in der Wiege noch nicht hinlänglich befestigt sei.

Candia, um dessen Besitz seit 25 Jahren die Pforte mit Venedig Krieg geführt hatte, ging nach der dritten Belagerung, die allein drei Jahre währte, im Jahre 1669 durch Capitulation an den Großwesir über. In dem Kriege mit Polen, der 1672 ausgebrochen war, eroberten die Türken zwar Kaminiec, wurden jedoch von dem Großfeldherrn Johann Sobieski trotz ihrer zwanzigfachen Ueberlegenheit bei Choczim geschlagen. Ungeachtet dieses Sieges schloß der König Michael Wisnowiczki von Polen im September 1672 den schimpflichen Frieden von Bucsacz, durch welchen Podolien an die Pforte, die Ukraine an die Kosaken abgetreten und außerdem ein jährlicher Tribut an die Türken zugestanden wurde. Diesem Frieden versagte der polnische Reichstag seine Genehmigung; es kam neuerdings zum Kampfe und am 11. November 1673 wurde der Großwesir bei Choczim abermals von Sobieski empfindlich geschlagen. Das türkische Heer wurde diesmal nahezu vernichtet.

Im Jahre 1674 wurden neue Janitscharen geworben, um die Lücken im Corps auszufüllen; zweitausend Pagen wurden als Sipahi ausgemustert und dieser Abgang durch Christenkinder, welche man raubte, ersetzt.

Nach König Michaels Tode entstanden anläßlich der Königswahl Unruhen in Polen, welche von den Türken benützt wurden, einige Vortheile zu erringen. Aber der neu erwählte König Johann Sobieski und sein Feldherr Jablonowski nöthigten die Türken bald zum Abzuge aus Polen, das, wieder einmal vom türkischen Joche befreit, laut aufjubelte.

Seit Jahren wurde der Großwesir von französischen Unterhändlern im Interesse der ungarischen Rebellen bearbeitet; aber alle Bemühungen blieben fruchtlos, denn Achmed Köprili wollte von einer Unterstützung der Mißvergnügten in Ungarn nichts wissen. Erst im Mai 1674, zu einer Zeit, da Frankreich bereits mit den Malcontenten einen förmlichen Vertrag abgeschlossen hatte, ließ sich der Großwesir zu einer Zusage herbei, die übrigens keine bestimmte Hilfe in Aussicht stellte. Unruhen an den Grenzen, verbunden mit räuberischen Einfällen in des Nachbars Gebiet, bestanden übrigens in Permanenz, worüber an anderer Stelle schon ausführlicher berichtet worden ist.

Am 27. October 1676 wurde ein Vertrag zwischen Polen und den Türken geschlossen, den die Letzteren nur eine Erneuerung des Friedensschlusses von Bucsacz zu nennen beliebten. Der Großwesir war nur im Gefühle des nahen Todes zu diesem Vertrage geneigt. Drei Tage nach Abschluß desselben, am 30. October, starb er, auf der Reise nach Constantinopel, wohin er dem Sultan hatte folgen wollen. Der Großherr war beinahe zehn Jahre von der Hauptstadt abwesend gewesen; er hatte sich in der zweiten Stadt des Reiches, in Adrianopel aufgehalten, um seinen geliebten Jagdgründen näher zu sein. Erst jetzt hielt er es endlich für ersprießlich, Istambul mit dem Glanze der Gegenwart des Sultans zu bestrahlen.

Achmed Köprili war nur achtzehn Tage krank gewesen. Er starb im 41. Lebensjahre an einer Wassersucht, die er sich durch Uebergenuß von Wein und Branntwein zugezogen haben soll. Er hatte nur einen Tag weniger als fünfzehn Jahre regiert; von allen Großwesiren, welche das osmanische Reich bis zu seiner Zeit aufzuweisen hatte, war er am längsten Leiter der Regierung gewesen. Er war kein blutdürstiger Tyrann wie sein Vater, vielmehr ein Feind der Unterdrückung und der Ungerechtigkeit, und über Bestechlichkeit, Geldgier, Eigennutz so sehr erhaben, daß Geschenke, die man ihm anbot, nicht nur keine Empfehlung ausmachten, sondern den Bittsteller in seinen Augen herabsetzten. Sein gerader Sinn, sein gesunder Verstand wußte auf dem kürzesten Wege die Wahrheit zu erreichen; er sprach wenig und bescheiden, aber stets mit Sachkenntniß und reifer Einsicht. Die Wissenschaften, denen er sich zuerst

auf der Bahn der Gesetzesgelehrten gewidmet, begleiteten ihn ins Lager bis an die Ufer der Raab und des Dniester, waren seine Gesellschafterinnen im Pulverdampfe des Minenkrieges auf Candia.

Köprili hatte als Großwesir in mancher Beziehung einen leichteren Stand gehabt als seine Vorgänger. Er war weder durch einen Nebenbuhler, noch von dem ganz in die Jagd versunkenen Sultan bedroht worden. Ueberdies waren die einflußreichsten Männer und Würdenträger des Reiches seine Schwäger: der Kaimakam Kara Mustapha, der Kapudan Pascha, Kaplan Pascha und Sidi Mohamed Pascha.

Mustapha Beg überbrachte nach dem Tode seines Bruders Achmed Köprili das Reichssiegel dem Sultan, der sich eben bei Chasköi an der Jagd belustigte. Der Großherr übersandte das Siegel sogleich dem einflußreichen und hochangesehenen Kaimakam Kara Mustapha, der am 7. November 1676 die Großwesirschaft antrat. Als der Sohn eines angesehenen Sipahi Urudschbeg war er vom alten Köprili mit dessen Sohn Achmed zu gleicher Zeit erzogen worden. Früh war er als zweiter Stallmeister an den Hof gelangt und hatte nach und nach die Würde eines Beglerbeg von Silistria, von Diarbekir erreicht. Er ward später zum Kapudan Pascha und Kaimakam befördert und war mit einer Schwester Achmeds verheiratet.

Schon unter der Regierung seines Schwagers war Kara Mustapha ein eifriger Gönner des ungarischen Aufruhrs gewesen. Nur der russische Krieg, der im Jahre 1677 aufgedrungen wurde, verhinderte ihn, den ursprünglichen Kriegsplan gegen Oesterreich schon jetzt ins Werk zu setzen. Frankreichs unabläßiges Bemühen war dahin gerichtet, diesen Krieg zu entfesseln. Ludwig XIV. hätte die türkische Mithilfe in Ungarn sehr gerne gesehen, weil er in den Niederlanden mit dem österreichisch-spanischen Heere noch immer im Kampfe stand.

Der Krieg mit Rußland nahm einen ungünstigen Ausgang. Der Seraskier Ibrahim Pascha wurde am 17. September 1677 bei Cehryn total geschlagen und verlor das ganze Geschütz und Gepäck. Der Winter verfloß in siebenbürgischen und ungarischen Umtrieben und in der Vorbereitung zu dem nächsten Zuge nach Moskau. Im ganzen Reiche wurden Lieferungen und eine Geldumlage ausgeschrieben, auch alle besoldeten

Diener der Pforte für den nächsten Feldzug aufgerufen und ausgerüstet. Der Sultan gab zwei Millionen Silber aus seinem eigenen Schatze. Der Großwesir hinwiederum war unermüdlich in der Ausführung von Anschlägen auf den Beutel der christlichen Mächte und Gesandten, aber nicht zu Gunsten des türkischen Staatsschatzes, sondern um seine unersättliche Geldgier zu befriedigen.

Kara Mustapha's Erpressungen erstreckten sich nicht allein auf die Würdenträger im Reiche, auf die Statthalter, Sandschakbege &c. &c., sondern auch auf die europäischen Gesandten, die er wie vor ihm und nach ihm kein anderer Großwesir auszusaugen wußte. So groß auch sein Vermögen war, fühlte er sich doch immer wieder angereizt, neue Schätze zusammenzuraffen. Jede Audienz bei ihm und dem Sultan, jede Erneuerung eines Vertrages oder einer Capitulation, jede Begünstigung in Bezug auf die persönliche Freiheit einer Gesandtschaft mußte mit einer enormen Summe Geldes bezahlt werden. Der Großwesir benützte jede Gelegenheit, um Reichthümer aufzustapeln. Man könnte sagen: dieses erfindungsreiche Talent zur Gelderpressung war die Seele der Regierung Kara Mustapha's.

Am 4. Juli 1678 stand das türkische Heer stärker und besser gerüstet als im vergangenen Jahre unter dem Befehle Kara Mustapha's am Dniester; der Sultan mit seinen Frauen und seinem ungeheuren Troß hatte zu Silistria sein Standquartier genommen. Der Großherr, dem es ebensowenig als seinem Harem an diesem Standorte behagte, schrieb dem Großwesir, daß er der Beschwerden am Donauufer schon müde sei und sich nach den erfrischenden Lüften und Lüsten des Bosporus, nach den Melonen und Feigen des Propontis zurücksehne. Kara Mustapha sandte den Oberstkämmerer, der ihm diesen Auftrag überbracht hatte, mit der Antwort zurück, des Reiches Ehre und Heil erfordere, daß sich der Sultan an der Grenze aufhalte.

Unter den Mauern von Cehryn kam es am 12. August 1678 wieder zu einer Schlacht, in der das türkische Heer erneuert geschlagen wurde. Das geschlagene Heer konnte sich nur dadurch, daß es drei Brücken hinter sich abbrannte, vor der Vernichtung durch die Verfolger retten. Neun Tage darauf, als die Russen und Kosaken das Doppelfest

des Sonntags und des heiligen Mathias feierten und sich nach alter Sitte berauschten, wurden sie überfallen und in Folge dieser Ueberrumpelung die Festung Cehryn zurückerobert. Ein Angriff der Russen auf das türkische Lager mißlang. Das Gesammtergebniß des Feldzuges für die Türken war indeß ungünstig genug. In der Stille der Nacht trat der Großwesir mit dem Heere den Rückzug an.

Kaum mit dem vierten Theile des Heeres, mit dem er ausgezogen, hielt Kara Mustapha am 21. November 1678 seinen Einzug in Adrianopel. Zum Abschlusse kam dieser russisch-kosakische Krieg erst im Jahre 1681. Im Vertrage zu Radzim (11. Februar 1681) wurde Azow an die Kosaken abgetreten.

Im Innern des Reiches lenkte ein wiedererwachtes grausames Gelüste des Sultans die Aufmerksamkeit auf sich. Schon früher hatte Mohamed IV., wie wir wissen, große Lust gezeigt, seine beiden Brüder hinrichten zu lassen. An der Ausführung des Vorhabens war er nur durch das energische Auftreten des Mufti gehindert worden, der betont hatte, daß die Thronfolge durch einen Prinzen in der Wiege nicht vollkommen gesichert wäre.

Jetzt aber hatte Mohamed zwei heranwachsende Söhne und glaubte aus diesem Grunde die zwei Prinzen als überflüssige Erben und gefährliche Rivalen des Thronfolgers hinwegräumen zu sollen. Der Großwesir, zuerst um seinen Rath angegangen, erklärte sich bereit, auf das Vorhaben des Sultans einzugehen, wenn der Mufti, die Wesire und die Häupter der Armee ihre Zustimmung geben. Der Sultan, welcher noch nie dem Divan und den Versammlungen der Minister beigewohnt hatte, schenkte nun in dieser Sache dem Ministerrathe seine Gegenwart und trug seine Absicht, den Brudermord, vor. Alle baten einstimmig, der Padischah möge seinen Brüdern das Leben schenken. Der Mufti Ali Effendi führte überdies noch Gründe dafür an, daß die Erfüllung der Bitte dem Gesetze nicht widerspräche, und in der That sah sich der Sultan bewogen, die Brüder am Leben zu lassen. Aber das Schwert hing nur an einem Faden über den Häuptern der Unglücklichen. Die Gefahr, in der diese schwebten, war um so größer, als der Sultan in den letzten Jahren, seitdem ihm Achmed Köprili den Geschmack an gebranntem Wasser

beigebracht hatte, durch den unmäßigen Genuß des erhitzenden Zimmtgeistes zu unnatürlichen Lüsten und Thaten geneigt war.

In der äußeren Politik gab es bald wieder neue Bewegung. Der Aufstand des Grafen Emerich Tököli und seines Anhanges in Ungarn war die Hauptursache, daß der längst geplante Krieg gegen Oesterreich zum Ausbruche kam. Die Entwicklung der ungarischen Rebellion, das Verhalten des ehrgeizigen Tököli, der sich den Königstitel anmaßte und unter der Parole „Für Gott und Vaterland" für die Interessen des Islams kämpfen mußte, der Kriegszug des nach Ländern und Beute gierigen Großwesirs Kara Mustapha nach Wien, all' dies ist bereits eingehend geschildert worden, und es bleibt nur noch Einiges über die Janitscharen und Sipahi zu sagen übrig, die zu jener Zeit den wichtigsten Theil der türkischen Armee ausmachten.

Die innere Einrichtung des regulären Heeres war zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts bestand das regelmäßige Fußvolk aus 196 Ortas (Regimenter), welche in numerischer Beziehung eine ungleiche Stärke hatten. Keines der Regimenter war über 800 Mann stark, die meisten zählten einen Stand von 100—500 Mann. Die eigentlichen Janitscharen, die ihren Sold aus der Schatzkammer erhielten, konnten nur eine Stärke von 40.000 Mann ausweisen.

Die Orta von 1—62 waren die ältesten Kammern der Janitscharen und wurden ausschließlich als Besatzung in der Hauptstadt verwendet; die von der 63. bis zur 96. Orta hießen Segbane, d. i. Hundewärter, die übrigen 100 Ortas nannten sich Dschemaat, d. i. Vereine oder Versammlungen.

Die Segbane gehörten früher zur Jagdkammer der Sultane, standen 7000 Mann stark unter dem Obristjägermeister und begleiteten den Padischah auf der Jagd in seine weit entlegenen Gründe. Wegen der ungeheuren Kosten, welche sie verursachten, dann wegen der Verwüstung, welche der zahlreiche Jagdtroß auf weiten Gebieten zum Verderben des Bauers und zum Mißvergnügen der Völker anrichtete, ließ Mohamed II. die Segbane als Jägercorps den Janitscharen einverleiben. Diese Einverleibung hatte übrigens noch den besonderen Zweck, den aufrührerischen

Geist der Janitscharen zu ersticken und sie dem Sultan gefügiger zu machen. Im Range waren die Segbane den Janitscharen gleichgestellt und bildeten als eigene Kaste 34 Regimenter, auch Kammern genannt. Den Offizieren blieben die alten, von den Jagdverrichtungen herrührenden Namen. Unter diesen Benennungen fungirten die Inhaber der vorzüglichsten militärischen Stellen.

Das ganze Corps der Janitscharen (Odschak) befehligte der Janitscharen-Aga (nicht zu verwechseln mit dem Aga der Janitscharen: Ersterer ist der General und oberste Befehlshaber aller Janitscharen, Letzterer nur der Commandant einer Orda). Meistens wurde der Janitscharen-Aga aus dem Corps entnommen, was aber keine unabänderliche Regel war. Das Amt des Janitscharen-Agas war eines der angesehensten, der einflußreichsten im Staate. Dieser Würdenträger wohnte allen Divansitzungen im Serai bei, hatte aber nur in Angelegenheiten seines Corps eine berathende Stimme, wenn er nicht etwa zugleich Pascha von drei Roßschweifen oder Wesir der Kuppel war, was zuweilen vorkam. In Sachen von Wichtigkeit wurde sein Gutachten gefordert, insbesondere hatte er in allen Fällen, in denen man auf das Einverständniß mit dem Corps Gewicht legte, über dessen Stimmung zu berichten, ein Beweis für die hohe Beachtung, welche die Regierung dem Corps zu schenken sich bemüssigt sah.

Der nächste höhere Offizier des Corps hieß Kul Kiaja (Sklavensachwalter) und war der Stellvertreter des Janitscharen-Agas. Ein Amt von großer Bedeutung, über welches ohne vorhergehende Zustimmung des ganzen Odschak der Janitscharen selbst der Großherr nicht verfügen konnte. Bei der Besetzung der Stelle des Janitscharen-Agas, sowie bei der Entsetzung desselben war die Stimme des Kul Kiaja von entscheidendem Einflusse, obgleich er dem Aga untergeordnet war. Das kam daher, weil sein Einfluß im Corps unmittelbarer mächtig war. Alle Angelegenheiten des Corps konnten nur von ihm und dem Aga gemeinsam entschieden werden. Beide besetzten die erledigten Stellen vom Dschorbaschi und Odabaschi abwärts. Im Kriege und der Schlacht gingen von ihnen die für den Angriff oder für die Vertheidigung nothwendigen Verhaltungsmaßregeln aus.

Den genannten Würdenträgern folgten die vier General-Lieutenants, und zwar nach den Stufen ihres Dienstranges: der Segbanbaschi, der Sagardschibaschi, der Ssamßundschibaschi und der Turnadschibaschi. Der Erstgenannte befehligte die 33 Ortas der Segbane, die anderen drei Generale die übrigen Ortas oder Regimenter.

Diese sechs Würdenträger und der Baschtschausch, d. i. der Oberste der Staatsboten bildeten zusammen den Stab des Corps und hatten ihren Sitz in Constantinopel.

Sowie die vier ersten Offiziere der Janitscharen ihre Namen von den Verrichtungen der alten Jagd hernahmen, so entlehnten die vier ersten Offiziere eines Regiments oder Orta ihren Namen von den Verrichtungen der Küche und ihrer Bedürfnisse. Sie hießen: der Dschorbadschibaschi, d. i. oberster Suppenmacher, Aschdschibaschi, d. i. Oberstkoch, der Sakkabaschi, d. i. Oberstwasserträger, und der Wekelicharbsch, d. i. Kücheneinnehmer. Diese bildeten den Stab eines Regiments. Der Ersterwähnte hatte das Amt, bei Paraden, Ceremonien 2c. die Truppen unter seinem Befehle aufzustellen, dann körperliche Strafen auszuführen, er trug im Dienste einen großen Schöpflöffel.

Dreimal in eilf Monaten war Löhnungszahlung, immer vor dem Divan des Serai in Gegenwart des Großwesirs und des Staatsrathes. Der Sold war sehr verschieden, je nach der Dienstzeit und den Verdiensten. Täglich erhielten die Janitscharen in der Caserne eine Gebühr an Fleisch, Reiß und Brod und einmal im Jahre ein Stück Tuch von hellblauer Farbe und ein Stück weißen Leinenstoffes zum Turban. Für den festgesetzten Sold und die Gebühr an Tuch, die auf Wunsch auch durch einen entsprechenden Geldbetrag ersetzt wurde, war Jeder verpflichtet, sich zu kleiden und zu bewaffnen. In Betreff der Farbe der Kleidung bestand kein Zwang, nur im Schnitte bestand eine Art Gleichförmigkeit, besonders die weiten Hosen von hellblauer Farbe, dann die Schuhe von rothem Saffianleder wurden in übereinstimmender Form getragen. Der Turban hatte eine gleiche Form, in der Art, wie der weiße Musellin gewunden wurde. Bei Feierlichkeiten trugen die Janitscharen besondere Mützen von weißem Filz, die durch ein gegen den Nacken herabhängendes Stück gekennzeichnet wurden. Wie wir

wissen, sollte dieser Lappen an den Aermel des Hadschi Begtasch, des Janitscharen-Patrons, erinnern. Die Mützen hatten vorne Vorrichtungen, in welche die Eßlöffel gesteckt wurden.

Die Kleidung der Offiziere kam einer Uniform schon näher. Der Janitscharen-Aga trug ein Ueberkleid von Goldstoff mit lang herabhängenden Aermeln, gefüttert mit Hermelinmarder. Die anderen Oberbefehlshaber, wie Kul Kiaja &c. trugen ähnliche Ueberkleider von grünem Sammt, gefüttert mit Luchs. Alle hatten Staatsturbane, „Kuka“ genannt, die mit weißen Straußfedern verziert waren. Die obersten Offiziere der Orta hatten ähnliche Turbane, nur in kleinerer Form; die niedrigen Offiziere hatten zum Abzeichen eine goldgestickte Binde am Turban. Die Dschorbadschi der Segbane trugen rothe, die der Dschemaat gelbe, die der übrigen Regimenter schwarze Stiefel.

Jede Kammer der Janitscharen bildete gleichsam eine eigene, abgesonderte Familie, sie hatte ihre eigene Casse und ihren besonderen Haushalt; sie war das Gericht, vor dem alle Vergehen der Mitglieder untersucht und bestraft wurden, ohne daß eine weitere Anfrage an die höheren Offiziere des Corps gerichtet wurde. Aber die Unterwerfung der Janitscharen unter die Aeltesten der Kammer und ihre Offiziere überhaupt floß bei alledem mehr aus der Quelle des Eigenwillens als aus der der militärischen Strenge und Zucht. Denn abgerechnet von dieser Art Folgsamkeit, auf die übrigens auch nicht immer zu rechnen war, gab es keine frechere, ordnungslosere Soldatesca. Wir haben ja auch erfahren, wie oft die Hauptstadt durch diese wilden Truppen in Gefahr und Verwirrung gebracht wurde, dann welchen Einfluß die Janitscharen auf den Thronwechsel und bei der Besetzung der ersten Stellen des Reiches ausübten.

Das Zeichen, wodurch sie ihre üble Stimmung oder die Neigung zum Aufruhre an den Tag zu legen pflegten, war die Verschmähung des „Pilaw,“ der Speise, die ihnen an den Tagen des Divan in den Höfen des Serai gereicht wurde. In solchen drohenden Momenten versuchte man Alles, um die Ursache der Unzufriedenheit zu ergründen und den Ausbruch der Emeute zu verhüten. Gelang dieses nicht, so schritten die Janitscharen zum letzten Lärmzeichen, indem sie den großen Kessel

(Kasan) von seinem gewöhnlichen Orte auf den Fleischplatz übertrugen. Da jeder Janitschar den Kessel als Heiligthum betrachtete, so folgte er dorthin, wohin derselbe übertragen wurde. Der Ausbruch des Sturmes, in welchem die Minister, ja selbst der Großherr des Lebens nicht mehr sicher waren, war nahe, wenn dieses Zeichen der Empörung gegeben wurde.

Der Kochkessel, dieses wunderliche Ehrenzeichen, war den Janitscharen heilig. Im Felde wurde derselbe von einer eigenen Wache umgeben, auch galt jene Compagnie für entehrt, welche aus Nachlässigkeit oder durch directes Verschulden ihren Kessel verloren hatte. Damit hing es zusammen, daß die Offiziere Titel führten, welche an die Küchendienste erinnerten, daß alle wichtigen Berathungen beim Kessel stattfanden, und daß ein zur Prügelstrafe verurtheilter Janitschar diese nur im Angesichte des hochverehrten Kessels bekommen konnte.

Die Bewaffnung der Janitscharen bestand in einer langen, schweren Flinte mit kurzem Kolben, in einem kurzen Säbel und in einem langen Messer mit einem Griff, der gabelförmig endete, dem sogenannten Handschar, auf welchen die Flinte behufs sicheren Zielens aufgelegt werden konnte. Dazu kam noch ein im Gürtel steckendes Pistol, ein Pulverhorn und ein Säckchen von Leder zum Aufbewahren der Kugeln. Während des Friedens wurden die Waffen in Constantinopel aufbewahrt und die Janitscharen trugen anstatt derselben lange Stöcke.

In Reih' und Glied zu fechten, waren diese Truppen nicht geübt, ihre Gefechtsweise bestand in regellosen, meist mit wüthender Begeisterung gemachten Anläufen; sie waren unverdrossen und sehr gewandt im Minengraben und zeigten Todesverachtung, wenn sie mit wildem Geschrei ihre Stürme unternahmen. Länger als vierzig Tage waren sie nicht verpflichtet, vor einer Festung zu verweilen, was oft zu Unruhen und Empörungen Anlaß gab und was auch die Schuld daran trug, daß sehr wichtige und gut angelegte Unternehmungen oft vollkommen mißlangen.

Die Sultane waren verbunden, dem Corps der Janitscharen bei gewissen Gelegenheiten Geldgeschenke zu verabreichen, z. B. bei jeder Thronbesteigung. Verdankte der neue Sultan seine Erhebung der Gewalt der Janitscharen, so stellten diese ihre Forderungen so hoch, daß

sogar der öffentliche Schatz zur Befriedigung der Truppen nicht hinreichte. Ein Geschenk, das die Janitscharen aus dem Anlasse einer derartigen verbrecherischen That erhielten, verlockte natürlich dazu, die Gewaltthaten zu wiederholen. Die osmanischen Herrscher erkannten das Entehrende und die schlimmen Folgen des von Soliman I. eingeführten Gebrauches; sie fügten sich demselben nur mit Unwillen, aber der Schritt, sich von dem Herkommen loszumachen, war zu gefährlich.

Eine besondere Wichtigkeit erhielten die Janitscharen dadurch, daß aus ihren Reihen die Leibwache des Sultans, sowie die Sicherheitswache für Reisende gebildet wurde. Wenn ein Sultan den Thron bestieg, ließ er sich in eine Orta einschreiben.

Durch die Ausnahmsstellung, welche die Janitscharen im Staate einnahmen, in welchem sie gleichsam einen unabhängigen Stand ausmachten, erschütterten sie das Reich so oft in seinen Grundfesten. Einige Sultane beklagten die derart begründete Zügellosigkeit und die Zerrüttung im Staate und dachten daran, sich dieser Prätorianer zu entledigen. Allein Versuche in dieser Richtung mißlangen, wahrscheinlich, weil nicht die richtigen Mittel angewendet wurden.

Die ganze Staatskunst der Sultane und der Wesire erschöpfte sich in der fortwährenden Sorge, Meutereien der Truppe zu verhindern oder solche zu unterdrücken. Manche Herrscher kämpften, wie wir wissen, vergeblich gegen die Gefahr und fielen als Opfer der Soldatenempörungen. Ja selbst der bloße Versuch, dem Heere eine andere Verfassung zu geben, wurde von Manchem mit dem Tode bezahlt.

Die nochmalige knappe Zusammenfassung der diesbezüglichen Daten dürfte ein drastisches Bild ergeben: 1512 zwangen die Janitscharen den Sultan Bajasid II. zur Thronabtretung an seinen Sohn Selim II. 1618 wurde Mustapha I. abgesetzt und in das Gefängniß der sieben Thürme gesperrt. Sein Nachfolger Osman II. hatte nach vier Jahren dasselbe Schicksal und wurde getödtet. Mustapha I., wieder zur Regierung berufen, nahm während seiner kurzen zweiten Regierungszeit an vielen Janitscharen Blutrache für die Ermordung des Vorgängers, um selbst wieder abgesetzt und im Gefängniß erdrosselt zu enden. Mohamed IV., unter dessen Regierung die Janitscharen vor die Mauern

Wiens geführt worden waren, wurde 1688 entthront, desgleichen Achmed III. 1730, Selim III. 1806, Mustapha IV. 1807 u. A. m. Erst dem Sultan Mahmud II. gelang es, 1826 die Empörer nach einem kräftigen Widerstande zu besiegen; ihre Casernen wurden zerstört, bei 15.000 Janitscharen wurden hingerichtet, 30.000 verbannt, der Name Janitschar mit Fluch belegt und der ewigen Vergessenheit übergeben.

Einen sehr wichtigen Bestandtheil der türkischen Kriegsmacht bildete die Reiterei, welche von den Besitzern der Kriegerlehen, den Timarioten und Siamet (Zaims), je nach der Höhe ihres Einkommens, ins Feld gestellt werden mußte. Die Timarioten zerfielen in zwei Theile, nämlich in jene, welche ihren Sold von der kaiserlichen Schatzkammer empfingen und unter den Sipahi (Spahi) Kriegsdienste leisten mußten, und in solche, welche ein Einkommen von 5000 bis 19.999 Aspern aus ihrem Lehengute bezogen, wofür sie verpflichtet waren, für je 5000 Aspern einen bewaffneten Reiter zu stellen und mit ihrer Schaar persönlich ins Feld zu ziehen. Die größeren Reiterlehen, Siamet oder Zaims, deren Inhaber aus ihnen zugewiesenen Dörfern ein Einkommen von 20.000 bis 99.999 Aspern bezogen, waren gleichfalls gehalten, mit einer entsprechenden Zahl bewaffneter Reiter Kriegsdienste zu leisten, und zwar unter dem Commando desjenigen Beglerbeg oder Pascha, unter dessen Jurisdiction sie standen. Diese zwei Reiterorden waren aber nicht allein verpflichtet als solche, sondern auch auf der Flotte Dienste zu leisten. Nur den größeren Rittergutsbesitzern war es gestattet, sich dieser Pflicht durch Leistung einer entsprechenden Geldsumme zu entledigen; die Timarioten aber mußten unbedingt ihrer Verpflichtung persönlich nachkommen.

Von der persönlichen Kriegsdienstleistung gab es keine Enthebung; war der Lehensträger krank, so mußte er sich in einer Sänfte oder Tragbahre fortbringen lassen, war er noch im Kindesalter (das Lehengut durfte bekanntlich auch auf den Sohn vererbt werden), so mußte er von den übrigen Reitern in einem Korbe mitgenommen werden; so wurde er oft schon als Kind an Pflichterfüllung, Gefahr und Kriegszucht gewöhnt.

Im Feldzuge 1683 soll die irreguläre Reiterei, worunter die Siamet und Timarioten, mit Ausnahme der Akindschi, zu verstehen

sind, eine Stärke von 80.000—83.000 Mann erreicht haben. Dieser Truppe wurde in Kriegszeiten eine gewisse Anzahl von Freiwilligen einverleibt, die auf eigene Kosten, nur mit der Anwartschaft, durch Tapferkeit ein Lehen zu erwerben, dienten. Sie hatten nämlich Aussicht, für ihre im Kampfe geleisteten Dienste als Nachfolger in die Lehen Derjenigen eingesetzt zu werden, welche im Treffen getödtet wurden. Als im Jahre 1664 die Festung Serinvar erstürmt wurde, war ein Reiterlehen offen; acht tapfere Volontäre gingen um dasselbe todesmutig in den Kampf; sieben derselben erfreuten sich nacheinander nur einige Minuten lang des Titels, da sie Mann für Mann in den Stürmen umkamen. Erst der achte dieser Freiwilligen, der Letzte, der unversehrt aus dem Kampfe hervorging, konnte das Lehen antreten und genießen.

Die Zaims und Timarioten theilten sich in zwei abgesonderte Corps, die auf je eine Provinz kamen, waren mit Säbel, Lanze oder Wurfspieß, später zum Theil auch mit Pistolen und Flinten, zum Theil mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, bildeten, aller taktischen Ausbildung entrathend, lediglich Reiterhaufen, die truppweise zusammenhielten, mit wilder Tapferkeit auf den Feind losstürzten, aber, wenn der erste Angriff mißlang, sich zumeist in wilder Flucht auflösten, um nach einiger Zeit das Manöver zu wiederholen.

Schließlich einige Worte über den Kern der türkischen Reiterei, über die Sipahi. Diese bildeten sozusagen den Adel unter der türkischen Bevölkerung, denn aus ihren Reihen gingen die Besitzer der kleineren und größeren Rittergüter hervor; Lehen dieser Art bildeten den Lohn für die im Kriege geleisteten Dienste. Das Erbe ging stets auf den ältesten Sohn über. In keinem Falle durfte ein Besitz in kleinere Lehen zerstückt werden. Hatte der Besitzer keinen männlichen Erben, fiel der Gütercomplex an die Regierung zurück, welche das Lehen an einen verdienstvollen Sipahi verleihen sollte. Dieser Vorgang wurde aber nicht immer eingehalten, sondern die erledigten Lehen wurden oft benützt, um Günstlinge des Harems, die gar keine Kriegerdienste leisteten, mit Reichthümern zu überschütten.

Die Bewaffnung der Sipahis war sehr mannigfaltig; sie führten Bogen und Pfeile, erstere in der Form, die den alten Parthern gebräuchlich

war, dann Säbel, Pistolen, Schild und Lanze; an der Lanzenspitze war ein Fähnlein befestigt, welches erkennen ließ, zu welcher Ordnung der Reiter gehörte. Solcher Reiterordnungen gab es sechs.

Die erste Ordnung hieß Silihdare und trug gelbe Fähnlein an der Lanze und eine Standarte von gleicher Farbe; nach dieser kam die Ordnung der Spahioghlani, das sind die Jungen oder Knechte der Sipahi mit rothen Fahnen. Während eines Treffens in Ungarn unter Mohamed II. versagte die erste Ordnung im Gefechte die nothwendige Erneuerung eines Angriffes; die Spahioghlani aber führten durch ihr tapferes Angehen den Sieg herbei. Für diese That erhielten sie das Privilegium, in der Marschordnung vor dem Sultan zu reiten.

Die dritte Ordnung hießen die Sad-Ulefidschi (Söldlinge) und ritten in der Schlachtordnung rechts von den Spahioghlani mit weiß-rothen Fähnlein. Die vierte Ordnung Namens Sol-Ulefidschi ritt den Silihdare zur Linken und hatte weiß-gelbe Abzeichen an der Lanze; die fünfte Ordnung nannte sich Sag-Gureba (Fremdlinge, auch Glücksreiter, Waghälse), sie ritt am rechten Flügel der Sag-Ulifidschi und führte grüne Cornets; die sechste Ordnung, Sol-Gurebe genannt, mit ganz weißem Fähnlein, hatte ihre Eintheilung am linken Flügel der Sol-Ulefidschi.

Vorzügliche Reiter waren sie allesammt; auf die Feuerwaffe legten sie wenig Werth, dagegen wußten sie mit großer Geschicklichkeit den Säbel, die Lanze und den Wurfspieß zu handhaben. Letzteren, der zwei Schuh lang und mit einer eisernen Spitze versehen war, warfen sie mit großer Kraft und wunderbarer Geschwindigkeit vor sich hin; sie setzten den fliegenden Geschossen in Carrière nach und nahmen dieselben von der Erde wieder auf, ohne den Lauf des Pferdes zu mäßigen.

Im ungarischen Feldzuge machte man die Erfahrung, daß sie den resolut und zur richtigen Zeit abgegebenen Salven nicht gerne Stand hielten, ja nach einer dritten Salve regelmäßig den Platz räumten; dagegen ist nicht zu läugnen, daß sie mit Hilfe ihrer schnellen Pferde und durch die Gewandtheit in der Führung von Säbel und Lanze den kaiserlichen Küraſſieren sehr gefährlich wurden, wenn diese nicht mit festgeschlossenen Gliedern angingen und für ihre Flanken und Rücken gesorgt hatten. In rasendem Laufe, mit furchtbarem Geschrei (Allah! Allah!)

vollführten sie ihren Angriff und suchten die Glieder des Feindes zu durchbrechen; gelang ihnen dieses nach dreimaligen Versuchen nicht, so zogen sie sich zurück.

Die Besoldung der zwei ersten Reiterordnungen war ungleich; sie schwankte zwischen 12 und 100 Aspern per Tag. Ergänzt wurden diese beiden Ordnungen aus den Pagenkammern zu Adrianopel und Pera. Wenn der Sultan persönlich ins Feld zog, erhielten die vordersten Rotten der Sipahi ein Geschenk von 5000 Aspern, welches Bogen- oder Köchergeld genannt wurde.

In der Regel zogen nur die zwei ersten Orden der Sipahis in den Krieg; die vier letzten nur dann, wenn es die höchste Noth erforderte; ihr täglicher Sold belief sich auf 10—20 Aspern.

Diese reguläre Reiterei hatte eine Stärke von 12.000 Mann und entrieth jeder taktischen Ordnung. In regellosen dichten Massen marschirten und lagerten diese Truppen, und dergestalt wurden sie auch in die Schlacht geführt. Als im Jahre 1826 das türkische Heer eine Umgestaltung nach europäischem Muster erfuhr, wurde die Einrichtung der Sipahi aufgehoben.

Wenn die Pforte einen Krieg in Ungarn oder Persien führte, mußte der Tatarenkhan ein Hilfscorps von 10.000—15.000 Reitern stellen. Zog der Sultan selbst mit, so mußte der Khan in Person die Hilfsmacht ins Feld führen; im anderen Falle schickte er einen seiner Söhne oder einen vornehmen Häuptling. Die Tataren waren im Allgemeinen schlecht bewaffnet, Manche hatten weder Säbel noch Bogen, sondern nur eine Streitaxt, die am Sattel hing. Sie führten viele ledige Pferde mit sich, um ihren Raub und die Gefangenen fortzubringen, oder falls Mangel an Lebensmitteln eintrat, die entbehrlichen Thiere zu verzehren.

Auch die Fürsten der Moldauer und Walachen mußten an dem Raubzuge nach Wien theilnehmen; jeder von Beiden mußte ein Contingent von circa 4000 Mann stellen. Zu den besonderen Verrichtungen dieser Völkerschaften gehörte die Herrichtung der Wege und Straßen, der Brückenbau, die Lichtung der Büsche und Wälder, der Schanzenbau, das Aufwerfen der Gräben, endlich die Besorgung der Fourage und anderen Bedarfes für den Großwesir.

Viele Tausend christliche Unterthanen der Pforte mußten den Großwesir auf seinem Kriegszuge begleiten; nur mit Grabscheit und Hacken ausgerüstet, wurden sie zu den Lagerarbeiten und Handlangerdiensten verwendet.

Im gleichen Maße wie die Christen, die das Unglück hatten, in türkische Gefangenschaft zu gerathen, erfuhren auch die christlichen Unterthanen der Pforte, die mit dem erniedrigenden Namen Rajah, d. i. Heerde belegt waren, keine bessere Behandlung, sie waren der grausamen Willkür der Paschas vollends überlassen.

So ließ Hussein Pascha von Damaskus während der Belagerung von Wien mehrere Hundert dieser armen Rajahs im Schlamme ersticken, weil sie eine ihnen übertragene Arbeit nicht nach Wunsch des Befehlshabers ausgeführt hatten.

Schon im Jahre 1690 kam eine neue Einrichtung (Nisami dschedid, d. i. neue Ordnung) zu Stande, laut welcher die christlichen Unterthanen vom Kriegsdienste ausgeschlossen, dafür aber mit einer Kopfsteuer (Haradsch) belegt wurden, die sich bis auf die neueste Zeit erhalten hat.

Beilage I.

Liste der türkischen Streitkräfte, mit welchen der Großwesir Kara Mustapha in Belgrad eingetroffen ist.

Mustapha Pascha, Wesir der Janitscharen, ist von Adrianopel verreist mit 62 Fahnen, macht 10.000 Mann, welche Zahl mit den Janitscharen von Babylonien und andern unterwegs gewachsen auf		15.000	Mann.
Emir Pascha von Aden in Belgrad erschienen mit:			
2 Standarten Dilli	60		
10 Standarten Saregie (irreguläre Flintenschützen)	260		
Pagen	60		
Aga oder Offiziere mit Dienern	70	450	„
Hussein Pascha von Bolu mit:			
1 Standarte Dilli	40		
5 Standarten Saregie	200		
Pagen	50		
6 Aga mit ihren Dienern	36	326	„
Kara Mehemet Wesir-Pascha zu Diarbekir mit:			
30 Standarten Saregie zu Pferd	1200		
Pagen	100		
30 Aga mit ihren Knechten	200	1.500	„
Mustapha Wesir-Pascha in Silistria mit:			
6 Standarten Dobbriger'schen Tataren, anjetzo an der Donau wohnend, diesem Pascha unterworfen	120		
2 Fahnen Dilli	120		
6 Standarten Saregie	1140		
11 „ Seimanni zu Pferd	340		
Pagen	80		
20 Aga mit Dienern	160		
6 Standarten Vasallen	120	2.080	„

Ali Pascha von Sias mit:

2 Standarten Dilli	100	
8 „ Saregie	240	
Pagen	40	
30 Aga mit ihren Dienern	150	530 Mann.

Achmet Pascha von Meras mit:

2 Standarten Dilli	100	
14 „ Saregie	420	
Pagen	40	
25 Aga mit Dienern	150	710 „

Hassan Pascha von Sophia mit:

2 Fahnen Dilli	120	
12 „ Saregie	480	
6 „ Fußvolk	300	
1 Fahne Tataren	40	
Pagen	80	
Aga mit ihren Dienern	280	
16 Standarten Spahi, seine Vasallen	2000	3.300 „
10 andere Begs, so diesem Pascha unterworfen mit 50, 80, 100 bis 200 einer, zusammen		1.200 „

Hussein Wesir-Pascha zu Damaskus mit:

2 Standarten Dilli	120	
27 „ Saregie	1080	
Pagen	80	
40 Aga mit ihren Dienern	240	
3 Standarten Spahi	300	
3 „ Janitscharen von Damaskus	180	2.000 „
2 Begs unter demselben Pascha		300 „

Kise Ali Pascha von Tekie mit:

7 Standarten	280	
Aga mit seinen Dienern	30	
Pagen	30	340 „

Vekir Pascha von Aleppo mit:

18 Fahnen	540	
2 Standarten Dilli	120	
Pagen	80	
30 Aga mit ihren Dienern	210	950 „

Osman Pascha mit:

Standarten zu Pferd	200	
Pagen 40, Aga mit Dienern 60	100	
3 Beg dem Pascha unterworfen	210	510 „

Hassan Pascha von Harmit mit:		
12 Standarten	360	
Pagen 10, Offiziere und Diener 400	410	770 Mann.
Ibrahim Wesir-Pascha von Ofen mit:		
2 Fahnen Dilli	120	
30 „ Saregie	900	
20 „ Knechte	700	
Pagen	80	
Offiziere und ihre Diener	250	
Tschausche von Buda	15	2.065 „
Aus der Provinz Ofen Lehensleute		800 „
Mustapha Pascha von Essegg mit:		
6 Standarten zu Pferd	200	
2 Fahnen Fußknechte	100	
1 Beg mit seinen Knechten	100	
Pagen 40, Offiziere und Diener 120	160	560 „
Achmet Wesir-Pascha zu Temesvar mit:		
2 Standarten Dilli	100	
16 Fahnen Saregie und Segbane	480	
Pagen	40	
Offiziere und Diener	180	800 „
Hidir Pascha in Bosnien mit:		
2 Standarten Dilli	120	
10 „ Saregie	400	
12 Fahnen Fußknechte	600	
2 Standarten zu Pferd	100	
80 Pagen, 35 Aga und ihre Diener	320	1.540 „
Lehensleute dieses Pascha mit 5 Fahnen Spahi		800 „
Der Beg von Groß-Cairo mit:		
30 Fahnen besoldeter Janitscharen und Reiter dieses Reiches		3.000 „
Scheich Ali Achmet Pascha zu Agria, der hernach Pascha von Magnesia wurde, mit:		
12 Standarten Saregie	360	
60 Pagen, 25 Offiziere sammt Dienern	210	570 „
Ueberdies noch 5 Fahnen Janitscharen, welche in Agria wohnen, mit ihren Aga		400 „
Summa		40.501 Mann.

Beilage II.

Nicolaus Hocke, Doctor der Rechte, Syndicus und Stadtschreiber, hat in seiner „Kurzen Beschreibung dessen, was in wehrender türkischen Belagerung der kaiserlichen Residenzstadt Wien 1683 ꝛc. passiret ist“ die Satzung der Lebensmittel, wie solche von der Stadtbehörde festgesetzt wurde, niedergeschrieben.

Im Anfange kostete z. B.:

1 Semmel von weißem Mehle, 8¼ Loth im Gewichte	1	kr.	1 Stück Häring	5	kr.
Das Pfund Rindfleisch	6	„	1 Maß Wein (minder)	3	„
„ „ Kalbfleisch	9	„	1 „ „ (mittel)	6	„
„ „ Schweinefleisch	8	„	1 „ „ (vom besten)	8—10	„
„ „ Schöpsenfleisch	6	„	1 Laib Brod à 3 Pfund	4—6	„
„ „ Speck	12—14	„	⅛ Metzen Mundmehl	24	„
„ „ Fleck (Gekröse)	4	„	⅛ „ Semmelmehl	18	„
„ „ Leber	3	„	⅛ „ Pohlmehl	17	„
1 Paar Hühner	24	„	⅛ „ Gries	24	„
1 alte Henne	24	„	⅛ „ Gerste	20	„
1 Kapaun	2	fl.	⅛ „ Erbsen	16	„
1 Gans	54	kr.	⅛ „ Linsen	15	„
1 Ente	30	„	1 Maß Salz	6	„
1 Pfund Schmalz	16	„	1 Metzen Hafer	26	„
1 „ Butter	15	„	1 Bund Heu	6	„
1 „ Käse	4—6—8	„	1 „ Stroh	4	„
1 „ Zwetschken	4	„	1 Pfund Pfeffer	30	„
1 „ Kerzen	9—10	„	1 Loth Safran	48	„
1 „ Baumöhl	18	„	1 „ Gewürznelken	12	„
1 „ Reiß	9	„	1 Pfund Capern	36	„
1 „ Stockfisch	11	„	1 „ Ingwer	21	„
			1 „ Mandeln	36	„

Später, gegen Ende der Belagerung, trat eine größere Theuerung ein und kostete 1 Pfund Rindfleisch 24 kr., 1 Gans oder Spanferkel 4 fl., 1 Paar Hühner 1 fl. 30 kr., 1 Truthahn 8—10 fl., 1 Stück Ei 7—10 kr. u. s. w.

Beilage III.

Liste der türkischen Macht vor Wien, wie dieselbe von dem ehrwürdigen Großwesir am 18. Tag des edlen Monats Ramezan (oder den 7. September 1683) ist befunden worden.

1.	Insonderheit der ehrwürdige Großwesir Kara Mustapha mit seiner Mannschaft und Hof	6.000	Mann
2.	Kara Mehemet, Wesir und Pascha von Mesopotamien mit	5.000	„
3.	Chydir Pascha von Bosnien	6.000	„
4.	Ibrahim Pascha von Ofen	5.000	„
5.	Hussein Pascha von Damaskus	3.000	„
6.	Hassan Pascha von Temesvar	1.000	„
7.	Mustapha Pascha von Silistria	1.500	„
8.	Scheich Oglu Pascha von Magnesia	1.000	„
9.	Hadschi Oglu Beglerbeg von Sophia	6.000	„
10.	Bekir Pascha von Aleppo	1.000	„
11.	Achmet Pascha von Anatolien (Dürfte ein Irrthum sein, da es einen Pascha dieses Namens über Anatolien nicht gegeben hat.)	1.000	„
12.	Harmos Pascha von Mentechesia	500	„
13.	Achmet Pascha von Tyra	600	„
14.	Hassan Pascha von Haman	500	„
15.	Ali Pascha von Siwas	1.000	„
16.	Ali Pascha von Anchra	500	„
17.	Ali Pascha von Erzerum	500	„
18.	Achmet Pascha von Muros	1.000	„
19.	Ali Pascha von Karamanien	1.000	„
20.	Mustapha Pascha von Theben	500	„
21.	Hussein Pascha von Police	600	„
22.	Emir Pascha von Aden	500	„
23.	Ahlon Pascha von Nikopolis	1.000	„
24.	Hassan Pascha Nicksa	500	„
25.	Ali Pascha von Brussa	300	„
26.	Hassan Pascha von Körmend	300	„
27.	Jurigi Pascha von Erlau	6.000	„
28.	Omer Pascha von Karahisar	1.000	„
29.	Osman Oglu Pascha von Ciuhatai	1.000	„
30.	Ibrahim Pascha von Wardein	600	„
31.	Mustapha Aga der Janitscharen	16.000	„

32.	Osman Aga der Spahi	12.000	Mann
33.	Der Aga über Zaimes (Lehensreiter)	5.000	„
34.	Der Aga über die freiwilligen Reiter	5.000	„
35.	Toptschidi-Baschi (Artillerie)	1.500	„
36.	Gebidschi-Baschi (Train- und Proviantmeister)	4.000	„
37.	Egyptische Hilfstruppen	3.500	„
38.	Besoldete Mineurs	5.000	„
39.	Unbesoldete gehuldigte Bauern	20.000	„
40.	Tataren-Khan mit seinen Truppen	20.000	„
41.	Ungarn	15.000	„
	(Die unter Tököli's Befehl stehenden Ungarn, welche nicht im Lager vor Wien sich befanden, sind ganz unrichtiger Weise hier angeführt, indem nur circa 1000 Ungarn unter den Grafen Zichy, Draskowitz und Nadasdy beim Großwesir waren. Tököli selbst ist nur einmal vor Wien beim Großwesir auf Besuch gewesen.)		
42.	Servan Kantakuzena, Woiwod der Walachei	4.000	„
43.	Ghika, Woiwod der Moldau	2.000	„
44.	Michael Apafi Fürst von Siebenbürgen	6.000	„
	Summa	173.400	Mann.

Auch die siebenbürgischen Hilfstruppen dürften aus dem Grunde, weil Apafi Alliirter der Pforte war, in die Gesammtziffer einbezogen worden sein, anwesend war der Fürst von Siebenbürgen nur eine geraume Zeit im Lager des Großwesirs, begab sich jedoch bald an die Brücken bei Raab, die er zu beschützen den Auftrag hatte.

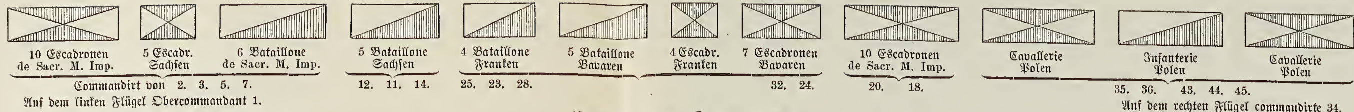
Liste derjenigen, so in der Belagerung bis zum 7. September verwundet, erschlagen, gefangen oder natürlichen Todes geblieben sind:

Pascha (Kutschuk Hassan Pascha, Achmet Pascha und Besmi)	3
Tschior-Baschi, höhere Offiziere der Janitscharen	16
Offiziere der egyptischen Miliz	25
Offiziere und Zaimes oder Lehensreiterei	500
Janitscharen	10.000
Mineurs und Arbeiter in den Approchen	16.000
Spahis und andere Reiter *)	12.000
Artillerie und Zeugspersonale	6.000
Tataren	2.000
Gemeine Lehensleute oder Timarioten	2.000
Summa	48.544

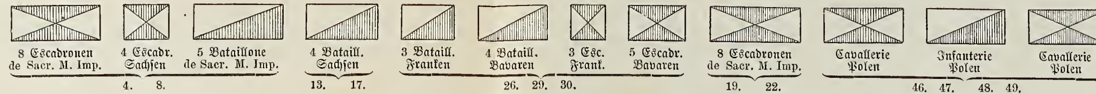
*) Die größeren Verluste an Reiterei lassen sich durch die fortwährenden Gefechte der Fourageurs mit der Landbevölkerung erklären.

Beilage IV.

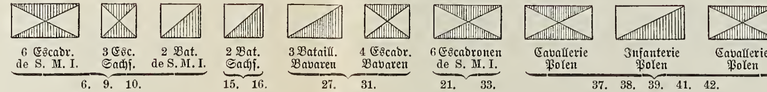
Erstes Treffen.



Zweites Treffen.



Drittes Treffen.



Auf dem linken Flügel bei der kaiserlichen Armee commandirten:

1. Generallieutenant Seine Durchlaucht Herzog von Lothringen.
2. Seine Durchlaucht Markgraf von Baden.
3. General der Cavallerie Herr Graf Caprara.
4. General-Feldzeugmeister Graf Leslie.
5. Feldmarschall-Lieutenant Markgraf Ludwig von Baden.
6. " Fürst von Salm.
7. " Herzog von Croy.
8. " Fürst Lubomirsky.
9. Generalmajor Mercy.
10. Graf Taaffe.

Bei den Sachsen:

11. Seine kurfürstliche Durchlaucht zu Sachsen.
12. Feldmarschall Goltz.
13. Feldmarschall-Lieutenant Fleming.
14. Generalwachtmeister Seine Durchlaucht Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels.
15. Graf Trauttmansdorff.
16. Graf Reuß.
17. Reitschütz.

Auf dem rechten Flügel bei den den Polen zugetheilten Kaiserlichen haben commandirt:

18. General der Cavallerie Fürst von Sachsen-Lauenburg.
19. Feldmarschall-Lieutenant Rabatta.
20. " Dünewald.
21. Generalmajor Gondola.
22. Palffy.
33. Büttler.

Bei den Bairischen und Fränkischen:

23. Seine Durchlaucht Kurfürst von Baiern.
24. Feldmarschall Seine Durchlaucht Fürst von Waldeck.
25. Feldmarschall-Lieutenant Seine Durchl. Fürst von Baireuth.
26. " Freiherr von Leghen.
27. " " " Degenfeld.
28. Generalwachtmeister zu Pferd Münster.
29. " " Fuß Steinau.
30. " " " Thüngen.
31. " " " Rumpel.
32. Barau.

Auf dem rechten Flügel haben commandirt:

34. Seine königliche Majestät in Polen.
35. Großfeldherr Stanislaus Jablonowsky, Palatinus Russie Supremus Dux Militie (erstes Treffen).
36. Unterfeldherr Nicolaus Sieniawsky Oligniae (zweites Treffen).
37. Kronfähnrich Raphael Leszinsky (drittes Treffen).
38. Kronwachtmeister Stefan Biedzinsky.
39. General Lacke von den Deutschen Ernst Graf von Dönhoff, Castelan de Wilnau.
40. General v. d. Artillerie Martinus Konsky, Castelan Leopolensis.
41. Generalmajor Dennar. 42. Leszinsky. 43. Potocki.
44. Zamoiski. 45. Dönhoff. 46. Maligny. 47. Sapieha.
48. Gorzynski. 49. Rzewusky.

An Stücken haben gehabt:

Die Kaiserlichen	70
" Kursachsen	30
" Kurbaiern	26
" Fränkischen	12
" Polen	30
Summa	168

(Nach Daniel Suttinger.)

Beilage V.

Verzeichniß der bei der Belagerung der Stadt aus den kaiserlichen Zeughäusern auf den Basteien aufgeführten Stücke, Haubitzen und Pöller.

(Nach städtischen Urkunden.)

Ganze Karthaunen	20
Dreiviertel-Karthaunen	4
Doppelte Schlangen	4
30 pfündiges Stück	1
Halbe Karthaunen	23
Kurzes 24 pfündiges Stück	1
Ganze Schlangen	6
Viertel-Karthaunen oder Quartierschlangen	35
Halbe Schlangen	2
Falkonen	20
Doppelte Falkonets	8
Haubitzen	12
200 pfündige Pöller von Metall	4
150 " " " "	2
100 pfündige Pöller von Metall	5
6 pfündige Stücke	2
4 pfündige Schlangen und auf Karren gefaßte und ungefaßte Stücke	10
Lange Feldschlangen	22
Regimentsstückel	57
3 pfündige Eisen schießende Stückel	2
Regimentsstückel nach Grindel's und Prinz Roberts *) Erfindung	2
60 pfündige Pöller von Metall	10
28 " " " "	2
26 " " " "	1
28 " Pöller, eiserne	6
15 " " "	6
In Allem	267

*) Hiermit ist Prinz Ruppert, ein Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des sogenannten Winterkönigs, gemeint, der bedeutende Kenntnisse im Artilleriewesen besaß.

Beilage VI.

Liste des Krauts und Loths und dergleichen Materialien mehr, so bei dieser Belagerung aus den beiden kaiserlichen Zeughäusern hergegeben worden und aufgegangen sind, wobei jedoch die kleineren Nebensachen, als: Schaufeln, Haken, Ketten, Piken, Pulverflaschen und dergleichen nicht annotirt sind.

Doppelhaken	212
Lange Musketen oder Halbhaken	77
Ordinäre Musketen	9.337
Karabiner	456
Pistolen, Paar	104
Kurze Wehren	1.504
Springstöcke	2.323
Küraß sammt Kasket	645
Pickelhauben	227
Stückkugeln groß und klein	35.383
Doppelhaken und Drahtkugeln	48.421
Musketenkugeln, Centner	1.106
Steinerne Kugeln	155
Kartätschen	1.998
Eiserne Mordschläg	200
Reiterharnische, Vorder- u. Hintertheil	623
Kammerspiegel	79
Lämeisen (?)	9.000
Alte Sprengkugeln	80
Granaten aus Mörsern u. Haubitzen	6.657
Eiserne und gläserne Handgranaten	80.502
Pulver, Centner	3.187
Lunten, "	862
Blei, "	8.084
Geläuterten Salpeter, "	12
Schwefel, "	7
Pech, "	3
Eisen, "	59
Pechkränze	8.442
Pechpfannen	113
Batterienägel	3.700
Sturmnägel	2.900
Ropienstangen	1.720
Lanzen zu Morgensternen	273
Morgensterne	600
Pickenierhauben	275
Rassadistenspieße	250

Beilage VII.

Extract, was aus dem bürgerlichen Zeughaus von Armaturen und Munition ausgegeben und gebraucht worden.

Erstlich sind 50 Stück, worunter 8 Haubitzen, nicht allein auf die sonsten ordinari bürgerlichen Basteien, sondern auch auf alle nothwendigen Posten zur Defension aufgeführt und gepflanzt worden, zu welchen 50 Stücken auf gute Vorsehung eines Stadtrathes eine ganze Compagnie Büchsenmeister, 100 Mann ohne die dazu gehörigen Offiziere vorhanden gewesen, welche bürgerlichen Büchsenmeister auf Ihre Excellenz des Herrn Generalen Grafen von Starhemberg und Stadtraths Befehl auf allen nothwendigen Posten sich also gebrauchen lassen, daß deren viel die ganze Belagerung niemals von ihren Posten abgelöst worden, von welchen 100 Mann 16 theils gleich todt geblieben, theils also blessirt, daß sie hernach bald zeitlichen Todes verblichen sind. Von den 50 Stücken sind 5 ruinirt worden.

Folgen die verschossenen Stückkugeln, Granaten und Kartätschen, und zwar:

Stückkugeln zu 1 Pfund . . .	579	Ganze Karthaunkartätschen zu	48 Pfd.	221
" " 2 "	1.714	Dreiviertel- "	" 36 "	204
" " 3 "	851	Halbe "	" 24 "	350
" " 6 "	989	Einfache Nothschlangen	" 18 "	112
" " 12 "	1.425	Viertel-Karthaun	" 12 "	206
" " 18 "	817	Falkonen	" 6 "	192
Eiserne Handgranaten	2.222	Haubitzen	" 12 "	312
Gläserne "	2.681	Zusammen . .		12.875

Weiters sind aus dem bürgerlichen Zeughause noch ausgegeben und verbraucht worden:

Doppelhaken sammt Bandelier . .	612	Handfeuerspritzen	521
Musketen " " . .	2.972	Lederne Feuereimer	460
Flinten sammt Tasche	56	Stückhaken und Musketenpulver, Centner	382
Mordschläg	25.511	Scheibenpulver, Centner	5
Sturmhaken	1.000	Stückpulver und allerlei Sätze, Centner	15
Küraß sammt Kaskete	460	Geläuterten Salpeter 3 Centner 10 Pfund.	
Hellebarden und andere Waffen .	4.626		
Piken- und Sprungstöcke	1.212		
Ledige Pikenstangen	48		

Pech, Centner	664	Sturmfässer jedes 50 Pfund	46
Lunten, „	262	Batterienägel	1.016
Pechkränze	63.000	Pechpfannen	10
Feuer- und Pechtonnen	569	Pulverflaschen	38
In Pech getränkte Schindel zur Beleuchtung der Gräben 146 Wagen voll.		Spiegel zu Haubitzen	312
		Lämeisen (?)	1.026
		Kohlen, Stüber	136
Baumseile, Stücke	17	Blei, Centner	319

Aus den 319 Centnern Blei sind gegossen worden:

Doppelhakenkugeln	165.300
Musketenkugeln	258.300
Drahtkugeln	5.250
Zusammen	428.850

Von dem Feinde zerschossen oder sonst ruinirt wurden:

Ganze Karthaunen	11
Türkische Karthaune, die schon früher im Zeughause vorhanden war	1
Doppelte Schlangen	5
Halbe „	14
Ganze „	4
Quartierschlangen	26
Halbe Schlangen	1
Falkoneten	6
Lange Feldschlange	1
Kurze Regimentsstücke	2
Doppeltes Falkonet	1
100 pfündiger Pöller	1

Personen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Uebersicht der Abbildungen.

(Die dem Texte vorgesetzte Zahl ist die Nummer der Lieferung, in welcher sich die Abbildung befindet; die hinten stehende Zahl bezeichnet die Seite des Werkes, vor welcher die Illustration einzuschalten ist.)

Druck von Adolf Holzhausen in Wien.



Die Belagerung von Wien und die Entsatzschlacht am 12. September 1683 aus der Vogelschau.

Nach einem Kupferstich von R. de Hooghe.

Erklärung der Ziffern- und Buchstabenbezeichnung.

Innere Stadt und ihre Vorwerke.

1 Rothenthurm.
2 Rothenthurm-Vorwerk.
3 Hasenravelin.
4 Ravelin beim Arsenale.
5 Neues Thor-Bollwerk.
6 Kaiserliches Arsenal.
7 Schotten-Bollwerk } mit ihren Cavaliers.
8 Mölkerhof- „ } mit ihren Cavaliers.
9 Löwel- „ } mit ihren Cavaliers.
10 Burgthor.
11 Burg-Bollwerk mit Cavalier.
12 Kaiserliche Residenz.
13 Neu angelegte Vertheidigungsabschnitte.
14 Kärntnerthor-Bollwerk und Cavalier
15 Kärntnerthor.
16 Braun-Bollwerk und Cavalier.
17 Stuben-Bollwerk und Thor.
18 Ausgefüllte Festungsgräben.
19 Bürger-Bollwerk nebst Cavalier.
20 Biber-Bollwerk.
21 Ravelins und andere in die Luft gesprengte Vertheidigungswerke.
22 Contreescorpe.
23 Ausfälle der Belagerten und Zerstören der feindlichen Minen, Batterien ꝛc. ꝛc.
24 Die Stefonskirche.
25 Se. Excellenz Graf v. Starhemberg.
26 Commandeur Kielmannsegg.
27 Paläste, Kirchen ꝛc., auf denen Batterien errichtet woren.
28 Abgebrannte Donaubrücke.
29 Ruinen der Leopoldstadt.
30 Brigittenau.
31 Am Tabor.

Die Umgebung Wiens und die Aufstellung der Truppen.

A Graf Taaffe mit seinen Dragonern.
B Brandschiffe.
C Donau-Brückenkopf.
D Angriff der Türken am Tabor.
E, F Unterstützung dieses Angriffes durch 15.000 Mann.
G Genommene Kanonen, Kameele, Standarten ꝛc.
H Der Pascha von Warasdin.
I Begüſs und Murſſus der Tataren.
K Verbrannte und verwüstete Dörfer und Schlösser ꝛc.
L Fürst Lubomirski verfolgt die fliehenden Türken.
M Deutsche Dragoner und Kürassiere.
N Tököli mit den fliehenden Rebellen.
O Die Donau.
P Der Wienfluß.
Q Das Lager des Janitscharenaga bei der Favorita mit seinen Laufgräben, Minen ꝛc.
R Das Lager von Bostandschi und Hussein Pascha in Conradswörth mit seinen Laufgräben, Minen ꝛc. ꝛc.
S Verbrannte und zerstörte türkische Galerien, Batterien ꝛc. ꝛc.
T Laufgräben, Minen, Stürme des Pascha von Cerigo und Anatolien.
V Lager des Großwesirs.
W Große türkische Batterie.
X Mortiers und Bombenkessel.
Y Oefen zum Glühendmachen der Kugeln.
Z Lager des Beg von Albonien und Pascha von Candia.

Rechter Flügel.

a König von Polen durchbricht mit seinen Hußaren.
b Die geschlagenen Türken fliehen bis an die Schwechat und Fischa.
c Der Prinz von Polen, Potocki und Opacki mit 2000 Kosaken.
d Sapieha, Menzinski und Stohlnikwicki mit den Litthanern.

Linker Flügel.

e Herzog von Lothringen.
f Prinz Ludwig von Baden, Montecuculi, Dünewald, Waldeck ꝛc. ꝛc.
g Herzog von Baireuth, Styrum, Caprara ꝛc.
h Geschütze der Verbündeten.
i Kurfürst von Sachsen, Herzog von Gotha, Prinz Croy, Trauttmansdorff, Mansfeld, Souches ꝛc. ꝛc.
k Kurfürst von Baiern, Graf Castel, Degenfeld ꝛc. ꝛc.
l Kreisvölker.
m Nußdorf.
n Klosterneuburg.
o Kahlenberg.
p Wienerwald.
q Mauerbach.
r Kaiserl. Geschütze.
s Schneeberg.
t Purkersdorf.
u Laxenburg.



Wien von Türken belagert den 4/14. Juli, von Christen entsetzt den 2/12. September Anno 1683.

Nach einer vom kurfürstlich sächsischen Artillerie-Hauptmann und Ingenieur Daniel Hüttinger verfaßten Zeichnung.



Die Beschießung Wiens.

Ein Handschreiben des Kaisers Leopold I.



Grundriß der Insel Schütt nebst den Ansichten von Preßburg, Raab, Comorn, Gran, Martinsberg und Dotis.

Nach einem Kupferstich von Hipschman.



Abbildung der Kays: Haubt-und Residentz Stadt Wienn in Osterreich/ wie sie vom Türckischen Groß-Vezier den 14. Julij belägert/ folgends durch die Kayserl. und dero hohen Alyrten Waffen glücklich entsetzt worden/ den 12. Septembris A°. 1683.

Lerebf:

Nach einem Kupferstiche eines gleichzeitigen Flugblattes.







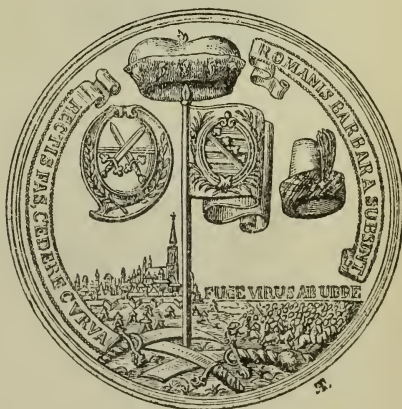












Medaillen aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683.





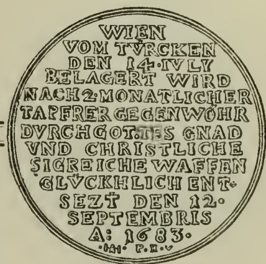










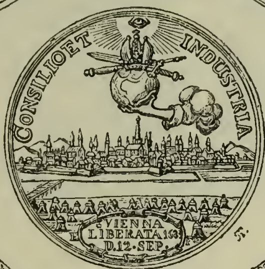


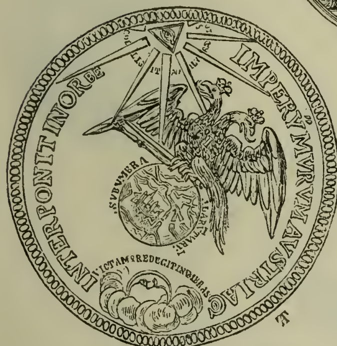
Medaillen aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683.

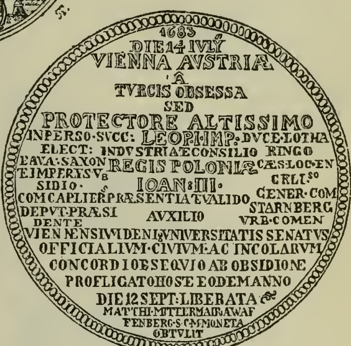




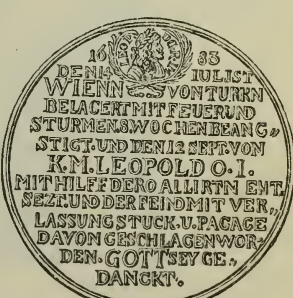




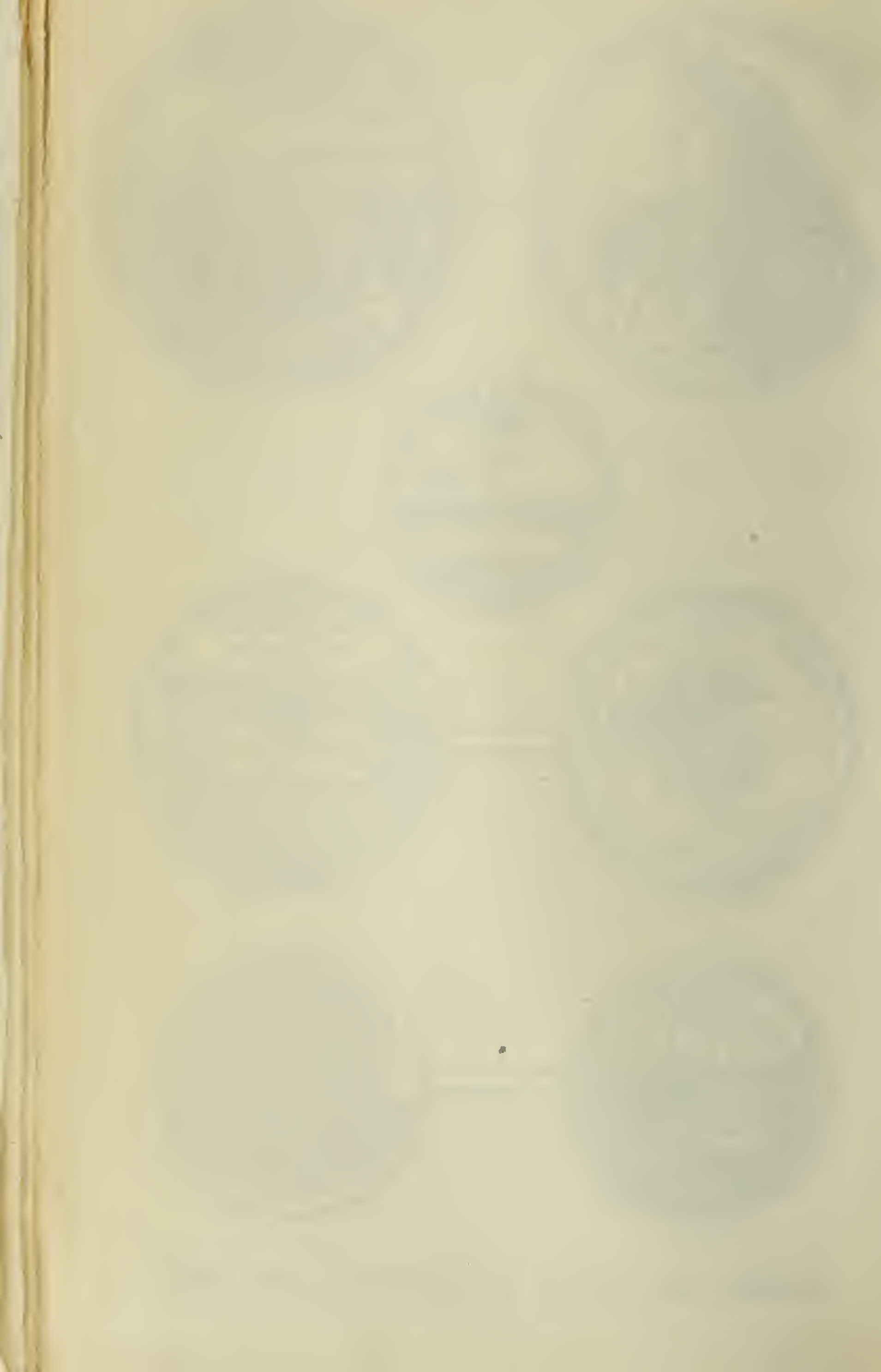








Medaillen aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683.



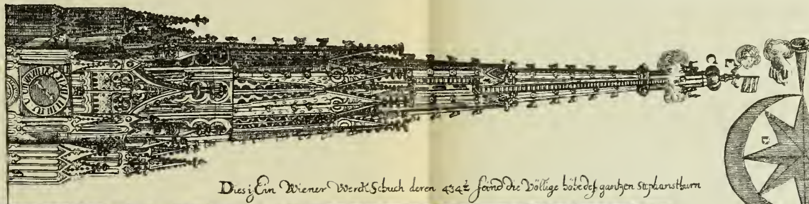




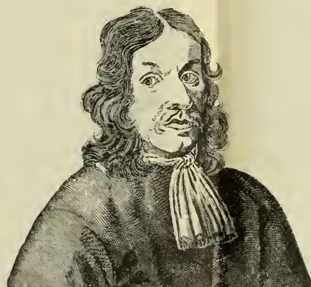


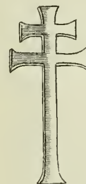


Medaillen aus der Zeit der Türkenbelagerung 1683.



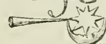








Wahre Abbildung
Der Jenigen so den Mondschein künstlicher Weiß von St: Stephans Thürn zu Wien herabge,
nohmen und daß Neü gemachte Spanische Creütz hinggegen widerümben hinauffgesetzet haben, So geschehen im Jahr da die
Königs: Haupt v. Residentz Statt Offen von Ihr Röm: Kays: Mt. Leop: pri mit Stürm erobert war. Anno 1686 am 2 Sept.
An heut als den 14 Sept: ist dieß Creutz mit grosser Solenitet hinauff gesetzet werden







Die Belagerung und der Entsatz der Haupt- und Residenzstadt Wien.

Nach einem Kupferstiche einer gleichzeitigen Relation.

PIANTA DELLA CITTA DI VIENNA
ASSEDIATA DALL'ARMI OTTOMANE
COMANDATE DA CARÁ MUSTAFÁ PRI VISIR
LI XIV LUGLIO MDCLXXXIII
DIFESA DAQUELLE DI S.M.C.
SOTTO LA DIRETTIONE ET ASSISTENZA
DEL GENERAL STAREMBERG COMANTE
LIBERATA DALL' ARMATA CHRISTIANA
RIMASTA VITTORIOSA SOTTO IL COMDO
DELLA MAESTÁ DEL RE DI POLONIA
GLI XII SETBRE MDCLXXXIII

SCALA DI PASSI VENETI 1000

DANVBIO

Plan der Belagerung von Wien.

Nach einem gleichzeitigen Flugblatte.



